www.e-rara.ch

Allgemeine Weltgeschichte

Cantù, Cesare

Schaffhausen, 1849-1861

Zentralbibliothek Zürich

Shelf Mark: Rn 238

Persistent Link: https://doi.org/10.3931/e-rara-24075

Zehnter Band.

www.e-rara.ch
Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Visual Library

Sp.
Rn 238. aK.

Allgemeine Weltgeschichte

von

Cäsar Cantu.

Nach der siebenten Originalausgabe

für das

katholische Deutschland

frei bearbeitet von

Dr. J. A. Mor. Brühl.

Zehnter Band.

Schaffhausen.
Verlag der Hurter'schen Buchhandlung.
1861.

Allgemeine Geschichte

der

Neueren Zeit

von

Cäsar Cantu.

Nach der siebenten Auflage des italienischen Originals

frei bearbeitet

von

Dr. J. A. Mor. Brühl.

Zweiter Band.

Schaffhausen.
Verlag der Hurter'schen Buchhandlung.
1861.

BIBLIOTHEK
DER
CANTONAL=
LEHR=
ANSTALTEN
ZU
ZÜRICH.

Fünfzehntes Buch.

Dritte Abtheilung.

Der Neuern Geschichte

Erstes Buch. Dritte Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Deutschland und der Dreißigjährige Krieg.

Ferdinand I.

Hatte die Reformation alle Länder, in welche sie eingedrungen war, unterwühlt oder doch beunruhigt, so mußte das Land, das ihre Geburtsstätte gewesen, von diesen Wirren am meisten heimgesucht werden. Karl V hatte seine Erbstaaten mit seinem Bruder Ferdinand getheilt, welcher, König von Ungarn durch seine Gemahlin, und von Böhmen durch Wahl geworden, sich bestrebte, in beiden Ländern vermittelst der Einschränkung der Privilegien die königliche Macht zu befestigen. Johann Zapolya hatte, wie früher berichtet worden*), den ungarischen Thron dem Kinde Johann Sigismund unter der Regentschaft seiner Mutter Isabella und des Georg Martinuzzi hinterlassen (1540). Dieser Letztere, Bischof von Großwardein, ein durch hervorragende Eigenschaften ausgezeichneter, zugleich sehr ehrgeiziger Mann, hatte dem jungen Könige seine Krone zu erhalten vermocht, aber allerdings nur dadurch, daß er zuletzt Ungarn als Vasallenstaat der Pforte unterwarf. Ferdinand seinerseits nahm aber gleichfalls keinen Anstand, um König von Ungarn zu heißen, sich zum Tributpflichtigen des Erbfeindes der Christenheit zu machen. Der Sultan benutzte diese Verhältnisse, um den jungen König mit seiner Mutter nach Siebenbürgen zu verbannen und Ungarn mit seinem Reiche zu vereinen. Martinuzzi, der in Siebenbürgen nicht so unumschränkt herrschen konnte, wie er wollte, verständigte sich mit Ferdinand und ver-

---

*) Bd. IX, S. 276.

half ihm dazu, dieses Land und Ansprüche auf die ungarische Krone zu erlangen, wie er ihm überhaupt fortan im Kriege wie im Frieden erhebliche Dienste leistete. Diesen Diensten verdankte Ferdinand, daß er endlich Ungarns Krone für in seinem Hause erblich erklären konnte, so daß der Landtag nur noch die Wahl der Person haben sollte (1547). Martinuzzi erhielt zur Belohnung den Cardinalshut; als er aber dann sah, daß Ferdinand, von den deutschen Angelegenheiten in Anspruch genommen, nicht an die Vertheidigung Ungarns gegen die Türken dachte, bot er als Statthalter von Siebenbürgen die Einwohner dieses Landes gegen den Feind auf und mahnte zugleich aufs dringendste den König um Hülfe. Der österreichische General Castaldo, welcher dem Angriff des Paschas von Ofen und Belgrad begegnete, faßte indessen den Argwohn, Martinuzzi stehe in heimlichem Einverständniß mit den Türken und verschaffte sich von Wien entsprechende Verhaltungsbefehle. Er ließ den Cardinal ermorden (1551). Julius III, überzeugt, daß die That auf bloßen Verdacht hin oder gar aus Verlangen nach dem dem Cardinal zugeschriebenen Reichthum und nicht ohne Wissen des Königs geschehen, hielt demselben das von ihm dem Ermordeten, bei dessen Vorschlag zum Cardinalat, gespendete große Lob vor und verhängte über ihn den Bann. Da der König sich dem Spruche unterwarf und Karl V beim heiligen Stuhle Fürbitte einlegte, wurde später der Bann wieder von ihm genommen. Inzwischen hatte sich Siebenbürgen empört und von der österreichischen Herrschaft frei gemacht; Ungarn konnte Ferdinand nur als Lehen der Pforte behaupten.

Böhmen ward durch energische Maßregeln zum Gehorsam gebracht. Als Ferdinand jedoch den Erzbischof von Prag wieder einsetzte und ohne Zustimmung der Stände ein Heer zur Unterstützung seines Bruders gegen den schmalkaldischen Bund aufstellte, erhoben sich die Calixtiner gegen ihn. Aber die Mühlberger Schlacht machte sie verzagt, während Ferdinand ihre Unbotmäßigkeit mit Strenge ahndete. Er ließ Prag mit Kriegsvolk besetzen, dessen ungeachtet brach bei seinem Einzuge ein heftiger Aufstand aus. Derselbe ward mit Waffengewalt gebrochen, und Ferdinand entbot die um Gnade flehenden Bürger auf's Schloß. Ihrer viele und die Rathsherren fanden sich ein; sie wurden gefangen gehalten, bis sie alle Urkunden über die mit dem gefangenen Kurfürsten von Sachsen geschlossenen Bündnisse,

ihre Freibriefe und Privilegien abgeliefert, die Einkünfte und Zölle der Stadt zur Verfügung des Königs gestellt hatten. Wie Prag unterwarfen sich die andern Städte; allen wurden schwere Geldbußen auferlegt und die Freibriefe genommen, die sie jedoch später für Geld und gute Worte wieder erhielten. Den Anstiftern und vornehmsten Theilnehmern des Aufstandes ward der Prozeß gemacht. Zwei Edle und zwei Prager Rathsherren wurden enthauptet, acht Bürger von Prag gestäupt und des Landes verwiesen (1547). Der hierauf gehaltene Landtag erweiterte und befestigte die Rechte der Krone; jedoch gegen eine Bestimmung, nach welcher der König als Erbherr anerkannt werden und berechtigt sein sollte, noch bei Lebzeiten seinen Erben krönen zu lassen, erhoben die Pikarditen oder strengen Husiten den Einspruch, sie könnten nur Christum für ihren Erbherrn halten; zugleich erinnerten sie daran, daß der König bei seiner Erwählung ausdrücklich das Wahlrecht der Stände anerkannt hatte. Ferdinand behauptete dagegen, daß er nach dem Erbrechte seines Hauses und seiner Gemahlin zur böhmischen Krone gelangt sei, erklärte jenen bei seiner Erwählung ausgestellten Revers für nichtig und ließ die bestrittene Verordnung in die Landtafel eintragen. Darauf erging, auf Grund der schon früher gegen die Pikarditen erlassenen Gesetze, ein strenges Mandat, daß alle Kirchen im Königreiche in ihren vorigen Stand zurückkehren, je nachdem sie früher mit katholischen oder utraquistischen Geistlichen besetzt gewesen wären, und daß hiernach die Pikarditen sich zu einem dieser beiden anerkannten Bekenntnisse zu halten hätten. In Folge dessen wanderte ein großer Theil dieser Schwärmer nach Polen, wo unter den Jagellonischen Königen völlige Religionsfreiheit herrschte. Da Ferdinand auch erkannte, daß bei dem Aufstande weit mehr bürgerliche als kirchliche Gährungsstoffe wirksam gewesen, ließ er nicht nur die Magistrate aller Städte erneuern, sondern auch jedem derselben einen königlichen Richter vorsetzen, außerdem erhielt jede der beiden Pragerstädte einen Stadthauptmann. So wurde die österreichische Herrschaft in Böhmen durch den Versuch, sie zu stürzen, nur noch stärker befestigt; doch aber gelang es erst einem zweiten Ferdinand, den kirchlichen und politischen Freiheitsgeist der Böhmen zu brechen. Für jetzt war derselbe nur gebeugt.

Nach der Entsagung seines Bruders (1556) nahm Ferdinand den Kaisertitel an, ohne aber von Paul IV anerkannt zu

werden, weil die kaiserliche Krone in die Hände des Papstes, der sie allein verleihe, zurückgegeben und ohnehin die Hälfte der Kurfürsten durch ihren Abfall von der Kirche des vom Papste verliehenen Wahlrechts verlustig geworden sei. Auch daß er den gegen göttliches und menschliches Recht streitenden Religionsfrieden bewilligt, vergab ihm Paul nicht, so lange er lebte. Erst von dessen Nachfolger, Pius IV, erlangte Ferdinand Anerkennung; er war dafür ernstlich bestrebt, den religiösen Wirren ein Ende zu machen und verlieh den Beschlüssen des Trientner Conzils das Siegel der kaiserlichen Bestätigung. Auf kurze Zeit setzte er durch, daß den Laien in Oesterreich der Kelch im Abendmahl bewilligt ward. Im Uebrigen hemmte er in seinen Erbländern die Verbreitung des Lutherthums; im Reiche hatte er nicht die Macht dazu, und seinen Söhnen schärfte er noch in seinem letzten Willen († 1564, 23. Juli) die Aufrechthaltung des katholischen Glaubens ein. „Seitdem man im heiligen Reich deutscher Nation — so hatte er noch während der Verhandlung des Religionsfriedens urkundlich niedergeschrieben — und anderswo von Religion und Glauben gefallen, den Gottesdienst, Kirchen, Religion und Klöster zerstört, die Kruzifixe gestürmt, die Sakramente und Heiligen verachtet, desgleichen die guten Werke und allen Gehorsam und gute Sitten von sich gethan, habe Gott wunderbarlich gestraft in viel Wege und Gestalt. Da die Protestanten gar nicht einig noch einhellig seien, sondern zwischen ihnen selbst unterschiedlich, uneinig und zertrennt, so daß sie selbst nicht läugnen könnten, vielerlei Glauben zu haben, obwohl es doch nur einen einigen Glauben geben könne, so könne der Gott der Wahrheit bei denselben nicht sein. Hochmuth, Hoffart und Vorwitz sei es, seine Voreltern zu verachten und sich selbst höher zu stellen. Die Protestanten widersprächen darin sich selbst, daß sie behaupteten, in Glaubenssachen Niemandem Gehorsam schuldig zu sein, und dennoch in Glaubenssachen von ihren Unterthanen, auch gegen derselben Wissen und Willen, Gehorsam forderten, ja noch dazu fremde Unterthanen zu ihrer Religion zu dringen und von ihrer Obrigkeit abfällig zu machen suchten. Sie sagten zwar selbst, der Glaube sei eine Gabe Gottes, und daß man Niemand dazu oder davon dringen oder zwingen solle. Dennoch gestatteten sie ihren katholischen Unterthanen die Ausübung ihres Gottesdienstes und ihrer Ceremonien nicht, zwängen Non-

nen und Pfaffen, ihre Ordnung und Habit zu verlassen und ihre Gelübde zu brechen."

Maximilian II. 1564—76.

Sein ältester Sohn, bereits König von Böhmen und römischer König, und Nachfolger im Reiche unter dem Namen Maximilian II, war einsichtsvoll und redlich, liebenswürdig und bei aller Tapferkeit friedliebend. Den innern Frieden im Reiche suchte er durch Mäßigung zu erhalten, wobei er übrigens eine durch Jugendeindrücke festgewurzelte Vorliebe für den Protestantismus so wenig verbarg, daß die Protestanten auf seinen Uebertritt hofften. Aber als Kaiser erkannte er für ein Gebot der Staatsklugheit, sich an die alte Kirche zu halten, auf welche auch Familienverbindungen ihn hinwiesen, nämlich als Schwager Philipps II, der sich auch mit einer seiner Töchter, der Verlobten des Don Carlos, vermählte, und als Schwiegervater Karls IX von Frankreich; auch seine beiden Brüder, Ferdinand und Karl, welche Tyrol und Vorderösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain erhalten hatten, waren eifrig katholisch. Die gegenseitige Gehässigkeit der Lutheraner und Calvinisten und ihr theologisches Gezänk mag gleichfalls dazu beigetragen haben, ihn in spätern Jahren der alten Kirche wieder näher zu bringen. Gleichwohl machte er dem protestantischen Adel in seinen Erblanden das Zugeständniß der Bewilligung von Religionsfreiheit für sich und seine Grundholden; die Städte erlangten dann dieselbe Einräumung, und zudem noch gewährte er den österreichischen Protestanten unter dem Namen der Kirchendeputation ein eigenes Kirchenregiment.

Im Reiche aber konnte er nicht verhindern, daß der s. g. „geistliche Vorbehalt" im Augsburger Religionsfrieden — die den Prälaten aufgelegte Verpflichtung, bei Strafe der Amtsentsetzung in ihrer Kirche zu bleiben — neue Keime der Zwietracht und der Rechtsverletzung zeitigte. Einen Antrag der protestantischen Stände, diese ihnen sehr unbequeme Bedingung aufzuheben und in den Ländern der geistlichen Stände die Religion freizugeben, auf dem im Jahr 1566 gehaltenen Augsburger Reichstag, wies Maximilian zurück. Man begann darum, die betreffenden Bestimmungen des Religionsfriedens zu umgehen. Da nämlich die Landeshoheit mehr und mehr in völliges Eigenthum sich verwandelt hatte und auch bei der Erbfolge nach dem gemeinen Rechte

des Eigenthums behandelt wurde, begann mit der Zersplitterung der Reichslehen und Erbe unter die Nachkommen des Erblassers die Fürstenmacht selbst in Verfall zu gerathen. Nur die eigentlichen Kurlande, nicht aber die weiteren Besitzungen eines Kurfürsten waren durch die goldene Bulle gegen Theilung unter mehrere Söhne geschützt. Dies veranlaßte endlich einzelne fürstliche Häuser, Bestimmungen aufzustellen, welche dazu dienen sollten, die Hausmacht zusammenzuhalten; dann wirkte Kaiser Maximilian II darauf hin, daß einzelne Geschlechter sich zur Einsetzung des völligen Primogeniturrechts entschlossen. Einstweilen war es schon Uebung geworden, einem nachgebornen Sohn zur Abfindung ein geistliches Fürstenthum zu verschaffen. Während nun aber der geistliche Vorbehalt dies für die protestantischen Fürsten erschwerte, machten die aufkommenden bestimmteren Erbgesetze eine solche Versorgungsanstalt für die jüngern Söhne um so wünschenswerther. Zudem hätten einige Inhaber von Bisthümern gar gern aus denselben weltliche Fürstenthümer gemacht. Die protestantischen Fürsten behaupteten, daß die Bisthümer von den alten Kaisern und Fürsten vornehmlich zum Unterhalte der hohen Geschlechter gestiftet und nun durch den geistlichen Vorbehalt ihren Kindern unerreichbar seien. Dazu schließe derselbe „dem Könige der Ehren die Pforten, daß er seinen Einzug nicht halten könne". Ferdinand und Maximilian sahen aber sehr wohl ein, daß wenn die deutschen Bisthümer nach und nach Anhängsel der protestantischen Fürstenthümer werden sollten, der ohnehin schon so sehr geschwächten Kaisermacht aller Boden entzogen würde. Aber trotzdem und obwohl der Buchstabe des Religionsfriedens so offenbar für die katholische Ansicht sprach, daß selbst protestantische Beisitzer am Reichskammergericht zu Gunsten derselben entschieden, kamen doch die meisten norddeutschen Bisthümer nach und nach in die Hände protestantischer Fürsten. „Schon früher war es geschehen, daß Bischöfe, welche sich selbst der Reformation hinneigten, den Ausweg trafen, in der Domkirche, dem Mittelpunkte ihres Stifts, den katholischen Gottesdienst zu hegen und so als geistliche Würden- und Lehensträger fortzubestehen, außerdem aber der Verbreitung evangelischer Lehre jede Nachsicht zu gewähren. Die Verwirrung der Zeit brachte es mit sich, daß man sich anderseits häufig auch mit solchem Scheine begnügte, als bewahre der Bischof den alten Glauben und daß nur seine Verheirathung als vollständiger Beweis seines Abfalls

galt. Man übersah es, daß einzelne Domherren zur neuen Kirche übertraten, weil ihr Bischof selbst sie nicht rügte. Ueberhaupt war auch durch den Religionsfrieden in dem Falle, daß der Bischof seine Religion änderte, nicht geradezu geboten, sondern nur gestattet, einen neuen, der alten Kirche ergebenen Bischof zu erwählen. Konnte nun ein mächtiger, einem Stiftslande benachbarter Fürst, besonders wenn er ein Schirmrecht in demselben besaß, Einfluß auf ein solches halbevangelisches Domkapitel gewinnen, so ließ es sich leicht bewegen, bei einem Erledigungsfalle irgend einem seiner nachgebornen Prinzen seine Stimme zu geben. Dieser führte natürlich nicht mehr den Namen eines Bischofs, sondern hieß jetzt Administrator und er wurde als der weltliche, gefürstete Verwalter des Stifts angesehen, wobei sich das Domkapitel seine alten Rechte und Einkünfte vertragsmäßig vorbehielt. — Da nun schon früher erwählte Bischöfe unter dem Namen von Administratoren vor der Confirmation die Regierung mit Bewilligung des Kapitels übernommen hatten — allerdings mit dem Vorbehalte der zu gewährenden päpstlichen Admission — so schien jene Form dem Herkommen nicht zu widersprechen. Die Admission erfolgte anfangs zuweilen oder wurde durch die kaiserliche Lehensgewährung — besonders unter Max II — ersetzt. So verlor der „geistliche Vorbehalt" Kraft und Bedeutung. Und da die Landstände des Stifts gewöhnlich schon der Mehrzahl nach die evangelische Religion angenommen hatten, so vermochte ein kühner Administrator sich auch ohne Admission und Lehensgewährung zu behaupten. Obgleich nun dazwischen auch die katholische Partei zuweilen wieder mit der Einsetzung eines Bischofs ihrer Religion durchdrang, so ging doch schon in der ersten Hälfte von Rudolfs II Regierung eine bedeutende Zahl von reichsfreien Bisthümern den Katholiken völlig verloren*). Man ging aber nun einen Schritt weiter. — Wie schon erwähnt, hatten mächtige protestantische Fürsten, unter denen sich Kurbrandenburg und Kursachsen hervorthaten, in den von ihren Gebieten umschlossenen Bisthümern, wenn sie nur aus irgend einem Grunde (Landstandschaft, Heerfolge, Besteurungsrecht ꝛc.) eine Art von Landesherrlichkeit ansprechen konnten, in den Stifts-

*) Die Bisthümer Magdeburg, Bremen, Verden, Lübeck, Osnabrück. Razeburg, Halberstadt und Minden. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. IV, § 503.

anden die Reformation mit Zwang eingeführt, die Kapitel, wenn diese auch eine Zeit lang die Stiftsregierung behielten, verpflichtet, bei der Bischofswahl nicht von den Prinzen ihres Hauses abzugehen, oder selbst Administratoren nach Willkür eingesetzt, bis endlich, wenn ein solcher prinzlicher Administrator zur Landesregierung gelangte, das Stift zum völligen Hausbesitz ward, das Kirchenregiment aber dem landesherrlichen Konsistorium unterstellt ward. — Dadurch aber, daß ein Landesherr auch in einem benachbarten, völlig reichsfreien Stifte einen seiner Prinzen von dem Kapitel, auf das er sich unbedingten Einfluß bewahrte, meistens schon im Knabenalter postuliren — vorauswählen — ließ, und mit dem Kapitel Verträge schloß, in der Wahl stets bei seinem Hause zu bleiben, so ward ihm auch hier der Weg zur spätern Besitznahme angebahnt, wie sie denn im Westfälischen Frieden auch erfolgte"*). — So nahm das Streben, Bisthümer, Abteien, reiche Klöster und andere geistliche Besitzungen „einzuverleiben", immer zu. Während sich die katholischen Fürsten begnügten, ihre nachgebornen Söhne einfach bei den gewöhnlichen Stiftswahlen ꝛc. durchzusetzen — obgleich ausdrücklichen Bestimmungen des Tridentiner Conzils zuwider mehrere Pfründen auf Einen häufend —, fuhren die Protestanten sehr eifrig fort, ihre minderjährigen Prinzen als Administratoren zu versorgen, oder geistliche Stifter mit ihren Gebieten völlig zu vereinigen. Ueber die kleinern geistlichen Besitzthümer, Abteien u. dergl., verfügten die protestantischen Fürsten auf kürzerem Wege kraft des jus sacrorum, welches berechtigte, den Unterthanen die Religion des Landesherrn vorzuschreiben. Die Ausübung dieses Rechtes that dem Gewissen der Unterthanen Gewalt an; so wurde die Pfalz erst calvinisch, dann lutherisch, hierauf wieder calvinisch gemacht. Insbesondere war es jedoch jene Umgehung des geistlichen Vorbehalts, wodurch die ganze Reichsverfassung bedroht wurde. Die geistlichen Fürstenthümer bildeten nämlich nebst den freien Reichsstädten ein nothwendiges Mittelglied zwischen dem Kaiser und den weltlichen Fürsten. Denn jene geistlichen Fürsten pflegten sich, schon ihrer Stellung nach und da bei ihnen das Sonderinteresse wegfiel, welches die

---

*) Dr. G. W. Bensen, Das Verhängniß Magdeburgs. Eine Geschichte aus dem großen Zwiespalt teutscher Nation im 16. und 17. Jahrhundert. Schaffhausen, 1858. D. B.

Erblichkeit des Besitzes erzeugte, enger an den Kaiser zu schließen und daher dessen Macht zu stärken. Wurde aber dieses Mittelglied geschwächt oder gänzlich zerstört, so mußte das Kaiserthum zu einem Schatten werden und Deutschland in eine Menge von machtlosen, unter sich zwistigen Staaten zerfallen, eine Beute der Mächtigen und des Auslandes, wie es denn auch gekommen ist. Ueberdies begreift sich, daß die Anhänger der alten Religion mit Erbitterung auf die Wirthschaft in den administrirten Bisthümern blickten, wo weltliche Domherren ihre Pfründen müssig verzehrten und junge Prinzen die für geistliche Zwecke bestimmten Einkünfte in prächtiger Hofhaltung und jeder Ueppigkeit verschwendeten. In einzelnen Fällen hatten solche Zustände schon dazu geführt, daß man zu den Waffen griff. Der Erzbischof Gebhard von Köln vermählte sich mit der Stiftsdame Agnes von Mansfeld (1583), aber da er trotzdem das Bisthum nicht aufgeben wollte, ward er von dem Prinzen Ernst von Bayern, den das Domkapitel an seine Stelle wählte, mit Gewalt vertrieben. Der Fall war wichtig genug, denn hätte der abgefallene Prälat sich zu behaupten vermocht, so wären vier von den sieben Kurfürsten protestantisch und damit schon das Haus Oesterreich von künftigen Kaiserwahlen ausgeschlossen gewesen. Aber Gebhard war calvinisch geworden, weshalb ihn die Lutheraner nicht unterstützten. Bereits hatten die Lutheraner in einer Versammlung zu Nürnberg (1560) die calvinistischen Sätze, welche sich in ihr System eingeschlichen, verdammt; der Kurfürst von Sachsen ließ die Dissidenten bis auf den Tod martern und eine Glaubensformel aufstellen, zu welcher jeder Unterthan bei Strafe der Verbannung sich bekennen mußte. Solcher Formeln tauchten eine Menge auf, aber dadurch wurden nur die Spaltungen größer, ohne daß der Religiosität und der Sittlichkeit dadurch aufgeholfen ward, vielmehr geriethen diese mehr und mehr in Verfall*).

---

*) Wilibald Pirkheimer, einer der edelsten Protestanten, äußerte sich scharf über das Betragen derer, „die sich evangelisch nennen". — „Wir hofften, die Römisch Buberei, desgleich der Münch und Pfaffen Schalkheit sollt gebessert werden; aber so man zusieht, hat sich die Sach also geärgert, daß die Evangelischen Buben jene fromm machen. Ich kann wohl gedenken, daß Euch solches zu hören fremd ist, wenn Ihr aber um uns wäret, und sehet das schändlich, bös und sträflich Wesen, so die Pfaffen und ausgelossen Münch treiben, wurd't Ihr Euch mit dem höchsten verwundern. Die vorigen haben uns mit Gleißnerey

Anderseits behaupteten die an Zahl zunehmenden Calvinisten ihre Theilnahme am Religionsfrieden, und alle diese Wirren machten die Reichstage mehr und mehr unbehülflich, ihre Verfügungen mehr und mehr unwirksam. Unter diesen Umständen nahmen auch die auswärtigen Verhältnisse des Reichs eine immer trostlosere Gestalt an. Wenn der Kaiser Reichshülfe wider die Türken begehrte, klagten die Protestanten über verweigerte Gleichstellung der beiden Religionen, und auch die katholischen Stände, im Punkte der Knauserei das Beispiel ihrer Gegner nachahmend, gaben so wenig als möglich. So ist nur zu wundern, daß Deutschland nicht eine Beute der Ungläubigen wurde, und wie sein Vater mußte auch Maximilian dem Sultan einen jährlichen Tribut von 300,000 Goldgulden zahlen, obgleich er einen nicht ganz unglücklichen Krieg wider denselben führte.

Rudolf II. 1576—1612.

Sein Sohn und Nachfolger, Rudolf II, in Spanien erzogen, war dem Protestantismus entschieden abgeneigt. Er bestätigte zwar dem erbländischen Adel Augsburgischer Confession die von seinem Vater erlangte Religionsfreiheit, in den Städten jedoch wollte er die evangelischen Geistlichen nicht dulden, den Bürgern nicht gestatten, die evangelischen Kirchen der Herren zu besuchen. Als die Stände dagegen Vorstellungen erhoben, ließ Rudolf zu Wien und in den übrigen Städten die protestantischen Kirchen und Schulen schließen und gebot allgemeine Rückkehr zur katholischen Religion oder Räumung des Landes. Ein anderes Edikt verbot den Städtern zusammenzutreten und Bittschriften abzufassen. Diese Maßregeln ließ Rudolf in Oester-

---

und Listigkeit betrogen; so wollen die jetzigen öffentlich ein schändlich und sträflich Wesen führen, und dabei die Leut mit gesehenden Augen blind reden und sagen: man kann sie aus ihren Werken nit urtheilen, so uns doch Christus ein anders gelehrt hat, und obwohl die guten Werke nit leicht erkannt können werden, so aber einer böslich und sträflich handelt, zeigt er damit an, daß er kein Bidermann ist, er zieh sich gleich auf den Glauben, wie er will, dann an die Werk ist der Glaub todt, wie auch die Werke an den Glauben ꝛc." — S. diesen merkwürdigen Brief in Ernst Münchs Willibald Pirkheimers Schweitzerkrieg und Ehrenhandel mit seinen Feinden zu Nürnberg, nebst Biographie und kritischem Schriften-Verzeichniß. Basel, 1826. D. B.

reich durch seinen Bruder, den Erzherzog Ernst, den er daselbst als Statthalter eingesetzt — er selbst lebte gewöhnlich in Prag — ausführen; in Böhmen und Ungarn versuchte er später Aehnliches durchzuführen, doch geschah es mit minderer Strenge als in Oesterreich. Ungarn und Siebenbürgen, zwischen österreichischer und türkischer Herrschaft hin und hergerissen, wurden durch die politischen und kirchlichen Fehlgriffe jener in Gährung versetzt. Nach dem Tode des Johann Sigismund, welcher Oesterreich hatte weichen müssen, erwählte der siebenbürgische Landtag den Stephan Bathori, welcher der ungarischen Krone Treue gelobte. Zur polnischen Krone gelangt, überließ Bathori die siebenbürgische Woiwodschaft seinem Bruder Christoph, welcher dieselbe auf seinen Sohn Sigismund vererbte. Dieser brachte sich vom türkischen Joch frei und half auch Rudolf, die Türken zurückzutreiben. Er trat ihm sogar Siebenbürgen ab, doch als er versuchte, sich wieder in den Besitz des Landes zu setzen, ward er von dem Grafen Basta*) besiegt, der als Statthalter eingesetzt durch seine Tyrannei allgemeine Unzufriedenheit erregte. Zur Empörung entschlossen, verständigten sich die Siebenbürgen mit den Ungarn, welche durch die schlechte Regierung Rudolfs sehr feindselig gegen Oesterreich gestimmt waren. Dieser schwache, gutmüthige gelehrte Fürst, ein Antiquar, Astronom und Astrologe, aber kein Herrscher, beschäftigte sich in seinem Arbeitszimmer lieber mit dem Himmelsglobus und seinen kostbaren Kunst- und Raritätensammlungen**) als mit den Ange-

---

*) Geboren zu Rocca bei Tarent. Er diente unter dem Herzog von Parma in den Niederlanden. Er verfaßte den „Maestro di campo generale", Venedig, 1606, und „Governo della cavalleria leggiera", Frankfurt, 1612.

**) „Von Geschäften wollte er nichts hören, sie blieben in den Händen von Günstlingen oder Betrügern, die ihres Herrn Kassen leerten. Die Zeit, welche er dem Studium der Astronomie und Alchemie entübrigen konnte, brachte er im Marstalle zu. Dabei war er außerordentlich menschenscheu. Wenn Leute mit Geschäften zu ihm dringen wollten, während er oft Tage lang in Gedanken vertieft dasaß, oder seinen Malern und Uhrmachern zusah, gerieth er in Wuth gegen die Störer seiner Ruhe, und warf ihnen silberne Gefäße, oder was zur Hand war, an den Kopf. Noch in seinen spätern Jahren machte ihm das Fleisch viel zu schaffen. Er wechselte fast täglich mit ausgesuchten Schönheiten, deren keine sich lange in seiner Gunst erhielt, und selbst bei dieser Gelegenheit zeigte er

legenheiten seiner Länder, erschien nicht auf den Landtagen, sah allem unthätig zu oder ließ sich zu den unzweckmäßigsten und unklugsten Maßregeln verleiten. So fügte er den Verhandlungen eines Landtags, dem er untersagt, über irgend eine religiöse Angelegenheit zu verhandeln, einen Artikel hinzu, in welchem er alle Ansprüche der Protestanten als eitel und ihre Handelsweise als schmählich bezeichnete. Da warf sich der Magnat Stephan Botskai, Oheim Sigismunds von mütterlicher Seite, der die Klagen der Ungarn an den Hof gebracht und dort Mißhandlungen erfahren hatte, zum Führer einer Empörung auf, die anfänglich nicht gegen den Kaiser, sondern gegen seine gränzenlos habsüchtigen Offiziere gerichtet war. Der Großherr erkannte den Botskai als Fürst von Siebenbürgen und König von Ungarn an. Als (1605) die Nachricht von diesen Vorgängen in Prag einlief, gerieth Rudolph in solche Verzweiflung, daß er sich gar nicht mehr sehen ließ, sich mit dem Gedanken an Flucht nach München trug und Spuren von Wahnsinn zeigte. Nicht blos das Unglück in Ungarn, auch Mißtrauen gegen seine Brüder, namentlich gegen Erzherzog Matthias, seinen nächstältesten Bruder und Erben, da er unverheirathet war, verdüsterte sein Gemüth. Dieses Mißtrauen war auch nicht ungegründet, da die Prinzen des kaiserlichen Hauses wegen der Unfähigkeit Rudolfs an seine Entsetzung dachten; namentlich machte der ehrgeizige Matthias Umtriebe, den Kaiser zu verdrängen, welcher seinerseits, wie man glaubte, aus Abneigung gegen den Bruder das österreichische Erbe einem seiner Neffen, dem Erzherzog Ferdinand von der Steiermärker Linie, zuwenden wollte. Matthias hatte von den Holländern die angetragene Souveränetät angenommen und damit der Welt das Aergerniß gegeben, daß ein österreichischer Erzherzog an der Spitze von Empörern gegen sein eigenes Regentenhaus stand (1580). Zwar trat er wieder zurück, als er die Gefahren dieser Stellung erkannte, aber der Kaiser hielt ihn seitdem bei Seite und machte, daß ihm die polnische

---

sich so mißtrauisch, daß er die Mädchen vorher untersuchen ließ, ob sie keine verborgene Waffen bei sich führten." A. F. Gfrörer, Gustav Adolf, König von Schweden, und seine Zeit. — Auch zu vergleichen F. v. Hurter, Philipp Lang, Kammerherr Kaiser Rudolf II. Schaffhausen, 1851.

D. B.

Krone, nach welcher er strebte, entging. Von den Verhältnissen gedrängt, übergab ihm indessen Rudolf, nach dem Tode des Erzherzogs Ernst, die Statthalterschaft in Oesterreich und Ungarn, wo er den Krieg gegen die Türken mit Glück führte. Botskai's Rebellion brachte nun den lange bestehenden Groll im regierenden Hause zum Ausbruch. Matthias berief die Verwandten zu einer Versammlung, in welcher dem Kaiser Rudolf das Seniorat des Hauses abgesprochen wurde, „weil es leider zu offenbar wäre, daß seine kaiserliche Majestät wegen ihrer sich öfters erzeigenden, gefährlichen Gemüthsblödigkeiten zur Regierung der Königreiche des Hauses nicht tauglich sei"; auf Matthias, als den Nachältesten, ward dieses Seniorat übertragen. Darauf schloß derselbe mit Botskai Frieden, mit den Türken einen dreijährigen Waffenstillstand (1606). Aber der Kaiser, zürnend, daß Solches hinter seinem Rücken geschehen, verweigerte die Bestätigung und beruft einen Reichstag nach Regensburg, um dort die Geldmittel zur Truppenwerbung zu erhalten. Nun mußte Matthias weiter gehen und da die katholische Partei, auf welche er gerechnet, ihn im Stiche ließ, warf er sich den Protestanten in Oesterreich und Ungarn in die Arme. Auf einem Reichstage zu Preßburg bewilligte er (1608) alle Forderungen der Protestanten, entzog den Jesuiten ihre liegenden Güter, errichtete sogar ein Bündniß der ungarischen und österreichischen Stände, ließ die Herrschaft in Siebenbürgen, da Botskai inzwischen gestorben war, dem Sigismund Racoczi — nach dessen Rücktritt (1608) dem wilden Gabriel Bathori die Herrschaft von dem Calvinisten Bethlem Gabor streitig gemacht wurde, der auch, von den Türken unterstützt, Anerkennung erlangte (1613) —, sammelte dann ein österreichisches Heer und rückte mit demselben in Böhmen ein, die Entthronung Rudolfs verkündend. So bedrängt, sah sich dieser genöthigt (1608), Oesterreich, Ungarn, Mähren, sammt der Anwartschaft auf die böhmische Krone, an seinen Bruder abzutreten. Von diesem verlangten nun die österreichischen Stände zum Lohne für ihre Unterstützung Herstellung der Religionsfreiheit, wie sie unter Maximilian II bestanden. Da Matthias der Forderung auswich und den Huldigungseid ohne Bedingung verlangte, griffen die Stände zu den Waffen und riefen die deutschen Protestanten und die Ungarn kraft des Bündnisses, welches Matthias selbst abschließen geholfen, zum Beistand auf. Dem Erzherzog blieb

nichts Anderes übrig, als in einer sogenannten Kapitulationsresolution alle Forderungen zu gewähren. Das gleiche Zugeständniß erzwangen die Böhmen vom Kaiser. Von Matthias bedrängt, hatte er einen Landtag ausgeschrieben, den dringendsten Beschwerden abgeholfen und die Ordnung der Religionsangelegenheit versprochen; da er aber nach der Vergleichung mit seinem Bruder nicht alsbald dieses Versprechen erfüllte, errichteten die protestantischen Herren unter Führung des Grafen Matthias v. Thurn ein „Defensionswerk", an welchem sich die Schlesier betheiligten. Die dreißig zu Landesobersten erwählten Barone zwangen jetzt den Kaiser, in allen Punkten nachzugeben. Die Protestanten erhielten freie Religionsübung, ein eigenes Konsistorium, die Prager Universität die Erlaubniß, neue Kirchen und Schulen nach Bedürfniß anzulegen*). Die Urkunde, welche diese wichtigen Zugeständnisse enthielt, hieß der Majestätsbrief; einen solchen erlangten auch die Schlesier (1609).

Diese ihm durch die Schuld des Bruders widerfahrene Demüthigung konnte jedoch Rudolf nicht verschmerzen. Er veranlaßte den kriegerischen Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg und Passau, mit einem Heere in Böhmen einzurücken, um den abgedrungenen Majestätsbrief zu vernichten, dann Matthias zu bestrafen, an dessen Stelle der Bischof die Nachfolge in Böhmen erhalten sollte. Aber Matthias schöpfte Verdacht, obgleich der Plan geheim gehalten wurde, rüstete gleichfalls und unterhandelte um Beistand mit den deutschen protestantischen Fürsten. Es wurde zwar noch einmal eine Versöhnung vermittelt, doch blieb dieselbe mehr eine äußerliche: beide Theile verfolgten ihre Pläne versteckt weiter; plötzlich rückten die Bischöflichen in Oberösterreich, dann in Böhmen ein und besetzten Prag, obgleich der Kaiser ihnen auf Verlangen der Stände den Rückzug gebot. Nun waffneten auch die Stände und riefen Matthias herbei, während Rudolf, jetzt wieder kleinmüthig, die angeblich ihres Soldes wegen nicht abgezogenen bischöflichen Truppen ablöhnte, worauf Leopold zurückging. Matthias aber besetzte seinerseits Prag und ließ durch die Stände den in seiner eigenen Burg

*) Zu vergleichen über die Religionsstreitigkeiten in Böhmen A. Gindely, Böhmen und Mähren im Zeitalter der Reformation. I. Geschichte der böhmischen Brüder. Bd. II, 2. Hälfte. Prag, 1858.

D. B.

belagerten Rudolf des Thrones entsetzen. Von Alter und Gram gebeugt, mußte der Kaiser der letzten seiner Erbkronen entsagen, die dem Matthias aufs Haupt gesetzt wurde, nachdem er den Majestätsbrief beschworen (1611).

Inzwischen hatte der von Rudolf nach Regensburg ausgeschriebene Reichstag zwar stattgefunden (1608), aber derselbe ward von den protestantischen Ständen nur dazu benutzt, um ihre alten Pläne zu verfolgen. Ihr Führer war der calvinische Kurfürst Friedrich IV von der Pfalz, der von Heidelberg aus gar lebhaft intriguirte, um seiner Religionspartei das Uebergewicht in Deutschland zu verschaffen und Kursachsen aus der Führerschaft des deutschen Protestantismus zu verdrängen. Auf dem Reichstag verlangte die kurpfälzische Partei Bestätigung des Religionsfriedens, die katholischen Stände erwiderten, es bedürfe zwar einer solchen Bestätigung eines zu Recht bestehenden Vertrages nicht, doch wolle man sich dazu verstehen, wenn zugestanden würde, daß jedes, nach dem Passauer Vertrag widerrechtlich in Besitz genommene geistliche Eigenthum zurückerstattet werde, jeder Theil sich auf seinem Rechtsboden halte. Die Gegner wollten aber eben umstoßen, was hiedurch gewahrt werden sollte, der geistliche Vorbehalt nämlich, und so mißlang jeder Vermittlungsversuch des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark als Stellvertreter des Kaisers. Derselbe verlangte keine Hülfe, der Reichstag aber hatte zum Ergebniß, daß der pfälzische Kurfürst eine unter seiner Leitung stehende protestantische Union zu Stande brachte.

Union. 1608.

Den Vorwand gab die Ausführung der über die Reichsstadt Donauwörth verhängten Reichsacht und Besitznahme der Stadt durch Herzog Maximilian von Bayern, welcher durch Charakter, Geist und Frömmigkeit ausgezeichnete junge Fürst bereits Haupt und Stütze der katholischen Partei war*). Die Stadt hatte

*) Maximilian war der Erstgeborne (geb. 1573, 17. April) unter den zwölf Kindern des frommen, doch allzu prachtliebenden Herzogs Wilhelm V. „Der Knabe war höchst talentreich und voll von Leben, doch schüchtern und ungeachtet seiner Fröhlichkeit oft zum Tiefsinn geneigt. Daraus sollte sich der entschlossenste Charakter jener Zeit entwickeln. Die Erziehungsart des jungen Fürsten ist für jene Zeit so bezeichnend und in ihren Resultaten so entscheidend, daß wir sie hier etwas näher be-

gegen ein in ihren Mauern gelegenes Kloster Unbilden zugelassen und Genugthuung trotzig verweigert. Schon einige Jahre früher war auf Betrieb des Pfälzers eine Verbindung mehrerer luthe-

---

rühren müssen. — Bis zu dem 7. Jahr blieb Max in den Händen der Frauen, dann wurde er dem Wenzlaw Peträus, einem sanften Manne, guten Juristen und Theologen, zur Erziehung übergeben, wozu später noch ein eigener Hofmeister kam, Wilhelm Schluderer aus Lachen. Die Glaubenslehren und die Anfangsgründe der lateinischen Sprache machten den ersten Unterricht aus. Noch war Max nicht 10 Jahre alt, als auch sein jüngerer Bruder Philipp, bereits zum Bischof in Regensburg postulirt, denselben Lehrern übergeben wurde. Da entwarf der sorgsame Vater, besonders mit Zuziehung der Vorschriften Kaiser Ferdinands I, für seinen Sohn Maximilian einen ausführlichen Erziehungsplan. Die erste Grundlage für das Leben ist dem frommen Herzog wahre Gottesfurcht. Die fürstlichen Knaben sollten die Kirche regelmäßig besuchen und des Gottesdienstes warten, dem Messe lesenden Priester in der Andacht und im Dienste genau folgen, ihre Gebete zu den gehörigen Zeiten, nach dem Frühaufstehen, vor dem Essen, vor dem Schlafengehen mit Andacht sprechen. Der Eindruck, den Max hier gewann, blieb ihm auch als Mann, und mit seiner Frömmigkeit war es ihm immerdar voller Ernst. Demuth war der zweite Grundsatz. Stolz, Zorn, Unwillen sollte in den jungen Gemüthern unterdrückt werden; doch sei dabei scharf darauf zu sehen, daß die Zöglinge in keine furchtsame, verzogene Weise getrieben werden, „da ihre künftige Bestimmung" Ernst, Tapferkeit und ein männlich Gemüth erfordere. Streng sollte aller Hochmuth ausgetrieben werden, damit sie gegen ihre von Gott gegebenen Unterthanen*) ein liebreiches und wohlwollendes Gemüth tragen und sich stets erinnern, daß sie nicht über leibeigene Knechte der Heidenzeit, sondern über Christenleute gesetzt seien. Die Tagesordnung war einfach, jedoch genau bestimmt, damit sie den Werth einer regelmäßigen Zeitverwendung kennen lernten. Doch fehlte es nicht an Feierstunden, wo sie die Eltern besuchen konnten, nicht an Leibesübungen, dem Alter angemessen, überhaupt nicht an Erholungen, zumal da mit den Prinzen zu-

*) Ueber das Königthum von Gottesgnaden hat der Herzog eine eigenthümliche Interpretation. Er gebietet dem Peträus, den Prinzen zu lehren: daß Fürsten und Obrigkeiten von Gott geordnet seien, seinen wahren Dienst und die wahre unverfälschte Religion zu schützen, die Unterthanen nach Recht und Billigkeit zu regieren, Frieden und Ruhe zu erhalten, und jedermann um Gottes Willen zu helfen und zu rathen, indem sie an seiner Statt auf Erden Anderen vorgesetzt seien, damit männiglich bei ihnen Trost und Zuflucht finde, daß auch ein großer Titel und Namen Anderes nichts sei, als eine Mahnung jener Forderungen, welche Gott und die Welt an den Inhaber zu stellen haben. Vergl. C. M. v. Aretin, Geschichte Maximilians I. Th. 1. Ebenso über die ganze Erziehungsgeschichte des Prinzen.

rischen und calvinistischen Fürsten zu Stande gekommen, deren Hauptzweck war, einander gegen die Zurückforderung der Stifter und Klöster beizustehen, und schon damals wie beim nunmehrigen

---

gleich eine Anzahl adlicher Knaben von auserwählter Sittenreinheit erzogen ward. Die Unterrichtsgegenstände waren nicht pedantisch gegeben. Max lernte auch Orgel spielen bei einem guten Meister, that sich im Zeichnen besonders hervor; auf der Drehbank verfertigte er künstliche Arbeiten. — Mit dem 14. Jahr war Max so weit vorgeschritten, daß er die Universität Ingolstadt besuchen konnte. Bei dem ferneren Bildungsplan wurden zwar die Rektoren der Jesuitenkollegien von Ingolstadt und München bisweilen beigezogen, doch gingen die Anordnungen nicht minder streng von dem Herzog selbst aus. Max studirte fleißig zu Hause, wohnte aber auch einigen Vorlesungen bei. Die aristotelische Ethik und Mathematik hörte er bei Jesuiten, denn kein Anderer trug damals diese Fächer vor. Bald gab ihm der Vater den tüchtigen Juristen und Theologen Joh. Baptist Fickler, der sich schon in großen politischen Verhandlungen ausgezeichnet hatte, als Hauptlehrer bei. Dieser unterrichtete den Prinzen genau in der gesammten Rechtswissenschaft mit beständiger Rücksicht auf das bayerische Landrecht und las mit ihm den Cicero, Xenophon und Tacitus, um ihn in die Staatswissenschaft einzuweihen. Da Max geläufig lateinisch sprach, so nahm er fleißig an den öffentlichen juristischen Universitäts-Disputationen als Opponent Antheil. Leoncelli unterrichtete ihn in der italienischen Sprache, der berühmte Ingenieur Carlo Detti in der Kriegswissenschaft. Das wurde nun mit allem Ernste getrieben. „Denn ich will gänzlich haben, daß er nicht allein so oben hin studiere, sondern gelehrt werde", gebot der Herzog. Der Prinz sollte gehorchen lernen, ehe er selbst regiere. Deshalb unterwarf ihn Wilhelm II durchaus dem Willen des Hofmeisters Freiherr Philipp v. Laubenberg. Der Prinz sollte sich daran gewöhnen, daß man ihm zuweilen Erlaubtes abschlage, damit er künftighin weniger Verdruß empfinde, wenn ihm etwas gegen Erwartung ausgehe. So beschränkte der Herzog auch die Jagdlust seines Sohnes, an welcher derselbe so viel Vergnügen fand. — Im 18. Jahre (1591) verließ Max die Universität, von dem Vater nach München berufen, um den Gang der Staatsverwaltung kennen zu lernen. Ernst und bedachtsam wie immer, benutzte er sorgsam den Rath erfahrner Männer, die er auch in spätern Zeiten niemals vernachläßigte. Nach zwei Jahren trat der junge Fürst mit einem angemessenen Gefolge eine größere Reise an, um auswärtige Höfe kennen zu lernen. Zuerst nach Prag zu Kaiser Rudolf II. Dann wendete er sich nach Venedig, dann nach Rom, wo er den milden, sittlich strengen General des Jesuitenordens, Claudius Aquaviva, sehr lieb gewann, an der feinen römischen Politik aber wenig Wohlgefallen fand, sah Neapel, besuchte mehrere kleinere italienische Höfe und ging durch die Schweiz an den befreundeten lotha-

Abschluß der Union wurden zugleich Verbindungen mit Frankreich angeknüpft, wenn auch, aus einem Reste von Nationalgefühl, noch nicht abgeschlossen. Die Verbündeten versprachen sich gegenseitigen Beistand gegen Beeinträchtigung eines Mitgliedes, einträchtiges Handeln in Angelegenheiten, die der Kurfürsten, Fürsten und Stände Freiheit und Rechte beträfen, Einwirken auf die andern evangelischen Stände in gleichem Sinne, ohne Rücksicht auf die sonstige Verschiedenheit religiöser Meinungen. Im

---

ringischen Herzogshof nach Nancy. Bei der fein geläuterten Ueppigkeit an manchen Höfen, bei der Völlerei und den wilden Lustbarkeiten, die an andern überhand genommen hatten, fiel der wohlgesittete, zurückhaltende Fürstensohn auf, und man wollte aus dessen tiefem Ernst Wunderbares vorausverkünden. Am 11. Januar 1595 erhielt Max von der Landschaft die vorläufige Erbhuldigung, nachdem er sämmtliche Privilegien des Adels hatte bestätigen müssen. Bald darauf (4. Mai 1594) begleitete er die Gesandtschaft des Herzogs nach dem Reichstag zu Regensburg. In der That aber erschien er bald als der Mittelpunkt und das Haupt der katholischen Partei, die hart bedrängt an die ungewöhnliche Einsicht und Festigkeit des jungen Fürsten sich anschloß. Unterdessen verschlimmerten sich die Zustände Bayerns bis zur gänzlichen Rathlosigkeit. Immer dringender wurde der Geldmangel bei Hofe, wo von Sparen keine Rede war. Da entschloß sich Herzog Wilhelm, die eigentlichen Regierungsgeschäfte dem Sohne zu übertragen (1595), nur die ständischen Angelegenheiten und einen starken Jahresbezug sich vorbehaltend. Doch half auch diese Maßregel nur wenig. Da Max seit 1595 mit der Elisabeth von Lotharingen vermählt war, so mehrten sich natürlich die Kosten des Hofstaats. Die Schenkungen an die Jesuiten währten fort. Mit Bekümmerniß sah der Herzog seinen Sohn, dessen Gemüth sich mehr verdüsterte, weil er keinen Ausweg fand. In dieser Bedrängniß berief Wilhelm V einen Ausschuß der obersten Kollegien und verlangte von ihm ein Gutachten über die Abhülfe. Es fiel eben so ehrerbietig als entschieden aus, indem es auf das Verderbliche des ungemessenen Schuldenmachens, auf das unordentliche Rechnungswesen, auf die verschwenderische Hofwirthschaft deutlich genug hinwies; weiter könne das Land dies nimmermehr ertragen. In diesem Kampfe zwischen Pflicht und einer aus Güte entsprungenen Schwäche entschloß sich der Herzog, die Regierung niederzulegen. Nachdem die Bewilligung des Kaisers eingeholt war, wurde die Abdankungsurkunde am 27. Oktober 1597 unterzeichnet. Noch 28 Jahre lang lebte Wilhelm V höchst eingezogen und blos mit den Werken der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit beschäftigt, von dem Herzog Max mit aller kindlichen Ehrfurcht eines guten Sohnes geachtet." Bensen, a. a. O. D. B.

Frieden sollte Kurpfalz das Direktorium führen, im Kriege jeder beschwerte Stand für sein Land; doch ward auch ein erster und zweiter Feldhauptmann in den Personen des Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg und des abenteuerlichen ehrgeizigen Fürsten Christian von Anhalt, der Seele aller dieser Umtriebe, ernannt. Es war ausdrücklich gesagt, daß das Bündniß nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein sollte.

Katholische Liga. 1610.

Der protestantische Stoß erzeugte einen katholischen Gegenstoß. Herzog Maximilian, der die Verhältnisse durchschaute, brachte mit vieler Mühe, da die geistlichen Kurfürsten den Eifer des jungen Herzogs wie den nothwendigen Aufwand scheuten, einen katholischen Schutzverein zu Stande, die Liga, unter seiner und des Erzbischofs Schweickart von Mainz Leitung.

Jülicher Erbstreit.

Es ergab sich auch alsbald der erste Anlaß für beide Parteien, ihre Kräfte im offenen Kampfe zu messen. Mit dem Tode (1609, 9. März) des Herzogs Johann Wilhelm zu Jülich, Berg und Cleve, Grafen von Ravensburg und von der Mark, erlosch der Mannsstamm dieses Hauses, das nebst Bayern und Habsburg allein der alten Kirche treu geblieben war. Da die Erbfolge voraussichtlich protestantischen Fürsten zufiel, so drohte die Gefahr, auch diese Landschaften, in denen bereits der Calvinismus sehr verbreitet war, vollends der katholischen Kirche entfremdet zu sehen. Ansprüche auf die reiche Erbschaft erhob zunächst Kursachsen vermöge alten Erbvertrages des Kurfürsten Johann Friedrich mit Jülich und Cleve; Karl V hatte diesen Vertrag bestätigt, später aber, um den Kurfürsten zu strafen, dem Vater des letztverstorbenen Herzogs die Zusicherung ertheilt, daß nach dem Aussterben des Mannesstammes die Töchter oder deren männliche Erben mit dem Herzogthum belehnt werden sollten. Hierauf nun gründeten der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg als Erben durch zwei Schwestern des verstorbenen Herzogs ihre Ansprüche. Auch der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Markgraf von Burgau traten aus dem nämlichen Grunde als Erben auf. Die beiden Erstern vertragen sich, um gemeinsam sich in Besitz zu setzen, während Kursachsen, auf seine Treue gegen den Kaiser sich berufend, dessen Gerechtigkeit anruft.

Rudolf aber, auf Betreiben von Spanien, das keinen protestantischen Nachbar auf der Gränze des treugebliebenen Flandern dulden wollte, gebietet Stillstand und läßt, da die Prätendenten sich dem Urtheilsspruch des kaiserlichen Hofraths nicht fügen, das Herzogthum von Erzherzog Leopold unter Sequester nehmen. Derselbe rief die Liga um Hülfe an, Neuburg und Brandenburg setzten die Union in Bewegung. Sie beschloß auf einem Tag zu Hall (1610, 11. Februar) bewaffnetes Einschreiten zu Gunsten von Neuburg und Brandenburg. Gleichzeitig verband sie sich hier auch förmlich mit Heinrich IV von Frankreich. Hier wollte derselbe den Hebel ansetzen zur Ausführung seines Vorhabens, die deutsche Macht des Hauses Oesterreich zu vernichten. Er hatte bereits eine ansehnliche Partei — deren rührigster Agent war Christian v. Anhalt — gewonnen, die damit einverstanden war, ihn zum Reichsoberhaupte zu erwählen. Die Mitbewerbung des Königs von Dänemark, an den gleichfalls einige deutsche Fürsten dachten, hinderte ihn nicht, an die Ausführung seiner weittragenden Pläne zu gehen*), für welche er sich darauf berief, daß das westliche Kaiserreich von seinen Vorfahren gestiftet sei; aber im entscheidenden Augenblicke durchschnitt diese Plane das Messer seines Mörders. Dabei hatten die Unionisten bereits eine große protestantische Eidgenossenschaft ins Auge gefaßt, zu welcher Holland, das eben mit Spanien den zwölfjährigen Waffenstillstand geschlossen und daher freie Hand hatte, England, Dänemark und die Schweiz zu ziehen seien. Ja die Machtlosigkeit des Kaiserthums hatte auch eine republikanische Bewegung und Partei erzeugt, die, von Böhmen ausgehend, durch möglichste Beschränkung der obersten Gewalten und Aufhebung des auf der Kirche gegründeten Kaiserthums die religiöse und politische Freiheit zu verwirklichen gedachte**).

---

*) S. Bd. IX, S. 559 ff. — Wichtig zur Enthüllung dieser Pläne ist ein im Archiv der Hofkanzlei zu Wien beruhendes, Hist. pol. Bl., Bd. 27, S. 73 ff., mitgetheiltes Aktenstück: „Vertrauliche Wichtige Communicationes allerlay gefährlicher Anschläg im heil. röm. Reich, sowohl wieder die Kay. May. alß das gantze Hauß Oesterreich vndt andere gehorsambe Stände des Reichs.“ D. B.

**) „Bruchstücke geheimer Schriften sind auf uns gekommen (Wolf, Geschichte Maximilians I von Bayern. II, 325, Ranke, Fürsten und Völker, III, 445), aus welchen man den Schluß ziehen muß, daß um

Mit Geld und Truppen von Frankreich unterstützt, hatte inzwischen die Union den Krieg gegen den Erzherzog Leopold glücklich begonnen; sie führte auch denselben bis zur Besetzung der clevischen Lande und Einsetzung der beiden evangelischen Prätendenten fort, obgleich der Tod Heinrichs IV der Union den Lebensnerv durchschnitten. Aber der katholischen Partei gelang es, den Kurfürsten Christian II durch Belehnung mit Jülich und Cleve, wodurch er überdem zu den wirklichen Besitzern und der Union eine geradezu feindselige Stellung erhielt, zu gewinnen, und obgleich Christian bald darauf starb, so hielt doch auch sein Nachfolger Johann Georg zum Kaiserhause, ebenso wie der verschwägerte Hessen-Darmstädtische Hof, so daß die Union, der die wichtigsten Fürstenhäuser ihres Bekenntnisses fern blieben und die französische Geldunterstützung entging, gelähmt ward, zumal auch ihr Haupt, Kurfürst Friedrich IV, starb. Daß einer der Jülich-Clevischen „Possedenten", Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, der eine Schwester Maximilians von Bayern freite, plötzlich katholisch wurde — das erste von einem deutschen Fürsten seit dem Augsburger Religionsfrieden gegebene Beispiel solchen Rücktritts! — und der Mitbesitzer, Kurfürst von Brandenburg, dafür vom Lutherthum zum Calvinismus übertrat, wohl um mit Hülfe der Holländer den Alleinbesitz des Erbes zu erlangen, verursachte zwar eine Fortsetzung dieses Jülich-Clevischen Krieges unter Betheiligung von Holländern einer- und Spaniern anderseits (1614), doch kam es bald zu einem Vergleich über gemeinsame Regierung, denn weder die in sich aufgelöste Union, noch die gleichfalls zerfallende Liga, deren Leitung aus den Händen Maximilians in die eines österreichischen Prin-

---

dieselbe Zeit von Holland, vielleicht auch von Venedig aus, sich über die Freistädte Germaniens eine Verschwörung verzweigte, welche nichts Kleineres beabsichtigte, als mit Hülfe der Verbannten, die damals aus aller Herren Ländern in Deutschland zusammenströmten, mit Hülfe dienstloser Landsknechte, endlich mit Hülfe der deutschen Bauern, die man wie vor 100 Jahren zu den Waffen rufen wollte, alle Könige und Fürsten niederzuschlagen und überall Volksherrschaften einzuführen. Die Spuren dieses Gedankens, der offenbar aus dem Geiste calvinischer Kirche entsprossen ist, verschwinden zwar für mehrere Jahre wieder in dem Dunkel der Vergangenheit, aber wir werden finden, daß ähnliche Ideen plötzlich in Böhmen und an andern Orten auftauchen." Gfrörer, a. a. O.

D. B.

zen hinübergespielt werden sollte, waren geneigt und im Stande, sich für jetzt weiter mit einander zu messen.

Matthias. 1612—1619.

Die Zügel des Reiches mußten erst wieder kräftigern Händen zufallen, ehe die aufgehäuften Zündstoffe den Anstoß finden konnten, der die Flammen wieder hell anfachte. Matthias, welcher seinem unglücklichen Bruder auch als Kaiser nachfolgte, nachdem der Tod (1612, 20. Januar) jenen von äußerster Bedrängniß und Noth erlöst, sowie von der letzten Demüthigung, daß die Kurfürsten ohne seine Zustimmung den römischen König erwählt hätten —, war noch nicht der Fürst, der jenen Anstoß geben sollte. Hätte Herzog Maximilian es ernstlich gewollt, so würde die Kaiserwahl auf ihn, nicht auf Matthias gefallen sein, aber in der Erkenntniß, daß damit zwischen Habsburg und Wittelsbach, zur Vernichtung der katholischen Partei in Deutschland, der Keim einer tödtlichen Feindschaft gelegt worden wäre, zog er es vor, auf einen österreichischen Kaiser sich zu stützen, statt als Wittelsbach'scher Kaiser vereinzelt und ohnmächtig zu sein.

Matthias brachte einen guten Willen, aber nicht die entsprechende Kraft auf den Kaiserthron; die hatte er in den Kämpfen gegen seinen Bruder, wobei er indessen mehr wider seinen Willen das Werkzeug für die Zwecke der kirchlichen und politischen Neuerung war, und in einem unmäßigen Leben erschöpft. Die evangelischen Fürsten zeigten sich um so weniger bereit, seinen wohlmeinenden Vorstellungen und Verfügungen zu willfahren, als sie für die zur Erlangung der böhmischen Krone ihm geleistete Hülfe auf Dank rechneten. Bei solcher bedenklichen Haltung der Unionspartei und obgleich er von allen protestantischen Fürsten nur Kursachsen und Darmstadt für sich hatte, war der Kaiser — eben so wenig wie sein Bruder den schwierigen Verhältnissen gewachsen, zudem mit diesem das Unglück theilend, daß fast alle Männer ihrer unmittelbaren Umgebung unzuverlässig und treulos fremden Interessen dienten, und von denen des Matthias einflußreichster Rathgeber, der Kardinal Klesel, das Meiste zum unheilvollen Bruderzwiste beigetragen — verblendet genug, durch Bemühungen zur Stiftung eines katholischen Bundes unter eigner Leitung die Schöpfung des Herzogs Max, die Liga, zu vernichten. Dieser machte noch den Versuch, mit den oberdeutschen und fränkischen Genossen einen besondern Bund zu stiften,

sah sich aber veranlaßt, auch diesen Plan aufzugeben, ohne jedoch darum aufzuhören, das geistige Oberhaupt der deutschen Katholiken zu sein und sich für die vorausgesehenen Ereignisse gerüstet zu halten. Bezeichnend ist die Antwort, die er dem Erzbischof von Mainz gab, als dieser, bei der drohenden Haltung der Union, für Nachgiebigkeit in Bezug auf den günstigen Vorbehalt sprach: „Wenn auch die Katholiken endlich unterliegen sollten, so würden sie doch ihre Ehre gerettet haben.“ Von dem verlebten Kaiser war nichts zu erwarten; die Hoffnungen auf Besserung der Zustände beruhten, da Matthias und seine übrigen Brüder kinderlos waren, auf der steiermärkischen Linie, deren Haupt der schon von Rudolf II zu seinem Nachfolger erkorne Erzherzog Ferdinand, des Herzogs Maximilian Vetter und Jugendgenosse, war*).

*) Als Max auf der Universität sich befand, langte auch ein junger Erzherzog dort an. Dieses war Ferdinand (geb. 1578), der zwölfjährige Sohn des Erzherzogs Karl von Steiermark und der trefflichen Maria von Bayern, des Herzogs Wilhelm Schwester. Seine Erziehung und sein Unterricht wurden gleichfalls von dem Herzog überwacht, nach denselben Prinzipien geleitet wie die des jungen Bayerfürsten, mit dem er nicht die glänzenden Geistesgaben, wohl aber den tiefen Ernst und den unermüdlichen Fleiß gemein hatte. Zwischen den beiden Prinzen bildete sich, ungeachtet der Altersverschiedenheit, eine innige Freundschaft, welche für ihr ganzes Leben Stand hielt, wenn auch später Verhältnisse eintraten, wo die Politik ihre Wege auseinander zu führen schien. — Ferdinand besaß einen Charakter, der unerschütterlich die einmal eingepflanzten Grundsätze festhielt. Die politischen Verhältnisse, die der Prinz vor Augen hatte, waren geeignet, ihn von der Wahrheit der durch die Jesuiten vorgetragenen Lehren zu überzeugen: hier die Blüthe Bayerns unter dem unerbittlichen Religionseifer seiner Beherrscher, dort die Verwirrung Oesterreichs in Folge der Zugeständnisse, welche Maximilian und seine Söhne der neuen Lehre gemacht hatten. — Nach einem fünfjährigen Aufenthalt verließ er Bayern, um die Regierung seiner Erblande zu übernehmen (der Vater war schon vor seinem Abgang nach Ingolstadt gestorben); vor seiner Abreise verlobte er sich mit der Schwester des Herzogs Maximilian, so daß er jetzt nicht mehr blos durch Erziehung, sondern auch durch die Bande des Bluts an die Politik Bayerns gefesselt war. Sein Vater hatte den Ständen von Steyermark dieselben Religionsfreiheiten ertheilt, welche einst Kaiser Maximilian dem Erzherzogthum Oesterreich zugestand. Ferdinand war entschlossen, diese Freiheiten nicht mehr zu dulden. Als die Stände, vor Ablegung des Huldigungseides, verlangten, daß ihr neuer Fürst zuvor die religiösen Rechte

Dieser junge Fürst war dazu bestimmt, der Erbe des gesammten Landbesitzes des Habsburgischen Hauses deutscher Zunge, der Wiederhersteller seiner weltgeschichtlichen Bedeutung zu wer-

---

des Landes bestätige, erhielten sie zur Antwort, die Religionsfreiheit habe mit der Huldigung nichts zu thun: der Eid wurde ohne Bedingung gefordert und auch wirklich geleistet. Bevor er Hand an das schwierige Werk legte, wollte er sich der Zustimmung des Kaisers, seines Oheims, und des päpstlichen Segens versichern. Im Jahr 1597 legte er Rudolf II den Plan zu einer Gegenreformation vor. Die kaiserlichen Räthe stellten das Gutachten, daß Ferdinand volles Recht dazu habe, auch in seinem Gewissen dazu verbunden sei, nur äußerten sie Bedenklichkeiten darüber, ob der Erzherzog Macht genug haben werde, seinen Plan auszuführen. Wenn derselbe wegen der Duldungsakte, welche Ferdinands Vater dem steierischen Herren- und Ritterstande verliehen, ungesetzlich schien, so entging man diesem Skrupel durch die Spitzfindigkeit, daß die Bewilligung nur persönlich gewesen und folglich mit dem Tode des Verleihers erloschen sei. Wegen des Uebrigen berief man sich auf die bewährte Regel des Augsburger Friedens: cujus regio, ejus religio. Hätten die protestantischen Fürsten im Namen der Reformation über den Glauben ihrer Unterthanen verfügt, so stehe das gleiche Recht zu Gunsten der apostolischen Kirche dem Erzherzoge zu. Ferdinand begab sich sodann nach Rom zu Papst Clemens VIII, mit dem er sich eines Weitern besprach. Auf dem Rückwege schwor er in dem Gotteshause zu Loretto vor dem Altare der heiligen Jungfrau Maria, die er „seine Generalissima" nannte, der Ketzerei unversöhnlichen Haß. — Als er nach Gratz zurückkam, lief Bericht ein, daß etliche evangelische Prediger des Papstes gespottet hätten. Unverweilt erklärte Ferdinand den Frieden für gebrochen, die Privilegien für verwirkt, und befahl, daß alle beharrlichen Protestanten das Land räumen sollten. Gegenvorstellungen der Stände fruchteten nichts. Bei Todesstrafe ward den Ketzern geboten, vor Sonnenuntergang Gratz und Judenburg, innerhalb acht Tagen das Herzogthum zu meiden. Abgesandte, welche die Stände mit Klagen an den Kaiser schickten, richteten eben so wenig aus... In Steiermark ließ Ferdinand die neu erbauten evangelischen Kirchen niederreißen, die Bürger, welche sich versammeln wollten, mit Waffengewalt auseinandertreiben (?). Mit unerbittlicher Konsequenz setzte Ferdinand seinen Plan durch. In wenigen Jahren ward eine Stadt nach der andern dem alten Glauben zurückgegeben, das schwierige Werk, zum Erstaunen Aller, vollendet. Unläugbar ist es: Ferdinand ragt, gleich seinem Schwager Maximilian von Bayern, weit über den großen Haufen der übrigen deutschen Fürsten von damals hervor. Ein eiserner Wille, ein heller Verstand zeichnet diesen Herrscher aus und glänzend sticht seine Festigkeit gegen die Schwäche ab, welche die Kurfürsten von der Pfalz, von Brandenburg, von Sachsen und so viele andere Mitglieder der deutschen Aristokratie bewiesen."

den, das Gewirre, welchem beim Erlöschen des Maximilianischen Zweiges beinahe sämmtliche Länder desselben verfallen waren, zu lösen, das überall aus den Fugen Weichende wieder

---

Gfrörer, a. a. O. – Fr. v. Hurter, in seiner Geschichte Ferdinands II und seiner Eltern (7 Bände, Schaffhausen 1850—54) und der Fortsetzung: Geschichte Ferdinands II (bis jetzt 2 Bände, daselbst 1857), ein auf archivalischen Forschungen beruhendes Quellenwerk ersten Ranges, das fortan die Geschichtschreibung bei Darstellung dieser bisher so vielfach entstellten Periode nicht unberücksichtigt und unbenutzt lassen kann — bemerkt: „Indem man durch das Gewicht, welches man auf des Erzherzogs und nachmaligen Kaisers fünfjährigen Aufenthalt zu Ingolstadt und auf seine Verbindung mit den Jesuiten legte, alle seine nachmaligen Maßregeln in Bezug auf das Kirchliche erklären zu können glaubte, hat man von dem entscheidenden Einfluß der Eltern, namentlich der Mutter, von sämmtlichen Beweggründen, welche die eigene feste Ueberzeugung an die Hand geben mußte, von allen Befugnissen, die dem Regenten durch das damalige Staatsrecht eingeräumt wurden, von allen Veranlassungen, welche die Gegenpartei in steigendem Maße darbot, selbst von der Nothwendigkeit, den immer weiter klaffenden Riß im Innern zu schließen, abgesehen, und die neben vielen andern blos mitwirkende Kraft in die alleinig antreibende verwandelt.“ So sehr die Bemühungen um die kirchliche Wiederherstellung mit dem Interesse seines Hauses zusammenfielen, so dürfen wir doch das letztere nicht als diesfälliges Hauptmotiv bei Ferdinand annehmen. Die Aeußerung gegen seinen bayerischen Oheim: „lieber würde ich Land und Leute fahren lassen und im bloßen Hemde davonziehen, als zu Bewilligungen mich verstehen, die der Religion nachtheilig werden könnten“, zeugt von einer tiefchristlichen, für die Kirche wahrhaft aufopferungsfähigen Gesinnung. „Das bleibt unangefochten — sagt Hurter —, daß Ferdinands Festigkeit und ungebeugter Muth in den drangvollsten Augenblicken ihre lebenskräftige Wurzel in unerschütterlichem Gottvertrauen hatte. Diese nicht unerwartet eintretenden Glücksfälle (sie mußten auch hinzukommen) haben ihn hinausgeführt aus den Wirrnissen, die immer drohender ihn umschlangen. Es ist die Glaubenskraft, die ihn und sein Haus gerettet hat. Seiner Persönlichkeit ist es zu verdanken, daß von Erzherzogen zu Oesterreich kann gesprochen werden; daß nicht der letzte derselben, gleich dem letzten Stuart, sein Leben als Cardinal-Dekan beschließen mußte.“ Wenn Ferdinand das Verdienst zugeschrieben werden muß, aus freien Stücken den, wie die Folge zeigte, so segensreichen Entschluß zur kirchlichen Wiederherstellung gefaßt zu haben, so kam ihm hiebei das große Glück zu Statten, daß eine Reihe ganz ausgezeichneter Prälaten ihm zur Seite standen, ohne deren Mitwirkung die Durchführung seiner Absichten ihm unmöglich gewesen wäre. Zur Charakteristik Ferdinands ist noch zu bemerken, daß er leider ungeübt im Kriegswesen blieb, daher auch nie

zu ordnen und zu festigen, das in seinen tiefsten Wurzeln angegriffene landesherrliche Ansehen aufs Neue zu begründen. Trotz aller entgegenarbeitenden Ränke gelang es, Ferdinand, wenn auch noch nicht zum römischen König wählen, doch als Nachfolger in den Erblanden anerkennen zu lassen. Der Reihe nach huldigten ihm Oesterreich, Schlesien, Ungarn als designirtem Nachfolger des Matthias. Auch vom böhmischen Landtage ward er als König gewählt und zu Prag gekrönt (1617), nachdem er zugesagt, sich bei Lebenszeit des Kaisers nicht in die Regierung zu mischen und sämmtliche Landesfreiheiten zu bestätigen *).

In dieser Zeit trug das Reformations-Jubiläum mächtig bei, die religiösen Gegensätze auf die Spitze zu treiben. Ein fanatisches Ausschreiben des Hofpredigers Hoe von Hoenegg zu Dresden, Calvinisten und Katholiken verdammend, brachte die

---

persönlich im Felde erschien, an keinem bedeutendern Gefechte Antheil nahm. Den glücklichen Ausgang seiner großen Kriegsunternehmungen verdankte er wohl dem Scharfsinn, mit dem er seine Feldherren zu wählen wußte. Im Uebrigen besaß er großen persönlichen Muth und bewies in den schwierigen Lagen eine seltene Standhaftigkeit.

D. B.

*) Als Ferdinand in Prag ankam, legte er sogleich einen deutlichen Beweis seiner unbeugsamen Festigkeit ab, da er die Bitte des kaiserlichen Hofmarschalls um Ernennung seines Sohnes zum Kämmerer mit den Worten abwies: Keiner würde in seine Kammer aufgenommen, er sei denn katholischer Religion. In Ungarn herrschte damals eine sehr üble Stimmung gegen das Habsburgische Haus. Daher ging denn auch ein unerquicklicher Hader Ferdinands Wahl und Krönung voraus. Die letztere wurde durch ein eindringliches Zeichen vom Himmel beschleunigt. Die gleich darauf in Böhmen ausbrechende Rebellion hätte auf Ungarn sicher auf eine Ferdinand nachtheilige Weise zurückgewirkt: es erhob sich nämlich, da man immer noch über den Tag der Krönung stritt, an einem Mittag ein schweres Gewitter. „Der Wetterstrahl fuhr in den Schloßthurm, unter welchem die Krone aufbewahrt lag, er sprengte die Riegel, ließ die Hüter unversehrt. Wollt ihr länger zaudern, hieß es, denjenigen anzuerkennen, für welchen mit dem Erbrechte Gott selbst spricht?" Hurter, a. a. O. — Der eben genannte Historiker führt als Beispiel unehrlicher Geschichtsdarstellung bei Gelegenheit der Krönung Ferdinands an, daß berichtet wird, gleich nach Leistung des Eides sei Ferdinand durch den Nuntius von dessen Haltung losgesprochen worden, während damals ein Nuntius sich gar nicht zu Prag befand.

D. B.

letztere Partei, welche in Heidelberg ihren Sitz und in dem jungen Pfälzer Kurfürsten Friedrich V ein neues und durch seine Vermählung mit Jakob I von England Tochter angesehenes Haupt hatte, in Bewegung; zugleich antworteten die Katholiken, als deren Wortführer die Jesuiten, mit scharfen Hinweisungen auf die fortgesetzte Verletzung des Religionsfriedens. Dazu kamen die Bestrebungen Ferdinands für die katholische Restauration in seinen Erblanden. Der Bogen war auf's Schärfste gespannt. Ein geringer Anstoß mußte den Pfeil in Bewegung setzen.

Daß der Territorialherr über den Gottesdienst in seinem besondern Gebiet und über die Bestimmung der Kirchen in demselben willkürlich verfügte, ohne auf das Bekenntniß der Unterthanen Rücksicht zu nehmen, war damals in Deutschland gewöhnlich. Wohl mehr denn tausend Kirchen waren von Katholiken, Lutheranern und Calvinisten bereits nach dem herkömmlichen oder temporären Glauben des Gebieters geregelt worden. Nun untersagte in Böhmen der Erzbischof von Prag seinen Herrschaftsunterthanen zu Klostergrab, der Abt zu Braunau den seinigen den Weiterbau einer protestantischen Kirche. Schon am Landtage von 1615 erhoben sich darüber Beschwerden. Matthias ertheilte nur mündlich eine abweisende Antwort. Als aber der Bau dennoch fortgesetzt wurde, ließ er durch Kommissäre beide Kirchen schließen, von den Braunauern, die Gewalt entgegensetzten, Einige verhaften. Bei der gereizten Volksstimmung, bei dem rege gewordenen Mißtrauen, da Matthias plötzlich mitten im Winter (1617) von Prag nach Wien übersiedelte nach Einsetzung einer Statthalterschaft (7 Katholiken und 3 Utraquisten), bei den emsig betriebenen Hetzereien von Außen, insbesondere von der Unionspartei, und den Umtrieben namentlich des Grafen Matthias v. Thurn, der schon in den Unruhen unter Rudolf und in der Erstrotzung des Majestätsbriefes eine hervorragende Rolle gespielt hatte, nun aber um so eher geneigt war, dem kaiserlichen Hause feindselig gegenüberzutreten, als Matthias ihn vor seiner Abreise der Burggrafenstelle in Karlstein, wo die wichtigsten Reichskleinodien und Urkunden, auch der Majestätsbrief, aufbewahrt waren, entsetzt hatte — bei alle diesen zusammenwirkenden Umständen und Einflüssen erzeugte der Vorfall zu Klostergrab in Braunau eine ungeheure Bewegung. Es war eben die wahrnehmbare Kraft, welche die Kugel rollen machte; auch Minderes würde sie in Bewegung gesetzt haben, da sie kaum länger in Ruhe verbleiben

konnte. Zudem war, was fortwährend in Böhmen sich zutrug, nicht eine vereinzelte Erscheinung. Dieselbe Gesinnung waltete gleichzeitig in den inkorporirten Ländern vor; sie bewegte einen Theil der Ungarn zu verwandten Bestrebungen; in Oesterreich hatte sie solche Macht gewonnen, daß auch dort der scheinbarste Zwischenfall zu ähnlichen Auftritten Veranlassung geben konnte*). — Unter dem Vorgeben, der Majestätsbrief sei bedroht, versammelten sich die evangelischen Stände in Prag; es ward ein Ausschuß aus dem ganzen Lande (zwei Männer aus jedem der drei Stände jeden Kreises) zusammenberufen und in Eingaben an die Statthalterschaft und an den Kaiser Beschwerde erhoben über die Verletzung der Freiheiten und des Majestätsbriefes. Der Kaiser wies die Beschwerde als ungegründet zurück**). Die Gährung stieg aber immer mehr, weil das Volk von der Kanzel bearbeitet, der Adel von Thurn aufgereizt wurde. Endlich beschloß dessen Partei, durch einen Gewaltstreich den Riß zwischen Böhmen und dem Kaiser unheilbar zu machen. Am 23. Mai 1618 — an demselben Tage, an welchem Matthias vor sieben Jahren durch Hülfe der nämlichen Wortführer die dem Bruder abgedrungene Krone auf's Haupt gesetzt worden — erschien ein Ausschuß der Stände, von Bewaffneten begleitet, auf dem Prager Schlosse vor den Statthaltern. Vier der Letzteren waren zugegen: Adam v. Sternberg, Oberstburggraf, der hochbetagte Malteser Großprior, Diepold v. Lobkowitz, Graf Slawata und Graf Martiniz. Letztere Beiden hatten noch in Rudolfs Tagen Abneigung gegen die Reformation dadurch an den Tag gelegt, daß sie sich weigerten, der ständischen Sitzung beizuwohnen, in

---

*) Hurter, a. a. O. D. B.

**) „Der Buchstabe des Majestätsbriefes bestand hier klar: „Im Fall euch jemand aus den vereinigten dreien Ständen dieses Königreichs sub utraque außer den bisherigen Kirchen- und Gotteshäusern noch andere erbauen wollte, so könnten dieses „der Herren- und Ritterstand alß auch die Prager, Kuttenberger und alle andern Städte gesambt" ohne Verhinderung thun." — Hier war aber nur die Rede von den Ständen, kein Wort aber von den Gutsunterthanen, wie dieses überhaupt dem Reichsgebrauch widersprach. Nun behaupteten zwar die Böhmen, die geistlicher Herrschaft unterworfenen Städte seien gleich den königlichen anzusehen und müßten dieselben ständische Rechte besitzen gleich diesen; so war doch die Willkürlichkeit dieser Interpretation gar zu willkürlich." Bensen, a. a. O. D. B.

welcher der Majestätsbrief in das böhmische Landrecht eingetragen ward; aber die ihnen vorgeworfenen Härten gegen nicht katholische Gutsunterthanen beruhten auf leeren oder übertriebenen Gerüchten. Der sittlich hochstehende Graf Slawata jedoch war den Unkatholischen, trotz bewährter Verträglichkeit und Versöhnlichkeit, um so verhaßter, als er ehedem zu ihnen gehört hatte. Zudem hatte noch Graf v. Thurn besondere Gründe des Hasses gegen Slawata, der an seine Stelle zum Burggrafen von Karlstein ernannt worden. Beide sollten jetzt büßen. Gegen die zwei andern Statthalter herrschte weniger Abneigung, weshalb ihnen Schonung zugedacht war. — Gleich nach dem Eintritt der ständischen Abgeordneten begannen sie heftigen Wortwechsel mit den anwesenden Statthaltern. Jene forderten, daß diese bekennen sollten, den Kaiser zur Abfassung des ersten strengen Bescheids aufgefordert zu haben. Dann schritt man zur That: während einige der Verschworenen den Burggrafen Sternberg und den Großprior Lobkowitz aus dem Saale wegführten, ergriffen Andere Slawata und Martiniz bei Händen und Beinen. Die Fenster wurden aufgerissen und erst Martiniz, dann hinter ihm Slawata 60 Fuß tief in den Schloßgraben hinuntergestürzt. Den Geheimschreiber Fabrizius, dem weiter nichts zur Last fallen konnte, als daß er für seine Vorgesetzten die Feder geführt, schickte man als den Dritten nach. Dieser that den glücklichsten Fall, raffte sich schnell wieder auf und eilte nach Wien zum Kaiser, um ihm die Beschimpfung seiner Statthalter zu melden. Bei dem Herunterstürzen wollte Slawata an ein eisernes Band der Fensterbrüstung sich anklammern; da riß ihm einer den Dolch aus der Scheide und zerschlug ihm mit dessen Knopf zwei Finger, daß er es alsbald losließ, dabei den Kopf an der steinernen Bank des untern Fensters hart zerschlug, tiefer noch an einem Bein sich beschädigte und unter dem Ruf: „Reine Jungfrau Maria, bitt für mich!“ in den Graben stürzte. Ihm nachschauend und wahrnehmend, daß er noch lebe, rief Kinsky: Beim Element, seine Maria hat ihm geholfen! Wie sie aber droben eine Bewegung des Martiniz sahen, um seinem Unglücksgefährten einigen Beistand zu leisten, schickten sie Schüsse nach, deren einer ihm eine Wunde beibrachte *).

---

*) „Daß drei Männer, die in mörderischer Absicht eine Tiefe von 28 Ellen herabgestürzt worden waren, alle ohne tödtliche Verletzung davonkamen,

Nach dieser That, welche den großen Krieg entzündete, der Deutschland an den Rand des Untergangs brachte, wurden zwei Manifeste, welche die Stände an das Volk und an den Kaiser erließen und worin sie versicherten, blos für Aufrechthaltung des

---

erschien denen, welche ihre Gesinnungen theilten, als ein Werk der himmlischen Helfer, denen die Fallenden sich in ihrem Gebete empfohlen hatten, den Utraquisten als Wirkung zauberischer Mittel, mit denen sie versehen gewesen. Von den Neuern wird die Thatsache mit der Gleichgültigkeit betrachtet, mit welcher die Menschen auch das Bedeutsamste, sobald es ihren Meinungen nicht zusagt, zu behandeln gewohnt sind, und ein vorgeblicher Misthaufen, auf welchen die kaiserlichen Statthalter zu liegen gekommen, gilt der Weisheit des Weltsinnes für einen würdigern Erklärungsgrund wundervoller Rettung, als die Hand dessen, welcher geboten hat, in keiner Gefahr an seiner Hülfe zu verzagen." K. A. Menzel, N. Geschichte der Deutschen. VI. — „Glücklicherweise konnten die Bewaffneten der böhmischen Herren, welche den Wall hinunterliefen, um die Opfer der Wuth vollends niederzustrecken, nicht zukommen. Nur langsam sich hinzuwälzend, vermochte Martiniz zuletzt Slawata sich zu nähern, ihm das Blut abzuwischen und durch Balsam ihn wieder zur Besinnung zu bringen. Der Aufforderung, ihm zu folgen, konnte derselbe seiner Wunden wegen nicht nachkommen. So suchte jener, als es etwas sicherer geworden, allein sich zu entfernen. Von seinem Diener geführt, traf er seinen ehemaligen Beichtvater, den Domherrn Johann Ctziborn Kotwa, der in der Absicht, geistlichen Trost, vielleicht auch leibliche Hülfe gewähren zu können, dem Grafen sich genähert hatte. Dieser wies ihn auf eine Leiter, welche Frau Polyrena von Lobkowiz, des Obersten Kanzlers Gemahlin, an ihr nahes Haus hatte anlegen lassen, damit im glücklichen Falle die dem Tode Geweihten über dieselbe in dieses Haus sich retten konnten. Wieder sollten Schüsse die Rettung verhindern; sie brannten aber nicht los. So konnte Martiniz glücklich seine Zufluchtsstätte erreichen. Slawata's Dienern gelang es, ihren Herrn auf einem Umwege, aber unter steten Flintenschüssen, ebenfalls dahin zu tragen. — Als die Unthaten auf dem Schloß vollführt waren, nahte sich die Mittagsstunde. Die Katholiken, die unter dem Haufen sich befunden, flohen davon. Thurn, Fels und Lobkowiz . . . kehrten zu den im Schlosse noch Weilenden zurück und baten sie mit aufgehobenen Händen, nichts wider die Geistlichen vorzunehmen. Darauf ritten sie nach der Kleinseite, in die Altstadt und in die Neustadt, um das Volk zur Ruhe zu vermahnen; was geschehen sei, würden sie schon zu verantworten wissen. Zuletzt kamen sie nach des Kanzlers Haus zurück und verlangten die Auslieferung der Geretteten. Aber mit ernstem und eindringlichem Wort verweigerte die starkmüthige Frau ihr Begehren. End-

königlichen Ansehens und der Gesetze gehandelt zu haben, auch ihr Verfahren mit Beispielen aus der römischen und jüdischen Geschichte rechtfertigten, wie Hohn klingen, wenn daraus nicht hervorginge, daß die Rebellion weniger dem nicht gefürchteten Kaiser Matthias als dem designirten König Ferdinand galt. Derselbe täuschte sich auch keinen Augenblick weder hierüber noch über die Tragweite der Empörung *). Die Leiter derselben bemäch-

---

lich gaben sie sich zufrieden... Martiniz konnte des andern Tages, verkleidet und auf Umwegen, entfliehen. Schon von Plaß aus bat er, seine ächt katholische Gesinnung, die solches Loos ihm bereitet, aufs Schönste bewährend, den Kaiser, das ihm Widerfahrene an Niemand zu ahnden... Unter mancherlei Gefahren und vielfachen Nachstellungen langte er endlich wohlbehalten in München an. — Slawata mußte sich, bis er geheilt war, durch mehrere Wochen ärztlicher Pflege unterziehen. Ihn soll gegen weitere Verfolgung die Bemerkung eines der Unkatholischen geschützt haben: wenn an einem zum Strang Verurtheilten der Strick reiße und er unbeschädigt zur Erde falle, dann werde die Strafe als vollzogen betrachtet, ihm seines Weges zu gehen verstattet; in gleicher Weise sei über Slawata das Recht ergangen, welchem er nicht wieder dürfe unterworfen werden. (Er selbst erzählt, Thurn habe ihm nachher bei einem Besuche gesagt: Hätte er sich nach dem Hinauswerfen des Martiniz nur ein wenig vor den Ständen gedemüthigt, so würde er demselben nicht nachgeworfen worden sein.) Doch wurde er ein Jahr lang in dem Hause seiner Retterin dergestalt in Haft gehalten, daß ihm nur der Besuch von ein paar Kirchen gestattet blieb. Dafür mußte er für sich und seine Erben auf Ahndung des an ihm Verübten und auf jede Stelle in Böhmen für seine ganze Lebenszeit verzichten. Während dieser Eingränzung stand er aber in regem schriftlichem Verkehr mit Wien und mit Spanien, weckte auch vielfachen Verdacht, unter welchem er das, was gegen ihn hätte zeugen können, verbrannte. Erst als die Empörung so weit gediehen war, daß offen von einer Königswahl gesprochen wurde, benutzte er den gestatteten Gebrauch des Teplitzerbades zur Flucht nach Passau, auf welcher der Oberst Burggraf ihn begleitete." Hurter, a. a. O. VII. D. B.

*) Es geht dies aus den gewichtigen, nicht blos für jene sondern auch für spätere Zeiten maßgebenden Worten hervor, die er dem Cardinal Klesel in die Feder diktirte (bei Khevenhiller, Ann. Ferd. t. IX, p. 82 ad ann. 1618). Seitdem die Ketzerei eingerissen, heißt es in diesem Aufsatze, sei auch die Verachtung der Obrigkeit und der Aufruhr entstanden. Dadurch aber, daß die katholische Obrigkeit sich in den Willen der ungehorsamen Unterthanen fügte, in der Meinung, Ruhe zu erhalten, wären die Sekten nur um so frecher geworden und hätten sich un-

tigten sich, in schneidendem Widerspruch mit ihren Manifesten, der Regierung und der königlichen Güter, stellten 30 Direktoren zur Landesvertheidigung auf, sammelten Truppen unter Thurns Oberbefehl, knüpften Verbindungen an mit den glaubensverwandten Reichsfürsten, mit den österreichischen Ständen, mit Ungarn, sogar mit den Türken*). Der Erzbischof von Prag, der Abt von Braunau und die meisten Prälaten wurden verbannt; die Jesuiten durften unter den Verbannten natürlich nicht fehlen. In dem sie betreffenden Dekrete heißt es u. A.: „Es ist Jedermann bekannt, welch großen Gefahren dieses Königreich seit Einführung der scheinheiligen Jesuitensekte ausgesetzt gewesen, und welches Unglück seit dieser Zeit über uns ergangen. Dies alles

---

ter dem Scheine des Gewissens unterfangen, auch in politischen Dingen der Obrigkeit ihre Autorität zu entziehen. Nicht damit zufrieden, hätten die einzelnen Länder gemeinschaftliche Sache gemacht, damit, wenn die Landesherren nicht nach ihrem Gefallen handeln wollten, sie bei ihren Conföderirten und Glaubensgenossen Hülfe fänden. Zunächst sei der Stände Streben dahin gerichtet, das Einkommen des Landesherrn möglichst zu schmälern, indem sie dasselbe auf die Kammergüter beschränkten und ihre Bewilligung eines Zuschusses zu Kriegsnöthen und andern Lebensbedürfnissen von einem fürstlichen Revers abhängig machten, daß derselbe Zuschuß nur eine freiwillige Gabe sei, wodurch der Landesherr öfters sich gezwungen sähe, überdies unbillige Forderungen zu bewilligen. Nicht damit sich begnügend, unternehme es der Adel, auch die Kammergüter, Städte und Unterthanen unter dem Vorwande des Gewissens und der christlichen Liebe und Freiheit an sich zu ziehen, so daß diesem Nichts mehr übrig bliebe als einige Schlösser und etwa geistliche Güter und Klöster. So nun die Obrigkeit wirklich von Gott, so müßte dieses Beginnen der Unterthanen vom Teufel sein. Ebensowenig wie dieses aber könne auch die bisherige Nachsicht der Obrigkeit Gott wohlgefällig sein. Gewiß daher sei die Frevelthat der Böhmen von Gott verhängt oder zugelassen worden, damit der Kaiser vor aller Welt entschuldigt wäre, wenn er jetzt auf einmal sich und sein Haus dieses Joches sich zu entledigen und seine ihm gebührende Autorität wieder herzustellen strebte. Dabei werde er Gott und jede christliche Obrigkeit auf seiner Seite haben, die ihr Ansehen bewahren wolle. Im schlimmsten Falle sei es besser, mit Ehren Alles zu verlieren, als dieses mit eigner Zustimmung, wie bisher. Daher müsse man einen Entschluß fassen und unbedingt zu den Waffen greifen. D. B.

*) Der Erzbischof von Gnesen erwiderte den Böhmen: „wenn dieses nicht rebelliren sei, so werde es niemals unter der Sonne eine Rebellion geben."

mußten wir Stände, sowie auch unsere Unterthanen, in Geduld ertragen, und sogar Vermögen und Leben aufopfern. Da wir nun in Erfahrung gebracht, daß der erwähnte giftige Jesuitenorden allein die Hauptursache aller dieser Unordnungen sei, daß er sich unaufhörlich bestrebe, den römischen Stuhl allmächtig zu machen, und alle Königreiche und Länder des Erdbodens seinem Joch zu unterwerfen, daß er alle Kräfte aufbiete, die Fürsten zu entzweien, die Herren gegen ihre Unterthanen, und die Unterthanen gegen die Herren aufzureizen, sowie auch unter den Ständen derjenigen Länder, wo verschiedene Religionen herrschen, Aufruhr und Feindschaft zu stiften, daß er sogar jedem Bösewicht erlaube, Könige und Gesalbte Gottes zu ermorden (!): so haben wir nach dem Beispiele anderer, selbst katholischer Fürsten, welche diese gefährliche und aufrührerische Sekte um der innern Ruhe und Sicherheit willen verbannten, den Beschluß gefaßt, die Jesuiten aus diesem Königreich zu entfernen"*).

---

*) M. J. Schmidt, der katholische Schriftsteller, der Priester, von Jesuiten gebildet, weiß in seiner „Neuen Geschichte der Deutschen" über diese Schmähungen und über die Vertreibung nichts weiter zu sagen, als daß sie unklug gewesen! Daß hiebei Recht und Wahrheit verletzt worden, wiesen die Betroffenen selber den Böhmen nach in einer Antwort auf das Verbannungsdekret. Hier heißt es: Die Stände sub utraque könnten ihre Richter nicht sein, weil die Jurisdiktion im Königreiche allein von dem Könige, in Gemeinschaft mit den drei Ständen, nicht von den letztern allein, oder gar, wie jetzt, von dem utraquistischen Theile desselben, ausgeübt werden dürfe, am allerwenigsten aber gegen den bestimmten Befehl des Königs, als von Richtern in eigener Sache, und ohne die Gegenpartei nur zu hören. Der Vorwurf, daß die Jesuiten Unruhen angestiftet, sei derselbe, welcher dem Herrn selbst und seinen Aposteln von den Juden und Heiden gemacht worden. Man könne nicht läugnen, daß die Verkündigung der wahren Lehre dadurch, daß die Ungläubigen und Gottlosen ihr widerstreben, Uneinigkeiten veranlasse... Darum aber könne man dem Herrn und seinen Aposteln die Schuld der aus der Religion entstandenen Zerrüttungen und Empörungen nicht beimessen. In gleichem Falle befinde sich der Orden, der besonders in diesen nördlichen Ländern mit Lehren, Disputiren, Predigen, Ermahnen und Schreiben alles dahin richte, daß die wahre Religion erhalten und fortgepflanzt werde. Doch sei es ganz untriftig, denselben zum Urheber der kirchlichen Unruhen zu machen, von welchen dieses Königreich heimgesucht worden sei. Lange vor Entstehung und Einführung der Jesuiten habe der Abfall vom wahren Glauben das Land mit Aufruhr und Blutvergießen erfüllt; diejenigen aber, welche deshalb die Vertheidiger

Kaiser Matthias war hülfslos — auf die Kunde von dem zu Prag Verübten ließ übrigens der König von Spanien 300,000 Gulden, mit denen er beim Kaiser in Rückstand war, ausbezahlen,

---

der Kirche anklagten, sähen nicht den Balken im eigenen Auge. Wer habe zur Zeit des Königs Wenzel gerathen, die Prager Rathsherren aus dem Fenster zu stürzen? Wer habe die Taboriten wider König Siegmund zum Aufruhr verhetzt? Wer habe zur Zeit Kaiser Ferdinands in Böhmen die Unruhe gestiftet? Wer habe den Kaiser Rudolf im Prager Schlosse gleichsam gefangen gehalten, und ihm den Majestätsbrief abgezwungen? Wer habe zu Prag in allen Hussitischen Kirchen eine giftige Schrift von den Kanzeln ablesen lassen, welche, unter dem Scheine einer Ermahnung zum Gebet, nichts als ein Blasebalg oder eine Trommel zum Aufruhr gewesen? Wer habe des Kaisers Statthalter und Beamte zum Fenster hinausgestürzt? Wer habe, zur Vertheidigung eines solchen Stückes, Kriegsvolk geworben? Wer das zur Ablösung der Schulden des Landes bestimmte Geld an sich gezogen; wer die Hauptleute und Befehlshaber auf des Kaisers eigenen Gütern und Herrschaften in Eid und Pflicht genommen? Wenn also den Jesuiten von ihren Widersachern entgegengeschrieen werde: Bist du der, der Israel verwirret? so sei die Antwort schon fertig: Nicht ich, sondern du und deines Vaters Haus verwirrt Israel, die ihr verlassen habt Gottes Gebot und den Glauben der Väter. — Auf den Vorwurf, daß sie die Gewalt des Papstes über Alles zu erhöhen trachteten, hätten sie zu erwidern, daß diese Gewalt zweierlei, eine zeitliche und eine geistliche sei. Die erstere beziehe sich blos auf den Kirchenstaat, und es falle den Jesuiten nicht ein, derselben eine weitere Ausdehnung geben zu wollen. Die mächtigsten und auf ihre Gewalt eifersüchtigsten Potentaten der Christenheit pflegten fortdauernd den Orden, den sie aufgenommen, beschenkt und durch ihre Gunsterweisungen ernährt hätten, was sie nimmermehr thun würden, wenn sie merkten, daß die Jesuiten darauf ausgingen, sie um Land und Leute zu bringen, und solche dem Papst unterwürfig zu machen. Dagegen hätten sie kein Hehl, daß sie der geistlichen Gewalt des Papstes, welche auf Beförderung der ewigen Seligkeit gerichtet sei, nach dem Zweck ihrer Gesellschaft, alle Königreiche und Länder dieser Welt zu unterwerfen wünschten... Für solches Bemühen Verbannung zu leiden, rechneten sie sich zur Ehre, nicht zur Schmach. Daß sie diejenigen für Ketzer hielten, deren Glaube mit der römischen Kirche nicht übereinstimme, sei dem Urtheil dessen gemäß, welcher befohlen habe, denjenigen, der die Kirche nicht höre, für einen Heiden und Zöllner zu halten. Luther selbst habe einen großen Theil derer, die sich jetzt unter den Utraquisten befänden, die Pikarden und Calvinisten, für Ketzer erklärt, und von ihren Widersachern würden die Katholischen für Heiden und Abgötter, der Papst aber für den Antichrist ausgeschrieen: warum sollten die Jesuiten ihre Gegner nicht Ketzer nennen? Doch werde von ihnen

während der französische Hof ihm vorstellte, eine solche Frevelthat dürfe nicht ungestraft bleiben, sonst wäre kein König mehr vor einer solchen sicher — und da Maximilian von Bayern,

---

dieser Name nicht denjenigen beigelegt, welche wegen besonderer bürgerlicher Händel, ja selbst wegen einer zur Religion gehörigen Sache, als Festtage und Aehnliches sind, der Römischen Kirche nicht gehorsamen wollten, sondern nur solchen, welche in eigentlichen Glaubenslehren von der Kirche sich trennen und auf ihren Meinungen hartnäckig beharren, da ohne Hartnäckigkeit endlich Nichts Ketzerei sei oder genannt werden könne. Mit Unrecht werde ihnen die Lehre zugeschrieben, daß Ketzern nicht Treue und Glauben zu halten sei; da sich aus ihren Schriften gerade im Gegentheil bezeugen lasse, daß sowohl den Gläubigen als den Ungläubigen, sie seien nun Ketzer, Juden oder Türken, Verheißungen und Eidschwüre in erlaubten Sachen gehalten werden müßten, nicht aber in unzulässigen und unbilligen, indem der Eidschwur kein Band der Ungerechtigkeit sein solle. Beichthören bringe das Amt der Geistlichen mit sich, und es liege, in Gemäßheit desselben, auch den Jesuiten ob, die Gewissen zu erforschen und zurecht zu weisen. Ob man sie, um ihrer Güter willen, den Tempelherren gleich stellen dürfe, werde daraus abzunehmen sein, daß sie im ganzen Königreiche Böhmen, mit Einschluß von Glatz ... nur 5 Kollegien besessen, deren ganzes Einkommen sich nicht über 10,000 Gulden belaufen habe, und worin mehr als 70 Personen zu unterhalten gewesen. — Die Anklage, daß sie Königen nach Leib und Leben gestellt, sei eine böswillige Verläumdung, zu deren Widerlegung es hinreiche, die Lobsprüche und Gnadenbezeugungen anzuführen, welche sie von dem allerchristlichsten Könige Heinrich IV von Frankreich und dessen Sohne Ludwig XIII erhalten hätten, nachdem sie eine Zeit lang, nicht wegen Missethat sondern wegen böser Zeit, aus Frankreich verbannt gewesen, dann ehrenvoll zurückgerufen und in alle Güter wieder eingesetzt worden. Mit der Auslegung des Majestätsbriefes hätten sie sich von Ordenswegen nie befaßt und wenn auch einzelne Mitglieder ihre Meinung darüber geäußert, so folge doch daraus nicht, daß die ganze Societät dafür verantwortlich sein müsse. Indeß geständen sie gern, daß sie an der Art, wie der Majestätsbrief dem Kaiser Rudolf abgepreßt worden, keinen Gefallen trügen, und daß überhaupt, nach ihrer Meinung, alle die Religion angehenden Sachen zuerst an den Papst, als den obersten Regenten der Kirche auf Erden, gebracht werden sollten. Sie schlossen mit dem Gebete, daß der Allmächtige ihren Widersachern guten Verstand, reiche Gnaden, zeitliche Wohlfahrt und endlich, nach diesem Leben, die ewige Seligkeit verleihen wolle. — Diese Apologie, die sich durch ihren besonnenen und gemäßigten Ton vor allen bisherigen Streitschriften auszeichnet, erschien zuerst zu Wien 1618. Im Auszuge bei Khevenhiller, IX.

D. B.

wegen des Verfahrens gegen die Liga verletzt, zögerte, Hülfe zu leisten, die böhmischen Empörer aber einer Stadt nach der andern sich bemächtigten, war der Kaiser auf dem Wege, sich durch Klesel zu Unterhandlungen mit den Rebellen bestimmen zu lassen. Da griff Ferdinand ein, welcher inzwischen auch die ungarische Krone erhalten; der Minister ward gestürzt, Boucquoi, Schüler des berühmten Spinola, und der Lothringer Dampierre führten Truppen gegen die Böhmen, die anfänglich glücklich kämpften und auf deren Seite die inzwischen wieder erneuerte Union, wenn auch anfänglich noch nicht offen, sich stellte. Inmitten dieser Bewegungen stirbt Matthias (1619, 19. März). „Wenige trugen Leid um den Verstorbenen; er war bald vergessen, denn seit längerer Zeit schon galt er als lebendig todt. Große Hoffnungen dagegen, wenigstens der erhaltenden und mit ungefälschter Treue zu dem Herrscherhause stehenden Partei, begrüßten den Nachfolger, der wenige Tage zuvor von Graz (von dem Landtage) zurückgekommen war. Er sei, hieß es, gnädig, scharfsichtig, langmüthig, freigebig, freundlich. Aus besonnenem Handeln, aus selbsteigenem Anhören und Durchlesen aller Sachen einen Vorwurf zu ziehen, hieraus zu folgern, daß es schlimmer unter dem Regiment eines solchen Fürsten kommen müsse, war nur blinder Leidenschaftlichkeit möglich"*).

Der neue Regent fand — und dies bei gänzlich zerrütteten Finanzen — nicht nur in Böhmen eine offene Rebellion vor, sondern auch in allen Erbländern die verwirrtesten Zustände. Während die Böhmen um so hartnäckiger in ihrem revolutionären Treiben beharrten, je mehr sie von außen, den Generalstaaten, der Pfalz u. s. w. durch Versprechen und zum Theil wirkliche Unterstützung aufgestachelt wurden, die Schlesier sich mit ihnen verbunden hatten, in Mähren die Katholischen mit Mühe anfänglich den Anschluß aufhielten, doch aber ihn nicht verhindern konnten — wobei zuerst der Name des nachher so berühmt gewordenen Albrecht von Wallenstein als Oberster eines selbstgeworbenen Reiterregiments wegen seiner unverbrüchlichen Treue gegen den Landesherrn genannt wird — war auch in Ober- und Unterösterreich das Treiben der Unkatholischen höchst gefährlich und beunruhigend. An dem Tage, an welchem die Vorfälle zu Prag erfolgten, übergaben die Augsburgischen Confessionsverwandten in

*) Hurter, a. a. O. D. V.

Oberösterreich eine in 18 Punkten zusammengestellte Beschwerdeschrift über Bruch der Kapitulations-Resolution. Die von Böhmen her drohende Gefahr und die kaiserliche Antwort, das Zugestandene sei durch des Landesherrn Brief und Siegel bestätigt, bedürfe daher einer besondern Kundmachung nicht, gegründeten Beschwerden solle Abhülfe werden, machten keinen Eindruck, vielmehr erklärten sie, statt Hülfe zu bieten, den böhmischen Krieg für einen Offensivkrieg, der ohne der Stände Einwilligung nicht hätte begonnen werden sollen und der, wenn man ihren Rath verlangt und befolgt hätte, zu vermeiden gewesen wäre. Die katholischen Stände stellten nun aber ihre Beschwerden und Religionsbedrängnisse gleichfalls auf und zwar in 96 Punkten*).

---

*) Die Auffindung und Veröffentlichung dieses bisher ganz unbekannt gebliebenen Dokumentes ist eines der wichtigsten Ergebnisse der Forschungen Hurters (a. a. O. Bd. VII). „Wir lesen oftmals, bemerkt hiezu der genannte Forscher, von dem Glaubensmuth und der Ueberzeugungsfreudigkeit, mit welcher ein Theil des österreichischen Adels um ein anderes Panier, als um dasjenige der katholischen Kirche, sich geschaart habe, und wie aus allem Thun desselben das fleckenlose Gepräge von jenen hervorgeglänzt habe. Hier tritt ein anderer Theil dieses Adels vor den Landesherrn, ihm erklärend: weder von demjenigen Panier, um welches schon in grauer Vorzeit ihre Vorfahren sich geeint, noch von seiner Person wollten sie weichen. Hätten etwa diesen, die so gesprochen, jene hohen Eigenschaften, die zu Wurzeln alles Thuns der Andern erklärt werden, gemangelt? Oder träfe den Fürsten mit Recht ein Vorwurf, daß er in dem Zwiespalt der Meinungen und der Bestrebungen (in welche Beziehung aber zu seiner Person und seinen Rechten dieselben so hier als dort traten, hatte ein halbes Jahrhundert mit überzeugender Macht gelehrt), mehr nach derjenigen Seite sich wendete, auf welcher er für beide die größere Gewährleistung fand? Man sollte es glauben, wenn man das Urtheil so Mancher vernimmt, die einem Neuen oft nur deswegen beipflichten, weil es zu dem Bisherigen in Widerspruch tritt. — Vermuthlich hat diese Zusammenstellung von Seite der Katholischen, nachdem sie den Andern bekannt geworden, Veranlassung zu einem Nachtrag gegeben, welcher weitere zehn Beschwernisse, worüber sie eben so gut Klage zu führen hätten, enthielt. Allein der größere Theil war von solcher Beschaffenheit, daß die katholischen Landleute wohl das Geschehene beklagen, schwerlich hiegegen Abhülfe gewähren konnten, indem das eine die landesherrlichen Behörden berührt, das andere blos von der geistlichen Obrigkeit ausgegangen sein konnte. Wer die Richtung jener Zeit sich vergegenwärtigt, kann keinen Zweifel hegen, daß sie nicht minder begründet gewesen seien, als die 96, von den Katholischen her-

Gegen diese Beschwerden erscheinen jene der Protestanten ziemlich unbedeutend. Wie Oesterreich, so war auch das Land ob der Enns, aufgestachelt von den böhmischen Direktoren, der Schauplatz kirchlich-politischen Gährens. In der Hauptstadt des letztern Landes, Linz, fand sich die Rüstkammer, in welcher nach des Kaisers Tod die publizistischen Waffen geschmiedet wurden, mit denen König Ferdinands Regierungs-Berechtigung sollte bekämpft, die Befugniß der Stände in einer Weise erweitert werden, über welche der Landesherr zu einem Schattenbilde abgeblaßt wäre!*) Selbst Steiermark blieb nicht unberührt von der Bewegung, die überall in Ferdinands Herrschaften auftauchte, so daß derselbe schon den Gedanken gefaßt haben soll, seine Kinder aus Graz nach Tyrol zu flüchten. Verhältnißmäßig unerwartet ruhig war eine Zeitlang die Stimmung in Ungarn, obwohl der König auch von dieser Seite auf keine Hülfe rechnen konnte. Doch aber verschmähte er, Bethlen Gabors Anerbieten anzunehmen, gegen Abtretung der Burg und Herrschaft Tokai an der Spitze von 3000 Mann den Vortrab einer wider die Böhmen zu sendenden Kriegsmacht zu bilden, bei diesen den Wahn hervorzurufen, er sei zu ihrer Unterstützung gekommen, und dann ihre zu einer Besprechung in sein Lager einzuladenden Häupter festzunehmen. Bald darauf erfuhr er, daß der verschmähte Fürst von Siebenbürgen an der Spitze einer starken Heeresmacht gegen ihn aufgetreten sei. „Daß bei solchem Zustand der Länder und bei solcher Richtung eines großen Theils der Einflußreichern in denselben der künftige Oberherr keinem ruhigen Walten entgegengehen konnte, wird nicht befremden; daß er so vielfachen Verschlingungen mit gefestigtem Ansehen sich entrang,

---

vorgehoben, wenn gleich sie nicht so grell waren, wie manche von diesen." — So spann sich das Gezänk unerquicklich und trotz aller Ermahnungen und Vorstellungen des schwerbedrängten Kaisers weiter, während die Böhmen schon im Lande standen. D. B.

*) Hurter, a. a. O. — Das Verfahren der protestantischen Stände Oesterreichs, die den Böhmen thatsächlich Hülfe leisteten und mit den bittersten Feinden ihres Fürstenhauses, den Generalstaaten, in freundschaftlichem Verkehr standen, ist auch schlagend geschildert in der Abhandlung: Kaiser Ferdinand II im Kampfe gegen die protestantischen Stände Oesterreichs. Hist.-pol. Bl. Bd. III und IV.

D. B.

hat er selbst weder seiner Klugheit noch der eigenen Kraft beigemessen, sondern einzig der göttlichen Vorsehung verdankt" *).

Die letzten und äußersten Versuche in Böhmen, durch Güte zum Ziele zu kommen, denn bei fast gänzlichem Mangel an Hülfsmitteln war Krieg zu führen nicht minder schwer als Frieden zu schließen, scheiterten an dem Uebermuth der böhmischen Direktoren. Vielmehr hatte diese die Nachricht von des Kaisers Tode zu ernstlichen Schritten vermocht, für ihre Krone einen andern Träger als den rechtmäßigen zu suchen, den sie bei den Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz, — welche die betreffende Urkunde ablehnten! — als Reichsvikarien, verklagten, obgleich er den Böhmen und Schlesiern alle Rechte, Freiheiten und Majestätsbriefe bestätigte, seinen Generalen Feindseligkeiten untersagte **). Das hielt die Böhmen nicht ab, sogar angriffsweise

---

*) Hurter, a. a. O. D. V.

**) „Unter dem von allen Weltgegenden immer bedrohlicher heranziehenden Sturm, gegen welchen einer gewöhnlichen Menschennatur Sicherung einzig in dem Willfahren gegen die Empörung möglich geschienen hätte, in diesem Augenblick, wo Alle, die noch Ferdinands Glaubens waren, angsterfüllt in die nächste Zukunft blickten, zagte er nicht, diejenigen, welche zu demselben sich nicht bekannten, aus seiner nähern und fernern Umgebung wegzuweisen, Hofherren, Hatschiere und Trabanten, die nicht katholisch waren, zu verabschieden. Nicht geschah dieses, wie die Parteistellung vorgeben möchte, aus Haß oder Verfolgungssucht (wofür es keinen zwingendern Beweis gibt, als daß Protestanten, die bloß dieses waren, ohne die Trennung von der Kirche mit bürgerlicher Widersetzlichkeit zu verschmelzen, bei Ferdinand sogar in Gunst blieben), sondern die Klugheit gebot, bei täglich sich mehrender Erfahrung von dem engen Zusammenhang und den stets weiter gehenden Absichten der Bewegungspartei, nicht Solche in seiner Nähe zu lassen, die größere Neigung zu seinen Widersachern als Anhänglichkeit an seine Person haben konnten. Aber auch bei diesem Beweggrund konnte einen solchen Entschluß nur der unbesiegbare Glaubensmuth eingeben, konnte nur weltüberwindende Kraft denselben durchführen, jener fleckenlose Heldensinn, welcher noch für Höheres zu kämpfen weiß, als für die glänzendsten Kronen der Welt. Wem dieser Glaube, diese Kraft fehlte, der dürfte freilich bei ähnlichem Verfahren unter verwandten Verhältnissen dem Beiwort eines Ueberlegungslosen kaum entgehen. Außerdem diente zu siegreichem Emporringen aus gefahrvollen Verwicklungen Eines noch: daß dieses Zeitalter keine Zunge und kein Ohr hatte für die tückische Zumuthung: zu kräftigem Regieren über die treuen Freunde habe der Landesherr die Gehülfen unter deren und seinen eigenen Feinden zu suchen." Hurter, a. a. O.

vorzugehen und in Oesterreich einzufallen, wo sich Ferdinand den Ständen gegenüber in der höchsten Bedrängniß befand. Aus Mähren herangezogen, stand Thurn bereits vor den Thoren des fast schutzlosen Wien, versäumte aber den günstigen Augenblick über Unterhandlungen mit den Ständen wegen einer Conföderation, welche jene ihrerseits vom Könige unterschrieben haben wollten. „Die immer gewaltiger sich nähernde Gefahr hinderte Ferdinand nicht, öffentlich zur Kirche zu gehen, bei den Vertheidigern die Runde zu machen. Mit der Gefahr wuchs seine Seelenstärke. Sein Reich war in diesem Augenblicke die Burg. Selbst in dieser durfte, der böhmischen Kugeln wegen, die Ritterstube nicht mehr betreten werden, war des Königs Arbeitszimmer nicht gesichert. Da kamen am 10. Juni aus Ungarn Wenzel Thurzo und Peter Revai, um ihm anzuzeigen: auch die Ungarn hätten das alte Verbündniß mit den Böhmen wieder aufgerichtet. Gleich als wäre nirgends sein Ansehen angefochten, als übte er seine Königsmacht in voller Ruhe, ließ er denselben bedeuten, sie möchten stracks nach Hause kehren, ob sie Antwort erhalten hätten oder nicht. Tags zuvor hatte er den unkatholischen Landleuten gesagt: wie sie zu ihrer Sicherstellung ein Vertheidigungswerk einrichten könnten, sehe er nicht ein; er begehre es zu wissen, ob dieses von den gesammten Ständen oder nur von einem Theil derselben ausgehe? — In solcher allseitiger Bedrängniß hatte er einen einzigen Rathgeber, einen Einzigen, dem er sich anvertraute — seinen Erlöser, vor dessen Bild er sich niederwarf, von dem er, mit vollem Vertrauen, nicht verlassen zu werden, jedesmal sich erhob. . . Am 11. Juni erschienen sechszehn unkatholische Landleute Unterösterreichs stürmisch in des Königs Vorzimmer, um eine Erläuterung über ihr Defensionswerk zu übergeben. Unter ihnen trat besonders Andreas Thonrädel, Herr zu Oberassing, hervor. Der böhmische Krieg, fuhr er den Landesherrn an, sei wider ihre Freiheiten, ohne ihren Rath, Wissen und Willen begonnen worden. Schon seinen Vorfahr hätten sie um einen Vergleich gebeten, ohne Berücksichtigung zu finden. Nochmals bäten sie um gütliche Uebereinkunft. Die Ungarn, welche nach Böhmen gezogen worden, verlegten sich nur auf das Plündern und Verheeren des Landes. Weshalb er dergleichen Kriegsleute nicht bestrafte, vielmehr in die Burg sie einführe, zusähe, wie sie aller Zucht spotteten? Eine Verbindung der Erblande sei keine Neuerung, dieselbe von Matthias schon

im Jahr 1614 zugestanden worden. Erst diese, dann die Huldigung. Gehe die Verbindung doch nicht wider S. M. oder die katholische Religion, nur zum Schutz der ihrigen solle sie dienen. Hätten seine Räthe der Länder Freiheiten und Rechte beachtet, dann wäre so großes Unglück, solche Spaltung nicht erfolgt. Wolle er ihre Freiheiten bestätigen, so erwarteten sie, daß er auch Wort halte. Kriegsvolk hätten sie zur Verhütung der Plünderung geworben, S. M. hievon Anzeige gemacht. Sie versähen sich dessen, daß er treuem Rath folgen, hiedurch das vor Wiens Thoren liegende Kriegsvolk zum Abzuge bringen werde. — Durch lange Zeit, bis in den Abend, mag barsche Rede von der einen, entschiedene Gegenrede von der andern Seite gedauert haben. Später ist hinzugefügt worden, der Wortführer habe zuletzt so weit sich vergessen, um den König bei der Hand zu fassen und an einem Knopf seines Gewandes zu zerren, welcher Sage nachmals noch die abschätzige Rede beigefügt wurde: „Nandel, willst unterschreiben?" Die Zeitgenossen wissen hievon nichts. — Ob wirklich von der Absicht mag gesprochen worden sein, den König in ein Kloster zu stecken, seine Kinder dem katholischen Glauben zu entfremden, über mehrere der Geheimen Räthe unter den böhmischen Waffen ein Blutgericht zu halten, dürfte sich schwerlich mehr ermitteln lassen. — In diesem Augenblick, in welchem Ferdinand wehrlos dem Aufruhr aller Länder, persönlich aber dem Ungestüm jener Vasallen gegenüberstand, die übermüthige Begierlichkeit seines unkatholischen Adels nicht mehr zweifelte, ihm Gesetz und Vorschrift geben zu können, schmetterten Trompeten auf dem Burgplatz. Ein Achtung gebietender Zug Geharnischter ritt in scharfem Trab mit aufgezogenen Röhren daher. Es waren die Reiter, welche der Großherzog von Florenz für den Krieg seines Schwagers gegen Venedig hatte werben lassen, und über welche der gefeierte Kriegsheld Dampierre als Oberst gesetzt war, doch ohne bei denselben sich zu befinden. Sie lagen zu dieser Zeit in Krems. Ob sie bei eingetretener Bedrängniß seien gerufen worden, ob Erzherzog Leopold, ohne zu ahnen, daß von dieser Hülfe die Rettung des Monarchen, vielleicht des Hauses abhänge, dieselben gesendet habe, wird wohl unentschieden bleiben. Diese Reiter fuhren auf Tschaiken die Donau herab in den Arm des Stromes, aus welchem ein Kanal unmittelbar in das Wasserbecken des untern Arsenals führte, wo die sogenannten Streitschiffe lagen. Hier waltete als Hauptmann der in 46jährigem

treuem Dienst, ebenso erprobte als vielfach erfahrene Gilbert Santhelier. Dieser stellte sich sogleich an die Spitze der in so dringlichem Augenblicke Herbeigekommenen, und eilte mit ihnen seinem bedrängten Landesherrn zu. Es hat auch dieser, dieweil Dankbarkeit unter dessen fürstlichen Tugenden nicht die geringste Stelle eingenommen, solches Ritterdienstes niemals vergessen... Thonrädel und seine Gefährten, nachdem sie durch lange Zeit vergeblich dem Könige zugesetzt, verließen endlich die Burg. Ferdinands Milde zog es vor, ihnen sicheres Geleite außerhalb die Stadt zu gewähren, als des spanischen Gesandten Rath zu deren Verhaftung zu befolgen" *).

Nun faßten auch die Wiener neuen Muth und leisteten den Angreifern erfolgreichen Widerstand. Diese wurden indeß bald durch die Wendung, welche der Kampf in Böhmen genommen, zum Abzuge genöthigt. Graf Bucquoi nämlich hatte von seinem Waffenplatz Budweis aus, verstärkt durch Spanier, Ungarn und auch ein Regiment von Wallenstein geworbener Panzerreiter, die Abwesenheit Thurns benutzt, um die Offensive zu ergreifen und dem Grafen Ernst von Mansfeld eine entscheidende Niederlage beizubringen. Dieser, der früher in Ungarn und den Niederlanden dem Habsburgischen Hause gedient hatte, war in die Dienste der Union und dann in diejenigen des Herzogs von Savoyen getreten, welcher ihn den Böhmen überließ. Das war alles, was der für den Pfälzer mit dem Herzog von Savoyen, welcher eben mit Spanien einen nicht glücklichen Krieg beendet, wegen einer Bekriegung Oesterreichs unterhandelnde Christian v. Anhalt erlangte; eben so wenig Erfolg hatten spätere Unterhandlungen der pfälzischen Partei mit Savoyen, auf daß der Herzog dem Könige Ferdinand die Kaiserkrone streitig mache. Karl Emanuel zog es vor, sich um die böhmische Krone zu bewerben. Auch Herzog Max von Bayern ward vergeblich angegangen, seinem Schwager die Kaiserwahl streitig zu machen, nachdem die Bemühungen der böhmisch-pfälzischen Partei, wenigstens ein Hinausschieben der Wahl zu erlangen, gescheitert waren.

Sobald Ferdinand in Oesterreich einigermaßen freie Hand hatte, reiste er nach Frankfurt und verständigte sich unterwegs mit dem Herzog Max, welcher, durch die früheren Intriguen gegen die Liga verletzt, bei der Bedrängniß des Schwagers und

*) Hurter, a. a. O. D. B.

Jugendfreundes sich zurückhaltend oder doch beobachtend bewiesen. Indem Johann Georg von Sachsen sich auf die Seite der drei geistlichen Kurfürsten stellte, waren alle Anstrengungen, den unter bedenklichen Umständen mit seltenem Muthe sogar persönlichen Gefahren entgegentretenden Ferdinand von der Wahl auszuschließen, vergeblich. Am Wahltag — 1619, 28. August — stimmte zunächst Trier, da Mainz die Stimmen sammelte, für Ferdinand, nachdem er auch Bayern und den Erzherzog Albrecht, als der Kaiserkrone würdig, genannt hatte; Köln erklärte, sein Bruder, der Herzog von Bayern, suche die Würde nicht und stimmte gleichfalls für Ferdinand. Darauf verlas der pfälzische Gesandte ein langes, von Friedrich selbst geschriebenes Votum Pfalz fand auch den König Ferdinand, den Erzherzog Albrecht, den Herzog Maximilian der Krone fähig, nannte aber außer diesen noch Kursachsen, Dänemark, Savoyen und stimmte endlich für Bayern, „als einen erfahrenen, beständigen und friedfertigen Fürsten, der sein Land in gutem Friedensstand habe und mit keinem Kriege implicirt sei", nicht „aus widriger Affection gegen einen oder den andern aus den übrigen, viel weniger gegen das Haus Oesterreich, welches seines Kurhauses gute officia verhoffentlich in der That vielfältig verspüret, sondern einzig, wie er die Sache nach seinem Eide und seiner Pflicht verstehe... Da aber die Majora auf König Ferdinand obgedacht, oder den Erzherzog (Albrecht) fallen, und dafür gehalten werden sollte, daß ohne Abbruch der freien Wahl diese Dignität bei Einem Hause länger zu lassen, so habe er gar keine Privatursach, es einem oder dem andern zu mißgönnen, sondern er gedenke sich auf solchen Fall aller Gebühr zu bezeugen" *). Auch Sachsen und Brandenburg, letzteres mit dem Hinzufügen, weil man vernehme, Bayern wünsche die Würde nicht, kürten König Ferdinand. Ebenso stimmte Mainz. Nochmals befragt, erklärte nun der pfälzische Gesandte, er habe Befehl, sich der Mehrheit anzuschließen. Zuletzt wandte sich der Reichserzkanzler an den König: was er hiezu sage? Würdig erwiderte Ferdinand mit wenigen Worten: „Da die Stimmen auf ihn gefallen, nehme er die Krone mit Dank an, Willens, unter Gottes Beistand so zu regieren, daß Kurfürsten, Fürsten und Stände wohl zufrieden

*) Geheimer Bericht von der römischen Königswahl Ferdinands II. in Moser, Patriot. Archiv, VII. D. B

sein würden". Freudig, „als ging's zum Tanz", beschwor er sodann die Wahlcapitulation*). Am 9. September erfolgte die Krönung.

Ferdinand II. 1619—1637.

„Der beharrlich erschwerte, nach mancherlei vorangegangenen Umtrieben dennoch widerspruchslos erfolgte Ausgang der Wahl dürfte das Prototyp von Ferdinands ganzer Regierungszeit genannt werden — Sonnenblick nach Wetterwolken"**).

Kaum war die Wahlhandlung beendigt, als das Gerücht sich verbreitete, der Neugewählte habe seine böhmische Krone verloren. In der That hatten die böhmischen evangelischen Stände mit denen von Mähren, Schlesien, der Lausitz, sogar von Ober- und Niederösterreich zur gemeinsamen Vertheidigung ihrer bürgerlichen und religiösen Freiheiten sich verbunden, ihren König aller Ansprüche auf den Thron für verlustig erklärt (18. August) und dem Kurfürsten Friedrich V von der Pfalz die Krone übertragen (26. August). Dieser hatte sich eifrig um diese Krone beworben und dieselbe somit demjenigen geraubt, welchen er, wenn auch mittelbar, als Kaiser anerkannte. Willenlos hatte der charakterschwache, lebenslustige eitle Fürst sich von Christian v. Anhalt und seiner ehrgeizigen Gemahlin, der britischen Königstochter, in die unheilvolle Bahn drängen lassen. Da indeß die Mehrzahl der unirten Mitstände, das Kurfürstenkollegium und sogar seine Räthe ihm die Annahme einer von Rebellen gebotenen Krone widerriethen, so gelang es jenen mit Hülfe des Moriz v. Oranien und des Bethlen Gabor nur mit Mühe zu verhindern, daß Friedrich nicht zurückgetreten wäre. Als er von Heidelberg aufbrach, rief ihm seine Mutter beim Abschiede zu: „Du trägst die Pfalz nach Böhmen!"

Während Friedrich die böhmische Krone, welche übrigens durch das von den Ständen entworfene Grundgesetz zum Schatten geschwunden, im Vorzug vor Savoyen und Dänemark, den hauptsächlichsten Mitbewerbern, erlangte (4. November), war es dem listigen Bethlen Gabor gelungen, sich Ungarns zu bemächtigen; er drang bis Wien vor, und Bucquoi mußte, um Oesterreich zu schützen, Böhmen verlassen; Thurn folgte ihm

*) Moser, a. a. O. D. B.

**) Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinands II, Bd. I. Schaffhausen 1857.

und vereinigte sich mit Bethlen. Ferdinand aber, der auf Umwegen wegen der in allen Erbländern tobenden oder drohenden Empörung von München aus Graz erreicht hatte, blieb unerschüttert, und wirklich trat fast wunderbare Errettung von drohendster Noth ein. Die vor Wien versammelten Streitkräfte der Rebellen sahen sich durch schlechte Vorsorge und frühen Winter abermals zur Aufhebung der Belagerung genöthigt. Für den Kaiser begann nun auch Herzog Max durch Wiederbelebung der Liga zu wirken*). Dieselbe beschloß auf einem Tage zu Würz-

*) Auf der Rückreise von Frankfurt schloß der Kaiser in München mit seinem Schwager den denkwürdigen Vertrag, von welchem an die Wendung der Dinge in Deutschland datirt werden kann. „In diesem Vertrag machte sich Maximilian zu Uebernahme des katholischen Vertheidigungswesens anheischig, „ungeachtet er hiedurch seine Person, sein Haus und seine Unterthanen in Ungelegenheit blosstelle". Die andern katholischen Fürsten sollten ihm hiezu an die Hand gehen, wogegen der Herzog sein Möglichstes thun werde Dabei habe weder der Kaiser noch sonst ein Glied des Erzhauses in sein Kriegsdirectorium einzugreifen. Ferdinand möge ohne Zuziehung des Herzogs, auch gegen Ersetzung der Kriegskosten und Vergütung erlittenen Schadens, in keinen Vertrag oder Frieden sich einlassen. Da hiebei des Herzogs Aufwand größer sein werde, als derjenige, wozu er als katholischer Fürst verpflichtet wäre, habe der Kaiser, unter Verpfändung seiner sämmtlichen Güter, Wiedererstattung alles Schadens und aller Unkosten, für Gebietsverlust Entschädigung in Oesterreich zuzusagen. Dort Erbeutetes soll ihm als Pfand für Einbußen dienen. Der kaiserliche Oberbefehlshaber habe mit dem Herzog in Verbindung zu treten. — Neben diesem zwar geheimen, aber doch schriftlich verfaßten Vertrag, ließ sich Ferdinand noch zu mündlichen Zusagen bewegen, deren nachmalige Verwirklichung dem günstigen Lauf seiner Angelegenheiten die erste mißbeliebige Wendung gab, aus welcher eine ununterbrochene Reihenfolge von Verwicklungen hervorging. Da vorauszusehen war, daß der Kurfürst von der Pfalz von dem Begonnenen nicht zurückweichen, hiedurch die Reichsexecution auf sich ziehen werde, verhieß Ferdinand für diesen Fall dem Herzog die Kurwürde, Alles, was er im Reich einnehmen sollte, als Unterpfand bis zum Ersatz der Unkosten. Maximilian von Bayern war der einzige Fürst dieser Zeit, welchem Geldverlegenheit eine unbekannte Sache war, welcher hauszuhalten verstand gleich einem besonnenen Familienhaupt... Mit dem abgeschlossenen Vertrag trat Maximilian aus der beobachtenden in eine eingreifende Stellung über. Wohl nahm er des hartbedrängten Schwagers und Freundes sich an, aber nicht in jener Opferwilligkeit, welche mit der ansonst festen Ueberzeugung hätte sollen verknüpft sein, nicht mit jener Großartigkeit, zu deren Kundgebung die Umstände eine so

burg (Dezember) kräftigste Hülfe, während die Union, gleichzeitig zu Nürnberg tagend, und das Bild kläglichster Schwäche darbietend, für Friedrich so gut wie nichts that. Uneinigkeit und Neid, welche in der deutschen Geschichte eine so gewichtige Rolle spielen, trugen hauptsächlich hierzu bei, nicht unwesentlich aber auch das geschickte Benehmen eines in Nürnberg als kaiserlichen Gesandten sich einfindenden Reichshofraths-Präsidenten, Grafen Joh. Georg von Hohenzollern*).

Diesen sich für seine Sache so bedenklich anlassenden Verhältnissen gegenüber verhielt sich Friedrich so leichtsinnig als unklug. Die Verschwendung bei den unaufhörlichen Festen, selbst an heiligen Tagen, erregte großes Aergerniß unter dem Volke, das an eine würdige Haltung seiner Könige gewohnt war. Das leichtfertige, französisch carrikirte Hofgesinde aus der Pfalz bespöttelte die altväterischen Gewohnheiten, den sparsamen Haushalt, den Ernst des böhmischen Adels, dem hinwieder die unschicklich

---

schöne Veranlassung boten. Ein ernster, unermüdlicher, überall selbst wirkender, alle Vergnügungen und Erholungen der Arbeit hintansetzender Fürst, faßte er bei aller Willfährigkeit gegen die gefährdete katholische Sache, welcher er mit wahrer Innigkeit und Wärme zugethan war, doch zweierlei in das Auge, was man die bewegenden Kräfte seines langen Regimentes nennen dürfte: Sicherstellung seiner Geldkräfte, sodann die Erweiterung seines Gebiets. Darum hat er im Hinblick auf diese alsbald für jene hypothekarische Einräumung eroberter Landstrecken die Bedeutung einer vollberechtigten in Anspruch genommen, worin ihm von dem Kaiser ebenfalls willfahrt wurde. Ist dann seinerseits nicht in Abrede zu stellen, daß Ferdinand seine Rettung und die Erhaltung seines Hauses neben den Anstrengungen der Liga vorzugsweise der Klugheit, der Thatkraft und der Beharrlichkeit des Herzogs v. Bayern zu verdanken hatte, so dürfen wir anderseits nicht vergessen, daß von allen katholischen Fürstenthümern Deutschlands Bayern das einzige war, welches erhöht und erweitert aus dem dreißigjährigen Kampfe hervorgegangen ist, da sonst aller Gewinn auf Seite derjenigen fiel, welche denselben so freventlich begonnen, so hartnäckig festgehalten haben." Hurter, a. a. O.

*) Derselbe wußte mit seltener Geistesgegenwart die Hoheit seines Herrn zu behaupten. Bei seinem Eintritt in den Saal saß der Pfälzer unter einem Thronhimmel, zu dessen Linken stand ein Stuhl für den kaiserlichen Botschafter. Bei Hohenzollerns Eintritt gingen alle Anwesenden, auch der Kurfürst ihm entgegen und rasch setzte sich der Botschafter neben den Thronhimmel, den Stuhl dem Kurfürsten überlassend.

modische Tracht der Hofdamen ein Greuel war. Noch weit bedenklicher wirkte der blinde Eifer des calvinischen Hofpredigers Scultetus. Der Kurfürst hatte vor der Krönung den böhmischen Ständen, deren neue Verfassung allerdings auch nichts weniger als ein Muster von Duldung gegen die Katholiken war, freie Uebung ihres Glaubens zugesichert. Der gesunde Menschenverstand und sein eigener Vortheil geboten ihm dies. Aber dies ward für nichts geachtet und rohe sacrilegische Verwüstung der Kirchen in Prag war die erste That des pfälzischen Regiments *).

*) Die Utraquisten, die manches vom altkatholischen Kultus beibehalten, hatten die Kirchen ihres ehrwürdigen Schmuckes nicht beraubt, und in der „Böhmischen Confession", der dem Kaiser Maximilian II vorgelegten Urkunde über die Vereinigung der Lutheraner und Calvinisten unter dem Namen Utraquisten vom Jahr 1575, war die Schonung der von der Kirche eingeführten Gebräuche, besonders von Seiten der kirchlichen Gerichtsbarkeit, ausdrücklich vorgesehen worden. Friedrich, dem diese Urkunde vorgelegt worden, nahm darauf keine Rücksicht. „Dieselbe Barbarei, in welcher unter Friedrichs Vater ein Bild Mariens sammt dem Kinde mit Nägeln zerkratzt, eine Kirche zu Amberg in einen Pferdestall verwandelt wurde, welche alle Feldkapellen, Grabsteine und Denkmäler zerstörte, die Glasgemälde in den Kirchen zerschlug, die nämliche Barbarei, welcher wir bei Kirchenverwüstungen in allen Ländern und zu allen Zeiten begegnen, sollte auch in der Hauptstadt des eben gewonnenen Königreichs ihren ungehemmten Lauf beginnen. Gleich nach Friedrichs Ankunft in Prag erging der Befehl: „in der Schloßkirche die Götzen wegzuschaffen." Man begann aber mit der Jesuitenkirche. Friedrich fuhr selbst in großem königlichem Pompe hinüber und befahl Beförderung des Begonnenen. Um in der Schloßkirche die Zerstörung rasch durchzuführen, wurde eine große Zahl Arbeitsleute bestellt. Mit diesen kamen zugleich die Herren von Rupowa, Budowetz und Andere ihrer Meinungsgenossen in den Dom und hieben mit Aexten darein trotz Jenen. Als die Taglöhner das große Kreuz über dem Chor hinunterlassen wollten, damit es nicht zerbreche, befahlen die Herren, es darniederzuwerfen, was unter entsetzlichem Gepolter geschah. Der Herr von Berbisdorf gab ihm sodann mit den Worten: „hier liegst du, hilf dir!" einen calvinischen Fußtritt. Den Bildern der seligsten Jungfrau und des h. Johannes wurden die lästerlichsten Worte zugerufen, an den Grabmälern alle Kreuze zerschlagen, die Schreine der Heiligen unter den empörendsten Aeußerungen ausgeräumt, ihre Bilder durch die calvinischen Prädicanten zu Brennholz zerhackt... Gleiches stand den Kaisergräbern bevor. „Wozu dieses Narrenwerk?" fragte Einer, doch gelang es... diesen Frevel abzuwenden... Das Zerstörungswirk dauerte bis in die tiefe Nacht. „Endlich, hieß es, hat man doch Ruhe, hat man nicht mehr

Gleiche Neuerung in den Landkirchen einzuführen, verhinderten Thurn und Andere. Der Ebengenannte, der den neuen König eigentlich geschaffen, hatte erwartet, einen mächtigen Einfluß aus-

---

das: Bitt für uns! zu hören." — Mit dem folgenden Morgen wurden aus den Altären die Reliquien herausgebrochen, mit Füßen getreten; der Hofprediger Scultetus hatte zwei Mägde in die Kirche geschickt, um durch sie viele heilige Gebeine für den Heerd seiner Wohnung zusammentragen zu lassen... Zuletzt wurden sämmtliche Altäre niedergerissen, die Wandgemälde übertüncht. Bis zum Christabend (nach dem alten Kalender; 3. Januar des neuen Kalenders) waren von der Kirche blos die nackten Wände noch übrig... Als nachher Graf Thurn dem Kurfürsten bemerkte, jenes Herausschaffen der Bilder sei ein gefährliches Werk, leicht könnte er in seinem Schloß nicht mehr sicher sein, soll derselbe erwidert haben: er habe es weder gethan noch befohlen, blos es geschehen lassen. Aber sein Arzt, der nebst einem Rath das Zerstörungswerk zu überwachen hatte, äußerte sich: er gehe nicht von dannen, bis laut des Königs Befehl, alle diese Knochen und abgöttischen Sachen weggeräumt wären. Nachher nahm dieser selbst die Zerstörung in Augenschein... Scultetus aber verkündete mit gewaltigem Eifer von der Kanzel die herrliche und preiswürdige That, durch welche die Kirche von den Götzenbildern und dem Aberglauben, den sein Herr als Christ nicht länger habe dulden dürfen, sei gereinigt worden. Auch darin wieder bewährte sich Friedrichs Art, daß er den König von Frankreich versicherte, eine Veränderung sei seines Wissens einzig mit der Hofkirche vorgenommen worden. — Die Katholiken schwiegen und seufzten. Die Lutheraner dagegen ließen ihrem Unwillen gegen den neuen König vollen Lauf in den bittersten Vorwürfen. Abschätzigen Reden fügten sie bei: Niemand mehr habe Liebe zu ihm. Unverhehlt äußerten sie sich: käme doch Ferdinand wieder, dafern er ihnen nur ihre Religion ließe! Die Prädikanten erbitterten das Landvolk dergestalt, daß Furcht des Königs Diener befiel. Wie nun noch an den Rath der Altstadt das Verlangen kam, das Bild des Gekreuzigten von der Brücke herunterzuwerfen, entbot derselbe: solches stehe nicht in seiner Befugniß, die Bürgerschaft habe das Bild setzen lassen; wolle der König dasselbe aus eigener Macht wegnehmen lassen, so werde der Rath an der hieraus entstehenden Ungelegenheit keine Schuld tragen. Nach dieser Antwort wurde zwar der Wache auf der Brücke befohlen, das Bild in Obacht zu nehmen, den ersten, der es antasten würde, in die Moldau zu werfen, aber dennoch der Neustädter Rath um Wegschaffung desselben angegangen; worauf die kurze Antwort erfolgte: er dürfe in das Recht der Altstadt nicht eingreifen." Hurter, a. a. O. — Entsetzliche Vorgänge kamen auch zu Olmütz vor, wo der Domherr Sarkander den Martertod erlitt. Allerdings geschah auch leider anderseits Empörendes, insbesondere durch die vom König von Polen nach Oesterreich geschickten, Kosaken genannten, Hülfstruppen. D. B.

zuüben, ebenso Mansfeld; beide täuschten sich, Friedrich brachte seine Günstlinge mit, namentlich Christian v. Anhalt. Daher bittere Unzufriedenheit unter den zurückgesetzten böhmischen Herren und eine Uneinigkeit, die sich im bevorstehenden Kriege als unheilvoll erwies. Zu alle dem kam eine auf den höchsten Grad gestiegene Zuchtlosigkeit im Heere.

Inzwischen hatte Herzog Maximilian bereits begonnen, das Netz zu weben, um den sorglosen Pfälzer, welchem allerdings eine mit den Ungarn geschlossene Conföderation, 15. Januar 1620, zu der man schmachvoller Weise auch dem Sultan den Beitritt offen ließ, zu Statten kam, weit mehr als die nach der böhmischen erfolgende Huldigung der Schlesier, durch Aufstellung eines starken ligistischen Heeres, durch einen Einfall der Spanier in die Kurpfalz — was freilich nur mit vieler Mühe in Madrid erlangt wurde — durch Gewinnung Kursachsens, endlich durch vertragsmäßige Selbstlähmung der Union. Der Kaiser seinerseits suchte vor allen Dingen mit den Ständen seiner Erblande sich zu setzen. Mit ausdrücklicher Genehmigung des Papstes Paul V und auf den Rath von Geistlichen, namentlich Jesuiten, seiner Umgebung erklärte er sich bereit, den unkatholischen Herren alle Religionszugeständnisse zu bestätigen, die sie unter seinem Vorfahr erlangt hatten. Der größere Theil der niederösterreichischen Stände huldigte darauf, die Renitenten, welche auf Anerkennung der böhmischen Conföderation bestanden, und allen Vorstellungen sich unzugänglich bewiesen, wurden als Rebellen in die Acht erklärt. Die Oberösterreicher aber verweigerten die Huldigung vor Abbestellung der Kriegsbeschwer, die doch nur Folge ihrer Auflehnung. Sohin wurde Bayern ersucht, mit der Exekution voranzugehen. Bethlen Gabor hatte einen Waffenstillstand mit dem Kaiser geschlossen, welcher den Kurfürsten von Sachsen, ohnehin eifersüchtig auf Kurpfalz, durch die Aussicht auf den Besitz der Lausitzen, als Antheil an der böhmischen Eroberung, gewonnen; nicht minder gelang es, die Stände von Ober- und Niedersachsen wenigstens für jetzt auf die kaiserliche Seite zu ziehen*). Glei-

*) „Wie die Uebertragung der böhmischen Krone an den Kurfürsten von der Pfalz der Rebellion in diesem Lande den Charakter der Stätigkeit aufdrücken wollte, konnte dieselbe bei eben erfolgter Kaiserwahl nicht mehr als Conflikt des habsburgischen Regenten mit einem Erbland betrachtet werden, sondern mußte sie als Reichsangelegenheit gelten. War es doch

chermaßen der heilige Stuhl sich zu einer ansehnlichen Geldhülfe bereit finden ließ, waren auch die kaiserlichen Gesandtschaften nach Dänemark und nach Paris erfolgreiche. Die Krone Frankreich, obgleich seit langer Zeit Schutzherrin und Bundesgenossin der deutschen Protestanten, um durch Nährung der religiösen die politische Spaltung Deutschlands zu erhalten, was ihr nur zu gut gelungen, übernahm sogar die Anbahnung einer Vermittlung mit der Union, die den Ulmer Vertrag zu Wege brachte, womit eigentlich die Sache der böhmischen Rebellion entschieden war.

Ulmer Vertrag. 1620.

Ludwig XIII, der wirklich diesesmal — noch stand kein Richelieu ihm zur Seite! — die Sache des Kaisers als die

---

das Reichsglied, nunmehr durch einhellige Wahl Reichsoberhaupt geworden, welches in seinen angestammten und bei der Krönung zu Prag von den eigenen Unterthanen feierlich anerkannten Rechten der schnödesten Verletzung blosgestellt worden war. Hätte die Kirchentrennung nicht zugleich das Reich in unheilbaren Riß gespalten, wären nicht durch dieselbe dessen Stände in das verderbliche Bestreben verwickelt worden, das auf Uebung von Rechten gegründete Ansehen ihres Hauptes immer mehr zu verkümmern, so hätte über die Frage, welches bei solcher offener Empörung Pflicht der Reichsglieder sei, auch nicht einen Augenblick Zweifel obwalten können. Nach allem dem aber, was seit dem schmalkaldischen Bündniß in ununterbrochener Reihenfolge vor sich gegangen war, mußten bezüglich der Stellung des Kaisers zu den Reichsständen der Zweifel und der Widerspruch die Oberhand behalten; dies vornehmlich bei denjenigen des niedersächsischen Kreises. Der Grund hiervon war natürlich. In keinem andern Kreise war es den weltlichen Fürsten gelungen, so viele ansehnliche Stiftungen der Kirche und Theile des Reichs in Erzbisthümern und Bisthümern an sich zu reißen, als in diesem. Wiewohl man dann durch Berufung auf die angebliche Kirchenverbesserung in einer vermeinten Rechtfertigung solchen Raubes sich wiegen zu können wähnte, mochte doch zwischendurch ein leiser Vorwurf über widerrechtlichen Besitz und begangene Gewaltthat neben der Ahnung sich durchziehen, daß blos die Zeitverhältnisse dem Kaiser ein schweigendes Zusehen vorübergehend abnöthigen, dessen Billigung niemals gewinnen könnten. Damit war, wenn nicht offene Feindschaft, so doch schleichendes Mißtrauen der thatsächlich Besitzenden gegen den obersten Wahrer des Rechts und der Reichsverfassung gesetzt. So abgestumpft, selbst bei wildem Eingriff in das Gut der Kirche, dürfte zu jener Zeit das Rechtsbewußtsein noch nicht gewesen sein wie bei den Kaltberechnenden im Beginn des laufenden Jahrhunderts." Hurter, Zur Geschichte Wallensteins.

D. B.

der Monarchen überhaupt angesehen zu haben scheint, schickte nämlich eine ansehnliche Gesandtschaft, welche auf dem Bundestag zu Ulm (Mai 1620) dem Herzog Max zu einem förmlichen Frieden zwischen der Liga und der Union (3. Juli) verhalf, der sich aber weder auf Böhmen und die Niederländer, noch auf den Erzherzog Albrecht — um Spinola freie Hand zu lassen, erstreckte. Damit war der innere Krieg in Deutschland für jetzt noch abgewendet. Wie ein bleiernes Gewicht drückte die böse Sache des Pfälzers auf das Gewissen seiner bisherigen Bundesgenossen und, obgleich die Feindseligkeiten zwischen den Ligistischen und den Unirten eigentlich bereits begonnen hatten, blieb jener doch mit der böhmischen Conföderation vereinzelt. Von allen Reichsfürsten schloß sich ihm nur Herzog Johann Ernst von Weimar mit zwei Brüdern an und erhielt dafür die Landschaften, welche Kursachsen bis dahin von Böhmen zu Lehen trug, zugesprochen.

Nichts hinderte nunmehr den Herzog von Bayern, den Feldzug zu beginnen. Schon am 10. Juli bricht er selbst mit seinem Heere, zunächst gegen Oberösterreich auf. An der Spitze seiner Truppen stand ein Feldherr, dessen bald hochberühmter Name jetzt zum Erstenmale bei einer größern Unternehmung erscheint: Tilly*). Die Oberösterreicher hatten keine Vorbereitung zur

*) Johann Tserkläs von Tilly, geb. 1559, Sohn des Erbmarschalls der Grafschaft Namur, aus einem ursprünglich flandrischen Geschlechte, das große Besitzungen in den wallonischen Provinzen hatte. Im 14. Lebensalter, eben als Alba die Niederlande verließ (1573), trat er in spanische Dienste. Die Kriegskunst erlernte er unter dem großen Feldherrn Alexander Farnese, Herzog von Parma. Sodann diente er als Rittmeister in einem Reiterregimente, das Graf Adolf v. Schwarzenberg den Guisen gegen Heinrich v. Navarra zuführte und blieb lange in Lothringischen Diensten. Später suchte Heinrich IV den tapfern Offizier an sich zu ziehen. Er schlug es ab und führte eine erlesene Reiterschaar unter dem kaiserlichen Oberbefehlshaber Herzog v. Mercanes nach Ungarn; etwas später befehligte er ein im Lüttich'schen geworbenes Regiment Fußvolk. Hier zeichnete sich Tilly so sehr aus, daß ihm Rudolf II das Feldmarschallamt übertrug. Als es ihm aber nicht gelang, die für den kaiserlichen Dienst aufgewendeten Summen zurückzuerhalten, nahm er den Antrag des Herzog Max von Bayern an, trat 1609 als Generallieutenant in dessen Dienste und ward bald von demselben an die Spitze seines Kriegswesens gestellt. Tilly war klein und unansehnlich von Gestalt, allein äußerst tapfer und abgehärtet. Die eherne Strenge sei-

Vertheidigung getroffen und so kam die Landschaft, die sich vergeblich nach böhmischer und ungarischer Hülfe umsah, rasch in die Gewalt des Herzogs. Nun erboten sich die Stände unter der ihnen früher angebotenen Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten zur Huldigung, aber sie mußten dieselbe nun unbedingt leisten und die Conföderation mit Böhmen aufgeben. Gemäß dem Vertrage mit dem Kaiser blieb einstweilen Oberösterreich pfandschaftweise in des Herzogs Händen, der nun nach Böhmen vordrang, indem er sich mit dem kaiserlichen Heere vereinigte, während gleichzeitig Spinola die Pfalz erreichte, Kursachsen die Lausitz besetzte. Eine letzte Mahnung an Friedrich, es nicht zum Aeußer-

---

nes Antlitzes ward durch den wohlwollenden Ausdruck seiner Augen gemildert. Protestantische Räthe fremder Fürsten, welche mit ihm zu verhandeln hatten, rühmen öfters seine Sanftmuth und Bescheidenheit. Unerbittlich gegen Andere, wie gegen sich selbst und die strengste Mannszucht haltend, blieb er dennoch der Abgott seiner Soldaten. Höchst einfach in Nahrung und Kleidung, verachtete er den Reichthum. Als man ihm das Fürstenthum Kalenberg übertragen wollte, schlug er es aus, und als ihn der Kaiser in den Reichsfürstenstand erhob, brachte er den kaiserlichen Sekretär durch eine große Summe dahin, das Diplom nicht auszufertigen. In dieser Hinsicht weit verschieden von seinem Nebenbuhler Wallenstein, zeichnete dieser große Meister in der Kunst, Heere zu bilden und zu führen, zugleich durch Frömmigkeit und sittliche Strenge sich aus. Was die Geschäfte des Tages dem Gebete entzogen, wurde in der Nacht ersetzt. Nie hat er ein Weib berührt, nie berauschendes Getränk genossen. Alle Feldherrntugenden hat Tilly durch keine Leidenschaften verdunkelt, gerade weshalb vielleicht, wie A. Heising — Magdeburg nicht durch Tilly zerstört — treffend bemerkt, er noch keinen Biographen gefunden, denn seinem Leben fehle die Romantik der Leidenschaften und der Mangel an Schwächen gebe ihm etwas Dürres. „Die Welt liebt chevalereske, romantische Charaktere — bemerkt Heising weiter — Beides war Tilly nicht. Bei nüchternem, prunklosem, fleckenlosem, strengchristlichem Leben war er der furchtbarste Gegner der Feinde des Kaisers und der Liga. Das konnte man nicht verzeihen und mit doppelter Befriedigung malte man den in gewisser Beziehung mönchischen Feldherrn als einen so entsetzlichen Bluthund bei Magdeburg. Christian v. Braunschweig, Wallenstein, Gustav Adolf, Pappenheim, Bernhard von Weimar ꝛc., alle Sklaven so großer Leidenschaften, die Quelle so großen Unheils für Deutschland, sind eben dieser romantischen Leidenschaften wegen die Lieblinge der Nachwelt geworden und hatten sie doch nicht einmal vor dem alten Helden den gewaltsamen Tod des Kriegers voraus.“ D. B.

sten kommen zu lassen und die Krone niederzulegen, an die böhmischen Stände, zur Pflicht zurückzukehren, ward von diesen mit Berufung auf ihre „gerechte Sache", von jenem mit der Erklärung, nichts Ungerechtes gethan, nicht wider den Kaiser, blos wider das Haus Oesterreich sich erhoben zu haben, ablehnend beantwortet. Der Wille des Herzogs, unmittelbar auf Prag, das Herz des Landes, loszugehen, entschied über die Meinung des vorsichtigen kaiserlichen Feldherrn Bucquoi, der nach dem besser versehenen Mähren sich wenden wollte, um von dort her dem durch Bethlen Gabor bedrohten Kaiser zu Hülfe zu kommen. Pilsen, Mansfelds wohlbefestigtes Hauptquartier, ward vergeblich belagert, weil des Freibeuters zweideutiges Benehmen*) Hoffnung gemacht, er werde die Veste freiwillig übergeben. Das böhmische Heer stand ganz in der Nähe, Friedrich befand sich bei demselben; er bot jetzt Unterhandlungen an, die aber abgebrochen werden mußten, da er noch immer die usurpirte Krone nicht niederlegen wollte. Der Herzog hätte gern eine Schlacht geliefert, allein Bucquoi widersprach und auch die Böhmen zeigten keine Neigung dazu. Von Pilsen aus zog das ligistische Heer gen Prag, die Böhmen blieben ihm zur Seite; die beständigen Scharmützel brachten auf beiden Seiten vielen Verlust, obgleich Krankheiten durch schlechte Witterung und ungenügende Nahrung noch mehr Menschen hinwegrafften. Noch schlimmer wirkte die Entwöhnung der kaiserlichen Kriegsknechte von aller Zucht. Umsonst war alles Rauben, Plündern, Brennen untersagt; ohne Unterschied ward gegen die Einwohner gewüthet, fanden weder Kirchen noch Klöster Schonung**).

---

*) Ueber sein Benehmen während der Belagerung Pilsens wird man schwerlich je ins Klare kommen. Er behauptet in seinen „Ritterlichen Thaten": er habe die Unterhandlung nur begonnen, um Zeit zu gewinnen; der jüngere Anhalt versichert, man habe ein Einverständniß mit dem kaiserlichen Heerführer ausgestreut, um ihn verhaßt zu machen; die Acta Mansf. sagen, er habe wirklich die Partei der Böhmen verlassen wollen, und geben als Ursache an, daß seine Soldforderungen nicht hätten können berichtigt werden; er wiederum spricht von Hintansetzung, derenwegen er schon vor dieser Zeit seine Entlassung mehrmals verlangt habe; endlich wird behauptet, man habe kaiserlicher Seits seine Forderungen übertrieben gefunden." Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinands II, Bd. I. D. B.

**) S. Hurter, a. a. O. D. B.

Schlacht am weißen Berge. 1620, 8. November.

Daß Maximilian unmittelbar auf Prag losgehe, wollten die Böhmen lange nicht glauben; die dadurch nothwendigen Rückzüge und angestrengten Nachtmärsche brachen ihren moralischen Muth, und so ließen sie manchen Vortheil außer Acht, als endlich — trotz des Widerspruchs des vorsichtigen Bucquoi, so daß nur das begeisterte Wort des aus Italien herbeigeeilten spanischen Carmelitergenerals Dominicus a Sancta Maria offenen Bruch der Kaiserlichen und Ligisten verhinderte*) — auf dem weißen Berg eine Stunde vor Prag der entscheidende Zusammenstoß erfolgen mußte. — Es war Sonntag der 8. November (1620), an welchem das Wort dem Heere verkündigt ward: gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Die Böhmen, in der Minderzahl, hatten den Vortheil der besseren Stellung auf der Höhe des Berges, im Rücken durch Prag gedeckt. Ihr Oberbefehlshaber war Anhalt, während auf ligistischer Seite Tilly das Commando führte, Maximilian und Bucquoi im Hintertreffen hielten. Die Katholiken rückten den Berg hinan, von heftigem Geschützfeuer empfangen; eine halbe Stunde schwankte das Gefecht. „Unter Tilly's Streithaufen hob der Carmeliter sein Kreuz empor, mit warmem Wort die Krieger anfeuernd. Es wird erzählt: der Feldherr habe ihm mit dem Ruf: „Vater, ich sterbe Hungers!" einen Apfel aus der Hand gerissen. Der

*) Den seines heiligmäßen Lebens wegen hochverehrten Mann hatte der Herzog eigens aus Rom verlangt. Als er den Zwiespalt der Feldherren vernommen, trat er herzu. „Verzeiht, edle Herren, hub er an, daß ich unter Euch erscheine. Wie die Feinde auf ihren Hochmuth bauen, so setzet euer Vertrauen auf Gott; entschließt Euch zu tapferem Angriff." Dabei hob er ein altes Marienbild, welches mit ausgestochenen Augen eben gefunden worden, empor mit den Worten: „Sehet, was sie der heiligen Mutter gethan haben; sie wird Euch beschirmen." Sofort wurde das Feldgeschrei „Maria" ertheilt, das Bild dem Heer voranzutragen befohlen; der Ausgang erwarb ihm die Benennung „Unsere Liebe Frau vom Siege". Unverweilt mußte der Jesuite Heinrich Fitzsimon das Salve regina anstimmen, wobei der Herzog und Bucquoi respondirten. Schon einige Tage zuvor hatten die Krieger durch Beichte und den empfangenen Leib des Herrn auf den Ernst des Kampfes sich vorbereitet. Eine weiße Binde war ihr Erkennungszeichen. Maximilian ermuthigte noch durch einige anfeuernde Worte die Seinigen. So war es Mittag geworden. S. Hurter, a. a. O. D. B.

kühne Verdugo erstürmte eine böhmische Schanze, riß selbst einem Feinde die Fahne aus den Händen und richtete die drei gewonnenen Geschütze auf die fliehenden Gegner. Die rückwärts stehenden Ungarn wandten sich zur Flucht. Als Herzog Johann Ernst von Weimar dieses wahrnahm, wollte er sie zurückhalten. „Die Deutschen fliehen ebenfalls!" rief ihm ihr Oberster zu. Keinen Zauber übte die Erwiderung: „Ihr aber seid Ungarn! Ein Ungar, kein Deutscher, will heutiges Tages auch ich sein; bleibt doch bei mir!" Fort ging's der Moldau zu, in welcher viele ihren Tod fanden. Sie rissen die deutschen Reiter, mit diesen einen Theil des Fußvolkes nach sich... Allgemeine Auflösung trat ein. Blos die Mähren hielten Stand. Die gesammte Kriegsmacht mußte gegen sie geführt werden... Mit einbrechender Nacht konnten die Verbündeten den vollständigsten Sieg feiern. Blos eine Stunde hatte der Kampf gedauert. „Alle haben sich wohl gehalten", schrieb Maximilian dem Bruder, welcher die Namen derjenigen wissen wollte, die vornehmlich sich ausgezeichnet. Die Böhmen zählten 4000 Todte, halb so viele Gefangene. Von dem verbündeten Heere sollen blos so viele Hunderte als von dem feindlichen Tausende geblieben sein. Freilich ist dieses Angabe des Siegers. Zu den Todten wurde irrthümlich auch der Graf von Pappenheim gezählt, der, aus vierzehn Wunden blutend, den Händen der Kroaten entrissen ward, um bei fernern Kämpfen in treuem Dienste des Kaisers ruhm- und siegreich sich zu bewähren. Hundert Fahnen, zehn Geschütze fielen in die Hand des Siegers, welcher glorreiche Namen dem Herzog vorzüglich und mit vollestem Recht zukommt; denn er fand sich vorne und rückwärts in dem Treffen. „Hätte J. F. D., sagt ein Augenzeuge, nicht in eigener Person das Werk so stark regiert, ja endlich den Haufen, so keine rechte Lust zum Schlagen gehabt, ernstlich zugeredet, so hätte man abermals eine schöne Occasion, dem Feind Abbruch zu thun, verloren." — Die Nachricht von der begonnenen Schlacht traf Friedrich über der Tafel. Alsbald stieg er zu Pferde, um an der Spitze von 500 Reitern dem Schlachtgetümmel zuzueilen. Er fand das Strahower Thor geschlossen. So konnte er blos vom Walle Zeuge der Niederlage und der wilden Auflösung der Seinigen, des Jammergeheuls der zagenden Weiber sein. Niedergebeugt kehrte er in die Burg zurück" *).

*) Hurter, a. a. O. D. B.

In dieser Noth bot er dem siegreichen Vetter wieder Unterhandlungen an, der aber wiederholt erklärte, daß vorab die Niederlegung der böhmischen Krone erfolgen müsse. Friedrich that dies nicht, wollte aber auch nicht das Kriegsglück weiter erproben, nicht den Versuch wagen, Prag zu halten, ein neues Heer zu sammeln, frische Streitkräfte heranzuziehen. Mit Anhalt, mit dem alten Thurn hatte er den Muth verloren, er mochte fühlen, daß er nicht der Mann sei, eine bedrohte Krone zu behaupten*). Schon in der Frühe des nächsten Morgens floh er, begleitet von seiner Gemahlin, dem Fürsten Christian von Anhalt, dem Grafen Thurn und einigen Anderen; so eilig war die Flucht, daß der König Krone und Scepter, Anhalt, zum Verderben Vieler, seine geheimsten Papiere zurückließ, welche über die Umtriebe der Unirten gegen das Haus Oesterreich seit zwei Jahren so helles Licht verbreiten. Der Pfalzgraf begab sich zunächst nach Breslau, um die Hülfe der Schlesier anzurufen. Jedoch ein Schreiben des Kurfürsten von Sachsen entmuthigte die schlesischen Stände, so daß sie nichts für Fortsetzung des Krieges thaten, ebenso wenig half ein Aufruf an die Union mit Hinweis auf die bedrängte protestantische Sache. Nicht ganz freiwillig verließ er Breslau, während seine Gemahlin von ihrem würdelosen Schwager, dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, mit Mühe zu Küstrin eine armselige Zufluchts-

*) „Hier kann man nun einen tiefen Blick in die gänzliche Zerrüttung des böhmischen Wesens thun. Um dieses aber zu verstehen, merke: einem Herrscher in der Blüthe seiner unumschränkten Macht wird am Ende immer gehorcht; tritt aber die Gefahr ein, wo die Befehle nicht mehr erzwungen werden können, dann wird es klar, daß sich der Thron allein auf die Liebe und das Zutrauen der „Menge" stützt, welche die Großen in ihrem Hochmuth zu verachten pflegten. Kaiser Ferdinand durfte sich ein Jahr zuvor getrost nach Wien werfen, als Bucquoi's Truppen schon über die Donau von Thurn zurückgetrieben waren und dieser die Stadt beschoß, während Bethlen Gabor mit großer Uebermacht heranzog. Allein Ferdinand war der tapfern Bürger und aller waffenfähigen, jungen Männer seiner Hauptstadt sicher. König Friedrich aber hatte durch seine unbedachten Handlungen sich die Bürger des festen Prags längst entfremdet; die Herren seiner Umgebung, die ihm so lange geschmeichelt, wagten es nicht mehr, ein Schwert zu seiner Vertheidigung zu ziehen, als die Gefahr vor den Thoren war." Bensen, Das Verhängniß Magdeburgs.

D. B.

stätte erlangte, wo sie ihren Sohn gebar (Moriz, der in Amerika verscholl).

Hätte man den Fliehenden unmittelbar nachgesetzt, so wäre Friedrich sammt seiner Gemahlin in die Gewalt der Verbündeten gefallen. Am frühen Morgen des folgenden Tages verlangte eine Abordnung der Städte, der Uebergabe wegen, drei Tage Bedenkzeit. Maximilian empfing dieselbe auf freiem Felde in Gegenwart seiner Offiziere. „Nicht drei Stunden", erwiderte er, „gewähre ich, unbedingt habt ihr euch zu ergeben." Schon waren einige Knechte, zumal beutelüsterne Walonen (sie hatten Wochen durch kein Brod mehr erhalten und mußten bei rauher Witterung im freien Felde liegen) auf die Mauern gestiegen, als ein Schreiben der Katholiken der Kleinseite dem Herzog eröffnete: ihre Einwohner harrten seiner Befehle. Maximilian setzte sich alsbald zu Pferd, um das Plündern zu verhüten. Des Pfälzers Oberhofmeister, Wilhelm von Popel, eben der, welcher beim Herabwerfen der Statthalter am eifrigsten sich erwiesen, nebst fünf Andern aus den Ständen kamen ihm entgegen. Der Herzog richtete solche Worte an sie, daß ihnen die Thränen über die Wangen rollten. An der Kapuzinerkirche auf dem Hradschin vorüberreitend, stieg Maximilian vom Pferd, durch eine gute Zeit im Dankgebet gegen Gott verweilend. Stellt ja die helle katholische Ueberzeugung das Wissen und das Handeln, das Wollen und das Vollbringen, den Kampf und die Berathung unter die Obhut und den Segen des Allerhöchsten. Wie dieses Bewußtsein den Herzog vor dem Altar durchdrungen, so führte es auch in seinem Bericht an den Vater der Gläubigen die Feder. „Gott war Sieger, sagte er, im vollsten Dankgefühl gebe ich Ihm diesen Namen"... Die freudigen Grüße, welche bei dem Einzug des Heeres von allen Seiten den begleitenden Jesuiten entgegenwinkten, konnten als glänzendste Widerlegung dessen gelten, was seit dem Fenstersturz die Gewalthaber und deren Genossen ihnen aufgebürdet hatten. — Sobald dann Maximilian in die Königsburg eingetreten war, erließ er nebst Bucquoi ein Verbot gegen das Plündern, wovon nur die Häuser der Entwichenen ausgenommen waren"*).

Jeden Antrag auf Amnestie, auf Bestätigung der Privilegien und um Religionsfreiheit lehnte der Herzog ab und verwies die

*) Hurter, a. a. O. D. V.

Bittenden an den Kaiser, dem alsbald die Bürger der drei Städte Prags, dann die anwesenden Glieder des Herrn- und Ritterstandes huldigten. Bezeichnend ist, daß schon am ersten Tag nach der Einnahme Prags, noch früher als die Katholiken, die Lutheraner ein feierliches Dankfest in ihren Kirchen veranstalteten. Die Masse des böhmischen Volks hatte von Anfang an wenig Theil an einer Umwälzung genommen, die allein zu Gunsten des Adels, ja in ächt polnischer Weise auf Unterdrückung des Bürgerstandes, auf völlige Sklaverei der Bauern berechnet war. Nachdem das Königreich, mit Ausnahme der wenigen von Mansfeld noch eine Zeit lang besetzten Städte, dem Beispiele der Hauptstadt folgend, dem Kaiser gehuldigt hatte, übergab Maximilian die weitere Verwaltung der böhmischen Angelegenheiten dem Fürsten Karl v. Lichtenstein, als kaiserlichem Statthalter, ließ unter Tilly einen Theil des Heeres in Prag zurück und zog (17. November) mit den übrigen Truppen nach Bayern zurück. Während dessen war auch Friedrichs Stammland, die Rheinpfalz, von Spinola's Heer besetzt worden, während Schlesien sich unterwarf und daher im Genusse der durch den Majestätsbrief zugesicherten Religionsfreiheit blieb. Es vermittelte dies der Kurfürst von Sachsen, der, wie schon bemerkt, die Lausitzen*) besetzte. Nur Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf setzte noch eine Zeit lang, natürlich zwecklos, den Krieg fort.

Friedrich aber, der seiner Gemahlin folgend sich an den Brandenburgischen Hof gewandt, hatte dort schlechte Aufnahme gefunden, und nach manchen Kreuz- und Querzügen — während deren aber die nachher für Deutschland so unheilvollen Verbindungen mit dem Halberstädter Administrator Christian von Braunschweig und dem Könige Christian von Dänemark angeknüpft wurden — gelangte endlich das unglückliche Fürstenpaar wieder einigermaßen zur Ruhe bei Wilhelm v. Oranien. Dieser und die Generalstaaten, wie sie die eigentliche Ursache von des nun spottweise so genannten „Winterkönigs" Verderben waren, hielten ihn jetzt von einer Aussöhnung mit dem Kaiser ab. So mußte

*) Wo auf seine Verwendung der Kaiser die Religionsfreiheit gleichfalls bestätigte, auf ausdrückliches Anrathen von Ferdinands Beichtvater, P. Lamormain. K. A. Müller, Forschungen auf dem Gebiet der neuern Geschichte. Dresden, 1838.

D. B.

denn die Reichsacht, die zugleich über den Fürsten Christian v. Anhalt, den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg zu Jägerndorf und den Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe ausgedehnt wurde, gegen den Kurfürsten ausgesprochen werden (1621, 23. Januar). Mit Vollzug derselben wurden der Herzog von Bayern für die Oberpfalz (da die Rheinpfalz schon in den Händen der Spanier war), der Kurfürst von Sachsen und der Bischof von Bamberg beauftragt. An den triftigsten Gründen, an voller Berechtigung zu diesem Schritte fehlte es nicht, doch waren die protestantischen Kurfürsten, namentlich Kursachsen der Ansicht, daß eine Achtserklärung gegen einen Kurfürsten nur unter Zustimmung der übrigen dürfe erlassen werden. Man war eben jeder Bethätigung kaiserlicher Machtvollkommenheit entwöhnt und insbesondere, wie begreiflich, zeigte sich Frankreich wenig davon erbaut*).

---

*) „Man schrie laut über die Ungesetzlichkeit dieser Acht, theils weil sie der nöthigen Formalitäten ermangle, indem die Kurfürsten des heiligen römischen Reichs nicht darüber befragt worden seien, theils weil ihr die rechte Begründung fehle, indem Kurfürst Friedrich V durch die Annahme der böhmischen Wahl sich nicht gegen den Kaiser, sondern blos gegen das Haus Oesterreich vergangen habe, wenn es je ein Vergehen sei, eine angebotene Krone anzunehmen. Ein Fünklein Wahrheit mag in diesen Behauptungen liegen, allein noch gewisser ist, daß die Reichskonstitution ein bloßer Name geworden war. Jeder verletzte sie, so lange er die Macht dazu hatte. Erst wenn ein Reichsstand so tief im Unglücke saß, daß die letzten Beweismittel der Fürsten, Kanonenkugeln und Pulver, nichts mehr nützten, berief man sich auf die Konstitution, als auf den letzten Strohhalm der Verzweifelten, um gleich nachher, wenn der Wind günstiger blies, gegen sie zu handeln. War es der Reichskonstitution gemäß, als Luther den Deutschmeister und den Erzbischof von Mainz aufforderte, ihre geistlichen Lehen in weltliche Fürstenthümer zu verwandeln, oder als Kursachsen und Hessen im Einverständnisse mit Frankreich den schmalkaldischen Bund schlossen? war es der Konstitution gemäß, als Kurfürst Moriz den Kaiser Karl V in Innsbruck überfiel? oder als Friedrich V vor der Wahl zum böhmischen Könige mit dem Savoyarden und anderen Fürsten über das Erbe Habsburgs das Loos warf? Was Friedrich V Andern hatte zufügen wollen, war ihm selbst widerfahren; er hatte also eben so wenig Recht, sich über die Härte Ferdinands zu beschweren, als der Preuße Friedrich II über die Habsucht Oesterreichs klagen durfte, wenn ihm in Folge des siebenjährigen Krieges alle seine Länder genommen worden wären." A. F. Gfrörer Gustav Adolf und seine Zeit. D. B.

Daß der Herzog von Bayern so rasch Böhmen verließ, war ein Unglück für das Land und den rechtmäßigen Landesherrn. Anstatt den Feind bis zu seiner Vernichtung zu verfolgen, wurde das Land allen Bedrängnissen durch das Kriegsvolk preisgegeben, während der Statthalter bei den Einziehungen der Rebellengüter mit eben so viel Willkür verfuhr, wie dieselben ihm und einigen Andern, worunter ganz vorzugsweise Wallenstein, zur Bereicherung dienten. Eine Untersuchungskommission ward eingesetzt, um über die Rädelsführer der Empörung zu richten, aber die Kommissarien gingen weit über ihre Vollmachten hinaus. „Es hieße, die menschliche Art mißkennen, wollte man nach dreijährigem Parteikampfe, nach dem wilden Aneinanderstürmen wie der Grundsätze so der Interessen, nach einer alle Verhältnisse durchkreuzenden Zerrissenheit bei sämmtlichen Persönlichkeiten einer siegenden Partei Mäßigung, Unterdrückung der so nahe liegenden Rachelust, Beseitigung der so leicht zu befriedigenden Selbstsucht voraussetzen. Diese diente den Angestellten nicht selten als Mittel zu jener und trübte die Maßregeln des Landesherrn häufig in so empörender Weise, daß sie, anstatt allmälige Beruhigung des Königreichs herbeizuführen, für dasselbe durch eine Reihe von Jahren zur Quelle des unsäglichsten Jammers wurden"*). Die Untersuchung begann übrigens in so milden Formen, daß sie den Betroffenen wohl Vorbote gänzlicher Begnadigung schien und sie darum die von Tilly gewährten Gelegenheiten zur Flucht nicht benutzten, sogar seinen ausdrücklichen Rath, sich zu entfernen, nicht beachteten. Die Untersuchungsakten und der Urtheilsspruch finden sich nicht mehr vor. Gewiß ist, daß der Kaiser den Spruch bedeutend milderte, wobei abermals der wieder in Anspruch genommene Rath seiner Beichtväter aus der Gesellschaft Jesu mitwirkte. Mit zitternder Hand, Thränen in den Augen, unterschrieb er über 28, meist vormalige Direktoren, das Todesurtheil. Bei 12 Andern verwandelte er die Todesstrafe in lebenslängliches oder zeitweiliges Gefängniß und andere Bußen. Unter den zum Tode Verurtheilten — die alle reulos, unbeugsam in den Tod gingen, bis auf Einen, der noch auf dem Schaffot Begnadigung erhielt — befand sich nur ein einziger Katholik. Weil in Folge der Besiegung der Böhmen die Mährer, die ohnehin meist gezwungen sich der Conföderation angeschlossen, den Kaiser, um

*) Hurter, a. a. O. D. B.

Gnade flehend, ihrer Reue versicherten, ward nach geschlossener Untersuchung in dieser Landschaft an keinem der verurtheilten Rädelsführer die Todesstrafe vollzogen. Bald darauf erfolgte ein Generalpardon, später (1622, 4. Mai) auch in Böhmen, mit Ausnahme jedoch der Sicherheit des Vermögens für die Schuldigen. Dagegen wurden in Mähren wie in Böhmen die Bundesbriefe cassirt, die Privilegien und Freiheiten aufgehoben, da die Böhmen und Mährer durch ihre Rebellion alles früher bestehende, vertragsmäßige Recht gebrochen hatten.

Die Gegenreformation.

So ward in diesen Ländern, wie auch in den Erblanden, die Gegenreformation alsbald durchgeführt, der Grundsatz des Augsburger Religionsfriedens, cujus regio, ejus religio, im katholischen Sinne angewendet. Diese Reformation Ferdinands in Böhmen, sowie der von des Kaisers Beichtvätern aus der Gesellschaft Jesu hierauf geübte Einfluß ist so lange entstellt worden, daß die Entstellung gewissermaßen eine Verjährungsfrist sich erworben. Jene muß als eine blutige, grausame, vorzugsweise durch rohe Soldaten zu Stande gebrachte gelten; dieser muß ein solcher gewesen sein, daß man dann des Kaisers Beichtväter die eigentlichen Regenten nennen müßte, denen er selbst blos den Namen geliehen hätte. Was wider des Landesherrn und seiner vornehmsten Räthe Willen bei der Zurückführung Böhmens zum katholischen Glauben Ungebührliches und Hartes vorgekommen sein mag, das wird ohne Weiteres den Jesuiten zugeschrieben. Die Jesuiten am kaiserlichen Hofe haben aber nur auf besonderen Auftrag des Kaisers hin, der diese Angelegenheit als eine rein kirchliche betrachtete, die sein Gewissen berühre, die Vorschläge begutachtet, welche vom damaligen Erzbischof von Prag, Cardinal Harrach, gestellt worden, und der endgültige Beschluß zur Durchführung der Reformation ward vom geheimen Rathe gefaßt. Daß nun die Jesuiten — Wilh. Lamormain, Beichtvater des Kaisers, und Heinrich Philippi, Rektor des Collegiums in Wien — die Zurückführung Böhmens zum katholischen Glauben als eine zweckmäßige, ja pflichtgebotene Maßregel auffaßten, wird ihnen nicht zu verargen sein, jedoch zeigt ihr noch vorhandenes Gutachten, daß in demselben „wahre Milde bei dem Verfahren gegen die von der Kirche Abgefallenen, hoher Ernst, diesem erfolgreiche Wirksamkeit auf die Gemüther zu sichern, ent-

schiedene Neigung, derselben den Vorzug vor allem äußern Glanz der Kirche einzuräumen, Uneigennützigkeit in Bezug auf diese, und edle Freimüthigkeit dem Landesherrn gegenüber sich vereinige. Die Beichtväter aus der Gesellschaft Jesu waren es, welche das ganze Reformationswerk der Unterweisung, der Tüchtigkeit, der Thätigkeit und dem Eifer derjenigen anheimstellen wollten, die damit zu beauftragen seien, äußeren Zwangsmitteln blos gegen entschiedene Halsstarrigkeit das Wort redeten. Sie waren es, welche dem Kaiser schonende Nachsicht in manchen besondern Fällen anriethen. Sie waren es, welche größern Werth auf das Wirken der Seelsorger in den Ortschaften, als auf die Errichtung von Bisthümern legten, oder an diese wenigstens solche Männer gesetzt wünschten, die nicht in dem Glanz der Würde, sondern im pflichtgetreuen Tragen der Bürde ihren Vorrang suchten; Seelsorger in dem strengsten Sinne des Wortes sollten diese sein, nicht Fürsten, noch weniger Schreiber. Sie waren es, welche in der angeregten Rückgabe alles dessen, was vor langer Zeit geistliches Gut gewesen, der Frage des Rechts den Vorrang über der gewinnreichen Ausstattung der Kirche einräumten. Aber auch sie waren es, welche auf den Antrag des Erzbischofs von Prag, von jeder Kufe Salz zehn Kreuzer zu erheben (zur Errichtung neuer Bisthümer), dem Kaiser freimüthig vorstellten; ein so unentbehrliches Bedürfniß neuerdings zu beschweren, gewinne den Anschein harter Bedrückung. Die Errichtung der Bisthümer würde damit zum Gegenstande des Hasses werden. Man würde sprechen und schreiben: der Kaiser gründe Bisthümer, aber nicht aus dem Seinigen; er wolle den Namen haben, aber nichts dazu beitragen." Treten, sagen sie, E. M. von den 45 Kreuzern, welche auf der Kufe Salzes der Fiscus bezieht, zu obigem Zwecke 10 Kreuzer ab, dann bewähren Sie Ihre Hochsinnigkeit, Ihre Frömmigkeit, Ihren Eifer, Ihr Gottvertrauen; dann ist zu hoffen, Gott werde diese Einbuße in anderer Weise reichlich vergelten." Sind Beichtväter, die ihrem Landesherrn Vorstellungen in solcher Art machen, zu verunglimpfen, und wären sie selbst Jesuiten? Und wenn nachher die geheimen Räthe diesem Antrage beipflichteten, so darf man immer noch fragen, ob sie wohl den Muth gehabt hätten, denselben von sich aus zu stellen?"*)

---

*) „Kaiser Ferdinands II Reformation in Böhmen und seine Beichtväter

Maximilian von Bayern, Kurfürst.

Nach dem Münchner Vertrag mußte dem Herzog v. Bayern das von ihm unterworfene Oberösterreich als Pfand überlassen werden, allein begreiflich fiel es dem Kaiser schwer, eine solche Perle aus seiner Krone ausgebrochen zu sehen. Um nun den Herzog zu bewegen, seinen Ansprüchen auf jenes Land zu entsagen, war ihm die Exekution gegen die Oberpfalz übertragen. Max war aber nicht so leicht geneigt, das Ungewisse gegen das Gewisse daran zu geben, und um seine Sprödigkeit zu besiegen, mußte der Kaiser sich dazu verstehen, auszuführen, was er bisher dem Herzog in Perspective gezeigt und was das Ziel seines Ehrgeizes: er mußte ihm die pfälzische Kur übertragen, welche Uebertragung die Quelle der mißlichsten Verwicklungen für Ferdinand werden sollte. Derselbe war sich dessen wohl bewußt, darum zögerte er so lange als möglich, dem Schwager die entscheidende Zusage zu geben. Diese Nothwendigkeit trat aber ein, als Mansfeld, nachdem er sich in Böhmen nicht mehr halten konnte, auf Befehl des verunglückten Winterkönigs sich anschickte, die Oberpfalz zu behaupten und zwar mit niederländischen und englischen Subsidien, in Verbindung mit den Weimarer Herzogen und verstärkt durch viele Truppen des aufgelösten Heeres der Union. Dieselbe hatte nämlich ohnehin durch den Ulmervertrag gelähmt, ein klägliches Ende genommen, nachdem das Unternehmen Friedrichs, ihres Hauptes seit eilf Jahren, mißglückt war, und (Anfangs Mai 1621) zu Heilbronn beschlossen, auseinander zu gehen, trotz aller Träume eines maßlosen Ehrgeizes, der auf nichts Geringeres als völlige Umgestaltung des Reichs und allgemeine Beraubung der Kirche gerichtet gewesen. Zunächst ließ nun Herzog Max es geschehen, was er hätte hindern können, daß Mansfeld eine so drohende Stellung einnahm. Damit nöthigte er den Kaiser, die bestimmte Zusage der Uebertragung der pfälzischen Kur auf den jüngern Zweig des Wittelsbacher Hauses zu ertheilen, und alsbald ward auch der Krieg in der Oberpfalz so energisch betrieben, daß der eingeschlossene Mansfelder sich erbot, mit seinem ganzen Heere zum Kaiser überzutreten. Der Vertrag war sogar schon nach Wien zur Bestätigung

---

aus der Gesellschaft Jesu." Hist. pol. Bl., Bd. 38, wo auch das Gutachten der beiden Beichtväter, in treuer Uebersetzung aus dem Lateinischen, dem Wesentlichen nach mitgetheilt ist. D. B.

abgegangen, als der Graf in einer stürmischen Herbstnacht entwischte und nach der Unterpfalz sich zog, und zwar hätte er dies kaum vermocht, wenn man absichtlich ihm nicht Gelegenheit zum Abzug gegeben. In seinem eigenen Interesse, wohl auch mit Rücksicht auf das im Reiche noch nicht vollständig wiederhergestellte und befestigte kaiserliche Ansehen mochte Maximilian die Beendigung des Kriegs, welche durch Mansfelds Uebertritt wäre herbeigeführt gewesen, noch nicht für zeitgemäß halten. Wenigstens läßt sich eine solche politische Anschauung begreifen, wenn wir Späteren, die wir den unheilvollen Gang, den der Krieg genommen, übersehen, sie auch bitter beklagen. Bemerken wir hier sofort, daß die feierliche und öffentliche Belehnung des Herzogs von Bayern erst auf dem Regensburger Reichstag (1623, 6. März) erfolgte. Ihrem anfänglichen Widerspruche entsagten Brandenburg und Sachsen später und der Kaiser trat (1628) dem neuen Kurfürsten die Oberpfalz ab zur Entschädigung für die Kosten des böhmischen Feldzugs und gegen Zurückgabe des verpfändeten Oberösterreich, ohne daß von dem bei der Belehnung offen gehaltenen, zu Gunsten Friedrichs — für den merkwürdiger Weise Spanien sich verwendete, in Folge der kurzen Freundschaft mit England, da Jakob I seinen Sohn Karl mit Philipp IV Schwester, der Infantin Maria, zu vermählen wünschte — gestellten Vorbehalte weiterhin die Rede war: daß die Kur nach dem Tode des neuen Kurfürsten den Kindern des geächteten Pfalzgrafen wieder zufallen sollte, wenn dies auf künftigen Reichsversammlungen bestimmt würde. Da es eben die Erblichkeit der Kur war, nach welcher Maximilian streben mußte, so war übrigens jene Klausel auch sehr klug darauf berechnet, ihn geneigt zu machen, seine ungeheure Kriegskosten-Berechnung fallen zu lassen und für Oberösterreich die Oberpfalz anzunehmen.

Oberösterreichischer Bauernkrieg.

Daß der Abschluß der Angelegenheit sich so lange verzögerte, kam durch eine neue Verwicklung in jenem Erblande; denn dasselbe ward (1626) durch einen in Folge der letzten traurigen Ereignisse, der eben begonnenen Reformation und mancher Aufreizungen von außenher plötzlich ausbrechenden großen Bauernkrieg zum Schauplatz der wildesten Verheerung, nachdem eben alles vorbereitet war, das schwer gedrückte Land von den kostspieligen Besatzungen vollends zu befreien und es an den ange-

stammten Herrn zurückzugeben. Man hat die Ursache dieses Aufruhrs vornehmlich in der Wiederherstellung des rechtmäßigen kirchlichen Zustandes finden wollen und somit den Kaiser, der diese Reformation einführte, hiefür verantwortlich gemacht. Allerdings sah der Kaiser den Protestantismus für die Quelle alles Unheils und aller Widerspänstigkeit an, und zwar mit Recht. Seit beinahe hundert Jahren hatte die Religionsneuerung der Unbotmäßigkeit der Stände zum Vereinigungspunkte gedient; sie war die Fahne, unter der sie den Kampf gegen die Landesfürsten begonnen und fortgesetzt hatten; der Vorwand, unter dem sie mit auswärtigen, dem habsburgischen Hause feindlich gesinnten Fürsten Verständnisse gepflogen und endlich in eine Verschwörung zu dessen Untergange sich eingelassen hatten. Wohl begreiflich ist daher, wie Ferdinand die Ueberzeugung gewonnen, daß vorerst dieses Hinderniß hinweggeräumt werden müsse, wofern überhaupt der Landesfürst mehr als bloßer Träger dieses Namens sein wollte und sollte. Hiezu kam bei ihm die andere, mit seinem ganzen Wesen verwachsene, mit der ganzen Kraft seines Charakters festgehaltene Ueberzeugung, daß er zur Förderung dessen, was ihm zur Ehre Gottes und zum Heil der Kirche nothwendig erschien, den Gebrauch seiner Macht nicht versagen dürfe*).

---

*) Vergl. „Kaiser Ferdinand II im Kampfe gegen die protestantischen Stände Oberösterreichs". Hist.-pol. Bl., Bd. 3 und 4. — „Ferdinand war überzeugt, daß die Gegenreformation, welche er unternahm, nicht nur den Geboten der Religion gemäß, sondern auch, daß sie gesetzlich sei. Denn er hielt sich dabei in den ersten Jahren seiner Kaiserherrschaft genau an die Rechtsformen, wie sie nach den Reichstagsbeschlüssen vorlagen, besonders auf die Art und Weise sich stützend, wie dieselben von den protestantischen Fürsten interpretirt und ausgeübt worden. In Steiermark und andern Erbländern hatte er die katholische Religion mit Gewalt eingeführt. Hierzu glaubte er sich durch den Religionsfrieden berechtigt, um so mehr, da auch die protestantischen Landesherren, vermöge der von ihnen schon in den ersten Jahren behaupteten kirchlichen Suprematie, ihre Unterthanen nach ihren religiösen Meinungen regelten und besonders die anders glaubenden Geistlichen stets unbarmherzig vertrieben. Dagegen gestattete sich Ferdinand II niemals, auch nicht in den Tagen seiner unbedingten Uebermacht, unmittelbar protestantische Reichsfürsten wegen ihres Glaubens zu bedrücken, oder nur die Gegenreform in ihren Landen zu fördern. Allerdings nahm er die Rechtsformen wörtlich, wie ein Justizbeamter, der an dem Buchstaben klebt, nicht wie ein großer Staatsmann, welcher über seine Zeit sich erhebend in dem

Daher wünschte er auch, daß der Herzog v. Bayern gleich bei der Unterwerfung des Landes die katholische Religion wieder einführe, stellte dies jedoch dem Ermessen des Bundesfreundes an-

---

Bestehenden schon die künftige Entwicklung voraussieht, und daher das Veraltende, auch wenn es durch Gesetze gestützt wird, erkennt und beseitigt und das mit Nothwendigkeit Bestehende anbahnt... Wie man damals politische Privilegien nur als Bewilligungen aus der freien Gnade des Herrschers, etwa als Belohnung für erwiesene Treue oder für besonders tapfere oder bereitwillige Unterstützung ansah, deren der später Entgegenhandelnde sich wieder verlustig machen kann, so erblickte Ferdinand II auch in den kirchlichen Freiheiten, welche seine Vorfahren einzelnen Provinzen ertheilt hatten, keineswegs naturnothwendige, dem fortschreitenden Jahrhunderte gemachte, unwiderrufliche Concessionen. War nun ein Land mit den Waffen wieder unterworfen, so hing es nach dieser Theorie ganz von dem Herrscher ab, wie weit er früher gewährte Freiheiten beibehalten und beschränken wollte. Wir finden daher den Kaiser verzeihend, wo er aufrichtige Reue wahrzunehmen glaubte, streng, wo er Trotz oder sogar heimlich fortgesetzten Widerstand sieht. — Nun bemerkt man bei dem Fortgange der Gegenreformation in den verschiedenen Ländern Oesterreichs eine zunehmende Härte bis zu den bittersten Maßregeln. Man könnte hier auf einen tiefangelegten Plan schließen, die Widerstandskraft der Unterdrückten nach und nach zu brechen. Doch ist dieses nicht wahrscheinlich, auch wenn wir es aus Caraffa nicht genauer wüßten. Immerdar sah sich der Kaiser von Fürsten, die ihn kurz zuvor durch Ergebenheitsschreiben zu täuschen versucht hatten, verrathen, den Krieg sich stets erneuern, seine östlichen Gränzen von den Erbfeinden Bethlen Gabor und den Türken wiederholt bedroht. Es lag am Tage, daß alle diese geheimen Umtriebe und Plane sich auf die Unzufriedenheit seiner eigenen, nicht katholischen Unterthanen gründeten, die wiederum von ihren Predigern durch erbitternde, wenigstens sehr unvorsichtige Kanzelreden und Flugschriften in Aufregung erhalten wurden. Hier schien die damals sehr verbreitete Ansicht bestätigt, daß einem Calvinisten, dem Andersglaubenden gegenüber, auf Treue und Wort durchaus nicht zu glauben sei. Und da nun überdies England, Frankreich, Holland, Dänemark und Schweden, im Vertrauen auf einen Zwist des Reichs, fortfuhren, gegen desselben Erhaltung und Einheit zu conspiriren — ist es nun dem Kaiser zu verargen, wenn er am Ende durch die äußersten Maßregeln, selbst durch erzwungene Auswanderung der Unkatholischen, seine Erbstaaten wenigstens, so sehr ihn deren Entvölkerung schmerzte, sich zu sichern bestrebte?" Bensen, a. a. O. — „So lange sie (die Protestanten) den Grundsatz der Ausschließung mit den Katholiken theilten, konnte ihre Klage über Verfolgung sich immer nur darauf beziehen, daß die einleuchtende, unzweifelhafte Wahrheit der neuen Lehre von den Anhängern der alten böswillig verkannt werde. Diese

heim, der es nicht für gerathen fand, damit sogleich zu beginnen. Das höchst unkluge, beinahe verrückte Betragen mancher Prädikanten nöthigte indeß zu deren Austreibung. Im Ganzen mußten ihrer zehn das Land verlassen (1621). Erst gegen Ende 1624 ward die Austreibung aller Prädikanten und protestantischen Schulmeister verordnet, auch jedem, der nicht katholisch werden mochte, die Auswanderung erlaubt. Da sich herausstellte, daß die Vertreibung der Prädikanten nicht genüge, um die Reformation durchzuführen, so erfolgte ein weiteres Mandat, mit dessen Ausführung eine Kommission beauftragt wurde. Darin war die protestantische Erziehung der Kinder verboten, Duldung nur solchen Protestanten zugesagt, die beweisen konnten, daß ihre Voreltern schon vor 50 Jahren dem augsburgischen Bekenntnisse zugethan waren. Ein letzter Versuch der Stände, die Ausführung dieser Maßregeln zu hintertreiben, hatte und konnte keinen günstigen Erfolg haben; Inhalt und Form der ständischen Vorstellung war vielmehr nur dazu geeignet, den Kaiser zu erbittern. Sie suchten die protestantische Religion als die wahre darzustellen, deren Ausübung den Ständen von Rechtswegen gebühre, welches sie auch in ihrer Unterwerfung, die nur das Zeitliche berühre, nicht aufgegeben hätten. Fast komisch aber im Munde dieser Stände klingt die Behauptung, „daß ihre Religion statt zum Aufruhr zu führen, vielmehr den rechten Gehorsam begründe". Diese Schrift konnte dem Kaiser nicht anders, denn als Frevel erscheinen. Endlich wird auch noch das alte Märchen aufge-

---

Klage betraf den Gegenstand des Verfahrens, nicht das Verfahren selbst, das die Protestanten ihrerseits, wo sie die Mächtigern waren, durch das eigene Thun gegen die Anhänger der für unwahr gehaltenen Lehre für ganz rechtmäßig erklärten. Nachdem aber die Ueberzeugung von der ausschließenden und erleuchtenden Wahrheit der reformatorischen Dogmen sich verändert hat, und eingeräumt wird, daß die in der katholischen Kirche Gebornen und Erzogenen Grund haben können, sich der Annahme dieser Dogmen zu weigern, ist es unvereinbar mit der geschichtlichen Unparteilichkeit, die Klage über Verfolgungssucht nur wider die eine Partei zu richten, und die letztere in den Augen eines ununterrichteten Geschlechts gehässig zu machen... Wenn daher nicht etwa die Anhänglichkeit des Kaisers an die Glaubenslehre seiner Kirche ihm zum Vorwurf gemacht werden soll, so muß sich der Tadel darauf beschränken, daß er nicht größer als seine Zeitgenossen dachte. K. A. Menzel, N. Geschichte der Deutschen, VII.

D. B.

tischt, daß die Religionsconcession um baares Geld von Kaiser Maximilian II sei erkauft worden, und halb drohend beigefügt, unter solchen Umständen sei es den Ständen unmöglich, einen Beitrag zur Ablösung des Landes zu bewilligen. Eine strenge Rüge dieses Tones und der Befehl, ewiges Stillschweigen in dieser Angelegenheit zu beobachten, erfolgte zur Antwort, und die Commission betrieb ruhig ihr Geschäft, welches zwar durch den Aufruhr unterbrochen, aber nach der Stillung desselben sogleich wieder aufgenommen wurde. Die geringfügige Ursache oder wahrscheinlich der Vorwand*) für den Aufstand war der folgende Vorfall: Ein bayerischer Soldat begehrte von einem Bauern ein Pferd, welches dieser versagte. Hieraus entstand ein Streit, und als von beiden Seiten Helfer hinzukamen, ein Handgemenge, in welchem acht Soldaten getödtet wurden. Die Bauern versammelten sich in hellen Haufen, die rasch anwuchsen und sich furchtbar machten, so daß sich die bayerischen Truppen nach Linz ziehen mußten. Wiederholt wurden sie unter dem Statthalter Herbersdorf von dem Anführer der Bauern — oder, wie er sich nannte, „Oberhauptmann der christlich-evangelischen Armada der Bauernschaft in Oberösterreich", Stephan Fedinger, geschlagen. Dieser Mann, ein Hutmacher, welcher ein erkauftes Bauerngut bewirthschaftete, zeigte sich in den Künsten der Heerführung und Verwaltung so geschickt, als ob er dieselben von Jugend auf gelernt und geübt hätte. Von dem eroberten Wels aus organisirte er die Volkserhebung, und als Unterhandlungen mit dem Kaiser, zu denen derselbe, im Verlangen, dem Bürgerkriege — deren Opfer vorzugsweise die Priester und katholischen Adeligen waren — ein Ende zu machen, Anträge hatte stellen lassen, nicht den gewünschten raschen Fortgang nahmen, begann Fedinger die Belagerung von Linz, wo er fiel (1626, 28. Juni). Sein Nachfolger Achatius Wiellinger setzte den Kampf fort, auf dänische Hülfe, die der König versprochen, jedoch ver-

*) Offenbar stand der Aufstand in Verbindung mit dem Zuge des Mansfelders, der eben wieder in Schlesien eindrang, um nach Vereinigung mit dem treulosen Bethlen den Kaiser im Kerne seiner Länder anzugreifen. Ein dänischer Emissär versprach den Bauern baldige Unterstützung von Böhmen aus. Schon daß das Bauernheer sehr bald mit guten Waffen, selbst mit Geschützen und Munition versehen war, legt den Verdacht nahe, daß der Aufstand längst vorbereitet und vom Adel begünstigt worden.

D. B.

geblich hoffend, so daß die Belagerung von Linz aufgegeben werden mußte. Als auch kaiserliche Truppen von mehreren Seiten heranrückten, kam es (7. September) zu einem Stillstande. Der Kampf schien beendet und der Kaiser wollte das Land dem Kurfürsten von Bayern wieder einräumen, als die Bauern sich plötzlich abermals erhoben, weil sie im Heranzug eines Bayerischen Regimentes unter dem Herzog Adolf v. Holstein, und den dabei verübten Plünderungen einen Bruch des Stillstandes sahen. Sie brachten dem Herzoge und dann dem Obersten Lindlo mit 6000 Bayern furchtbare Niederlagen bei, und der Krieg währte fort, indem die Bauern der Versicherung der kaiserlichen Kommissarien, daß der Einbruch der Bayern ohne ihr Zuthun geschehen sei, keinen Glauben beimaßen, bis es dem nun vom Kurfürsten geschickten Grafen Heinrich Gottfried v. Pappenheim*) gelang, sich mit den Kaiserlichen zu vereinigen, die Bauern in zwei Haupttreffen (19. und 30. November) zu schlagen und damit den Aufruhr zu bewältigen. Von den Häuptern wurden, Wiellinger an der Spitze, achtzehn zu Linz hingerichtet, andere zu Gefängniß und Geldstrafen verurtheilt. Die übrigen Bauern begnadigte der Kaiser unter der Bedingung, daß sie katholisch würden. Dem gegen den Adel gefaßten Verdacht, bei der Sache die Hand im Spiele gehabt zu haben, wurde nicht weiter nachgegangen, jedoch die früher gewährte Vergünstigung, daß denjenigen aus dem Adel, deren Vorfahren seit 50 Jahren die evangelische Religion geübt, für ihre Person die Wahl zwi-

*) Geboren, als Sohn des Reichserbmarschalls Veit v. Pappenheim und Triechling, am 29. Mai 1594. Im 6. Jahre starb ihm der Vater und seine Mutter vermählte sich wieder mit Herbersdorf, jenem Statthalter in Oberösterreich. Der junge Pappenheim studirte in Altorff und Tübingen, machte dann große Reisen und sah die Höfe von England und Frankreich. Im 26. Jahre ging er zur katholischen Kirche über, der er fortan mit großem Eifer anhing. Obgleich von Kaiser Matthias zum Reichshofrath ernannt, wendete sich der kühne junge Mann doch bald dem Waffenhandwerk zu. Zuerst kämpfte er in den Kriegen, welche der polnische König Sigismund gegen Rußland führte. Dann trat er in bayerische Dienste, wo er sich einen glänzenden Namen als unerschrockener Reitergeneral erwarb. Seine persönliche Tapferkeit, sein hoher Sinn, seine verwegenen Unternehmungen in den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges stellen ihn den kriegerischen Zierden der besten Ritterzeit gleich.

D. B.

schen Uebertritt und Auswanderung erlassen sein sollte, zurückgenommen, und auch diesen wie allen Andern geboten, entweder katholisch zu werden oder das Land zu verlassen*). Mit Ausnahme der Religionsfreiheiten und der Schadlosbriefe der frühern Regenten bestätigte nun aber Ferdinand (1627) bei der Zurücknahme des Landes sämmtliche Freiheiten der Stände; zugleich versprach er, die Stände nie über Gebühr zu belasten, nie eine Geldbewilligung ohne die dringendste Noth außerhalb eines Landtags zu begehren. Wäre ihm je in den Sinn gekommen, unumschränkte Herrschaft über das neu unterworfene Land sich anzueignen, kein Hinderniß wäre ihm im Wege gestanden; aber durch die freiwillige Zurückstellung aller ständischen Befugnisse zeigte er deutlich, wie ungerecht der Vorwurf eines solchen Strebens gegen ihn erhoben wurde.

Bethlen Gabor.

Um die Kronländer zum Gehorsam zurückführen und die religiöse Restauration durchführen zu können, mußte der Kaiser von seinen benachbarten Feinden befreit sein. Deren gefährlichster war Bethlen Gabor, welcher im Spätherbst 1620 wieder in Oesterreich eingefallen, aufgestachelt von Matthias Thurn, welcher unversöhnliche Feind Habsburgs sich nach der Prager Schlacht zu ihm geflüchtet, gleich dem Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf. Der Feldzug begann unglücklich für den Kaiser. Während seine besten Feldherren, Dampierre und Bucquoi, den Tod in kleinen Gefechten fanden, unternahmen die Schaaren Bethlens, der sich zum König von Un-

---

*) Vergl. Franz Kurz, Versuch einer Geschichte des Bauernkriegs in Oberösterreich ꝛc. Leipzig, 1805 (Auch als 1. Band der Beiträge zur Geschichte des Landes Oesterreich ob der Ens). — Der Bauernaufstand mußte den Kaiser nothwendig in der Ueberzeugung bestärken, daß er nur nach Vollbringung des begonnenen Werkes auf Ruhe, Treue und Gehorsam rechnen dürfe. Indessen, so gemessen und strenge die kaiserlichen Bestimmungen auch lauteten, in der Anwendung wurden sie mild und nachsichtig gehandhabt. Die Auswanderungstermine wurden wiederholt verlängert, die Verkaufsbefehle auf's Nachsichtigste ausgeführt. Der neue Aufruhr, der beim Anrücken Gustav Adolfs (1632), durch diesen ermuntert, durch die Emigrirten eingeleitet und durch einen liederlichen Prädikanten ausgeführt ward, gab erst Veranlassung zu Zwangsmaßregeln

D. V.

garn wählen ließ, furchtbar verheerende Züge bis vor Wien. Als sie jedoch auch in Mähren eindrangen, verließ sie das Glück. Sie wurden geschlagen, ebenso der Jägerndorfer von Wallenstein. Durch diese Unfälle wurden die Ungarn des Krieges müde und da sie zum großen Theile ihrem alten Herrn, dem Kaiser, sich wieder zuwandten, schloß Bethlen (Anfangs 1622) zu Nikolsburg einen Frieden, worin er auf die Krone von Ungarn zu Gunsten Ferdinands verzichtete, dagegen sieben Gespanschaften zu lebenslänglicher Nutznießung, auch Titel und Würde eines Reichsfürsten erhielt. Den zum Gehorsam zurückkehrenden Ungarn sicherte ihr König eine Amnestie zu. Im folgenden Jahre ließ sich zwar Bethlen abermals durch den Markgrafen von Jägerndorf und Mansfeld zu einem Friedensbruch bewegen, aber er mußte abermals Frieden schließen und ein nochmals wiederholter Einfall (1626) hatte ebenso wenig Erfolg. Bald darauf (1629) starb er.

Fürstliche Abenteurer und Freibeuter.

Die Union war aufgelöst, aber manche Mitglieder derselben blieben dem Kaiser feindlich gesinnt und unterstützten, wie sie konnten, die Freibeuter, welche auf eigene Faust den Krieg fortführten und von einem Theile des Reiches nach dem andern hinüberspielten. „War es doch, als wenn die alte Erinnerung aus der Völkerwanderung wieder wach geworden wäre, wo einzelne kühne Männer unter den Franken oder Alamannen sich zu Heerfürsten aufwarfen und mit ihren Gefolgschaften auszogen, um Beute zu machen oder ein Stück Land zu erobern. Wie damals erhoben sich einzelne Fürsten und Herren, sammelten auf eigene Faust Söldner, welche den Pflug oder die Werkstatt verließen, um ein abenteuerliches räuberisches Leben in aller Ungebundenheit zu führen. Nur darin unterschieden sich diese neuen Kriegsherren von den alten, daß sie nicht wie diese nach dem feindlichen Auslande sich wendeten, sondern ihr eigenes Volk überfielen. Leicht war ein Vorwand, leicht ein Namen für den Beginn des Kriegs gefunden und eben so unbedenklich wieder aufgegeben. Leicht ernährten sie ihre Schaaren, so lange es noch Klöster auszurauben, Kirchengefäße zu stehlen, Brandschatzungen von wehrlosen Orten zu erpressen gab. Wo es gerade fehlte, halfen sich die Söldner selbst durch unbarmherzige Plünderungen, mit den gräulichsten Missethaten das flache Land verwüstend. Tapfere

Männer waren diese Partisanen, allein nur ein Thor kann in ihnen Helden einer erhabenen Sache erblicken"*). Was das zuchtlose Treiben anbelangt, so war übrigens das geworbene kaiserliche Kriegsvolk nicht besser als seine Gegner. Wohl mußte jeder Oberst durch die Kapitulation sich verbürgen, „gute Ordnung zu halten, Niemand zu beschweren, Muthwill, Frevel und Unzucht zu bestrafen", aber zum Vollziehen des Beschworenen fehlte jetzt die Möglichkeit, sodann der gute Wille, welcher kaum zu erwarten war, wenn der Befehlshaber selbst in fremdem Eigenthum eine willkürliche Beute erblickte. Hemmend für die Heeresbewegungen, für die Kriegsführung überhaupt, verderblich für die Gegenden, in denen die Streitkräfte verweilten, war der endlose Troß, den jeder Haufe nachschleppte. Daß die Zahl der blos Verzehrenden derjenigen der Bewaffneten sich gleichstellte, kam nicht selten vor. Besser als bei dem kaiserlichen Heere stand es, wenigstens in Bezug auf die Löhnung, bei demjenigen der Liga, zumal in den ersten Kriegsjahren, da die Fürsten und Länder noch nicht so erschöpft, zum Theil nicht so verwüstet waren, wie später. Es ist dies wesentlich das Verdienst des ligistischen Heerführers Tilly, ob auch die Untergebenen seine ernstlichen Befehle gegen willkürliche Forderungen nicht immer ehrten. Der erste und regsamste jener Parteiführer, deren Kriegssystem und Grundsatz, der Krieg müsse den Krieg ernähren, Wallenstein sodann so furchtbar großartig ausbildete**), war der schon oft genannte Graf v. Mansfeld. In dem kleinen, durch frühe Ausschweifungen zerrütteten Körper wohnte ein kühner, überaus verschlagener Geist. Rücksichtslos in der Wahl der Mittel, war ihm jeder Trug, jede Gewaltthat recht. Um die Ordnung und Zucht seiner Soldaten kümmerte er sich nicht, ja er erklärt und entschuldigt ihre Ausschweifungen als eine natürliche Folge seines Geldmangels***). Aehnliche Drangsale bereiteten jedem

---

*) Bensen, a. a. O. D. B.

**) Näheres über Heerwesen und Kriegführung jener Zeit bei Hurter, a. a. O. D. B.

***) „Es ist unwidersprechlich, daß wenn den Soldaten der Sold nicht wird, sie in keiner Kriegsdisciplin zu halten sind. Sie und ihre Pferde können nicht von der Luft leben. Alles, was sie an sich tragen, Waffen oder Kleidung, verzehrt sich und zerbricht. Sollen sie es wieder kaufen und machen lassen, so gehört Geld dazu. Hält man ihnen damit nicht

Gebiet, das von ihnen betreten wurde, die Haufen des jungen Herzogs Christian von Braunschweig. Frühzeitig hatte der Einfluß seiner Verwandten viele geistliche Pfründen auf ihn gehäuft. Als er 16 Jahre zählte, wählte ihn das Domkapitel zu Halberstadt zu seinem weltlichen Bischof oder Administrator, welchen Beinamen er gewöhnlich führt. Keine Wahl war aber geeigneter, den heillosen Mißbrauch der hohen geistlichen Würden in das schärfste Licht zu setzen. Christian, ein frevelhafter Spötter über Alles, was die Menschen heilig achten, trat auch jede gute Sitte nieder; wie er sich auch während seiner Feldzüge an offener Tafel laut der Schmach zu rühmen pflegte, welche er in katholischen Orten Frauen und Jungfrauen angethan habe. Gegen den Kaiser höchst erbittert, weil er ihm die Belehnung mit den Bisthümern Halberstadt und Minden versagte, faßte er, wie man erzählt, eine stille Neigung zu der Gemahlin Friedrich V und nannte sich deren Ritter. Der Kurfürst selbst schrieb ihm: habe man auch elsässische Städte vertragsmäßig eingenommen, Kriegssteuer von denselben empfangen, so schütze man sie doch nicht gegen Plünderung, gegen Brandlegung, greuliches Unwesen werde getrieben. Wechselnd und wiederholt hatten das Eichsfeld, das hildesheimische Gebiet, dann die westphälischen Stiftslande alle Greuel zu erdulden, in deren Vollführung die zügellosen Haufen

---

inne, so nehmen sie, wo man es findet, und zwar nicht auf Rechnung dessen, was man ihnen schuldet. Denn sie zählen und wiegen nicht. Und wenn man ihnen also einmal das Thor öffnet, so rennen sie auf dem Plan ihrer Unbändigkeit immer fort. Sie nehmen Alles, sie zwingen Alles, schlagen und erschlagen Alles, was ihnen Widerstand thun will. In Summa, da ist kein Unwesen zu erdenken, das sie nicht anstiften, denn sie durch unterschiedlicher Nationen Practiken und Gesellschaft in allen Bubenstücken aufs Höchste kommen. Der Teutsche, der Niederländer, der Franzos, der Italiäner, der Hungarer giebt ein Jeder Etwas von den Seinigen darzu, daß keine Verschlagenheit noch arge List, Etwas zu überkommen, erfunden werden mag, die ihnen verborgen bliebe, die sie nicht verübten. Da schonen sie keine Person, sie sei weß Standes und Würden sie wolle. Es ist ihnen kein Ort frei noch heilig. Die Kirchen, die Altäre, die Gräber, ja die todten Körper sind vor ihren diebischen und räuberischen Gewaltthaten nicht sicher." So spricht Mansfeld in der von ihm selbst verfaßten „Relation derer Geschichten, Ritterlichen Thaten, so Herr Ernst Graf zu Mansfeld — mit seinem unterhabenden Kriegsvolke ins Werk gesetzet." Vergl. Menzel, VII.

D. B.

mit ihrem Anführer wetteiferten. — Außer diesen beiden Freibeutern erhob sich auch ein Fürst besserer Art für den Pfälzer, Markgraf Georg Friedrich von Baden, einsichtsvoll und ritterlich, nur der gute Feldherr nicht, für den er sich selbst zu halten pflegte, weil er einige wunderliche Erfindungen im Kriegswesen gemacht hatte. Während des Winters von 1621/22 hatte er sich auf das Beste gerüstet, und wußte dem Kaiser, obgleich dieser von Bayern gewarnt war, listig vorzuspiegeln, daß dieses nur zur Erhaltung des Landfriedens und für den kaiserlichen Dienst geschehe. Auch die Herzoge Wilhelm und Bernhard von Weimar, von denen der letztere (geb. 1604) später eine so hervorragende Rolle spielte, traten in seine Dienste. Das waren nun die wichtigsten offenen Gegner des Kaisers; denn der norddeutsche Kongreß protestantischer Stände unter Christian von Dänemark zu Segeberg, nach der böhmischen Katastrophe, woran der Pfälzer selbst und schwedische, holländische, englische Abgeordnete Theil nahmen, dann der darauf folgende niedersächsische Kreistag zu Lüneburg (April 1621) hatten kein positives Resultat ergeben, weil inzwischen schon die Union in Folge ihres Vertrags mit Spinola die Waffen niedergelegt hatte. Aber man glaubte doch, gegen den Kaiser sich nur sicherstellen zu können, wenn man ihm auch in Süddeutschland entgegentrete, „ohne irgend ein Gewicht darauf zu legen, daß Ferdinand bisher nur Rechte, die ihm in die Hände gekommen waren, geltend gemacht, daß er überall vertragsmäßiges, nicht verwirktes Recht geachtet hatte" *). Jedenfalls begann Christian von Braunschweig seine Werbungen unmittelbar nach dem Lüneburgertage.

Pfälzischer Krieg.

Die Verlegung des Kriegstheaters nach Süddeutschland, wo am Oberrhein den Spaniern unter Gonsalvo von Cordova gegenüber — Spinola, der letzte der ausgezeichnetern spanischen Feldherren seit Karl V Tagen, war nach Flandern zurückberufen worden — der pfälzische Oberst Obentraut nebst einem kleinen englischen Hülfskorps unter Horace de Vere sich nur mit Mühe behauptete, geschah indeß zunächst, wie schon erwähnt, durch Mansfeld. Und während dieser aus der Pfalz sich ins Speier'sche und Elsässische zieht, wo sich für seine Raubzüge

*) H. Leo, Universalgeschichte III. D. B.

ein ergiebigerer Boden findet, ist ihm Tilly an den Oberrhein gefolgt und vereinigt sich mit Cordova. Nun erschien auch der Halberstädter Christian im Felde, um sich zunächst, nicht ohne Connivenz des Stammesvetters Moriz von Hessen-Kassel, auf das Gebiet des Landgrafen von Hessen-Darmstadt zu werfen. Als ihm (1621, Dezember) der ligistische General Anhalt den Weg abschnitt und ihn zum Rückzuge nöthigte, zog er sich in die Stifte Paderborn und Münster, wo er entsetzlich hauste. Aus der silbernen Bildsäule des h. Liborius, welche er im Paderborner Dom fand, ließ der Freibeuter, der unzweifelhaft im holländischen Solde stand, Thaler mit der Umschrift schlagen: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind." Im folgenden Frühling trat nun auch Georg Friedrich von Baden-Durlach auf, gleichfalls, wie wenigstens höchst wahrscheinlich, durch holländisches Geld dazu in Stand gesetzt. Der gemeinschaftliche Plan war, diese drei Heere sollten concentrisch gegen Tilly anrücken und ihre Vereinigung bewirken. Gelang dies, so war jedenfalls Tilly, vielleicht die kaiserliche Sache verloren. Denn hinter den dreien, welche vorantraten, machten damals die meisten protestantischen Fürsten, Württemberg, Hessen-Kassel, die niedersächsischen Welfen, selbst die Kur-Brandenburger, geheime Rüstungen, und es bedurfte nur eines Siegs, so verbündeten sie sich offen zu Gunsten des gestürzten Pfälzers und erklärten dem Kaiser den Krieg. Allerdings trugen sie zugleich vorsichtiger Weise Sorge, sich für etwaige Wechselfälle zu sichern, und dabei wandten sie Mittel der Heuchelei an, die im Laufe des ganzen Kriegs von den gegen das Reichsoberhaupt verschworenen Fürsten bis zum Eckel abgenützt worden*). Die persönliche Anwesenheit Friedrichs sollte

*) Es ist klar, daß der Halberstädter ohne geheime Unterstützung seines fürstlichen Bruders und der nächsten Anverwandten seine ersten Schritte nicht hätte thun können. Um sich nun gegen die Ahndung des Kaisers zu sichern, setzte der Wolfenbüttel'sche Hof zwei gedruckte Briefe in Umlauf, deren einer die Mutter Christians, deren anderer sein Bruder, Fürst Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, abgefaßt haben sollte. „In beiden Schreiben wurde der lutherische Bischof von Halberstadt gar inständig beschworen, von seinem gefährlichen Vorhaben abzustehen. In dem Schreiben der Mutter hieß es u. A.: „Christian möchte sich doch dem obersten Haupte der Christenheit nicht widersetzen, da durch Gottes Gericht die große Union der Protestanten wunderbarlich zerstört worden sei, also daß selbst der König von England nichts mehr mit den

dem Unternehmen zu Hülfe kommen und die Einigkeit unter den drei Führern erhalten. Da von England aus angeregte Unterhandlungen sich abermals zerschlagen hatten, war dieser Krieg die letzte Hoffnung des Pfälzers, dessen im strengen Geheimniß betriebene Reise über Frankreich nicht ohne Gefahren und Abenteuer war. Tilly war nicht glücklich bei dem Versuche, die Vereinigung Mansfelds mit dem Markgrafen von Baden zu hindern, nahm eine Stellung bei Wimpfen, um wenigstens zu verhindern, daß der Württemberger sich dem pfälzischen Heere anschlösse, und nachdem er mit Cordova sich vereinigt, erfocht er hier (1622, 26. April) einen entscheidenden, die Empörung des südwestlichen Deutschland verhindernden Sieg über den Markgrafen, während der Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg, Mansfeld wieder nach dem Elsaß zu locken wußte. Von da zog derselbe sich abermals nach dem Darmstädtischen, um sich mit dem heranziehenden Halberstädter zu vereinigen. Der Darm-

böhmischen Händeln zu thun haben wolle." Als im Jahr 1628 Wallenstein nach Eroberung der Stadt Wolfenbüttel das dortige Archiv untersuchen ließ, kam der Betrug an den Tag: es zeigte sich, daß die beiden Briefe von der fürstlichen Kanzlei geschmiedet worden waren, um auf den Fall, wenn Christian unterläge, das herzogliche Haus vor der Rache des Kaisers zu sichern. Man trieb die Verstellung noch weiter: Friedrich Ulrich und sein Stammesvetter, Herzog Christian der Aeltere von Lüneburg, ließen Ende Oktober zum Schein eine Abtheilung des Halberstädtischen Volks durch niedersächsische Kreistruppen aufgreifen und den Ueberfallenen Gewehre sammt einigen Fahnen abnehmen. Die Sache sollte so aussehen, als hätten die welfischen Fürsten, voll Pflichtgefühl gegen den Kaiser, sogar Gewalt gebraucht, um die Empörung des Halberstädters zu verhindern." — Als der Markgraf von Baden-Durlach die Maske abwarf, stellte er eine Urkunde aus, „kraft welcher er Hab und Gut, Land und Leute, an seinen ältesten Sohn abtrat und auf die Regierung verzichtete. Dieser gerichtliche Akt sollte für den Fall, daß das beschlossene Unternehmen schief ging, das badische Erbe den Nachkommen Georg Friedrichs erhalten und die Rache des Kaisers hemmen. Wenn aber der Kriegswürfel zu seinen Gunsten fiel, hätte er die Abtretungsurkunde widerrufen und die Regierung von Neuem übernommen; das war eine zwischen ihm und seinem Sohn abgekartete Sache." Gfrörer, a. a. O. — Noch scharfsinniger waren die Kunstgriffe, die der Herzog von Württemberg, welcher seinen Bruder in die Dienste des Markgrafen von Baden treten ließ, anwendete, um im Falle des Mißlingens die Redlichkeit seiner Absichten vor dem Kaiser vertheidigen zu können. D. B.

städter Landgraf selbst wurde von Durlach'schen Kriegsknechten gefangen. „Nun begann eine Scene von Schinderei und Beraubung, die selbst in jenen Zeiten, wo solche Dinge alltäglich vorkamen, Aufsehen erregte. Beim Abmarsch aus Mannheim hatte Mansfeld seinen Leuten gesagt: jetzt wolle er sie auf eine gute Weide führen, wo sie machen könnten, was ihnen beliebe, nichts sollten sie liegen lassen, als Mühlsteine und glühend Eisen. Das war eine Freudenzeit, ein Jubeljahr für die Frankfurter Juden, welche um ein Spottgeld das Vieh und das Hausgeräthe erschacherten, welches die Mansfeld'schen Helden den Darmstädter Bauern weggeraubt hatten"*). Die Strafe für den Frevel folgte ihm auf dem Fuße. Durch eine Demonstration gegen Mannheim lockte Tilly den Mansfeld, der für die Verbindung mit seinen Raubhöhlen im Elsaß fürchtete, aus den Darmstädtischen Quartieren hervor, zog in Eilmärschen an den Main, um dem Halberstädter den Paß zu verlegen, traf auf dessen Heer bei Höchst (9. Juni) und vernichtete es. Damit war die Sache Friedrichs vollends zu Grunde gerichtet; der Markgraf von Baden, der sein Heer abdankte, trennte sich von ihm und Mansfeld, zu welchem sich der Halberstädter gesellte und die nun sengend und brennend sich wieder ins Elsaß warfen. Der Pfälzer ward endlich durch seinen Schwiegervater vermocht, der Rolle, die er im Lager dieser Räuber spielte, zu entsagen, um den Verhandlungen, die eben seinetwegen wieder mit dem Kaiser begonnen, nicht selber alle Hoffnung des Gelingens abzuschneiden. Er sagte sich daher von den beiden Parteigängern los, die ohnehin es müde waren, seiner verlorenen Sache zu dienen und nun durch Tilly dem Kaiser ihre Dienste anboten. Das Anerbieten der beiden Glückssoldaten ward nicht angenommen, worauf diese den deutschen Boden räumten, in die Dienste der Niederlande traten, bei Fleurus glücklich, wenn auch mit großem Verluste, den Spaniern unter Cordova entgingen — was insbesondere der Tapferkeit des Halberstädters zu verdanken war — und noch gerade recht zur Entsetzung von Berg op Zoom kamen**). Friedrich flüch-

*) Gfrörer, a. a. O. D. B.

**) Indeß suchten auch die Holländer baldigst diese Räuberhorden loszuwerden und Mansfeld fiel über Ostfriesland her, Christian über das Osnabrückische; dann suchte er sich in Minteln festzusetzen. Der eigentliche Urheber des ganzen Krieges, Fürst Christian v. Anhalt, hatte schon

tete nach Sedan, zu dem Herzog v. Bouillon*). Tilly hatte seine schwierige Aufgabe glänzend gelöst, als großer Feldherr wie als großer Staatsmann. Ferdinand II erhob ihn in den Reichsgrafenstand, die Liga beschenkte ihren Feldherrn mit 20,000 Gulden. Er eroberte dann noch Heidelberg und Mannheim und Herzog Maximilian schenkte bei dieser Gelegenheit die berühmte Heidelberger Bibliothek dem Papste**). Die Unterhandlungen, auf deren Erfolg Friedrich vertröstet worden, zerschlugen sich nachher und er ward auf einen zu Regensburg zu haltenden Fürstentag vertröstet. Daß aber hier das Geschick Friedrichs V besiegelt, das englisch-spanische Projekt zu dessen Gunsten verworfen ward***), und Herzog Maximilian die

---

früher (Juni 1621) den Kaiser um Gnade angefleht, die ihm auch insofern zu Theil ward, daß sein Land von der Achtsvollstreckung befreit blieb. D. B.

*) Von dort schrieb er an seine Gemahlin einen Brief, welcher merkwürdige Aufschlüsse über die Mittel, mit welchen der Pfälzische Krieg geführt wurde, oder vielmehr hätte geführt werden sollen, wie über den Charakter des unglücklichen Prinzen gibt. Im Eingange sagt er: „ich bin sehr begierig zu hören, was man im Haag von mir spricht; wahrscheinlich wird man mich tadeln, aber in Wahrheit war die Unentschlossenheit der Generalstaaten und ihre Säumigkeit (im Zahlen) die Hauptursache, daß Alles so schief ging.“ Folglich hatte er den Kriegszug, durch die Versprechungen des Oraniers Moriz verleitet und in Hoffnung auf holländische Geldhülfe unternommen. Auch jetzt wie früher nahm sich Friedrich sein Unglück wenig zu Herzen. Er sagt im Briefe weiter: „allhier zu Sedann bewirthet man mich so vortrefflich, als ich es nur wünschen mag. Ich bringe meine Zeit zu mit Ballschlagen und mit Baden. Wenn mich jenes ein wenig erhitzt, so kühlt mich dieses wieder ab. Ich befinde mich im Uebrigen ganz vortrefflich, und wenn nur meine Angelegenheiten besser gingen, wäre ich vollkommen glücklich.“ Welch ein Fürst! Selbst seine eigenen Bedienten scheinen die Behaglichkeit ihres Herrn unpassend gefunden zu haben. Vergl. Gfrörer, a. a. O. D. B.

**) Herzog Max glaubte den Antrag des Papstes, der ihn während des Krieges mit so großen Geldsummen unterstützt hatte, nicht zurückweisen zu dürfen. 195 Jahre später, in Folge des zweiten Pariser Friedens, gab Rom einen Theil der Beute wieder zurück. D. B.

***) Der spanische Widerspruch gegen Uebertragung der Kur war ernstlich gemeint wegen des englisch-spanischen Heirathsentwurfs. Um nun Spanien zu befriedigen, verfiel der Wiener Hof auf einen Plan, der nachher wirklich ausgeführt worden: auf die Errichtung einer achten Kur,

Kur erhielt — wogegen der Kaiser eines seiner Erbländer, die Lausitzen, an den Kurfürsten von Sachsen zu dessen Beschwichtigung abtreten mußte — ist schon erwähnt.

Der erste Akt des großen Krieges war geschlossen, aber bereits stand der kaum geschlagene Feind, von denselben geheimen Anstiftern unterstützt und geleitet, welchen Umtrieben fürder begegnen zu können der Kaiser auf dem Regensburger Tage vergeblich die Mittel gefordert, wieder in Waffen, und zwar jetzt in Norddeutschland. Hier waren nämlich Mansfeld und Christian wieder mit neuen Truppen, und zwar letzterer offen für des inzwischen wieder nach dem Haag zurückgekehrten Friedrichs Sache, erschienen. Sie pflanzten die Fahne einer neuen großen Verschwörung wider den Kaiser auf, die im Haag ausgeheckt worden in Gemeinschaft mit den Ernestinischen Herzogen. Zum Theile aber scheiterte dieselbe an der Redlichkeit und Festigkeit des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, und an des Herzogs Georg von Lüneburg Neid auf die Pfründen und den zweideutigen Kriegsruhm des Wolfenbüttel'schen Stammesvetters Christian. Als dieser nun, sich in Rinteln festsetzend, im niedersächsischen Kreise stand (1623, Januar), der König von Dänemark, als Herzog von Holstein dessen Mitstand und von entscheidendem Einflusse, sich nicht abgeneigt zeigte, ohne zwar mit dem Kaiser und der Liga offen zu brechen, doch der kaiserlichen und katholischen Partei in Deutschland vom Norden her Ver-

---

so daß Pfalz und Bayern fortan neben einander im Kurkollegium sitzen sollten. Zugleich war die Rede von Vermählung des ältesten pfälzischen Prinzen mit einer Tochter des Kaisers. Maximilian war mit Errichtung einer achten Kur einverstanden, nur verlangte er, die siebente, bisher pfälzische, müsse ihm verbleiben. Das wollten aber Friedrich und sein Schwiegervater nicht, die gänzliche Wiederherstellung forderten. So zerschlug sich der Plan, und nun versuchte Maximilian auf eigene Hand ein Abkommen zu treffen, wobei ihn der Papst, der wesentlich dazu beigetragen, ihm die Kur zu verschaffen, unterstützte. Auch diese Unterhandlungen führten nicht zum Ziele, und inzwischen änderte sich die spanische Politik, indem das schon öffentlich erklärte Heirathsbündniß mit England sich zerschlug und einem Kriege zwischen beiden Kronen Platz machte. Diese Wendung der Angelegenheit ist zu beklagen, denn wäre der Pfalzgraf dem drohenden Verderben entrissen worden, so würden die deutschen Angelegenheiten wahrscheinlich sich rasch dem Frieden zugewendet haben. D. V.

legenheiten zu bereiten und so den sonderbaren Beschluß der Kreisstände herbeiführte, angeblich um den Halberstädter unschädlich zu machen, ihn auf kurze Zeit in ihre Dienste zu nehmen: setzte jener Lüneburger durch, daß dabei die Bedingung gestellt wurde, Christian müsse sich aller Verbindung mit Mansfeld enthalten und dem Kaiser den gebührenden Gehorsam leisten, und daß der Vertrag, der doch eigentlich gegen den Kaiser gerichtet sein sollte, demselben zur Bestätigung vorgelegt wurde. Begreiflich ist, daß diese nicht vorenthalten blieb. Der Halberstädter aber wollte nun sich diesem Verhältnisse nicht fügen, verweigerte dem Kreisobersten, eben dem Herzog von Lüneburg, den Gehorsam und begab sich scheinbar in den Dienst seines Bruders, des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel. Jedenfalls war sein Plan nebst der dänischen Intrigue mißglückt, während er die ihm, dem Geächteten, nochmals angebotene kaiserliche Gnade zurückwies. Jetzt wagten die Kreisstände nicht mehr, ihn zu begünstigen und Herzog Georg setzte den Beschluß durch, daß er aufgefordert wurde, sein Volk abzudanken oder vom Boden des Reiches wegzuführen; andernfalls sollte wider ihn mit dem heranziehenden ligistischen Feldherrn gemeinsame Sache gemacht werden. Es half Christian nichts, daß er seinem Bisthume entsagte, welches sofort an den Herzog von Lüneburg überging; er mußte abziehen. Nachdem in der Pfalz auch die letzte Feste Friedrichs gefallen war (1623, März), erhielt Tilly freie Hand zum nothwendig gewordenen norddeutschen Feldzug. Er nöthigte den Landgrafen Moriz v. Hessen, der sich glücklicherweise nicht entschließen konnte, mit dem Freibeuter gemeine Sache zu machen, seine Rüstungen einzustellen, und erreichte die Weser, während Christian, den offenen Kampf vermeidend, sich mit Mansfeld zu vereinigen suchte. Tilly erreichte ihn (1623, 6 August) bei Stadtlohn im Münsterlande und schlug ihn noch vollständiger als zu Höchst. Ein großer Theil der Halberstädter fiel, der Rest ward gefangen oder zersprengt*). Christian entrann nach Holland

*) In dem Berichte, den Tilly über diese Schlacht seinem Gebieter, dem Kurfürsten von Bayern, erstattete (vergl. Westenrieder, Beiträge VIII, 154), kommen folgende Sätze vor: „Hätte man mir freie Hand gegeben und Vollmacht ertheilt, den Feind auf's Aeußerste zu verfolgen, was ich jüngstens zu Regensburg gefordert, so würde ich bei dieser Gelegenheit mit Gottes Gnade eine solche Viktoria erlangt haben, daß das ganze

und ging von da nach England. Die Besatzungen, welche er in den Hochstiftern zurückgelassen, wurden nach und nach überwältigt. Tilly wandte sich nach der Schlacht bei Stadtlohn nach Ostfriesland gegen den letzten Feind des Kaisers, der noch das Feld hielt. Allein da die Holländer dem Mansfeld die ihnen gar wohlgelegene Hafenstadt Emden vertheidigen halfen und dieser das Land unter Wasser setzte, bezog das ligistische Heer Winterquartiere in Westphalen und Hessen. Während des Winters erzwang aber der Hunger die Auflösung des Mansfeld'schen Heeres, das sich in dem furchtbar ausgesogenen Lande nicht mehr halten konnte. Doch forderte Mansfeld als Preis des Abzugs von den Friesen eine große Summe, welche, wie er wohl wußte, sie nicht aufbringen konnten, die ihnen aber die Holländer gegen Versatz einer Reihe ostfriesischer Orte vorstreckten. Es war ein abgekartetes Spiel zwischen Mansfeld und seinen holländischen Brodherren. Nachdem er so zum Abschiede eine deutsche Provinz den Feinden des Kaisers überliefert, begab sich Mansfeld nach dem Haag, wo er mit Friedrich, mit Bernhard von Wei-

---

römische Reich wieder zum Frieden gebracht und in den alten Stand hergestellt worden wäre: auch jetzt noch hoffe ich Alles zu erlangen, wenn man mir nur die Hand frei und ungesperrt läßt, während im entgegengesetzten Falle noch Jahre über der Unruhe hingehen werden, weil man jenen Leuten doch nie trauen kann. Sollte es aber unmöglich sein, mir die gewünschte Vollmacht zu ertheilen, so bitte ich, daß man mich meines Kriegsamtes in Gnaden entlasse und mir erlaube, nach Hof zu gehen." Diese hochwichtige Urkunde läßt kaum eine andere Deutung zu, als daß das Bundeshaupt der Liga jetzt, wie früher in der Oberpfalz, eine völlige Vernichtung des bewaffneten Feindes nicht zuließ. Christian spielte in diesem Feldzuge den Ritter der Pfalzgräfin und Namens-Königin Elisabeth. Er trug ihren Handschuh am Helme und ließ in sein Hauptbanner die Worte sticken: Tout pour Dieu et pour Elle. Dieses Hauptbanner fiel nebst 67 kleineren Feldzeichen bei Stadtlohn in die Hände der Sieger und erregte ihren Abscheu. Ein gedruckter bayerischer Bericht sagt darüber: „Auf dem von uns eroberten Hauptbanner steht der Wahlspruch: tout pour Dieu et pour Elle. Hieraus ersieht man, wen diese Armada nebst Gott angebetet, und von wem die Halberstädter Sieg erwartet, ja daß diese Menschen, denen die gebenedeite Jungfrau Maria ein Dorn im Auge ist und die derselben Namen und Bildniß in keiner Fahne, keiner Kirche, keinem Zimmer leiden mögen, ihr einen sterblichen Madensack vorziehen und Gott dem Allmächtigen gleichsetzen." D. V.

mar, der nach der Stadtlohner Niederlage in holländische Dienste getreten, und anderen „edlen" deutschen Herren seinen Raub in Ueppigkeit verzehrte. Dem siegreichen Tilly stand jetzt kein Feind mehr gegenüber, und da nun die Waffen ruhten, begann er die Wiedereinziehung katholischer Kirchengüter. Namentlich verjagte er den Sohn Christians IV von Dänemark, den das käufliche Halberstädter Domkapitel, nachdem Herzog Georg von Lüneburg, der sich übrigens entschieden von der sogen. evangelischen Partei lossagte, das Bisthum Halberstadt wieder niedergelegt hatte, gewählt, aus dem usurpirten Besitz. Hiedurch ward der dänische Hof, an welchen sich auch der ränkesüchtige Landgraf Moriz von Hessen als hülfesuchender Flüchtling gewendet, immer mehr in seinen feindseligen Plänen bestärkt. Aber nicht blos Dänemark, auch Schweden und namentlich Frankreich wurden durch die Furcht erschreckt, die bisherigen glänzenden Erfolge der katholischen Partei in Deutschland möchten zur Wiederherstellung kaiserlicher Macht führen. Dazu kam der Zorn Jakob I von England über den schmählichen Verlauf der Sache seines Schwiegersohns, welchem Zorne der englische Protestantismus bereitwillig entgegenkam*). So begann der erste europäische Bund

---

*) König Jakob wie sein Sohn Karl hatten sich in der Heirathsverhandlung gegen Spanien durch geheimen Vertrag verpflichtet, den Katholiken in England Religionsfreiheit zu verschaffen, der Prinz, welcher selbst nach Madrid gekommen, sogar Hoffnung gegeben, zur Kirche zurückzukehren. Weil man aber spanischer Seits verlangte, der britische König solle vor der Abreise der Prinzessin nach England jenen Vertrag ausführen, kam es zum Bruche. Maria, die gewesene Braut des englischen Thronerben, ward später dem Erzherzog und nachmaligen Kaiser Ferdinand III vermählt. Diese Angelegenheit war ein merkwürdiger Knotenpunkt europäischer Geschicke. „Der damalige Bruch zwischen Jakob I und Philipp IV hat in England den Sturz des Hauses Stuart, den Sieg des Calvinismus und sofort die Begründung eines neugeordneten Königthums, das nicht blos zufällig aus „allerhöchster Weisheit, aus gnädigstem Ermessen, aus landesväterlicher Milde" Gutes thut, sondern darum, weil es muß, das öffentliche Wohl zur Richtschnur nimmt, und in Folge dieser Wirkungen eine Zukunft voll Ruhm und Macht herbeigeführt; ebenderselbe hat zweitens in Deutschland die 30jährige Fortsetzung des Kriegs und in weiterer Folge den Untergang unserer Verfassung, den Verlust deutscher Einheit, Ehre und Macht, aber auch zugleich mit unserem Unglück die Erniedrigung der Nationalkirche, der apostolisch-katholisch-römischen eingeleitet. Denn die Schicksale des Stuhles Petri sind

wider Habsburg zu entstehen, nur scheinbar zu Gunsten der protestantischen Territorialherren in Deutschland. Die Rolle, welche Frankreich dabei zu spielen begann, werden wir genauer kennen lernen; für jetzt war der König Christian IV von Dänemark ausersehen, den Kampf wider den Kaiser aufzunehmen, oder vielmehr er drängte sich dazu aus Eifersucht gegen den jungen König Gustav Adolf von Schweden, dem eigentlich die Führerschaft dieser Coalition von Frankreich und England zugedacht war, und auch, weil ihm die deutschen Verhältnisse zu lockend schienen, um nicht zur Erreichung seiner, auf den Besitz der verschiedenen niedersächsischen Bisthümer für einen seiner nachgeborenen Söhne gerichteten Entwürfe Hand anzulegen. Der Schwede zog sich vorläufig, seiner Zeit harrend, wieder zurück, der Däne aber trat ins Feld, nachdem ein im Haag (Dezember 1625) geschlossener Vertrag ihm Subsidien von Holland, England und Frankreich versprach und diese Verbündeten ihm auch Mansfeld und Christian v. Braunschweig als Helfer zuwiesen. Zugleich ward Bethlen Gabor, gekirrt durch die ihm verschaffte Hand der brandenburgischen Prinzessin Katharina, zum Friedensbruch und Einfall in die kaiserlichen Erblande veranlaßt. Christian IV, der sich (Mai 1625) die erledigte Stelle eines niedersächsischen Kreisobersten übertragen ließ, während die Fürsten Niedersachsens, mit Ausnahme der Herzoge Christian und Georg von Celle, sich verpflichteten, die neunfache Zahl der gewöhnlichen Kreishülfe aufzubringen, konnte somit eine Macht aufstellen, welcher der ligistische Feldherr — der zugleich jene Freibeuter Mansfeld und Christian beobachten mußte, die auch für den dänischen Feldzug unnütz blieben —, sich nicht gewachsen glaubte *). Daher forderte Kurfürst Maximilian den

---

durch mystische Bande an die des deutschen Volkes gekettet. Mit uns ist er gesunken, mit uns wird er wieder sich erheben. Gfrörer, a. a. O. D. B.

*) Ueber Christian hat der Darmstädter Ludwig V folgende Charakterschilderung entworfen: Der König von Dänemark hat nur zwei Zwecke im Auge: in seinem Lande unumschränkt zu herrschen und Dänemark auf Kosten Deutschlands zu vergrößern. Er ist höchst lasterhaft und lebt in offenem Ehebruche. Seine Verwandtschaften mit Kurbrandenburg, Kurpfalz und andern deutschen Häusern will er nur zur Befriedigung seiner Ehrsucht benützen, obgleich er sich ganz anders stellt. Er ist reich, wird aber seinen Reichthum nie für die gemeinsame lutherische Sache auf-

Kaiser auf, zum Schutze der gemeinschaftlichen Sache ein eigenes Heer aufzustellen. Dieser, zugleich von Ungarn her bedroht, vermochte mit zerrütteten Finanzen, seines Hauses Erbtheil, deshalb unzulänglicher Heeresmacht, dem Ansinnen nicht zu entsprechen; da ward ihm ein Anerbieten gemacht, das ihn aller Schwierigkeiten mit Einemmale überhob. Albrecht von Waldstein (Wallenstein) erbot sich nämlich, ein zahlreiches Heer zunächst aus eigenen Mitteln aufzubringen, wenn er den unbedingten Oberbefehl und unbeschränkte Werbefreiheit erhalte. Solches fand zwar die Umgebung des Kaisers für sehr bedenklich, allein die Genehmigung wurde durch die Noth erzwungen.

Wallenstein.

Wenn Ferdinand bisher überall streng auf das hielt, was Recht geworden, und mit seinen Gegnern im Reiche außerhalb seiner Erbstaaten so mild verfahren war, daß er in der That beinahe die kaiserliche Pflicht verabsäumte, die ihn aufrufen mußte, das Reich gegen solche ausgelassene Wütheriche und Raubhelden, wie Mansfeld, Christian und ihre Schaaren zu schützen, so änderte er nun allerdings seine Politik wesentlich, als er sah, daß nur das entschiedenste Auftreten Deutschland sowohl von dieser soldatischen Pestilenz als davon befreien könne, daß auswärtige Mächte mit deutschen Verhältnissen ihr loses Spiel trieben. In seiner Eigenschaft als ordnendes Haupt des Reiches durch die immer wilderen Unordnungen verhöhnt, beschloß er nun kräftigere Maßregeln und die Aufstellung einer eigenen Armee. Allein unmöglich konnte er diese Armee seinen ohnehin durch den vorangegangenen Krieg hart mitgenommenen böhmisch-österreichischen Landen auflasten; noch weniger damit seine kärntnisch-steiermärkischen Unterthanen bedrücken, die schon früher genug für ihn zu tragen gehabt hatten. Er bediente sich also zur Aufstellung einer Armee derselben Mittel, deren sich seine Gegner bedienten, und fand in Albrecht von Waldstein einen Mann, der an Unternehmungsgeist, Charakter und Feld-

---

wenden. Die dänischen Reichsstände fürchten sein Streben nach unumschränkter Gewalt und lassen ihn nicht gerne Heere aufstellen. Christian IV hat Neigung zum Kriege und glaubt ein guter Feldherr zu sein, ist es aber in der That nicht, und wird des Kriegführens wie alles Andern bald überdrüssig, überhaupt bringt er nichts zu Ende. D. V.

herrntalent dem Prinzen Christian und Mansfeld ein vollkommen ebenbürtiger Gegner war*). — Durch den kaiserlichen Feldhauptmann, den der Kurfürst von Bayern gleichsam auf den Schauplatz rief, nahmen seine eigenen Pläne allerdings eine schlimme Wendung, aber der einzige Fürst, der im Laufe des dreißigjährigen Krieges geordnete Finanzen hatte, konnte nicht ahnen, daß ein böhmischer Edelmann über die großartigen Geldmittel verfügte, um ein Heer von 60,000 Mann auf die Beine zu bringen, noch weniger konnte irgend jemand voraussehen, daß derselbe Mann den zweischneidigen Verstand und die Kühnheit besitzen werde, um die Vortheile, welche ihm seine Schätze verschafften, mit so fürchterlichem Nachdruck zu gebrauchen!**)

---

*) H. Leo, Universalgeschichte. D. B.

**) Aus einem, zum Böhmischen Herrenstande gehörigen Geschlechte, deutscher Herkunft und utraquistischen Glaubens, im Jahr 1583 geboren, war Albrecht von Waldstein, als zehnjähriger Knabe verwaist, von einem katholischen Oheime mütterlicher Seite den Jesuiten in Olmütz zur Erziehung übergeben, und von diesen der katholischen Kirche zugeführt worden, hatte dann in Padua und Bologna studirt, dem Kaiser Rudolf in Ungarn, später dem Erzherzoge Ferdinand in einem Krieg gegen Venedig gedient, und sich durch ein geschickt ausgeführtes Unternehmen, mittelst dessen er die eng eingeschlossene Festung Gradiska mit Zufuhr versah und rettete, einen Namen gemacht. Seinen durch eine Heirath mit einer in Mähren begüterten Gräfin erlangten Reichthum benutzte er, durch Geschenke und Bewirthung die Zuneigung der ihm untergebenen Soldaten zu gewinnen. Auch die Gunst des Hofes blieb dem Glücklichen, der zugleich in trüber Zeit Treue und Eifer bezeigte, nicht aus. Als mährischer Landstand mit einem von den Ständen dieses Markgrafthums geworbenen Regimente betraut, erklärte er sich bei dem böhmischen Aufstande sogleich und mit voller Entschiedenheit für die Sache des Kaisers, kehrte sich weder an die Beschlüsse des märischen Landtags noch an die Befehle der böhmischen Direktoren und legte dem vorrückenden Thurn so viel Hindernisse, als er konnte, in den Weg. Nach seiner Flucht wurde er von den mährischen Ständen seines Regiments entsetzt und König Ferdinand, durch die Drohung, daß sie sich an dem Cardinal von Dietrichstein für die dem Lande entführte Kasse schadlos halten würden, genöthigt, das mitgebrachte Geld zurückzusenden. Wallenstein errichtete nun ein Regiment Kuirassire und war mit diesem in dem böhmischen Kriege thätig, besonders zur Wiedergewinnung Mährens, bei welcher Bucquoi und Dampierre ihren Tod fanden. Nachher, 1623, diente Wallenstein unter dem Marchese Caraffa di Montenegro gegen Bethlen Gabor in Ungarn. Für die Unkosten, die er während des

Dänischer Krieg.

Als der Kaiser um Unterstützung Tilly's gegen die dänischen Rüstungen angegangen wurde, hatte er kaum zur Erleichterung der Länder seine Kriegsmacht vermindert und gebrach es

---

Krieges durch Erhaltung eines Regimentes für den Kaiser gehabt, gab ihm dieser die Herrschaft Friedland an der Nordgränze Böhmens um ein Billiges, und eine Reihe anderer Güter (einige sechzig), als Pfänder für der Kammer gemachte Darleihen, brachte er durch Kauf oder sehr wohlfeil an sich. Auch verlieh ihm der Kaiser damals eine comitiva major und 1623 erhob er ihn in den Reichsfürstenstand unter Ertheilung der Titulatur „Oheim", nachdem er schon früher, 1617, Graf geworden; 1624 führte er den Titel eines Herzogs von Friedland, obgleich das Patent hierüber erst 1627 ausgefertigt wurde. — „Mit der Ernennung zum „Capo über alles kaiserliche Volk" (vom 7. April 1625), welchem erst drei Jahre später diejenige zum General-Obersten des Feldhauptmann folgte, gewannen Wallensteins Geldmittel neuen ansehnlichen Zuwachs, ebensowohl in dem Gehalt, der ihm ausgeworfen worden, als vorzüglich durch Lieferungen für die Armee von seinen Gütern. Denn die Vermehrung seiner Hülfsquellen niemals aus den Augen setzend, hatte er schon im Dezember 1625 eine „Versicherung derjenigen Spesen, so er auf seine unterhabende Armada des ins römische Reich abgeordneten Succurses dargeben werde", zu erwirken gewußt. Mit dem Juli 1625 begann sein „Kriegsverdienen" mit monatlich 6000 fl. (Tilly als Heerführer der Liga 3000). Diese konnten ihm bei der Klemme der kaiserlichen Finanzen niemals entrichtet werden. Sie standen für zwei Jahre und neun Monate aus. Außerdem forderte er für Kriegswerbung und geliefertes Getreide noch 361,819 fl. Seine Anwesenheit in Prag, der Einfluß, den er bereits auf den kaiserlichen Hof übte, gab dem Begehren, daß ihm hiefür das Fürstenthum Sagan abgetreten werde, um so größeres Gewicht. „Für die bei uns habenden starken Anforderungen" überließ ihm der Kaiser dasselbe für 125,708 Thaler, welche nach Abrechnung auf 47,150 fl. einschmolzen, wobei ihm noch Enthebung von 340,342 fl. Schulden, die darauf hafteten, zugesagt wurden... Obwohl dann Wallenstein schon im ersten Jahre aus dieser neuen Besitzung beinahe den vierfachen Zins des Kaufpreises zog, ging er dennoch den Kaiser um Nachlaß der 52,728 Thaler rückständiger Landessteuern und um bleibende Herabsetzung derselben an, wurde ihm auch das Erstere bewilligt, das Andere in Aussicht gestellt. Solche Gunst widerfuhr Tilly nicht, der auf das Ansuchen „um ein confiscirtes Rebellengut" die Antwort erhielt: S. M. könnten sich noch nicht erklären. Wie er sodann den Herzog von Bayern in Kraft seines Commissariats um Einweihung in die Herrschaft Bischofteinitz mit deren Gefällen und Einkünften anging, wurde ihm bemerkt, daß dieses Commissariat nicht mehr

ihm auch an allen Mitteln zum Kriegführen. Sein in Böhmen liegendes geringes Heer befehligte Wallenstein als General-Feldwachtmeister. Der Kaiser ernannte ihn nun zum „Capo über

---

bestehe. Hierauf wurde er auch mit dem Wunsch, für einen Jahrgehalt von 100,000 Schock meißnisch den Besitz der Stadt und Herrschaft Leitmeritz zu erlangen, von der kaiserlichen Kammer abgewiesen... Indessen wurde Wallenstein doch von Böhmens Statthalter, dem Fürsten Karl v. Lichtenstein, wohl eher wegen seines Verfahrens in diesem Lande als wegen seiner Saumseligkeit bei dem Einfall der Ungarn in Mähren, an dem kaiserlichen Hofe verklagt. Da rieth ihm (wenn er anders einen solchen Rath nicht selbst sich geben konnte) sein Oberstlieutenant, Graf von Naparol, die Rechtlichkeit seines Verfahrens durch handgreifliche Gründe zu erhärten. Wallenstein nahm 60,000 Thaler mit sich, mittelst deren er nicht allein auf's glänzendste die erhobene Klage widerlegte, sondern zugleich bei den kaiserlichen Räthen die Pforte der Gunst in solcher Weise sich erschloß, daß sie von da an zu immer größeren Entwürfen ihm offen stand... Auf diese Weise wußte Wallenstein den weit öfter bewunderten als gründlich erwogenen Satz: der Krieg müsse den Krieg ernähren, zu seinem allartigen Vortheil auch dem eigenen Landesherrn gegenüber zur Geltung zu bringen... Daß er jedoch zur Zeit seines Untergangs über ein Einkommen von 3 Millionen zu verfügen gehabt habe, können wir blos nach dem Geldwerth zu Ende des vorigen Jahrhunderts gelten lassen. Dieser Betriebsamkeit um Vermehrung des Besitzes, dieser Wachsamkeit über den Erträgnissen desselben steht die Großartigkeit des Haushaltes nach allen Beziehungen, die fürstliche Freigebigkeit in allen Vorkommnissen zur Seite, so daß wir zu dem Urtheil berechtigt werden, Wallenstein habe die Vermehrung seiner Einkünfte nicht als Zweck angestrebt, sondern darin blos die Mittel zu Erreichung weit höher zielender Pläne erkannt. Deshalb ist es auch unsere feste Ueberzeugung, daß bei ihm der Millionär von dem Staatsmann und dem Feldherrn zu unterscheiden sei, ohne daß wir deshalb von der Meinung weichen könnten, daß der Erstere die Bestrebungen des Letztern, die vielfach nur schwer, am Ende gar nicht mehr sich rechtfertigen lassen, habe befördern müssen"... Schon aus der Zeit des Feldzugs gegen Bethlen Gabor begegnet man einer Nachricht, „welche insofern wichtig genannt werden darf, weil sie jenes Bestreben Wallensteins, in welchem er vier Jahre später das Herzogthum Meklenburg an sich zu bringen wußte, darthut, daß er nämlich zu dieser Zeit schon nach fürstlichem Besitz strebte. Es wurde dem Kaiser mitgetheilt, Wallenstein erbiete sich, noch weitere 15,000 Mann gegen B. aus eigenem Seckel zu werben, sofern er des lebenslänglichen Besitzes von Siebenbürgen würde versichert werden. Aber auch läßt sich erweisen, daß er gegen Erpressungen untergebener Führer jetzt schon jene sorglose Nachsicht übte, welche in der

alles kaiserliche Volk"; dieses Volk war zwar noch nicht beisammen, „doch durfte Ferdinand, die bisherigen Erfahrungen berücksichtigend, der Hingebung, der Gewandtheit des Ernannten vertrauen, er werde die Mittel auffinden, um mit einer der hohen Stellung würdigen Macht ins Feld zu rücken"*). Wirklich erbot er sich, ein Heer von 50,000 Mann zusammenzubringen und dauernd zu erhalten, und da die kaiserlichen Räthe dieses Erbieten abenteuerlich fanden, da man nicht 20,000 Mann zusammenbringen könne, versetzte Wallenstein: Mit blos 20,000 M. könnten allerdings die Länder nicht in Contribution gesetzt werden, wohl aber mit 50,000. Vorerst sollte er indeß erst jene 20,000 Mann werben.

Die Kriegsheere dieser Zeit waren meist in großartigem Maßstab organisirte Räuberhorden. Die Sache, für welche zu kämpfen war, übte in der Regel auf die Geworbenen keinen Einfluß; das Waffenwerk selbst galt nur als unvermeidliche Beigabe, als nicht auszuweichendes Mittel, das Erbeuten und Zusammenraffen als letzter und einziger Zweck. Wo Patente ausgetheilt wurden, fanden sich die Obersten, wo die Werbtrommel erschallte, die Knechte ein, deren stets viele auf „Arbeit" warteten. Aber diese sogenannten Schnapphähne, herrenloses, arbeitsscheues, beutegieriges Gesindel aller Länder und aller Zungen, legte sich in der Nähe eines Kriegsschauplatzes in Menge auf die Lauer, um zu erspähen, auf welcher Seite der Dienst für den Augenblick lockender, weil gewinnreicher sei. Schlug dieses fehl, konnte die Erwartung nicht alsbald befriedigt werden, so versagten sie vielleicht in dem verhängnißvollsten Augenblick den Dienst oder sie traten von den Fahnen, zu denen sie geschworen, leichtfertig unter diejenigen des naheliegenden Feindes. Stob unter feind-

---

Folge beinahe einen Bruch der Bundesfürsten mit dem Kaiser veranlaßt hätte, durch lange Zeit den bittersten Klagen sowohl der katholischen als der unkatholischen Reichsstände begründeten Stoff bot, zuletzt den Kaiser auf die Wahl trieb, entweder die Entlassung seines Feldherrn zuzugestehen oder die Streitmacht des ganzen Reiches zumal jener treuen Glieder, die durch zwölf Jahre die Last des Krieges vorzugsweise getragen, wider sich gerichtet zu sehen! Was in der Folge bei so manchen Regimentern seines Heeres vorging, das erlaubten sich jetzt schon einzelne Obersten und wahrscheinlich in Böhmen." Hurter, Zur Geschichte Wallensteins, Schaffhausen, 1855. D. B.

*) Hurter, Zur Geschichte Wallensteins. D. B.

lichem Zusammentreffen ein Kriegshaufe auseinander, so reihte er nicht selten, freiwillig oder gezwungen, denjenigen sich ein, denen er soeben noch entgegengestanden. Dies war bei Offizieren wie Soldaten der Fall. Unter diesen, nicht blos in Deutschland, sondern auch über dessen Gränzen hinaus verbreiteten Gewohnheiten fiel es Wallenstein, selbst ohne Geldmittel dafür einsetzen zu müssen, nicht schwer, in kurzer Zeit ein Heer zusammenzubringen, welches bereits für den Umfang Böhmens zu groß war, so daß neben dem Hauptsammelplatz Eger andere Sammelplätze in den fränkischen und selbst in den schwäbischen Kreis verlegt wurden. Die bedenklichen Folgen dieses Verfahrens erkannte sofort der bejahrte Kurfürst von Mainz, der um das Kaiserhaus hochverdiente Johann Schweikard von Kronberg, welcher dem Kaiser schrieb: „daß er bei den eilenden Kriegsbereitschaften an andern Orten in mehrere Gegenverfassung sich stelle, verdiene den wärmsten Dank. Er wolle aber die Musterplätze in die Reichsstädte des fränkischen Kreises verlegen. Da müßte, des geringen Gebietes dieser Städte wegen, das Volk den katholischen Ständen des Kreises unvermeidlich, allen Verträgen und Zusicherungen zuwider, auf den Hals kommen; dürften die neutralen Stände zu andern höchst schädlichen Entschliessungen, selbst zur Verbindung mit den Feinden getrieben werden. Er bitte S. M., den Reichsboden mit Musterplätzen möglichst zu verschonen“ *). Als sich indeß das kaiserliche Heer, bei welchem Wallenstein den Unkatholischen vor den Katholischen bei der Vergebung der Führerstellen sogar einen Vorzug **) eingeräumt

*) Hurter, a. a. O.

**) Auch hierin bezeichnet Wallensteins Auftreten einen Wendepunkt in der Geschichte des Krieges. „Vor des Friedländers Erhebung“, sagt Klevenhiller, „hieß man unsere Leute Spanier, jetzt aber nennt man uns Kaiserliche“. Auch Wallenstein arbeitete, wie Gfrörer bemerkt für die Wiederherstellung der römischen Kirche in Deutschland, aber die Religionsfrage war seit seiner Feldhauptmannschaft nicht mehr erster Zweck des Kampfes, sondern sie trat in die zweite Linie zurück. „Unverkennbar hegte der Herzog von Friedland die Ansicht, daß es ein Mittel gebe, den traurigen Kirchenstreit ohne Zuthun der Theologen auf politischem Wege auszusöhnen. Er rechnete: wenn man das Uebermaß der Aristokratie, welches Germanien ins Unglück gestürzt und die Reformation zur Geisel gemacht hat, bändige, wenn man dann unter dem Banner der apostolischen Kirche dem deutschen Volke seine Einheit zu-

hatte, in Bewegung setzte, war es kaum feldtüchtig zu nennen, ja es soll nur ein einziges gutes Geschütz besessen haben, und unkatholische Offiziere, die in Hoffnung auf Beute Dienst genommen, äußerten laut: ständen sie nur erst in der Nähe der Dänen, sie würden nicht säumen, zu diesen überzugehen.

Wallenstein wandte sich zuerst durch Franken, wo Nürnberg gebrandschatzt wurde, nach Hessen, um durch Besetzung dieses Landes, dessen Fürst, Landgraf Moriz, zu den hartnäckigsten Feinden des Kaisers gehörte, während sein von ihm bedrückter Adel auf Seite des kaiserlichen Beschützers stand, den Rücken Tilly's zu decken, welcher in den Wesergegenden mit wechselndem Glücke dem dänisch-niedersächsischen Heere gegenüberstand. Bei Hameln, welches König Christian mit List gewonnen, ward

---

rückgebe, und Macht, Ehre, europäische Geltung des Reichs wieder aufrichte, würden die deutschen Lutheraner und Calvinisten, die es mit sich und dem Vaterlande wohl meinen, eingedenk der unbestreitbaren Wahrheit, daß des Reiches Wohl Einheit der Kirche fordere, gutwillig ihrem katholischen Kaiser in die Messe folgen und sich wieder zu dem Bekenntnisse wenden, unter dem Germanien acht Jahrhunderte lang das große Wort in der Christenheit geführt hat." Wenn nun Gfrörer weiter es diesem „organischen Gedanken" ganz gemäß und zur Wiedererstarkung ghibellinischer Gesinnung angemessen findet, daß Wallenstein von dem bisherigen Grundsatz der Liga, nur Katholiken zu höhern Offiziersstellen zu befördern, abging, so betont Hurter dagegen, daß gerade dies der Sache des Kaisers den wesentlichsten Schaden zugefügt habe. „War es denn in einem Kampf, den ursprünglich die Verschiedenheit des Bekenntnisses angezündet, und in welchem dasselbe für die Meisten wenigstens noch den Werth eines Paniers hatte, so gleichgültig, welchem Glauben, und wäre es nur äußerlich und bloßer Geburt halber, derjenige angehöre, der für die eine von beiden Parteien das Leben einsetzen sollte? Wäre es wirklich Beschränktheit, oder welche Bezeichnung man belieben mag zu nennen, wenn der Kurfürst von Bayern über einen zum Obersten Vorgeschlagenen Tilly bemerkte: vor allem sei zu wissen, ob derselbe katholisch sei oder nicht; denn er selbst könne ermessen, welche Ungelegenheiten es mache, wenn man in so manchen Fällen solche Leute irgend wohin legen oder ihnen das Kommando lassen müsse." — Würde wohl in dem Kampfe gegen das umgewühlte Frankreich die Führung eines Regiments von dem Kaiser einem ausgeprägten Republikaner, von dem Direktorium einem entschiedenen Anhänger des Königshauses anvertraut worden sein? Dieses leuchtet Jedermann ein; bei jenem Grundsatz steht man alsbald mit dem Vorwurf blöder Engherzigkeit in Bereitschaft!" D. B.

eine Schlacht erwartet, als dem König ein schwerer Unfall begegnete. Ende Juli (1625) wollte er nämlich in der Abenddämmerung zu Pferde die Wachen auf den Wällen der Stadt mustern, als er in eine mit Brettern überdeckte tiefe Grube stürzte. Das Pferd blieb auf der Stelle todt, der König selbst war durch die nachstürzende Erde so überschüttet, daß eine geraume Zeit verging, ehe man ihn herausziehen konnte. Drei Tage lang blieb er sprach- und bewußtlos, dann erhielt er den Gebrauch der Sprache wieder, erst allmälig zeigten sich die Spuren rückkehrender Vernunft. Die erschreckten rathlosen Hofherren und Generale ließen den kranken König nach Bremen abführen; den Oberbefehl zu übernehmen, wie ihm dem Range nach zukam, getraute sich der Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel nicht; er trug auf Rückzug des Heeres an und derselbe ward so eilig in das Gebiet von Verden bewerkstelligt, daß man versäumte, in Hameln eine Besatzung zurückzulassen. Tilly nahm die Stadt, zog dem Feinde nach und belagerte Nienburg, während die Parteiwuth in diesen Gegenden alle ihre Greuel entfaltete, obgleich der Oberfeldherr der Liga alles that, um unter seinen durch die Barbarei der Bauern erbitterten Soldaten Mannszucht zu erhalten. Inzwischen übernahm zwar König Christian den Befehl wieder, aber zu deutlich zeigte sein Handeln fortan, daß der Unfall Spuren in seinem Geiste zurückgelassen. Er hatte eben Nienburg entsetzt, wo sich die Ueberreste der Haufen des Halberstädters mit ihm vereinigten, als Wallenstein auf dem Kriegsschauplatz erschien. Eine sonderbare Vorhut verkündete seine Annäherung: Berittene Zigeunerbanden von 15 bis 20 Mann, bis an die Zähne bewaffnet, zogen ihm auf ungebahnten Wegen voran, legten sich in Gebüsche und Wälder, kundschafteten Alles aus, plünderten, wo sie keinen Widerstand fanden. Hätte nun Wallenstein mit dem Bundesheere sich vereinigen wollen, so würde der dänische Krieg schwerlich mehr lange gedauert haben. Aber die Vereinigung kam nicht zu Stande, und der kaiserliche Feldherr schlug dem Bundesfeldherrn die verlangte Hülfe unter dem Vorwand ab, er müsse Mansfeld, der durch Brandenburg gegen Sachsen, Schlesien oder Böhmen zu ziehen beabsichtige, mit ungeschwächter Macht im Auge behalten. Indem Wallenstein alsbald gegen Tilly, den damals ohne Frage glorreichsten Feldherrn in Europa, einen müßigen Streit über den Vorrang erhob, wurden beide Heere einander mehr und mehr entfremdet,

bis sie zuletzt in eine beinahe offen feindselige Beziehung kamen; und während Tilly allein blieb beim vergeblichen Versuch zur Besetzung Hannovers, gegen den Halberstädter und Mansfeld, beleidigte Wallenstein, die Ermahnungen des Kaisers, mit Tilly gemeinsam zu handeln, mißachtend, indem er ohne Anfrage und Anzeige gegen das Erzbisthum Magdeburg in den obersächsischen Kreis zog, dessen Kreisobersten, den Kurfürsten von Sachsen, welcher der kaiserlichen Sache bisher so wichtige Dienste geleistet hatte und am wenigsten hätte gekränkt werden sollen. Ein von diesem Fürsten veranlaßter Friedenskongreß zu Braunschweig blieb resultatlos, während Wallenstein bei der Elbschanze von Dessau (1. März 1626) die Mansfelder entscheidend schlug, dann auch Tilly den König Christian IV, welcher im Harz sich festzusetzen suchte, aber beim Landgrafen von Hessen — der bald darauf genöthigt wurde, zu Gunsten seines Sohnes die Regierung niederzulegen — nicht die erwartete Unterstützung fand, in einer ungünstigen Stellung bei Lutter am Barenberge überraschte (27. August), wo die lange schwankende Schlacht mit einer furchtbaren Niederlage der Dänen endete. Zu diesem Siege trug wohl ein Hülfskorps bei, das dem ligistischen Feldherrn zu überlassen Wallenstein endlich bewogen worden. Dieser hatte seine bisherige Stellung im Halberstädtischen aufgegeben, um hinter Johann Ernst v. Weimar und Mansfeld — den er bei Dessau hatte entkommen lassen und welcher den Bund mit Bethlen erneuert hatte — her nach Mähren und Ungarn zu ziehen. Er war dort nicht besonders glücklich, aber Bethlen wurde doch gebändigt, bis drei Jahre nach dem Presburger Frieden (Dezember 1626) der Tod den Kaiser von diesem gefährlichen Feinde befreite, nachdem kurz vor Beendigung des ungarischen Feldzugs, Mansfeld, unzufrieden über die von Bethlen angeknüpften Unterhandlungen auf dem Wege nach Dalmatien, um ein Schiff nach England zu finden, 46jährig der Schwindsucht, noch vorher (16. Juni) sein Genosse Christian in Wolfenbüttel 27jährig den Ausschweifungen erlegen war. Auch der Herzog Johann Ernst von Weimar fand sein Grab in ungarischer Erde.

Die politischen Folgen des Sieges bei Lutter waren größer als die militärischen. Die nächste Folge desselben war der Abfall des Herzogs Christian Ulrich v. Braunschweig zu dem Kaiser. Um so mehr beschleunigte der König seinen Rückzug über

die Elbe in das Lauenburgische, und er ging noch weiter zurück, als auch die Herzoge von Meklenburg, jedoch mehr gezwungen als freiwillig, sich von ihm lossagten; die vielen in Niedersachsen zurückgebliebenen dänischen Besitzungen vermochten sich jedoch zum Theil gegen Tilly zu behaupten. Christian IV machte große Anstrengungen, aber er ward von seinen auswärtigen Verbündeten schlecht unterstützt, während die bisher mit ihm verbundenen Reichsfürsten nach einander versuchten, sich dem Kaiser wieder zu nähern. Am treuesten hielt der Markgraf von Baden zu ihm, der in der Mark Brandenburg, und der alte Thurn, die Brandfackel des 30jährigen Krieges, welcher in Schlesien sich festgesetzt hatte. Gegen jenen operirte das ligistische Heer sehr glücklich, gegen diesen zog Wallenstein heran, der nach Beendigung des ungarischen Feldzugs nach Wien gereist war, um sich wegen mancher gegen ihn erhobenen Vorwürfe*) zu verantworten, was ihm auch gelang. Seine Rüstungen in Böhmen erreichten dann einen solchen Umfang, und seine Werbungen wurden so rücksichtslos in allen deutschen Kreisen betrieben, daß die Glieder der Liga es endlich, nachdem alle Vorstellungen bei dem Kaiser und alle Ermahnungen desselben an Wallenstein nichts fruchteten, während dieser mit seinem Kriegsvolk eigentlich gar nichts von Bedeutung unternahm, für nothwendig hielten, zu Würzburg (1627, 22. Februar) darüber zu berathen, wie der Druck der friedländischen Werbungen abzuwehren sei. Es wäre ungerecht, einen Feldherrn, zumal in jener Zeit, für die vielen Bedrückungen seiner Untergebenen verantwortlich machen zu wollen. Aber es ergibt sich doch deutlich, daß Wallenstein nur allzu oft oder doch sehr lange den Erpressungen, welche sich seine

*) „Es ist unglaublich — berichtet der kurbayerische Geschäftsträger Leuker aus Wien nach München — was für Klagen und Lamentationen täglich wider den Herzog von Friedland einlaufen und wie hoch die Länder Böhmen, Mähren, Schlesien und Oesterreich beschwert werden. Ich habe Schreiben gelesen, über denen einem die Haare zu Berge stehen möchten. Man hat zwar hier eine Ordnung zu Papier gebracht, was die Unterthanen den Soldaten zu entrichten haben; aber die Ordnung wird nicht beobachtet, sondern der Herzog hat sich ausdrücklich geäußert: er habe dieselbe zwar bei allen Obersten publiciren lassen, wisse jedoch nicht, ob sie gehalten werde, und ob es bei der kaiserlichen Ordnung werde verbleiben können.“ Aretin, Wallenstein.

D. B.

Generale, namentlich der Herzog Adolf v. Holstein und der Herzog Rudolf Maximilian von Sachsen Lauenburg, erlaubten, gleichgültig zusah; besonders von jener Zeit an, in welcher er durch planmäßige Entkräftung der Reichsfürsten für Erhöhung des kaiserlichen Ansehens am erfolgreichsten wirken zu können wähnte. Der Kurfürst von Bayern blieb streng bei der Wahrheit, wenn er schon am 1. September 1626 gegen Mainz sich vernehmen ließ: „durch immerwährende Einquartierungen und unleidliche Exorbitantien des kaiserlichen Volkes würden den vereinigten Ständen die Mittel zur Erhaltung der Bundesarmee immer mehr entzogen, ihnen größerer Schaden von den Freunden zugefügt als von Feinden." In der Mitte des folgenden Jahres (1627) berichtete Kurfürst Max weiter an den Kurfürsten von Mainz: „aus mehreren Orten wäre ihm Nachricht von bedenklichen Reden zugekommen, welche Friedland ausgestoßen habe. Er lasse sich verlauten: das Verderben des katholischen Bundes und der durch denselben unterhaltenen Armee liege in seinen Absichten. Ruin demnach solle die Belohnung für ihre Leistungen sein! Freilich wolle der Kaiser es nicht glauben, daß Friedland dergleichen Reden führe, er nehme es empfindlich auf, daß man den Herzog in solchem Verdacht halte"*). Diese Befürchtungen hinsichtlich der Absichten Wallensteins mochten sicherlich nicht weniger als das Treiben seiner Völker auf jene Berathung in Würzburg einwirken. Es ward eine Gesandtschaft nach Wien beschlossen, die u. A. vorstellen sollte, daß die Verwendung des erfahrenen und erprobten Bundesheeres neuen Werbungen vorzuziehen und daß es höchst bedenklich sei, diese Werbungen unkatholischen Obersten anzuvertrauen. Aber Wallenstein kannte und nutzte das wirksame Mittel, mißliebigen Dingen eine für sich günstige Wendung zu geben, zu gut, als daß jene Gesandtschaft hätte zu einem Ergebniß führen können. Es blieb bei beruhigenden Versicherungen, welche jedoch den Klagenden nicht lange mehr genügten. Wenden wir uns jetzt dem weitern Verlaufe des dänischen Krieges und der Theilnahme Wallensteins an demselben wieder zu. Der letztere zeigte durch sein Auftreten, daß er in keiner Weise sich einschüchtern ließ.

Binnen zwei Monaten entriß er Schlesien den Dänen und in diesem Feldzuge wie in dem darauf folgenden im niedersäch-

*) Vergl. Hurter, a. a. O. D. B.

sischen Kreise vollbrachte er seine glänzendsten Waffenthaten. Ueberhaupt hat er nur während dieses Jahres 1627 als unternehmender und siegreicher Feldherr sich bewährt. In Norddeutschland ward der Krieg, wenn auch nur auf kurze Zeit, in Uebereinstimmung mit Tilly geführt, und binnen kurzer Frist waren Meklenburg, Holstein, Schleswig, Jütland wieder erobert, das Erzbisthum Bremen vom Feinde gesäubert, obgleich derselbe durch ein englisches Korps verstärkt war, durch Pappenheim nach langwieriger Belagerung die Dänen aus Wolfenbüttel vertrieben. Wallenstein, der das Herzogthum Sagan erlangte als Lohn des schlesischen Feldzugs — in dessen Nachwirkung auch der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg zur kaiserlichen Sache herübergezogen wurde — trat im Bewußtsein seiner Erfolge rücksichtsloser denn je auf. Er besetzte nicht nur Meklenburg, das er bereits als sein Eigenthum ansah, sondern auch das angrenzende Pommern, weil er die Reichsfürsten als natürliche Feinde des Kaisers betrachtete. Bei der Zutheilung der Winterquartiere zeigte er geflissentlich dem Bundesheere Geringschätzung und Verachtung und verletzte dadurch aufs Neue nicht blos den Kurfürsten von Bayern, sondern auch Kursachsen, da er die Bequartirung seiner Truppen auf dessen Schutzbefohlene ausdehnte. Dessen ungeachtet erhielt er nicht nur jenes Herzogthum in Schlesien, für seine Besitzungen in Böhmen wirkliche Souveränetätsrechte, überhaupt größere Rechte als je ein Vasall, sondern er erlangte wirklich (1628, 1. Februar) Meklenburg vorerst als Pfandschaft für die ihm schuldigen Summen, während ein kaiserlicher Erlaß die beiden Herzoge von Meklenburg ihrer Länder verlustig erklärte. Außerdem ward Wallenstein (1628, 21. Apr.) zum General-Oberst-Feldhauptmann „über die gesammten in kaiserlichem Dienst stehenden Völker" ernannt „mit Civil- und Criminal-Jurisdiction, so daß alle von ihm eigenhändig unterzeichneten Befehle ebenso zu vollziehen seien, als hätte der Kaiser selbst sie unterzeichnet". Zugleich ward ihm die Befugniß eingeräumt, alle Obersten zu ernennen. Wenige Tage später erhielt er dazu den Titel eines „Generals der ganzen kaiserlichen Schiffsarmada zu Meer, wie auch des oceanischen und baltischen Meeres General", welcher „unerhörte Titel" den nordischen Seemächten um so ernstlichere Besorgnisse erregte, als Wallenstein die Absicht kundgab, den dänischen König auf seinen Inseln aufzusuchen (es tauchte der Gedanke auf, denselben entsetzen und von

den dänischen Reichsständen den Kaiser zum Könige Dänemarks wählen zu lassen), zu diesem Zweck nach Schiffen trachtete, aber bereits voraussah, in seinen weitausschauenden Planen bei Gustav Adolf von Schweden Störung zu finden, obgleich er vorläufig Schritte that, ihn dafür zu gewinnen.

Der Kaiser und die Hansestädte.

Die Frage von der Herrschaft in der Ostsee, überhaupt zur See, trat aber jetzt schon deshalb in den Vordergrund, weil König Christian aus seinen festländischen Stellungen gedrängt, den Seekrieg trieb, wo seine Ueberlegenheit den Küsten schweren Schaden zufügte. Schon früher hatte Ferdinand den hochherzigen Plan gefaßt, die Hansa in alter Kraft wieder herzustellen und mit ihr die Herrschaft der Ostsee zu behaupten. Der Kaiser gedachte des alten Ruhmes der einst seemächtigen Hansa, welche noch im 16. Jahrhundert die Herrschaft über die deutschen Meere besessen und über die Kronen der nordischen Königreiche verfügt hatte, bis (1537) spießbürgerliche Dummheit und aristokratischer Neid den großartigen Entwurf des Lübeck'schen Bürgermeisters George Wüllenweber, die Herrschaft des Bundes über den Norden fester zu begründen, vereitelte, und den Urheber desselben seinen Feinden zum schmählichen Henkertod in die Hände lieferte. Seitdem war die Hanse, wie zur gerechten Strafe des Himmels, schnell von ihrer vormaligen Größe herabgesunken*), so daß sie sich gefallen lassen mußte, ihre Handelsrechte in England von Königin Elisabeth aufgehoben, ihre Schiffe von den Holländern, Dänen und Schweden vom Meere verdrängt zu sehen. Die deutschen Kaiser waren mit den türkischen und kirchlichen Händeln zu sehr beschäftigt, als daß sie Zei gehabt hätten, sich um den deutschen Handel, die deutsche Schifffahrt zu bekümmern. Ferdinand richtete nun zuerst wieder seine Gedanken auf diesen Punkt. Deshalb hatte er schon zuvor die Herzoge von Meklenburg abgemahnt, an ihren Küsten neue Seehäfen für den holländischen Handel zu errichten, und einer holländischen Handelskompagnie Zutritt zu gestatten, da dieses der Hansa Schaden bringen würde. Nun, zu Anfang 1628, sandte er den Grafen G. Ludw. v. Schwarzenberg an den Konvent der Hansestädte nach Lübeck mit Anträgen, welche auf nichts

*) Vergl. dieses Werk Bd. VIII (Geschichte des Mittelalters, IV), Kap. 19.

weniger abzielten, als die deutsche Nation von dem Handelsdruck der Nachbarn frei zu machen. „Nachdem der Allmächtige dem Kaiser wunderbaren Sieg über alle seine Feinde verliehen, und ihm soweit Ruhe geschafft, daß er an Wiederherstellung dessen, was hin und wieder im Reich in Unordnung gerathen, denken könne, wolle er auch die nothwendige Wiederbringung dessen, was zur Beeinträchtigung der Reichsrechte von benachbarten und andern Nationen gehandelt worden, nicht länger feiern lassen, sondern die geeigneten Mittel mit solchem Nachdruck ergreifen, daß das Werk mit Gottes Hülfe sobald nicht werde zu Grunde fallen können. Niemand, der die Verhältnisse zu beurtheilen wisse, werde dies dem Kaiser verdenken. Denn was könnte einer so ansehnlichen, volkreichen, streitbaren, mächtigen Nation, als die deutsche ist, verkleinlicher, schimpflicher, spöttlicher sein, als daß sie sich von andern, mit ihr nicht zu vergleichenden Völkern auf ihren eigenen Meeren und Flüssen Rechte und Gesetze vorschreiben lassen, und denselben nolens volens gehorchen müßte? Was sei der Zoll im Sunde anders, als ein schädlicher und schändlicher Tribut über ganz Germanien, so daß sich wohl Leute öffentlich hätten verlauten lassen, es sei dies ein rechter Zaum, wodurch man die deutschen Hansestädte zum Zoll bringen und sie dabei, es sei ihnen lieb oder leid, behalten könne. England habe die Hansestädte ihrer uralten, mit Gut und Blut theuer erworbenen Privilegien und Freiheiten ohne Weiteres beraubt, und obendrein die deutsche Redlichkeit und Ehre durch den dafür gebrauchten Vorwand höchlich beschimpft. Dasselbe sei aber hierbei nicht stehen geblieben, sondern nachdem es die Monopolien und Propolien in seinem Lande verbannt und verdammt habe, sich mit eben solchen den Deutschen mitten ins Netz gesetzt, den ganzen Tuch- und andern Handel an sich gezogen, den Deutschen das Zusehen dabei gelassen, und dadurch viele Millionen aus den Säcken der Letztern heimgeführt" *). Daran wurde ein Vorschlag geknüpft, nach welchem Lübeck, Hamburg, Rostock, Wismar, Stralsund und Lüneburg zu Märkten des Handels mit Spanien für das ganze nördliche Europa erklärt werden sollten, dergestalt, daß wenn Schweden, Dänemark, Frankreich, England und Holland Waaren hätten, deren man in Spanien bedürftig sei, diese Waaren nur in den genannten Städten gekauft und von da nach

*) Vergl. K. A. Menzel, Bd. VII, Kap. 12.

Spanien gebracht werden sollten, und ebenso Alles, was aus Spanien komme, nur in diese Städte geführt und aus denselben in die erwähnten Königreiche und Länder geschickt werden dürfe. „Weil Gott der Allmächtige es also zu seinem Lobe geschickt, daß der Kaiser mit dem Könige von Spanien wegen der nahen Verwandtschaft in einem Vernehmen begriffen sei, durch welches allen Ungelegenheiten leicht abgeholfen werden könne, so habe Se. Maj. diese Gelegenheit nicht aus den Händen lassen, sondern dieselbe, ihren getreuen Reichsunterthanen zum Besten, in alle Wege ergreifen wollen"*).

Obgleich Wallenstein im Hinblick auf einen Kampf mit den nordischen Mächten um die Herrschaft der deutschen Meere, wobei Schweden seine Schiffe zur Bezwingung Dänemarks herleihen und dann mit Hülfe einer neugeschaffenen deutschen Flotte selbst überwältigt werden sollte, sich zum General des Oceanischen und Baltischen Meeres hatte ernennen lassen, scheiterten jene Unterhandlungen mit den Hansestädten zunächst an dem Widerwillen des Friedländers, einen andern Diener des Kaisers mit einer Angelegenheit beauftragt zu sehen, die er als die seine betrachtete. Weil er mit der spanischen Partei am kaiserlichen Hofe nicht stimmte, ließ er das Projekt einer deutschen Handelsverbindung mit Spanien bei den Unterhandlungen in Lübeck so gänzlich fallen, daß er jener Partei Anlaß zu der Anschuldigung gab, er habe dasselbe dem dänischen Könige für die Preisgebung der Herzoge von Meklenburg aufgeopfert, und überhaupt nur deshalb diesem besiegten Gegner bei dem demnächstigen Friedensschlusse so günstige Bedingungen gestellt, um durch den Frieden recht bald zum ungestörten Besitze des ihm verliehenen Reichslandes zu gelangen. Freilich zeigte sich auch jetzt deutlich, wie der hohe kühne Sinn der Hansa, einst weitschauender Entwürfe fähig und zu jedem Wagniß bereit, im kleinlichen Krämergeiste gänzlich untergegangen war. Abgeordnete der Tagfahrt lehnten die Anträge des kaiserlichen Botschafters ab unter dem Vorgeben, sie seien für solche Verhandlungen nicht instruirt und müßten sich zuvor bei den Kaufmannschaften befragen. Dann sollte noch im Verlauf des Jahres auf einem andern Hansatage die Sache zum Bericht gelangen. Im Gedränge der Ereignisse wurde die Angelegenheit nicht weiter berührt. Indessen bleibt darum nicht

*) Khevenhiller, Bd. XI, S. 134 ff.

minder der Versuch des Kaisers, das Handelsinteresse der Nation für sich zu gewinnen, und die Hanseaten mit Spanien verbündet den nordischen Seemächten gegenüberzustellen, ein großartiger, des deutschen Kaisers würdiger.

Allein während Ferdinand durch die Aussicht auf Handelsvortheile das Nationalgefühl in der Brust der Hanseaten zu erwecken bemüht war, verwickelten sich seine Feldherren mit einer derselben, Stralsund, in einen Zwist von den verhängnißschwersten Folgen. In der Erwägung nämlich, daß bei den Seezügen, welche die Dänen jetzt um so erfolgreicher unternahmen, als man ihnen nicht in gleicher Weise begegnen konnte, sehr viel darauf ankam, daß diese Feinde sich nicht irgend eines festen Platzes an der deutschen Küste bemächtigten, der ihnen einen passenden Ausfallspunkt gewähre, verlangte Wallenstein von dem durch seine natürlich feste Lage wichtigen Stralsund, daß es eine kaiserliche Besatzung einnehme. Allein die durch ihre Privilegien fast freie Stadt weigerte sich dessen. Wallenstein drohte mit Gewaltmaßregeln, und die Stadt wandte sich um Schutz an den Kaiser, der auch seinem Feldherrn befahl, den Streit gütlich beizulegen; aber da Stralsund einen mit dem vor der Stadt liegenden General Arnim geschlossenen Vergleich nicht hielt, sich mit dem Könige von Schweden einließ und zugleich dänische Hülfsvölker aufnahm, war Grund und Vorwand gegeben, von jenem kaiserlichen Befehl abzusehen und Stralsund ernstlich zu belagern (1628, Mai). Die Belagerung mußte jedoch nach drei Monaten, weil erfolglos aufgegeben werden, nachdem die Stralsunder einen zweiten mit Wallenstein geschlossenen Vergleich abermals gebrochen hatten. Es war dies die erste Demüthigung des kaiserlichen Feldhauptmanns und bedenklich für die kaiserliche Sache; aber weit schlimmer war, daß der Vorgang dem Könige Gustav Adolf von Schweden den längst gesuchten und auch geschickt vorbereiteten Anlaß zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten darbieten konnte. Die Rolle, welche Schweden in der Sache von Stralsund gespielt, legte Wallenstein den Wunsch nahe, mit Dänemark zum Frieden zu kommen, um für alle Fälle freie Hand gegen Schweden zu gewinnen. Wohl mochte zu diesem Wunsche auch die Erwägung beitragen, sich im Besitze des Herzogthums Meklenburg, der bei Fortdauer jenes Krieges immer unsicher blieb, zu befestigen. Nicht minder war auch Tilly gegen die Fortsetzung des Kriegs und ebenso verlangten die gro-

ßen Reichsfürsten nach Frieden, um des Friedländers Uebermacht zu brechen, während man zugleich in Wien wohl begriff, daß eine längere Bedrückung Norddeutschlands durch das kaiserliche Heer nicht geduldet werden dürfe. Und auch sonst hatte der Kaiser dringende Gründe, den nordischen Krieg zu beendigen.

Mantuaner Erbfolgekrieg.

Der im Dezember 1627 erfolgte Tod seines Schwagers, des Herzogs von Mantua, hatte nämlich einen Streit über die Erbfolge herbeigeführt, aus welchem für ihn, in Gemeinschaft mit Spanien, ein Krieg gegen Frankreich in Italien entsprang, weil er die Nachfolge des Herzogs v. Nevers im Herzogthum Mantua aus Rücksicht auf Spanien, welches einen Vasallen Frankreichs für einen sehr gefährlichen Nachbarn seiner italienischen Besitzungen halten mußte, nicht anerkannte. Ein Theil des Wallenstein'schen Heeres führte diesen, eigentlich unklugen, Krieg, aus welchem nur Frankreich einen Vortheil zog.

Friedensschluß mit Dänemark.

Anfangs 1629 begannen zu Lübeck die Verhandlungen wegen des Friedens mit Dänemark, der auf folgende Bedingungen hin zu Stande kam (22. Mai): Dänemark erhielt seine verlorenen Landschaften und Städte zurück, und verpflichtete sich dagegen, der deutschen Angelegenheiten sich künftig nicht anders, als einem Herzoge von Holstein gebühre, anzunehmen, auch der Erz- und Hochstifter für sich und seine Söhne in keiner Weise sich anzumaßen. Der Friede sollte auf Seiten des Kaisers zugleich für die Kronen Spanien und Polen, die Infantin zu Brüssel, das Haus Oesterreich, Kurbayern und alle andere gehorsame Kurfürsten und Reichsstände gelten; auf dänischer Seite zugleich für die Kronen Frankreich, Großbritannien, Schweden und die Staaten der vereinigten Niederlande. Der deutschen Fürsten, die dem Könige angehangen hatten, wurde mit keinem Worte gedacht, ja nicht einmal auf der anfangs von ihm geforderten Klausel bestanden, daß der Kaiser die Fürsten und Stände des Reichs gegen die ordentlichen Rechte nicht beschweren wolle, indem die kaiserlichen Bevollmächtigten behaupteten, daß ihr Herr ohnehin nicht geneigt sei, Jemanden wider die Billigkeit zu beschweren. Dergestalt wurden der Pfalzgraf, Meklenburg, Stralsund, Magdeburg und Alle, die sich mit dem Dänenkönige eingelassen hatten,

ihrem Schicksale Preis gegeben; und die nächste Folge war, daß Wallenstein Meklenburg nun als erbliches Reichslehen erhielt. Auch Schweden hatte an den Friedensverhandlungen sich betheiligen wollen; aber da dessen Gesandter um Geleit nach Lübeck bat, indem so viele Blutsfreunde seines Königs betheiligt seien und ohne dessen Zustimmung über Stralsund, mit dem er im Bunde stehe, nichts beschlossen werden könne, antwortete ihm Wallenstein würdig, wie es einem kaiserlichen Feldherrn geziemte: mit Schweden könne nicht unterhandelt werden, bevor dessen König nicht seine Besatzung von dem Reichsboden zurückziehe. Indessen, so sehr auch Schweden um die wichtige Stadt warb, so wollte doch das unüberwundene Stralsund sich nicht vom Reiche trennen und erlangte durch Vermittlung des Herzogs von Pommern einen Vertrag mit dem Kaiser.

In dessen Hand war jetzt das Geschick Deutschlands gelegt. Die Anschläge der auswärtigen Feinde waren vernichtet, die unversöhnlichsten Gegner des kaiserlichen Hauses gestorben oder vertrieben, auch die Hartnäckigsten hatten sich fügen müssen. Die kaiserlichen Waffen schienen jedem Widerstand gewachsen. Unter diesen glücklichen Umständen fiel der Staatsklugheit die Aufgabe zu, die Parteien im Innern zu versöhnen, das gegenseitige Vertrauen wiederherzustellen, dem seit so langer Zeit geschwächten kaiserlichen Ansehen wieder die frühere Kraft zu verleihen und auf dauerhaftester Grundlage zu befestigen, so der deutschen Nation bei dem Auslande die ehemalige Ehrfurcht zu erzwingen und selbst die abgerissenen Landschaften wieder mit dem Reiche zu vereinigen. Dies alles erkannte und wollte Ferdinand wohl, aber aus den edelsten Beweggründen vergriff er sich in bedenklicher Weise in den Mitteln, dieses hohe Ziel zu erreichen, und allzu starres Festhalten am Rechte, ohne Berücksichtigung der Verhältnisse, wie sie sich einmal gestaltet hatten, führte ihn zu hohem Unrechte. — „Wäre Kaiser Ferdinand II wirklich einer der Großgeister gewesen, welche die Vorsehung beruft und mit dem Genius ausrüstet, veraltete Formen des Staatsthums zu zerbrechen und andere, von dem Bedürfniß der Nationen geheischte, an deren Stelle zu setzen, so möchte er — scheint es — in dem damaligen Stande seiner Macht die Mittel gefunden haben, seinem Kaisertitel Wesenheit zu geben und die oberste Staatsgewalt über Deutschland bis zu dem Punkte zu steigern, daß Deutschland nicht nur dem Namen, sondern der That nach, gleich den andern Haupt-

ländern Europa's zu Einem Reiche sich gestaltet hätte. Wallenstein hatte solche Gedanken gehegt, und wenn es auch seine Feinde waren, die von ihm berichteten, daß er sich habe verlauten lassen: „Man bedürfe keiner Kurfürsten und Fürsten; man müsse ihnen das Gasthütel abziehen, und wie in Frankreich und Spanien ein König allein, also sollte auch in Deutschland ein Kaiser allein sein," — so war dies jedenfalls der Ausdruck einer Meinung, die sich aus der damaligen Lage der Dinge für einen Mann seiner Stellung und Denkungsart von selber hervorthat. Zur Verwirklichung derselben würde es auch keineswegs erforderlich gewesen sein, auffallende Gewaltthaten zu verüben, etwa die Kur- und Reichsfürsten ohne Weiteres abzusetzen und ihre Länder zum Eigenthum des Kaisers zu erklären. — Immerhin hätten alle diese Fürsten im Besitz ihrer Länder und der von dem Hohenstaufischen Friedrich II ihnen verliehenen Territorialrechte verbleiben können, wie darin ja auch in Schlesien, obwohl dasselbe ein Erbland des Kaisers war, die Fürsten von Liegnitz, Brieg und Oels verblieben; immerhin hätten die deutschen Reichsstände auf den vom Kaiser berufenen Versammlungen über allgemeine Reichsangelegenheiten berathschlagen und dem Reichsoberhaupte die beantragten Steuern für die Bedürfnisse des Reichs im Kriege und Frieden bewilligen mögen, wie auch von den Erbländischen Ständen auf ihren Landtagen geschah; wenn nur die Staatsgewalt sich diejenigen Rechte, Befugnisse und Machtmittel wieder verschafft hätte, welche allein die Uebereinstimmung der einzelnen Theile zu einem Ganzen, den Verein der verschiedenen Reichsterritorien zu einer Staatsgesammtheit bewirken und das gemeinschaftliche politische Leben der Nation von der Vereinzelung und Zerfallung, in die es im Laufe der letzten Jahrhunderte gerathen war, zurückführen konnten. Die Franzosen und die Briten sind auf dieser Bahn zur nationalen Mündigkeit und Größe emporgestiegen; die Deutschen hingegen mußten beinahe zwei Jahrhunderte hindurch zurückstehen, kamen in die schmählichste Abhängigkeit von fremden Völkern, wurden auf das Aergste gemißhandelt, und endlich, nach gänzlicher Auflösung ihrer Staatsgesammtheit, in Gefahr gesetzt, unter dem Joche eines auswärtigen Eroberers ihr nationales Dasein zu verlieren. Dieses Verhängniß des deutschen Volkes ist in den Zeiten der Noth schmerzlich empfunden worden; aber die durch den Kirchenstreit herbeigeführte Trennung der Gemüther hat nicht nur der Wiederherstellung und

Wiederbefestigung des nationalen Gemeinlebens und Fühlens immer entgegengewirkt, sondern sie hat auch — und wer kann sagen mit Unrecht — dem wortführenden Theile der Nation die Ueberzeugung geläufig gemacht, daß der Schicksalsmoment, in welchem es der Kaiser Ferdinand II verfehlte, durch Erweiterung und Begründung einer wirklichen Staatsgewalt dem nationalen Gesammtwesen Haltung und Zusammenhang zu geben, kein unglücklicher, sondern ein glücklicher für die Nation gewesen ist"*).

Daß Entwürfe einer neuen politischen Ordnung auch schon vor der Zeit, wo Wallenstein auf dem Gipfel seiner Macht stand, gemacht, daß diese Entwürfe auch auf eine Stärkung des demokratischen Elementes in den Reichsstädten, deren reiches und übermüthiges Patriziat fast durchweg auf der Seite der antikaiserlichen Partei stand, gerichtet waren, dafür sind mancherlei Anzeigen aufzufinden; und auch der bei den Hansestädten unternommene Versuch gehört ebensowohl hieher, wie die in Hessen ergriffene Maßregel, wodurch der niedere Adel, die Ritterschaft, von den Fürsten losgerissen und unmittelbar dem Kaiser und Reiche unterstellt werden sollte. Mit Wallensteins Erhebung tritt allerdings ein auf Beendigung deutscher Zerrissenheit und Vielherrschaft gerichteter Plan entschiedener hervor. Derselbe bekundete sich in der Verleihung Meklenburgs an den Feldherrn gegen das Gutachten der besonnenen und unbestochenen kaiserlichen Räthe; die Herzoge waren Allerdings nicht ganz schuldlos, aber doch nicht in dem Maße schuldiger als andere Reichsfürsten, daß eine so strenge Strafe gerechtfertigt erscheinen könnte. Der Meklenburgische Geschichtschreiber Frank sagt zwar nicht unrichtig von Wallenstein: „Damit sprang ein Brunn auf, darin sein Glück sich endlich ersäufte; denn sowie er Recht zu diesem Lande hatte, so hatte er auch Segen damit"; aber vorab mußte doch diese unerhörte Belehnung die Besorgnisse in Deutschland, die Mißstimmung der Reichsstände vermehren, trat vor dem Gefühl gemeinsamer Gefahr und der Sorge um Aufrechthaltung der Reichsverfassung die confessionelle Verschiedenheit in den Hintergrund, so daß gerade die katholischen Kurfürsten sich zuerst und am entschiedensten dagegen aussprachen, und weitere Versuche Wallensteins, auch anderen Fürsten ein ähnliches Loos wie

*) K. A. Menzel, a. a. O.

den Meklenburgern zu bereiten, scheiterten. Daß auf keinen Fall die Absichten des Kaisers so weit gingen, wie die Wallensteins und seiner Partei, daß er zwar weit genug ging, um Bedenken und Furcht zu erregen, aber keineswegs so weit, wie ein kräftigerer und weitblickender Geist vielleicht in diesem Momente gegangen wäre, zeigte er dadurch, daß er ohne die Mitwirkung der Kurfürsten die Nachfolge im Reiche nicht ordnen wollte und daß er ihnen den Mann opferte, welcher allein im Stande war, ihn zum wirklichen Monarchen zu machen, den alten Kaiserthron wieder aufzurichten. Aber indem der Kaiser hievor zurückschreckte, ließ er sich doch zu einem Schritte verleiten, der politisch äußerst verhängnißvoll — wie er auch der vornehmste Anlaß war, daß der bereits eilfjährige kaum beendete Krieg von Neuem entbrannte, noch neunzehn Jahre dauerte und durch Einmischung fremder Völker eine für Deutschland so schmähliche und verderbliche Wendung erhielt —, wenn auch nicht anders als streng rechtgemäß zu nennen. Kurz vor dem Abschluß des dänischen Friedens erließ nämlich der Kaiser (1629, 6. März) das sogenannte Restitutions-Edikt, wodurch ein Besitzstand, der anfangs zwar widerrechtlich, jedoch im Verlaufe vieler Jahre erwachsen und befestigt war, plötzlich erschüttert wurde.

Restitutions-Edikt.

Das Edikt forderte, daß die beiden Erzbisthümer Bremen und Magdeburg, dazu zwölf Bisthümer der katholischen Kirche zurückgegeben würden, und stellte folgende Sätze auf: 1) Die Katholiken haben mit Recht die mittelbaren Klöster und andere geistliche Besitzungen, welche noch zur Zeit des Passauer Vertrags in ihren Händen waren, jedoch später ihnen entrissen wurden, zurückzufordern; 2) Glieder der Augsburger Confession, welche Bisthümer, geistliche Stifter, reichsunmittelbare Prälaturen innehaben, sind nicht als ächte Bischöfe ꝛc. anzusehen, dürfen kein Stimmrecht auf den Reichstagen ausüben, wie ihnen auch keine Regalien verliehen werden können; 3) den katholischen Ständen des Reiches darf es nicht verweigert werden — was die protestantischen fortwährend ausübten — ihre Unterthanen zu ihrer eigenen Religion anzuhalten und die Andersglaubenden zur Auswanderung gegen Abzugsgeld zu zwingen. Zugleich erhielt durch das Edikt das Kammergericht den Befehl, in allen vorkommenden Fällen nach diesen Normen zu entscheiden; weil aber die wider-

rechtliche Okkupation geistlicher Güter fast überall an dem Tag liege, so sollten kaiserliche Commissarien das Reich bereisen, die bereits abgerissenen Güter zurückfordern und dem bedrängten Theil durch thätliche Execution beistehen; wer der Zurückgabe sich weigere, verfalle ohne Weiteres in Acht und Aberacht, und solle ohne Verzug zur Vollstreckung des Urtheils geschritten werden. Endlich wurde erklärt, daß alle Wohlthaten des Religionsfriedens und der spätern Reichstagsabschiede nur den Verwandten der Augsburger Confession zu Gute kämen, nicht aber andern Sekten. Das Edikt sollte dem Augsburger Religionsfrieden gemäß die katholische Kirche auch in Norddeutschland neu befestigen. Daß dieser Religionsfriede ihm für unverbrüchlich galt, hatte Ferdinand von Anfang an durch die That bewährt. Er hatte in seinen Erblanden gemäß dem sogenannten Reformationsrechte der Landesfürsten die katholische Kirche wieder hergestellt. Weiter war er nicht gegangen. Selbst in seinem Lande Schlesien erkannte er an, daß den Erbfürsten von Liegnitz, Brieg und Oels in ihren Herrschaften das Reformationsrecht zukomme. Der Protestantismus ward auch nicht in der Stadt Breslau gefährdet, das Recht des Stadtrathes nicht angetastet. Um so weniger fiel es dem Kaiser ein, den eigentlichen Reichsfürsten in diesem Rechte zu nahe zu treten. Keiner seiner Heerführer hat auf seinen Zügen bis an die Ufer der Nordsee versucht, irgendwo mit Gewalt die katholische Religion wieder aufzurichten. Aber der Augsburger Religionsfriede enthielt noch andere Bestimmungen, als das Reformationsrecht der Fürsten, vor Allem den geistlichen Vorbehalt, von dessen Mißbrauch und bedenklichen Folgen schon oben (Seite 7 u. f.) die Rede war. Der Kaiser hatte längst erwogen, daß auch in dieser Beziehung der Buchstabe des Religionsfriedens für die katholische Kirche günstiger sei, als der thatsächliche Bestand. Es fragte sich für ihn und die Jesuiten*), wie man es

*) „Er (der Kaiser) zweifelte nicht an dem Rechte, sondern an der Möglichkeit der Ausführung des Restitutions-Ediktes. Allein der Eifer der Jesuiten, vor allem des Beichtvaters Lamormain, das günstige Gutachten der vier katholischen Kurfürsten, das unermüdliche Anhalten jenes päpstlichen Nuntius (Caraffa), der ja selbst berichtet, es habe ihm monatlange Arbeit gekostet, um durchzudringen, beseitigte am Ende alle Bedenklichkeiten. — Es war aber hiemit noch ein weiterer Plan verknüpft: man gab der Hoffnung Raum, die lutherischen Fürsten in

anfange, diesen Bestand den Bedingungen jenes Friedens gemäß wieder herzustellen. Hier und dort hatten in dieser Beziehung, die von einem gewaltsamen Katholischmachen der Unterthanen

---

Gutem zu gewinnen. Nicht die Theologen, sondern der Kaiser oder einige katholische Reichsfürsten sollten es versuchen. Man beabsichtigte davon auszugehen, daß die Vorstellung, die man im nördlichen Deutschland vom Katholicismus hege, irrig, daß die Abweichung des umgeänderten augsburgischen Bekenntnisses von der ächt katholischen Lehre nur sehr gering sei. Den Kurfürsten von Sachsen hoffte man dadurch zu gewinnen, daß man ihm das Patronat der drei Hochstifter seines Gebietes überlasse — — — Ein Gedanke, den man in Rom mit Lebhaftigkeit ergriff und zu einem ausführlichen Projekt ausarbeitete." Ranke, die römischen Päpste, Band II, Buch VIII, Kap. 3. — Nicht zu leugnen ist der Einfluß, den die Jesuiten auf das Restitutions-Edikt ausübten, aber nicht zu verantworten ist es, ihnen bei der Anrathung dieser Maßregel selbstsüchtige Absichten unterzuschieben. Ihnen war eine Restitution der seit dem Passauer Frieden widerrechtlich in protestantischen Besitz gekommenen geistlichen Güter eine Zurückführung auf den frühern Zustand, der erste und bedeutendste Schritt, in ganz Deutschland den katholischen Glauben wieder herzustellen. „Ich werde nicht aufhören, bescheiden daran zu erinnern, so lange zu erinnern, bis Abhülfe geschafft wird, sowie ich überzeugt bin, daß Ew. Maj. in Folge Ihrer ausgezeichneten Frömmigkeit wirksam verfügen werden, daß es geschehe" (nämlich die Erneuerung der Pfarreien und die Herstellung der Seminarien und Schulen, damit die Jugend im katholischen Glauben unterrichtet werde) — sagt P. Lamormain in einem Gutachten vom Mai 1630 über die Verwendung der Güter im sächsischen Kreise. (Unter den von Mailath aus dem kaiserlichen Archive mitgetheilten Aktenstücken. Ausgeführt im Bd. IV, Heft VI. der Berliner Zeitschrift für Geschichtskunde von Dr. Schmidt. „Deutschland und Gustav Adolph" von Dr. Rud. Köpke). Der Kaiser, den neuen Orden, denen er die Regeneration der Kirche vorzugsweise zutraute, sehr gewogen, wünschte auch die Jesuiten in den Besitz eines Theiles der eingezogenen Güter zu setzen, damit sie dieselben verwendeten zu Seminarien, Kollegien, Schulen und Missionen. Nach Ranke hatte indeß der zur selben Zeit zwischen Kaiser und Papst eingetretene Zwiespalt zur Folge, daß Urban VIII, der auf seinem Standpunkte mit vollkommenem Rechte in der Ausführung des Ediktes nur eine Pflichterfüllung sah, dem Kaiser hierin nicht willfährig sich bezeigte. „Der Kaiser wünschte die zurückerworbenen Klöster in Kollegien besonders für die Jesuiten verwandeln zu können. Der Papst antwortete, die Klöster müßten zunächst den Bischöfen überantwortet werden." — Daß P. Lamormain zum Restitutions-Edikt gerathen, um seinen Orden gleichsam durch einen Handstreich ins Ungeheure zu bereichern an

sehr weit verschieden ist, die katholischen Heerführer, namentlich Tilly, wie schon erwähnt, bereits gehandelt. Aber eine durchgreifende Maßregel ward erst durch das Restitutions-Edikt gewagt, welches übrigens keineswegs den Protestantismus gefährdete, sondern von denjenigen Reichsfürsten, welche nach 1552 Kirchengüter genommen, eben nur nach dem Buchstaben des Religionsfriedens deren Zurückgabe forderte; und die lutherischen Reichsstände hatten zur Besorgniß für die Religion ihrer Erbländer keinen Grund, denn dasselbe Reichsgesetz, auf welches der Kaiser seine Forderung baute, war für sie die Grundveste des Protestantismus. Nichts desto weniger war Ferdinands Unternehmen, wie gesagt, ein politischer Fehlgriff. Die norddeut-

---

Gut und somit an Einfluß, wird vom „Theatrum europæum" an von fast allen protestantischen Schriftstellern behauptet: bewiesen ist dies durch nichts und ist der Vorwurf überhaupt ein ungerechter. Die Jesuiten des 17. Jahrhunderts wie ihre Vorgänger wußten, daß es zur Unternehmung und glücklichen Erreichung großer Dinge auch großer Hülfsquellen bedarf. Eine große Idee nahm sie ein; einen dem Christenthum nützlichen Zweck hatten sie sich vorgesetzt; sie lebten und starben zur Bekämpfung der Häresie, zur Unterwerfung der Geister unter das von ihnen zum Heile der Menschen für unumgänglich nothwendig gehaltene Joch. Dieser große Zweck konnte aber nur mit verhältnißmäßig großen Mitteln erreicht werden. Indem ihnen ein Theil der der Kirche früher entzogenen Güter zufallen sollte, bereicherten sie sich nicht im individuellen und materiellen Sinne, weil der Ordensmann nicht besitzen kann; sondern gaben sie ihrem Institute eine neue Kraft, die nun zum Heile Anderer und zu den edelsten Zwecken wieder verwendet werden sollte. Wie ferner überhaupt jedwede Körperschaft aus einem andern Gesichtspunkte als der Einzelne betrachtet werden muß, und jede Gesellschaft, jede Gemeinschaft, also auch die der Jesuiten, ihrer Natur nach und selbst als Existenzbedingniß streben muß, immer weiter Platz zu greifen und ihren Einfluß zu vermehren: so muß dieser psychologische Maßstab auch an die Wirksamkeit der Jesuiten in Deutschland zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gelegt werden. Ebenso wenig dürfen wir vergessen, daß wir die Späteren sind und die vergangenen Ereignisse in ihrer Ueberschaulichkeit jetzt ganz anders ansehen, als wenn wir mitten in der Bewegung ständen: weder Ferdinand noch sein Beichtvater, weder Maximilian von Bayern noch die Jesuiten konnten wissen, daß jene Maßregel den Krieg um 19 Jahre verlängern, noch unsägliches Elend über Deutschland bringen würde. — Zu vergl. Brühl, Geschichte der Gesellschaft Jesu. Würzburg 1856, Kap. 13.

D. V.

schen Fürstenhäuser waren seit langen Jahren in ungestörtem Besitze der einstigen Kirchengüter. Sie hatten dieselben ohne allen Zweifel gegen den Wortlaut des Reichsgesetzes an sich gerissen; aber sie waren doch nun einmal im Besitze. Daß dieses streitig gemacht werden konnte, war fast schon vergessen. Nun trat nicht blos dieser Gedanke wieder hervor, sondern zugleich mit demselben drohte unmittelbar auch die Ausführung. Das erschien als ein Unrecht. Ferdinand trat zugleich als Kläger, Richter und Vollstrecker in einer Sache auf, bei welcher, wie es den Anschein gewann, nicht blos um Wiedereinsetzung der Bischöfe, sondern zugleich auch um die Wiederbegründung ihrer weltfürstlichen Macht es sich handelte, was gegen die Strömung der Zeit war. Es übersteigt aber menschliche Macht, das Rad der Zeit rückwärts zu drehen.

Wie sehr das Restitutions-Edikt ein politischer Fehler war, ergibt sich sowohl aus dem unheilvollen Erfolg, mit welchem die Feinde Deutschlands, namentlich Frankreich und Schweden, sich seiner bedienten, als aus dem merkwürdigen Umstande, daß diese Maßregel auch diejenigen nicht befriedigte, welche bisher mit dem Kaiser gegangen waren, daß dieselben sich dann gegen ihn wendeten. Daß Ferdinand erst nach langem Zaudern das Edikt erließ, ist sehr begreiflich, denn er beraubte sich hiedurch mit Einem Schlage aller bisher errungenen Vortheile. Es sind darum die Worte, womit Khevenhiller*) seine Geschichte des Jahres 1629 beginnt, von einem traurigen Interesse: „Als Kaiser Ferdinand II im 51. Jahr seines Alters an Macht und Gewalt aller Orten sehr zugenommen, ist auch der Neid gegen ihn so hoch gestiegen, daß sich leider selbst Katholische, ja sogar ein Kardinal gefunden, der ein Gutachten ausstellte, wie man die österreichische Macht nicht allein verringern, sondern mit Stiel und Wurzel ausrotten könne. Die Erfahrung lehrt (sagte der Kardinal), daß das Haus Oesterreich ein Thier mit vielen Köpfen ist; wenn man schon den einen und andern verletzt oder gar abhaut, so werden die übrigen um so lebhafter, und ruhen nicht eher, bis sie den verletzten Theil wieder geheilt und hergestellt haben; daher ist bisher immer der Verletzer selbst am schlechtesten weggekommen. Es steht deshalb zu besorgen, daß dieses Haus, wenn man nicht die Weise des Angriffs ändert, desto mehr um

*) Annales Ferdinandei, Leipzig 1721—26, XI, 427 ff.

sich greifen wird, je mehr man ihm zusetzt. Daher muß man das Blatt umkehren, mit den Waffen eine Zeitlang aussetzen und sich zweier anderer Mittel, der Gottesfurcht und der Frömmigkeit des Kaisers, zu seinem und der Seinigen Sturz bedienen: der Gottesfurcht, weil der Kaiser keinen größern Ehrgeiz kennt, als die geistlichen Güter, den Gottesdienst und andere Gott wohlgefälligen Werke zu mehren. Zu solchem Zwecke soll man die allereifrigsten Geistlichen in Deutschland, jedoch ohne sie etwas von dieser geheimen Absicht merken zu lassen, durch alle möglichen Mittel antreiben, daß sie von Ihrer kaiserlichen Majestät die Wiederherstellung sämmtlicher Kirchengüter begehren, welche den Katholischen seit dem Passauer Vertrage entrissen worden sind. Zum Zweiten muß man sich der Frömmigkeit des Kaisers dazu bedienen, daß man Ihrer Majestät das Gewissen rühre, und sie zum Mitleiden über die fürchterlichen Bedrückungen des Kriegsvolks stimme, sowie daß man dem Kaiser zu Gemüth führe, wie despotisch sein Feldhauptmann, der Herzog von Friedland, über alle Kurfürsten und Stände im heiligen römischen Reiche herrsche, unermeßliche Summen Geldes erpresse, aus anderer Leute Schweiß und Blut seine Größe unterhalte, und seine Anhänger aufs Herrlichste belohne. Wenn dann der Kaiser, als ein gar milder Herr, auf solche Vorstellungen eingeht, soll man das Mittel der Abdankung des Generals und seines Kriegsvolkes vorschlagen. Und ob wohl zu erachten sei, daß Ihre Majestät sich zu der völligen Abdankung nicht verstehen werde, so könne man es doch für den halben oder doch wenigstens für einen guten Theil durchsetzen. Wenn nun diese beiden Mittel gehörig wirken, so werde der Kaiser mit allen protestirenden Kurfürsten und Ständen auf einmal tödtlich verfeindet, und zugleich würden seine Waffen für gering gehalten werden. Alsdann, nach solchem Verlust der Liebe und der Macht, sei es Zeit, daß der König von Frankreich das Aeußerste versuche, mit Heeresmacht in Deutschland einziehe, da, wo Gewalt nöthig, Gewalt brauche, wo Geld und dergleichen mehr wirke, keine Summen scheue, und mit Verheißungen der Religionsfreiheit zu seiner Zeit nicht sparsam, sondern höchst freigebig umgehe. Auf solche Weise würden die Protestanten den König lieben und ihm trauen, und auch die katholischen Kurfürsten könnten vermittelst des von Trier gewonnen werden, da es diesen Priestern gleichgültig sei, ob sie unter dem Kaiser oder dem Könige von Frankreich die Messe lesen, vorausgesetzt, daß sie

bei ihren Würden und Einkünften gelassen werden. Sonderlich würden sie an keinen Widerstand denken, wenn sie eine große Kriegsmacht auf dem Halse hätten. Bayern könne man den Kurhut lassen, und das Land ob der Ens dazu. Lieber würde Maximilian diesen ruhigen Besitz wählen, als erst um Eroberungen fechten wollen. Wenn man es nun also angreife, wenn man die Unzufriedenen, Verbannten und Feinde der Neuerung aufhetze, so könne Frankreich ohne Gefahr und Schwierigkeit die römische Königswahl auf sich selbst lenken, und alsdann Ferdinand II, als einem alten abgematteten Herrn, den kaiserlichen Titel lassen, während Frankreich Macht und Regiment an sich reiße, auch möge man dann der in den spanischen Niederlanden eingeleiteten Verschwörung die Hand bieten; denn wenn die Brabanter, nach Art und Weise der Eidgenossenschaft in der Schweiz, sich mit den Holländern vereinigten, seien sie stark genug, um dem Könige von Spanien sein Indien entweder gar wegzunehmen, oder doch den überseeischen Handel dergestalt zu hemmen, daß Spanien in einem Winkel Europa's eingeschlossen werde. Damit sei Oesterreich vernichtet, und was man seit langer Zeit durch Gewalt der Waffen nicht erreichen könne, erringe man auf einmal durch solche List."

Der Kardinal, auf welchen hier hingewiesen wird, ist Richelieu; und mit den nachfolgenden Ereignissen zusammengehalten, erscheint der furchtbar geschickte Plan in der Bedeutung eines Programms, wenn auch die trugvoll arglistigen Mittel nicht ganz vollständig zum angestrebten Ziele führten.

Zweites Kapitel.

Der dreißigjährige Krieg. Zweite Hälfte.

Das Restitutionswerk hatte bereits 1627 auf einem Kurfürstentag zu Mühlhausen begonnen, der übrigens hauptsächlich deshalb zusammengetreten war, um kräftige Maßregeln gegen die Uebergriffe des Friedländers und für Herstellung des Friedens im Reiche zu berathen. In letzterer Hinsicht wurde eine ent-

schiedene und ausführliche, an den Kaiser zu richtende Darlegung, deren Gewicht von einer Gesandtschaft unterstützt werden sollte, beschlossen. Dieser Schritt verfehlte nicht völlig der Wirkung, aber die Belehnung Wallensteins mit Meklenburg war wahrlich nicht geeignet, die Besorgnisse der Reichsstände zu beschwichtigen, und es ist schon erwähnt, daß die katholischen Kurfürsten am kräftigsten sich dagegen aussprachen; ja es nahm nun der Kurfürst von Bayern schon die Nothwendigkeit in Aussicht, das Bundesheer gegen Wallenstein zu verwenden*). In ersterer Hinsicht, nämlich in Bezug auf das Restitutionswerk, hatten auf jenem Tage die Kurfürsten die Wiederherstellung der von den Protestanten geraubten geistlichen Lehen an die katholische Kirche als den Zweck bezeichnet, um dessentwillen die katholischen Reichsstände die Liga abgeschlossen und so lange Jahre mit ungeheuren Kriegskosten die Waffen geführt hätten. Noch entschiedener drang ein Ligatag zu Heidelberg (Februar 1629) darauf, daß den einzelnen Maßregeln zu diesem Zwecke eine allgemeine Verfügung folge, und diese war das Restitutionsedikt.

Zunächst ward dadurch der Kurfürst von Sachsen in seinem Besitzstande berührt und somit zu den Gegnern des Kaisers hinübergetrieben; dann führte die Ausführung des Edikts durch die Kommissarien, unter dem Beistande der bewaffneten Macht, zu Gewaltthätigkeiten, die eine ungeheure Erbitterung erregen mußten. Es war ein neues Banner aufgerollt, um welches sich alle Feinde des Kaisers schaaren konnten, und ein Feldgeschrei, das man überall fast vergessen hatte, ertönte plötzlich mit verjüngter Kraft: die Religionsfreiheit. Es diente den Fremden abermals zum Anlaß, um verhängnißvoll einzugreifen in die deutschen Angelegenheiten.

Einzig die Reichsstadt Magdeburg wagte es, und zwar mit Glück, sich beim Vollzug des Restitutionsedikts gegen Wallenstein zu widersetzen. Sie verweigerte die Aufnahme von Kriegsvolk und die deshalb unternommene Blokade mußte als zwecklos wieder aufgehoben werden. Nach diesem mißlungenen Unternehmen beschäftigte sich Wallenstein mit Vorkehrungen an den Küsten von Meklenburg und Pommern, um den König von Schweden, der jetzt unverhohlen seinen Einfall in Deutschland vorbereitete, zu empfangen, als es den katholischen Kurfürsten, unter-

*) Hurter, a. a. O. S. 199 ff.

stützt von dem Kardinal Richelieu, endlich gelang, seinen Sturz herbeizuführen. Es geschah auf dem Regensburger Fürstentage (1630), wo der heimliche Kampf der deutschen Fürsten gegen den Emporkömmling sich entschied.

Regensburger Fürstentag und Wallensteins Sturz.

In der Ueberzeugung, daß Wallenstein die aristokratische Verfassung Deutschlands in eine absolute Monarchie umwandeln und im Fall, daß der Kaiser sterbe, sich zu dessen Nachfolger und zum unumschränkten Herrn Deutschlands machen wolle, wagen die Fürsten alles gegen den Friedländer, „denn schon von Natur aus sträube er sich gegen die leiseste Abhängigkeit, daher sei anzunehmen, daß er bei seinen Rüstungen den höchsten Zweck im Auge habe. Daß, gelänge es ihm, mit Deutschland zu verfahren, wie die Großherzoge von Toskana mit der Republik Florenz, in Europa Alles ihm möglich sein würde, das sehe sein heller Verstand wohl ein." Während das kaiserliche und das ligistische Heer nahe daran sind, an einander zu gerathen, die Noth in Deutschland wächst wie der Haß der Parteien, und der von dämonischem Egoismus Befangene es bald dahin gebracht hätte, daß statt zweier, wie bisher, jetzt drei Parteien in Deutschland sich gegenüberstanden, bricht in den gefährlichsten Momenten Wallensteins Hang zum Riesenhaften und Abenteuerlichen hervor; er will über die Alpen, Rom sei mehr als hundert Jahre nicht geplündert worden, jetzt müsse es weit reicher sein als damals; er will Konstantinopel erobern. Bei diesen gigantischen Plänen vergißt er das Näherliegende, Nothwendige, weil bei dessen sicherer Vollbringung weniger Glorie in Aussicht steht. „Zur Würdigung bedeutender Männer ist nicht blos in Anschlag zu bringen, was sie verrichtet, sondern auch das, was sie in den wichtigsten Momenten versäumt haben; nicht allein das, was sie gethan, auch das, was sie hätten thun sollen, aber aus welchen Gründen immer unterlassen haben, ist in die Wagschale zu legen" *). So trifft Wallenstein der Schlag vom Jahr 1630.

Die ligistischen Stände hatten einen Ton gegen den Kaiser angestimmt, dessen Ernst im entsprechenden Verhältnisse war zu den Drangsalen, welche den Reichslanden die kaiserliche Armada zufügte; der Kaiser seinerseits hatte auch den Feldherrn dringend

*) Hurter, a. a. O.

aufgefordert, Abhülfe eintreten zu lassen, das Kriegsvolk zu vermindern; da aber diese Befehle umgangen wurden — wie dies namentlich hinsichtlich der Belagerung von Stralsund schon erwähnt ist — drangen die Fürsten auf Absetzung des Feldhauptmanns. Der von allen Seiten gedrängte Kaiser ließ sich dazu bewegen, einen Kurfürstentag nach Regensburg auszuschreiben, in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit die Erwählung seines Sohnes Ferdinand, der schon König von Ungarn und Böhmen hieß, zum Römischen Könige durchzusetzen. Bei der Machtstellung, welche er dem Aeußern nach einnahm, ließ der Erfolg sich kaum bezweifeln. Bald aber nahm alles eine den Absichten des Kaisers widersprechende Gestalt an. Die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg erschienen nicht persönlich trotz der dringendsten Einladung, und der Ton, in welchem sie ihr Ausbleiben nicht sowohl entschuldigen als verkündigen ließen, legte deutlich an den Tag, daß die zeitherige Furcht vor dem Kaiser schon durch andere Berechnungen und Aussichten gemindert worden war. Dazu kam, daß die katholischen wie die protestantischen Kurfürsten diesmal ihre sonstige Opposition wider einander bei Seite stellten, und sich zu einer gemeinsamen Opposition gegen den Kaiser vereinigten. Dazu kam fernerhin die Einmischung der französischen Politik.

Kardinal Richelieu, der wohl wußte, daß die deutschen Fürsten die Fortdauer des Krieges wegen der mantuanischen Erbfolge ungerne sahen, schickte den Botschafter in der Schweiz, Brulart von Leon, mit ihm den Franz Leclerc von Tremblay, bekannter als Capuciner-Pater Joseph, nach Regensburg als Agenten. Namentlich Letzterer soll die Aufgabe gehabt haben, den Kurfürsten von Bayern zu der Vorstellung an den Kaiser zu bewegen, daß ohne Wallensteins Entlassung die Wahl eines römischen Königs nicht ehrenhaft sein würde, indeß der Kapuciner selbst dem Kaiser angedeutet habe, auf solche Weise würde die Erwählung auch für ihn rühmlicher sein; ohnedem könne nach einigen Monaten der Oberste Feldhauptmann wieder in seine Stelle eingesetzt werden. Leicht habe der Mönch den Kurfürsten gewonnen und ebenso sei der Kaiser in die schlau angelegte Schlinge eingegangen, habe nachher jedoch sich geäußert: „dieser Capuciner hat mich mit seinem Scapulier wehrlos gemacht, zugleich sechs Kurhüte in seine Capuze gesteckt.“ Diese Anekdote,

obgleich von fast allen Historikern erzählt, ist gleichwohl nicht beglaubigt*).

Erst am 30. Juli kam die französische Gesandtschaft nach Regensburg, an welchem Tage Wallensteins Entlassung sogar schon beschlossen war, und zwar in Folge der vorläufigen, am 16. Juli dem Kaiser eingereichten Schrift, worin die Kurfürsten auf die Nothwendigkeit einer Veränderung des Kriegsdirectoriums hingewiesen hatten**); zudem war dies blos eine Wiederholung des schon vorher entschieden Angeregten, wie sich aus den auf den Conventen der Liga und im kaiserlichen Rathe gepflogenen Verhandlungen ergibt. Auch hatten die Kurfürsten Grund genug, auf Wallensteins Entfernung ernstlich zu dringen, und es braucht nicht der Annahme, fremde Ränke, die indeß keineswegs in Abrede gestellt werden sollen und eine angebliche persönliche Feindschaft des Kurfürsten Maximilian gegen den Friedländer haben dabei den Ausschlag gegeben***). Der Kaiser war auf

---

*) Der Beweis hiefür wird von Hurter (Zur Geschichte Wallensteins, Kap. 21) geführt.

**) Die Schrift und über den Beschluß der Absetzung bei Londorp.

***) Khevenhiller berichtet, auf dem Regensburger Tag sei von etlichen „widrigen Katholischen" und andern Religionsverwandten dem Kaiser und seinen vornehmsten Räthen vorgeworfen worden, sie hätten keine Neigung zum Frieden; besonders wären es die Beichtväter Lämmermann und Weingärtner, welche J. M. in diesem Sinne bearbeiteten, weßhalb dieselben Geheim- und Conscienzräthe genannt würden. Ferner suchten jene Leute die Meinung in Umlauf zu bringen, „wenn man bei den Reichshofräthen Klage führe und um deren Abhülfe bitte, entschuldigten sie sich damit, daß solche Gegenstände ihrem Geschäftsbereich entzogen und an jenen geheimen Conscienz- und Kriegsrath gewiesen wurden, ungeachtet sie es an gebührender Erinnerung bei Sr. M., selbst mit Gefahr, nicht ermangeln ließen." — Damit berichtet Khevenhiller einfach — sagt Hurter —, welche Gerüchte in Umlauf zu setzen, welche Mittel in Anwendung zu bringen eine Partei sich erlaubte. Das haben dann verschiedene Schriftsteller späterer Zeit unberücksichtigt gelassen und den Conscienzrath als geschichtliche Thatsache hingestellt; konnte ja damit zugleich auf die Jesuiten ein gehässiges Licht geworfen werden! Wieder sind es die Protokolle, den Gang der Geschäfte genau darlegend, welche dieses Märchen von der Hand weisen, für eine solche geheime Einwirkung nicht den mindesten Raum übrig lassen. Dabei erleichterte der amtliche Sprachgebrauch an dem kaiserlichen Hof durch eine unmerkliche Verdrehung des Ausdruckes die Gel-

das Gesuch um Entlassung Wallensteins längst vorbereitet und so gab er endlich der unabweisbar gewordenen Forderung nach; aber es sollte in einer Weise geschehen, die möglichst scho-

---

tendmachung jener Lüge. Es bestand nämlich wirklich ein Confidenzrath (wie leicht in einen Conscienzrath umzugestalten!). Diesem engern Collegium wurden Einläufe von der mainzischen Kanzlei alsbald zur Begutachtung überwiesen, diese schriftlich abgefaßt, hierauf, bisweilen in ganz kurzer Frist, vor dem gesammten Geheimen Rath in Gegenwart des Kaisers und des Königs von Ungarn verlesen, und entweder genehmigt oder auch abgeändert." Hurter führt sodann den Beweis, daß lange ein gutes Einverständniß zwischen dem Kurfürsten von Bayern und Wallenstein bestand und fährt hierauf fort: „Das Wahre an der Sache in Beziehung auf das Bestreben, Wallenstein von dem Oberbefehl zu entfernen, ist, daß der Kurfürst von Mainz, der der Behandlung des Eichsfeldes und der Erschöpfung der Wetterau wegen unter den geistlichen Kurfürsten am bittersten sich zu beklagen hatte, auch der Erste war, der von der Nothwendigkeit sprach, den Kaiser anzugehen, er solle die Leitung des Kriegswesens in andere Hände legen. Auch für Nani's (Storia della Rep. Ven.) Nachricht, daß Wallensteins Entlassung dem Kaiser als Bedingung der Wahl seines Sohnes Ferdinand zum römischen König sei gestellt worden, findet sich in den Akten und in der reichhaltigen Korrespondenz der beiden vornehmsten Kurfürsten nicht die entfernteste Spur. — — Wallensteins zahlreiche Freunde bemühten sich, den Kaiser zu überzeugen, daß er keinen treuern Diener habe, als seinen Feldherrn, indeß er ihm durch andere als höchst verdächtig geschildert wurde. An dieses reihten die aus allen Gegenden des Reichs bald täglich zusammenlaufenden Klagen sich an, die flehentlichen Bitten der Kurfürsten, ein Gesuch des Königs von Ungarn, an Wallensteins Statt den Oberbefehl ihm zu übertragen. Dieses alles bearbeitete den Kaiser. Er fand sich zwischen seine redliche Gesinnung und die Gunst, die er seinem Feldherrn zugewendet, in die Mitte gestellt. In jener versicherte er einem Abgeordneten des Kurfürsten von Bayern: „der Herzog von Friedland sei in Reden und Moribus etwas grob; er aber werde ihm nicht mehr gestatten, als sich gebühre." Unter Thränen sprach er jenem Abgeordneten von einem Traum der letzten Nächte, in welchem er und der Kurfürst einander in die Arme gefallen wären und, wie er bei dem Erwachen gemerkt, aus Liebe geweint hätten. „Ich wünsche, fügte der Kaiser bei, daß dieser Traum ein Vaticinium und in das Werk gerichtet werde." Dennoch wieder konnte der Kaiser seinen Feldhauptmann nicht aufgeben, wendete er fortan sein Vertrauen ihm zu. Hurter legt dar, daß Ferdinand den Entwürfen seines Feldherrn fremd war. „Dieser aber scheint dieselben um so weniger aufgegeben zu haben, je näher die Zeit des Convents zu Regensburg heranrückte. Bei dem König von Frankreich weckte die Ansammlung von Truppen im Rhein-

nend für den Betroffenen wäre; es sollte nicht einmal die Entlassung ihm angekündigt, blos die Erwartung eines freiwilligen Rücktrittes ausgesprochen werden. Zugleich wurde darauf hingearbeitet, die Liga aufzulösen, indem deren Oberhaupt zum Nachfolger des Friedländers ernannt würde. Indeß vereinigte man sich zuletzt dahin, Tilly zum Nachfolger Wallensteins zu bestellen (Anfangs September). Dieser, im nahen Memmingen sich aufhaltend, that auffallender Weise nicht das Geringste, sich in seiner Stellung zu behaupten. Mit stolzer Resignation nimmt er die Entlassung an: „der Spiritus des Kurfürsten von Bayern dominirt den des Kaisers"; nur in vertrautem Kreise zeigt er den verbissenen Unmuth: „Niemals mehr werde ich dem Kaiser dienen." Meklenburg konnte er nicht behalten. Land und Rang als Reichsfürst ward ihm entrissen und er zog sich auf seine Güter zurück, um auf seine Zeit zu warten. Der Wunsch des Kaisers aber, seinen Sohn als König gekrönt zu sehen, wurde von den Kurfürsten wegen einer Formfrage abgelehnt. Das Restitu-

---

gebiete Mißtrauen; er zog gleichfalls ansehnliche Streitkräfte im Elsaß zusammen. Angeblich gegen diese ließ Wallenstein 18,000 Mann unter Anhalt in diese Landschaft ziehen, Magazine anlegen, die Pässe gegen die französische Grenze besetzen, Kriegsvolk bis an das Bisthum Metz vorschieben. Dies geschah nur zur Verhüllung seiner eigentlichen Absichten. Denn als ein Gesandter des Herzogs von Würtemberg wegen übermäßiger Einlagerung klagte, erhielt er den Bescheid: „er könne nicht helfen, er werde selbst noch mehr Leute in das Herzogthum müssen einrücken lassen, worauf wirklich weitere 8000 Mann den bereits vorhandenen folgten. Diese Vorkehrungen verleihen Glaubwürdigkeit dem Bericht, Wallenstein habe dem Kaiser anerboten, Regensburg in weitem Umkreise durch seine Truppen zu umzingeln, den Rest gegen die unfügsamen Fürsten, namentlich den Kurfürsten von Bayern, zu verwenden, auf diese Weise die Wahl eines römischen Königs zu befördern. Zweierlei Zeugniß geht hieraus hervor: Das eine (wohl in Acht zu nehmen der Zukunft wegen), daß Wallenstein vor keiner Gewaltthat zurückbebte; das andere: daß Kaiser Ferdinand auch den Wunsch, der mit dem väterlichen Herzen sich verschmolzen, durch ein widerrechtliches Mittel nicht zur Erfüllung bringen wollte. Es läßt sich sogar vermuthen, daß während Wallenstein die Gunst des Kaisers noch nicht verloren, dieser doch sein Auge auf Tilly geworfen, demselben eine Bestimmung zugedacht habe, die jedenfalls ansehnlicher müßte gewesen sein als die Stellung, in welcher er bereits sich befand."

D. V.

tionsedikt ward zwar nicht förmlich aufgehoben, dessen Vollstreckung aber vertagt, bis darüber auf dem nächsten, nach Frankfurt ausgeschriebenen Reichstag beschlossen sein würde. Dagegen kam der Krieg mit Frankreich zur Erledigung, indem der Kaiser den Herzog v. Nevers mit Mantua belehnte. Zugleich aber entließ der Kaiser von seinem Heere sofort nicht weniger als 60,000 Mann, welche, wie vorauszusehen, alsbald größtentheils bei dem neu aufgetretenen Reichsfeiade Dienst nahmen.

Gustav Adolfs Einfall in Deutschland.

Dies war der in der Blüthe des männlichen Alters stehende König Gustav Adolf von Schweden, welcher, mit 17 Jahren auf den Thron gelangt (1611) und drei Kriege als Erbe übernehmend, sie alle mit Ruhm zu Ende geführt hatte. Nachdem er auch mit Polen zu Altmarkt unter französischer Vermittlung einen überaus günstigen Waffenstillstand auf sechs Jahre geschlossen (1629, 16. September), begann er sofort die Ausführung seiner gegen Deutschland gerichteten, ursprünglich wohl durch Friedrich V von der Pfalz in ihm angeregten, großen Pläne, und kaum hatten die Verhandlungen in Regensburg begonnen, als er (1630, 4. Juli) in Pommern die Küste des Reichs betrat. Der Vorgang mit Meklenburg, das Verfahren gegen Stralsund, sodann die Polen geleistete Hülfe und Wallensteins Titel als General des baltischen Meeres waren die Gründe, mit denen er diesen Einbruch auf des Reiches Boden durch ein Manifest rechtfertigte. Und während die Verhandlungen in Regensburg durch vier Monate — bis Mitte November — in unfruchtbaren Erörterungen sich hinzogen, war die kaiserliche Streitmacht in jenen Gegenden, durch Mangel, Seuchen und Fahnenflucht aufs Aeußerste geschwächt, genöthigt, vor dem so kühnen wie geschickten Feinde und der feindseligen Gesinnung der Landesbewohner mehr und mehr zurückzuweichen.

Gustav Adolf, dessen Neigung, „überall zu practiciren", Wallenstein wohl erkannt hatte, nahm, nachdem ihm der erste Versuch der Einmischung in die deutschen Angelegenheiten durch das Vordrängen des dänischen Königs mißlungen war, späterhin — aber nicht vor Beginn des Kriegs — die Bedrückung des Protestantismus durch das Restitutionsedikt zum Vorwande, um die unselige Spaltung in Deutschland zu seinem politischen Vortheile auszubeuten. Daß ihm, dem Könige eines Landes, wo schon

damals wie jetzt der engherzigste Gewissenszwang herrschte, die Form des religiösen Glaubens etwas sehr Gleichgültiges war, zeigte er zu wiederholten Malen; zudem hatte er vertragsmäßig an Frankreich, in dessen Sold er den Krieg begann, versprochen, die katholische Religion nicht zu kränken. Hinter der Maske evangelischer Einfachheit und Frömmigkeit hatte er es auf eine Theilung Deutschlands, nach dessen Kaiserkrone er strebte, zwischen Frankreich und Schweden abgesehen, und diesen Plan verfolgte er mit um so größerem Glücke, als er an Einsicht und Feldherrngröße allen Zeitgenossen, zumal den deutschen, überlegen war und auch durch seine Persönlichkeit eine, wie es scheint, fast zauberische Wirkung auszuüben wußte. „Ueberall, sagt ein katholischer Schriftsteller*), zeigte Gustav Klugheit, in jedem Gespräch Gedankenreichthum, bei allen Verhandlungen Leutseligkeit, bei Unternehmungen Kühnheit, in Geschäften Beständigkeit, in schwierigen Fällen Weisheit, in Gefechten Muth, in Gefahren Unerschrockenheit, bei vorkommenden Gelegenheiten Wachsamkeit, überhaupt war er ein Fürst, der von Allem wußte, und sich auf Alles verstand. Es hat nie einen Feldherrn gegeben, dem mit mehr Neigung und Bewunderung gedient worden ist. Jedermann stellte er zufrieden mit Lobsprüchen, mit Hoffnungen, mit freundlichen Worten. Tapfere Thaten und geleistete Dienste blieben unauslöschlich in seinem Gedächtnisse. Im Umgange war er aufgeweckt und scherzhaft, ohne Prunk, ließ zu jedem sich herab, kam oft den Leuten zuvor und fragte, wie es gehe, was sie machten, was sie wünschten. Zu seinem Zimmer und Tische wurden die Offiziere ohne Rücksicht auf ihre Herkunft zugelassen. Er pflegte zu sagen, die Tafel ersetze die Tortur in Ansehung der Geheimnisse und diene zum Netz für Freundschaft und Wohlwollen. Ceremoniell und Schmeicheleien verachtete er über die Maßen, und wenn einer, der seine Denkungsart nicht kannte, ihn damit aufhalten wollte, sagte er ihm scherzend: Er möge diese Zierlichkeiten für die Damen der Königin aufheben"**).

---

*) Gualdo [Priorato] in storia delle Guerre di Ferdinando II. III, libr. V. — Auch andere katholische Schriftsteller, Khevenhiller, Riccius, Burgus, sprechen vom König mit Theilnahme und kaum verhaltener Begeisterung.

**) „Gewiß hatte der König eine hinreißende, liebenswürdige Persönlichkeit, wodurch er die Liebe der Umgebung gewinnen mußte; dadurch aber

Mochte der in Regensburg mit dem Kaiser geschlossene Friede bei dem bereits in Pommern und Meklenburg stehenden König von Schweden auch Zweifel erregen über die Haltung Frankreichs,

---

darf sich die Geschichte nicht verleiten lassen, ihn als Helden in einer Weise erscheinen zu lassen, wie er es nicht gewesen ist. Allerdings findet man in seinem Auftreten manche Erscheinungen, welche wohl geeignet sind, das freie Urtheil derer zu berücken, bei denen das Gemüth den Verstand überwiegt. Daß er aber nach seiner Landung auf die Knie sank, daß er vor und nach einer Schlacht öffentlich ein Gebet verrichtete und hundert fromme Sprüchlein im Munde führte, kann nicht der Maßstab sein, nach welchem die Geschichte ihn beurtheilen muß, weil sie als Aeußerlichkeiten nur auf eine künstliche Wirkung bei der Umgebung berechnet sind. Die gekünstelte Argumentation und gewandte Dialektik, welche er in allen Verhandlungen an den Tag legte, könnte den Staatsmännern aller Jahrhunderte zum Muster dienen. Das Rednertalent des Königs und der ausgezeichneten Diplomaten, die ihn umgaben, erinnert an den im Kampfe zu Boden geworfenen Alcibiades, der ja dennoch die Umgebung überzeugte, daß er nicht gefallen. Auf den schwedischen Reichstagen und in den Verhandlungen mit fremden Fürsten versicherte er ohne Unterlaß den Frieden zu wollen, und er gerade war es, der ihn stets nach allen Seiten untergrub. Vergebens suchte auch der Kaiser ihn zum Frieden zu bewegen, den er zu wünschen vorgab. Freilich hat der König wie immer anscheinend den Frieden beibehalten wollen, seine Bedingungen waren aber so groß gestellt, daß sie ihn unmöglich machten. Er führte bereits vor seiner Landung die Sprache eines Herrn und Gesetzgebers im deutschen Reiche, indem er vom Kaiser Schleifung aller festen Plätze an der Seeküste und Südgrenze forderte, Freiheit aller deutschen Seehäfen verlangte, und die Bedingung stellte, daß keine Kriegsschiffe in deutschen Häfen erbaut werden, die bereits erbauten aber wieder abgeschafft werden sollten. Die von Oxenstjerna selbst abgefaßte Instruktion für den schwedischen Gesandten im Haag zur Abfassung des Bündnisses mit Frankreich enthält dieselben Bedingungen. Die deutschen Meere sollten also für Deutschland nicht sein. Der römisch-deutsche Kaiser sollte sein Heer aus dem römisch-deutschen Reiche abführen, Deutschland selber gutwillig ohne Schutz seine entblößte Brust den Nachbarvölkern hinhalten, sie zu verwunden, so oft es beliebte. Als der kaiserliche Gesandte, Graf Dohna, sie vernahm, rief er erstaunt aus: was er mehr verlangen könne, wenn er mit einem Heer siegreich mitten in Deutschland stände?! Derselbe König, welcher auf diese Weise die politische Existenz eines Volkes vernichten wollte, wird von demselben Volke als sein Befreier gepriesen! Ueberhaupt war Gustav Adolf in Deutschland der Mann des Volkes, der wohl zuerst die große Kraft erkannte, welche in demselben ruhte, und sie hier für sich in Thätigkeit zu setzen wußte; er suchte allerdings Alliirte unter den Fürsten, haupt-

auf dessen Versprechungen gestützt er den Krieg begonnen: der zu Bärwalde (1631, 23. Januar) auf fünf Jahre geschlossene Vertrag war jedenfalls geeignet, das Mißtrauen zu verscheuchen.

---

sächlich aber suchte er auf die Massen zu wirken, eine Politik, die schon vor ihm Wallenstein und die radikalen Ghibellinen eingeschlagen hatten, als Gegengewicht gegen die Dynasten, als die so übermächtig gewordenen Welfen. Was die Geschichtsschreiber von der beabsichtigten Befreiung des Protestantismus vom kaiserlichen Joch von ihm preisen, gehört der Dichtung an; diese romantische Idee wurde ihm später von den Theologen untergeschoben, als man seine meisterhaften Reden und trefflichen Proklamationen las, er selbst aber den Bewunderung und Mitleiden erregenden Tod gefunden hatte. Wenn überhaupt die Fürsten Europa's im 17. Jahrhundert mit klaren Augen die Vortheile dieser Welt wahrzunehmen wußten, so ist man um so weniger berechtigt, den König von Schweden in die Klasse der Kreuzfahrer des 12. Jahrhunderts zu setzen, als er sich bis zum deutschen Kriege weder als einen so empfindsamen Schwärmer für die Religion, noch auch, und dieses viel weniger, als einen großmüthigen Helfer in der Noth seinen Nachbarn gegenüber gezeigt hatte. Gerade als der Protestantismus in Deutschland am meisten in Gefahr war, nach der Schlacht bei Lutter, war er daheim geblieben, und unterhandelte sogar um ein Bündniß mit dem Kaiser gegen Dänemark. Außerdem erwähnt er selber weder in den Verhandlungen zu Stockholm, noch in dem Manifest, weder in den Verhandlungen mit dem Kaiser, noch mit den deutschen Kurfürsten der traurigen Lage des Protestantismus in Deutschland, was selbst seinen eifrigsten Verehrern unerklärlich ist. Mit Recht also kann man die Frage aufwerfen: weshalb kündigt er sich nicht hier als den Befreier des Protestantismus an? Weshalb erwähnt er nicht hier des Restitutions-Edikts, weshalb kündigt er sich hier nicht als den Retter deutscher Freiheit gegen habsburgische Unterdrückung an, wie er später bei jeder Gelegenheit sich zu nennen nicht versäumte? Wenn er sich selber hier als solchen angekündigt hätte, würde man den Worten eines Königs Glauben schenken dürfen, der seit seiner neunzehnjährigen Regierung 18 Jahre lang gegen seine Nachbarn gekriegt und unverwandten Auges nur seinen Vortheil verfolgt hatte? Die Schweden sind gewiß stolz auf Gustav Adolf, und mit Recht, weil er der größte König ihres Reiches war; aber weit entfernt, ihn als jene mystische Person zu verehren, welche die deutschen Theologen aus ihm geschaffen haben, verherrlichen sie in ihm den Eroberer, der durch sein Schwert Schweden auf lange Zeit in die Vorderreihe der europäischen Mächte geschoben hat. Die Deutschen aber, jenes Volk, durch deren Vernichtung jene politische Wichtigkeit Schwedens bedingt war, wollen nicht wissen, daß er ihre Güter geraubt, ihre Fürsten verjagt, ihre Länder erobert und auf den Untergang des ganzen Volkes hingearbeitet hat; sein Eingriff in die deutschen Händel

Frankreich und Schweden, nicht von einer bevollmächtigt vertretenen Partei der deutschen Protestanten aufgefordert, reichten sich die Hand zur Vertheidigung ihrer gemeinschaftlichen Freunde.

---

wird als Glück, sein Name in Hymnen, Dramen und Epen zwei Jahrhunderte hindurch von Deutschen besungen! Welch' eine Nation! Wichtiger aber und noch unheilbringender als die augenblickliche Verwüstung Deutschlands waren die nachtheiligen politischen Folgen, welche die Landung des Königs nach sich zog. Die innere Kraft und Selbstständigkeit unseres Vaterlandes wurde gebrochen, das letzte Ansehen nach Außen vernichtet, Deutschland der willenlose, Mitleid erregende Spielball der Nachbarn, mit den zertrümmerten Reichthümern schwand die Kunst und die Selbstständigkeit aus den ehrwürdigen Städten, und da, wo früher die Fahnen der Freiheit geweht, pflanzten die Fürsten ihr Banner auf. Gleich einem Schwindsüchtigen schleppte das deutsche Reich seinen zerbrechlichen Körper dahin. Dr. A. Heising, die Politik Gustav Adolf's in Deutschland. Berlin 1854. — Ein Selbstbekenntniß Gustav Adolf's ist übrigens sehr bemerkenswerth. Als nach der Breitenfelder Schlacht Jemand von ihm rühmte, er sei zum Heil der Menschheit geboren, und sein Heldenmuth sei ein Geschenk des Himmels, antwortete er: „Sagt vielmehr, daß es ein Merkmal seines Zornes sei. Ist der Krieg, den ich führe, ein Hülfsmittel, so ist er doch viel unerträglicher als euer Uebel. Es ist ein Beweis der Liebe Gottes gegen sein Volk, wenn er dessen Königen gewöhnliche Seelen gibt. Derjenige, welcher keinen zu hohen Geist hat, macht nicht leicht übertriebene Anschläge. Die Ehr- und Ruhmbegierde lassen ihn in Ruhe. Wenn er seinen Geschäften obliegt, sind seine Länder desto glücklicher, und überläßt er einem seiner Unterthanen einen Theil seiner Sorgen, so entspringt daraus kein größerer Nachtheil, als daß dieser auf Unkosten des Volkes sein Glück macht, selbst Geld sammelt, seine Freunde emporhebt, von seines Gleichen gehaßt und beneidet wird. Alles dieses ist kein Unheil und kann mit dem nicht in Vergleich gesetzt werden, das die Ehrsucht eines großen Königs anrichtet. Diese ausschweifende Leidenschaft raubt ihm alle Ruhe und zwingt ihn, sie auch seinen Unterthanen zu rauben. Er hält alle Diejenigen für seine Feinde, die sich ihm nicht unterwerfen wollen. Er ist ein Strom, der die Gegenden verwüstet, durch die er fließet, und da sich seine Waffen ebensoweit als seine Hoffnungen ausbreiten, so erfüllt er die Welt mit Schrecken, Elend und Verwirrung." (Leben Gustav Adolf's nach Arkenholze'schen Handschriften, IV. 461.). — Treffend sagt daher der Verfasser der „Studien über Katholizismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit in Deutschland" (Schaffhausen 1857): „Darum mögen immerhin die Schweden, die Franzosen, die Niederländer, die Engländer jenen König preisen, dessen Schwert sie errettet von der Gefahr, Deutschland einig und mächtig zu erblicken unter Einem Herrn, von der Gefahr, das einstige stolze Wort Friedrich Rothbart's über die Provinzialkönige

Gustav Adolf übernahm die Unterhaltung von 26,000 Mann während des Krieges für die armselige jährliche Summe von 240,000 Thalern, gelobte an allen eroberten Orten die freie Ausübung des katholischen Glaubensbekenntnisses, gutes Einverständniß mit dem Kurfürsten von Bayern und der Liga, oder wenigstens eine Neutralität im Erwiderungsfall; kein Theil durfte ohne Rath und Einstimmung des andern einen Vertrag mit dem Gegner schließen. Die Grundzüge dieser Politik, welche zwar Frankreich zur Herrschaft des zerrissenen Deutschlands führte, aber des Prinzips einer christlichen, versöhnenden, auf das allgemeine Wohl der europäischen Staatengesellschaft gerichteten Weisheit entbehrte, zumal ungroßmüthig und undankbar war, da weder Ferdinand II. noch seine Vorgänger die furchtbaren Zerwürfnisse Frankreichs während seines dreißigjährigen kirchlich-politischen Krieges irgendwie benutzt hatten, entwickelte Tremblay oder Pater Joseph im Rathe des Königs (1631, 13. Januar) mit siegendem Scharfsinn *): „Um von der gegenwärtigen Lage der Dinge in Deutschland Vortheile für Frankreich zu erndten,

---

Europa's zur Wahrheit werden zu sehen. Dem Deutschen will ein solcher Ruhm und Preis des fremden Königs nicht geziemen. Der deutsche Lutheraner mag immerhin, wenn er es nun einmal so will, sich freuen im Besitze seines Lutherthums, an der Lehre von seiner völligen Verdorbenheit zu allem Guten und der Rechtfertigung allein durch den Glauben, an der landesherrlichen Kirchengewalt und Allem, was damit zusammenhängt. Genau genommen dürfen diese Freude allerdings nur die Bewohner der ehemaligen vierzehn Bisthümer hegen, die Ferdinand durch das Restitutions-Edikt zurückforderte; denn das Lutherthum der Sachsen, der Pommern, der Würtemberger hat Kaiser Ferdinand II. nie bedroht. Aber mögen Diejenigen, welche sich freuen, in diesem ihrem ultramarinen Jubel nicht vergessen, durch welche Opfer auf Kosten der ganzen Nation diese Freude errungen ist! Mögen sie nicht vergessen, daß das deutsche Land noch unter Karl V. an Wohlstand, an Gesittung, an Bildung jeglicher Art die erste aller Nationen war, daß es am Schlusse des dreißigjährigen Krieges dalag wie eine trümmerbesäete Wüste, hier und da bewohnt von einem sittlich und leiblich verkommenen Geschlechte! Möge man nicht vergessen, daß Gustav Adolf, der Schwedenkönig, nicht gedrängt durch eine Noth, sondern aus eigener freier Wahl im Solde des Kardinals Richelieu, einer der thätigsten Mitarbeiter an diesem Werke war!" D. B.

*) F. W. Berthold, Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's ab, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Stuttgart 1842. Einleitung.

müsse man dahin wirken, daß die katholischen und protestantischen Stände den allerchristlichsten König als ihre Stütze und ihren Freund betrachteten, um sie aus der Knechtschaft des Hauses Oesterreich zu befreien; von den drei Mitteln, dazu zu gelangen, sei das erste, den König und die Kurfürsten im gemeinsamen Interesse, wie es auf dem letzten Reichstage geglückt, zu vereinigen; müsse Frankreich, mit der strengsten Unpartheilichkeit zwischen den beiden Glaubensverwandten, sich des Vermittleramtes in den Händeln bemächtigen, welche die Ränke Spaniens zwischen jenen beförderten, damit die Vereinigung zwischen dem Kaiser und der katholischen Liga nicht zur Ueberwältigung der Protestanten ausschlage; als Vermittler könne zweitens der König den Krieg in die Länge ziehen, das Ansehen des Kaisers untergraben, den deutschen Frieden verzögern, bis man ein Pfand für die Ruhe und für die allgemeine Sicherheit, d. h. ein österreichisches Erbland gewonnen. Drittens müsse der König, außer dieser Vereinigung der streitenden Parteien, thatsächlich beide seines Beistandes gegen Oesterreich versichern, d. h. durch Geldunterstützung sie in den Stand setzen, den Krieg gegen das Reichsoberhaupt zu unterhalten" *).

Der König Gustav Adolf aber, der schon früher, während seines Krieges mit Polen, Städten des Reichs, wie Danzig, schweren Schaden zugefügt hatte, und der alle Vermittlungsversuche so schnöde durch Aufstellung ganz unerhörter Bedingungen beantwortete, zeigte nur zu deutlich, daß die Stralsunder Angelegenheit und die Abweisung seines Gesandten von der Friedensunterhandlung in Lübeck ihm lediglich als Vorwand dienten. Er wollte beleidigt sein, um ein scheinbares Recht zum Kriege zu gewinnen **). Es war daher auch ganz gleichgültig, daß der

*) Handschrift der Bibliothek des Arsenals. Flassan, 4, 444.

**) Es geht dies aus der Instruktion des Gesandten Selvius hervor, bei Geyer, III, 158. Nicht besser ist es um die Beschwerde über das Auffangen und Erbrechen des Briefes an Bethlen Gabor bestellt. Noch bei Abschluß des westfälischen Friedens äußerten die österreichischen Gesandten: „Man könne sehr wohl aus dem königlich schwedischen Originalschreiben an den Fürsten von Siebenbürgen von 1626 beweisen, daß schon, ehe dem König von Polen Hülfe geschickt, ehe das Restitutions-Edikt erlassen sei, vor der Vertreibung der Herzöge von Meklenburg, auch vor der Belagerung von Stralsund Verhandlungen über einen Krieg mit dem Kaiser und den ihm anhangenden Kurfürsten gepflogen

Kaiser (1630, 18. August) so wie die Kurfürsten das schwedische Manifest mit einfach und ruhig gehaltenen Abmahnungsschreiben erwiderten und der König in seiner Antwort Forderungen stellte, wie ein Sieger dem Besiegten. Der Krieg konnte dadurch nicht mehr aufgehalten oder unterbrochen werden; und der alte kinderlose Herzog von Pommern war um so leichter zu bewältigen, als dem, obgleich längst vorhergesehenen schwedischen Einfall ganz ungenügende Streitkräfte entgegengestellt waren *).

Die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen und sogar die entsetzten Herzoge von Meklenburg, zu deren Wiederherstellung doch angeblich der Schwede gekommen, waren anfänglich gar nicht geneigt, sich demselben anzuschließen. Ihre Aengstlichkeit verminderte sich jedoch in dem Maße, als die Erfolge des Königs zunahmen. Zumal da man in Wien zögerte, zu raschem Handeln, das jetzt allein entschieden hätte, sich nicht entschließen konnte, bis Gustav Adolf vor Berlin stand und, wie hier schon, obgleich der Zeit vorauseilend, berichtet sei, den Schwager, den Kurfürsten von Brandenburg, zu einem Vertrage zwang, welchem dann auch der Kurfürst von Sachsen beitreten mußte. Diesem allerdings hatte der Kaiser, indem er seine und Brandenburgs gute Dienste gegen den Reichsfeind in Anspruch nahm, die Widerrufung des Restitutions-Edikts, welches freilich seinem Hause das reiche Erzstift Magdeburg entzog, abgeschlagen, aber er konnte

---

seien. Man möge daher nicht auf die Ursachen des deutschen Krieges zurückgehen." — So hat denn auch Friedrich II. von Preußen über die vorgeblichen Gründe Gustav Adolf's zum deutschen Kriege geurtheilt: sein Manifest sei ein Meisterstück königlicher Sophisterei; die Forderung Oxenstjern's auf dem Konvent zu Frankfurt, „Pommern an Schweden abzutreten", sei der wahrhafte Kommentar desselben. **Mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg. Berlin 1767.** D. B.

*) Ein Zeitgenosse, der lateinische **Perduellionis Mars**, bei Murr, Beiträge, sagt: Wallenstein sei zuletzt mit dem Könige von Schweden in geheimes Einverständniß getreten und habe deswegen die Inseln und Küsten, durch ungenügende Besatzungen verwahrt, dem Hereinbrechenden preisgegeben, sich selbst, ferne von dem Meere, nach Schwaben an den Saum der Alpen gezogen. Indessen sind doch die Anhaltspunkte für die Annahme eines damals schon intendirten Verraths Wallenstein's nicht gewichtig genug. Auch was die neue Schrift des **Dr.** Dudik (W. von seiner Enthebung bis zur abermaligen Uebernahme des Armeeoberkommando's ꝛc., Wien 1855) in dieser Hinsicht beibringt, liefert keine genügende Grundlage für eine so schwere Anklage. D. B.

nicht anders, weil schon vorher in Regensburg ein Beschluß der Kurfürsten, dem auch Sachsen beigetreten war, über Vertagung dieser Angelegenheit vorlag. Indeß ist zu bemerken, daß der aus Wallenstein's in sächsische Dienste als Feldmarschall übergetretene Graf v. Arnim auf den Kurfürsten keinen guten Einfluß ausübte. Leider arbeitete aber auch eine unkluge Maßregel, die Unterdrückung der freien Religionsausübung der Evangelischen in Augsburg, dem Schwedenkönige förmlich in die Hände. Dieselbe trug nicht wenig dazu bei, Sachsen, den ersten evangelischen Reichsstand, der nun in Leipzig die übrigen Reichsstände seiner Konfession zu einer demonstrirenden Versammlung berief (1630, Februar), woraus ein Bund hervorging, auf die Seite Gustav Adolf's zu führen, dem sich jetzt auch der Landgraf von Hessen-Kassel offen anschloß. Andererseits hatte das bewaffnete Zusammentreten der protestantischen Reichsstände unter dem Vortritte Sachsens, welches die Absicht errathen ließ, den König von Schweden als Stützpunkt zu benutzen, die Folge, den Zwiespalt des Kaisers und der ligistischen Opposition vollends hinwegzuräumen, und das Beiden gemeinsame katholische Interesse nahm seine frühere Stellung wieder ein.

Indessen hatte Tilly mit seinen sehr mäßigen Streitkräften sich veranlaßt gesehen, Frankfurt a. O. aufzugeben, um im brandenburgischen Kurstaate eine Aufstellung zu nehmen, die ein Bündniß des Kurfürsten mit Schweden so lange wie möglich verhindere, und rückte dann nach Meklenburg vor. Aber da er eine Schlacht mit dem überlegenen Feinde vermeiden wollte, wandte er sich gegen Magdeburg, um durch Einnahme dieser Festung die Elbe zu behaupten. Gustav Adolf eroberte Frankfurt a. O. und Landsberg a. d. Warthe (1631, April), aber Magdeburg zu schützen, diesen immer glühenden Feuerheerd evangelischer Agitation, war aus militärischen wie politischen Gründen ungleich wichtiger. Der Kurfürst von Sachsen hätte Magdeburg so leicht entsetzen können wie der Schwedenkönig. Allein Ersterer wollte nicht, aus Aerger darüber, daß thatsächlich der Brandenburger Christian Wilhelm und nicht sein eigener Sohn als gewählter Administrator das Erzstift inne hatte. Gustav Adolf aber zögerte aus List, weil er durch die Gefahr der Stadt die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, zunächst den letzteren, der noch schwankte, aus ihrer Neutralität herauszwingen

wollte. So benutzte er Magdeburg als eine Art Popanz *). Inzwischen hatte die schwedische Partei in der Stadt die Aufgabe, alle Unterhandlungen zu vereiteln, welche Tilly mit Milde und erklärlicher Hast wegen der Uebergabe anknüpfte, denn Magdeburg bot ihm noch den einzigen verlässigen Haltpunkt in Norddeutschland. Die bessern Bürger wären zum Nachgeben bereit gewesen, allein sie wurden von der demagogisch-schwedischen Partei, den sogenannten Dingebankbrüdern, terrorisirt.

Schon seit langer Zeit gährte es in Magdeburg, und schien es, als warte man nur auf eine Gelegenheit, um offen gegen den Kaiser aufzutreten. Diese fand sich auch bald, kaiserliche Soldaten wurden überfallen, Proviantschiffe und Kriegskassen geplündert; der Magdeburger Rath zeigte sich zu schwach, den Frevel wie zu verhindern, so zu bestrafen; und da derselbe auch andere Gewaltthaten geschehen ließ, erschien Wallenstein vor der Stadt. Dieselbe entging zwar, wie schon früher erwähnt worden, diesmal noch der Bestrafung, aber die demagogische Partei in derselben ward in Folge des vergeblichen Wallenstein'schen Unternehmens noch übermüthiger. Der als zu kaiserlich verschrieene Rath und mit ihm die alte Verfassung wurden gestürzt und die demokratische Partei, für welche sich die evangelischen Prediger eifrig hervorthaten, ergriff das Ruder, welche Umwälzung freilich dadurch erleichtert wurde, daß einzelne Wallenstein'sche Truppenführer in der Nähe sich Bedrückungen und Erpressungen erlaubten. Das neue Regiment brauchte darum um so weniger zu scheuen, sich dem neu aufgehenden Stern aus Schweden zuzuwenden. Der abgesetzte Administrator Christian Wilhelm von Brandenburg, an dessen Stelle ein Sohn des Kurfürsten von Sachsen gewählt worden, während in Folge des Restitutions-Edikts Erzherzog Leopold von Oesterreich das Bis-

---

*) „Auf ähnliche Weise benützte er späterhin das „zerstörte Magdeburg", denn so oft er dann durch die Thore einer großen, gut katholischen deutschen Stadt, die sich ohne Widerstand ergeben hatte (Würzburg, München) einzog, so ließ er gewöhnlich seine Milde glänzen, daß er solche Stadt nicht aus Rache für Magdeburg zerstöre; für Magdeburg, dem er selbst zur Zeit seiner bittersten Noth nicht zu Hülfe gekommen war. Jedoch fehlte es niemals an Gläubigen, die durch solche Großmuth des Königs sehr erbaut waren, wie man sie auch jetzt noch in manchen Geschichtserzählungen bewundert." Bensen, das Verhängniß Magdeburgs.

thum erhalten sollte, kam heimlich in die Stadt, und ihm sandte bald der König von Schweden seinen Obersten Dietrich von Falkenberg nach, dem einige Truppen heimlich folgten. So weit waren die Dinge gediehen, als Tilly den Grafen Pappenheim sich vor Magdeburg lagern ließ, zugleich aber fortwährend bemüht war, die Magdeburger auf friedlichem Wege zur Unterwerfung zu bewegen, ohne daß jedoch die demagogisch-schwedische Partei und die Prädikanten dies zuließen. Und als endlich Tilly selbst die Belagerung ernstlicher betrieb, wußte namentlich Falkenberg die Stadt von jedem Vergleich zurückzuhalten. Zuversicht auf die Unüberwindlichkeit Magdeburgs beschwichtigte bei den Bürgern, auf die nahe schwedische Hülfe bei den Befehlshabern jede Bedenklichkeit, und die Geistlichen predigten unausgesetzt gegen die Ergebung an den Kaiser als ein Werk der ärgsten Gottlosigkeit. Gustav Adolf schrieb an die Bürger von Frankfurt a. O. aus: er stehe im Begriff, sie zu entsetzen; er werde sie nicht verlassen, „so wahr er ein König der Ehren wäre". So machten alle Ermahnungen Tilly's keinen Eindruck, vielmehr wagte man es, seinen Boten, der den letzten Antrag brachte, zurückzuhalten. Der Feldherr seinerseits konnte, da er täglich die Schweden erwarten mußte, die geforderte Waffenruhe nicht bewilligen. Dagegen schrieb er an den Kurfürsten von Sachsen: die Magdeburger vernachlässigten ihre Pflicht besonders deshalb, weil sie sich auf die Leipziger Beschlüsse bezögen und ihre Hoffnungen auf fremde Hülfe setzten; der Kurfürst möge selbst erwägen, was man von fremden Fürsten und Völkern zu erwarten habe, die nur ihren besondern Vortheil suchten, um Häupter und Unterthanen unter das Joch zu bringen und das ganze Reich endlich in Stücke zu reißen. Der Kurfürst solle also die Hand bieten, daß die Magdeburger ihrer Pflicht genügten.

Magdeburgs Erstürmung 1631, 20. Mai.

Die jämmerlichen Zustände in der Stadt beförderten indessen ihren Fall. Am 19. Mai (1631) entschloß sich endlich der Rath zu Unterhandlungen, gleichzeitig aber hatte Tilly seinen Kriegsrath versammelt, um die entscheidenden Maßregeln zu beschließen. Graf Pappenheim und die meisten Obristen stimmen für einen allgemeinen Sturm. Tilly war nicht geneigt dazu. Wahrscheinlich ist, daß er, von dem Treiben der Parteien in Magde-

burg gut unterrichtet, erst den Erfolg seiner letzten Unterhandlungen abwarten wollte. Und ein kluger Feldherr wird gewiß nicht eine Stadt von so großer strategischer Wichtigkeit dem Verderben, wie es ein Sturm in der Kriegsweise jener Zeit mit sich führte, unbedenklich aussetzen, wenn er sie auf irgend eine andere Weise erlangen kann. Indeß beschloß doch der Kriegsrath für den nächsten Morgen den Sturm.

Falkenberg war aber entschlossen, Magdeburg nicht unversehrt in die Hände der Kaiserlichen fallen zu lassen, und hatte zu dem Zweck ein Flatterminennetz in den Straßen anlegen lassen, das im kritischen Augenblick angezündet werden sollte, was auch wenigstens theilweise geschah. Neben jenen eigentlichen Flatterminen lagen aber auch in Wohnungen der wilden Parteigenossen kleinere oder größere Pulvervorräthe, geborgen in Kellern, Gewölben und andern Verstecken, welche theilweise mit den Minenleitungen in Verbindung standen, was eine gleichzeitige Entzündung möglich machte. Indeß mochte bei der Erstürmung die Minenleitung noch nicht vollständig hergestellt sein, oder Falkenberg, der gleich beim Anfang der Erstürmung fiel, kannte allein die Stelle, wo sie zusammenlief.

Tilly hatte den größern Theil der Nacht im Gebete zugebracht. Nur eine Stunde gewährte er der Ruhe. Bei Tagesanbruch hörte er nach seiner Gewohnheit zwei Messen. Schon war es fünf Uhr, die Truppen erwarteten mit Ungeduld das verabredete Zeichen. Tilly, voll Besorgniß über den Ausgang des gefahrvollen Unternehmens, berief noch einmal einen Kriegsrath. Er stellte den Befehlshabern vor, wie bedenklich es sei, bei hellem Tage den Sturm zu beginnen. Die Meinungen waren getheilt, denn die beste Zeit schien bereits vorbei zu sein, und fast zwei Stunden wurde hin und her gestritten. Da wies einer auf das Beispiel Mastrichts hin. Auch dort habe man mehrere Stunden nach Tagesanbruch gestürmt und den Wall überrascht, weil die ermüdeten Wachen sich dem Schlaf überließen. Das gab den Ausschlag. Es wurde beschlossen, unverzüglich den Sturm zu beginnen. — Auf dem Rathhaus zu Magdeburg wurde seit vier Uhr verhandelt, wie man jetzt den bis jetzt zurückgehaltenen Trompeter an Tilly zurücksenden müsse und welcher Vertrag dem Grafen vorzuschlagen sei. Um fünf Uhr ließ der Administrator durch drei seiner Räthe protestiren: man solle gar Niemanden hinausschicken, sondern schriftlich antworten — gewiß

das beste Mittel, um Zeit zu gewinnen. Dieser Meinung pflichteten mehrere Bürger der schwedischen Partei und auch die Prediger bei, die sich nach ihrer Gewohnheit auch bei dieser Berathung eingefunden hatten. Jetzt tritt Falkenberg ein, der sich im Nebenzimmer aufgehalten, spricht gegen den Antrag und dringt darauf, daß die Instruktion abgefaßt werde, welche den Abgeordneten mitzugeben sei. So vergehen fast wieder einige Stunden, an denen das Geschick Magdeburgs hing. Jetzt stürzt ein Bürger hinein und verkündet: auf den Feldern wimmle es von Reitern und die Vorstädte ständen voll von Truppen. Falkenberg erwidert ihm zuversichtlich: er wollte, daß die Kaiserlichen sichs unterstehen und stürmen möchten, sie sollten gewiß empfangen werden, daß es ihnen übel gefiele, und fährt ruhig in der Berathung fort. Der Stadtsekretarius ist eben beschäftigt, die Instruktion der Abzusendenden in das Reine zu bringen und schreibt noch daran. Da stößt auf einmal der Wächter auf dem Johannesthurm in das Lärmhorn. Das Geschrei erhebt sich außen: die Kaiserlichen seien in der Stadt. — Die erschrockenen Bürger verlassen ihre Ruhestätten oder ihre Trinkgelage oder die Kirche, wo der Lärm den Gottesdienst abbricht. Alle eilen nach ihren gewöhnlichen Posten auf den Wällen. Jedoch in dem Getümmel des Ueberfalls vernimmt man keinen Oberbefehl, welcher das Gefecht ordnet. Es sind auch keine Sammelplätze vorausbestimmt, von denen aus man die gewaffneten Schaaren nach den Stellen führen könnte, die am meisten bedroht werden. — Es wird nun häufig berichtet, Pappenheim habe, von seinem Ungestüm fortgerissen, das Zeichen zum allgemeinen Angriff nicht abgewartet, sondern auf eigene Faust den Sturm begonnen. Es ist auch nach einer Vergleichung der Zeitangaben gar nicht unwahrscheinlich, daß das Signal erst dann vernommen ward, als er zum zweiten Sturm — sein erster Anprall wurde zurückgeworfen — antrat.

Es ist nach acht Uhr, und zwei Stunden später hatte jeder geordnete Widerstand aufgehört, um so mehr, da Falkenberg und andere Oberoffiziere gefallen waren. Pappenheim hatte Befehl geben lassen, einige Häuser anzuzünden, um die feindlichen Schützen aus ihren Verrammlungen zu treiben und das Eindringen in die Stadt zu erleichtern. Da der Tag heiter und still war, so brannten die Häuser wohl eine Stunde lang hell wie ein Licht in die Höhe, ohne daß sich die Flammen weiter

verbreiteten. An das Löschen des Feuers dachte natürlich Niemand. Doch nur zwei Straßen sind genommen. Wie aber nun die Kaiserlichen von allen Seiten eindringen und über die bisher unberührten Theile der Stadt sich verbreiten, beginnt das Straßengefecht mit allen seinen Schrecken. Während die Reichen meist in den Verstecken sich bergen und ihre vergrabenen Schätze hüten, setzt die schwedisch gesinnte Volkspartei, die weniger zu verlieren hat, den Kampf fort. Ueberall wird in kleinen Abtheilungen gefochten. Wo irgend eine Ringmauer Schutz gewährt, wo eine Kette vorgezogen ist, schlägt man sich am heftigsten. Die vielen engen Gassen erleichtern die Vertheidigung. Weiber und Kinder schleudern aus den Fenstern und von den Dächern Ziegel und bereit gehaltene Steine, oder schütten siedendes Wasser auf die Soldaten, welche in ihre Gassen einbrechen. Hinter den Fenstern lauern auch die Bürger mit ihren langen Standröhren und feuern auf die Vorübereilenden mit geübter Hand. Hier werden viele Soldaten getödtet und noch weit mehr verwundet. Blos unter den Pappenheimern zählte man über 700 Mann, welche durch Steinwürfe schwere Quetschwunden erhalten hatten. Vom Fechten ermattet, von Hunger, Durst und der zunehmenden Tagesgluth gepeinigt, sehen die Soldaten mit der größten Erbitterung sich durch diesen neuen Widerstand gehemmt oder zurückgeschlagen. Wüthend erbrechen die Wallonen jene Häuser, aus denen sie beschädigt worden sind, stoßen nieder, was ihnen in den Weg kommt, verfolgen die Bewohner bis in ihre letzten Verstecke und erwürgen ohne Schonung bewaffnete Männer und Frauen, wehrlose Greise und Kinder. Der Ruf um Erbarmen wird von ihnen nicht vernommen, denn viele von ihnen verstehen die deutsche Sprache nicht. Am schlimmsten aber sind die Kroaten, die mit roher Wildheit die Raubsucht verbinden und in unglaublicher Gier zusammenraffen, was nur irgend von Werth scheint, und des gemünzten Goldes und Silbers, trefflicher Becher und anderen köstlichen Geräthes gab es ja eine Fülle. Gar mancher wird um einer Beute willen von den eigenen Kameraden erschlagen. Auch Evangelische, die im zügellosen Wallenstein'schen Heere gedient hatten, betheiligten sich eifrig am Plündern. Hier geschehen nun unmenschliche, entsetzliche Thaten, zumal als nun die Verfolgung des weiblichen Geschlechts hinzutritt, und weder das zarteste Alter, noch die edle Jungfrau, noch die Gattin oder die kranke Kindbetterin Schonung findet, so daß die eigentlichen

Ligisten sich mit Abscheu abwenden, denn insbesondere das Pappenheimische Volk und auch die Wallonen zeigten sich als entmenschte Barbaren *).

Tilly hatte, wie es der Kriegsgebrauch mit sich brachte, seinen Truppen die Plünderung verheißen und gestattet, jedoch auf das Nachdrücklichste die Verschonung der Wehrlosen und des weiblichen Geschlechts eingeschärft. In dem Getümmel des Straßenkampfes wird aber kein Befehl geachtet, keiner vernommen. Vergebens strengten der alte Feldherr und mit ihm andere Offiziere sich an, einige Ordnung herzustellen. Wie können sie aber an allen Orten zugleich sein und vernehmen, was in den Häusern, in den Kellern oder an andern verborgenen Orten vorgeht? Gewiß aber erscheint Manches, ja sehr Vieles von dem, was von der „Magdeburger Bluthochzeit" berichtet worden, übertrieben und durch Haß, Zorn oder Mitleid in das Abenteuerliche vergrößert, wie denn auch die eigentliche Plünderung nicht etwa drei Tage lang, wie manche poetische Visionen wollen, sondern keine anderthalb Stunden währte.

Wäre kein neues Unglück hinzugekommen, das Schicksal Magdeburgs wäre kein anderes gewesen, als es tausend Städte und Dörfer zur Zeit dieses entsetzlichen Krieges von Freunden und Feinden erlitten haben. Aber es gesellte sich zur Wuth verwilderter Menschen noch die Wuth des entfesselten Elementes. Krachend entzündeten sich viele der von Falkenberg gelegten Minen auf einmal. Die Decke der Straßen wird vielfach zersprengt, Feuer und Rauch wirbelt auf, Feinde und Freunde zugleich werden verbrannt, verwundet, zerrissen. Gebäude stürzen ein und aus ihren Trümmern steigen Flammen auf. Bald brennt es an fünfzig bis sechszig Stellen zugleich, auch in denjenigen Stadttheilen, wohin die Kaiserlichen noch gar nicht gedrungen waren. Die Brunst ist um so heftiger, da sie durch verborgenes Schießpulver genährt wird, indem häufige Explosionen die Feuerbrände weit hinausschleudern. Falkenberg's Vertraute, an

*) Im schwedischen Heer offenbarte sich ein ähnlicher Unterschied. Die ächten schwedischen Regimenter hatten Anfangs gute Mannszucht und wurden erst nach und nach durch die Zügellosigkeit der deutschen Soldaten, die unter Mansfeld, Christian von Braunschweig ꝛc. verwildert waren, angesteckt. In Frankfurt a. O., in Würzburg begingen die Schweden nicht mindere Gräuel wie die in Magdeburg.

jeder Rettung verzweifelnd, werden von irgend einem Centralpunkte der geheimen Leitungen die Flatterminen entzündet, aber in der Betäubung der Eile, oder weniger genau unterrichtet, ihr Werk nur unvollständig gethan haben. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß Einzelne derselben Partei, die Dingebankbrüder, getreu ihren wilden Grundsätzen, selbst in unbeschädigte Häuser Pechkränze warfen, um den Brand zu vermehren und dem verhaßten Feinde die reiche Beute zu entreißen. Die Annahme aber, daß die Kaiserlichen aus blinder Wuth die Frucht ihres Sieges, auf die sie seit Monaten unter allen Entbehrungen geharrt, selbst vertilgen wollten, oder daß Tilly oder Pappenheim [das von diesem befohlene Anzünden einiger Häuser hatte mit dem großen Brande nichts zu schaffen] *) die Zerstörung eines so wichtigen Waffenplatzes angeordnet hätten, ist ungerechtfertigt, ja geradezu widersinnig **). Mit dem bittersten Schmerze sah

---

*) Pappenheim soll bald nach der Eroberung Magdeburgs zu Helmstädt bei einem großen Gastmahle mit einem förmlichen Eide betheuert haben, daß er an der Einäscherung Magdeburgs unschuldig sei, und die anwesenden Professoren gebeten haben, dies, im Falle einer von ihnen diesen Krieg beschreiben würde, der Welt zu sagen. Rathmann, Geschichte Magdeburgs, IV, 286. Rese, Zerstörung Magdeburgs durch Tilly. S. 229.

**) Auch dachte keiner der Zeitgenossen an eine solche Beschuldigung, vielmehr wird fast einstimmig bezeugt, daß das Feuer im Innern der Stadt ausbrach. Hier einige Zeugnisse: Wassenberg's Teutscher Florus (Uebersetzung von Eberhardi Wassenbergii commentariorum de bello inter etc. gesto liber singularis): „Und als die Bürger sahen, daß nichts außzurichten war, sihe, so werffen sie in die vntergrabenen gänge — a se et Falkenbergio praeparatis per urbem cuniculis — so sie hin vnd wider in der Statt auf deß von Falckenberg angeben hierzu gemacht hatten, — fewer, welches beydes die vberwundenen, sowohl als die Vberwinder hingerissen, qui victos simul et victores rapuit. Vnd hiemit sind sie noch nicht zufrieden gewesen. Sie stecken auch die zerstümpelte Statt mit fewer an.“ Die Schrift Bustum virginis Magdeburgicae historica et politica luce illustratum 1631 p. 16: „Ac magno stetit illis — Magdeburgis — ferocitas, caesi enim mactatique a concitato milite armati omnes, quos scilicet flamma Suecorum consilio duabus locis erumpens et longe lateque nitrati pulveris dissultu serpens, non cinefecit.“ Ferner: Ausführlicher und gründlicher Bericht, waß sich bei vergangener Belägerung und Eroberung der Vesten und weitberühmten Stadt Magdeburg verloffen, 1631, p. 11: „Indeme aber die Kayserliche vnd Bundts Soldatesca mit solchem Ernst vnd

Tilly, da nun auch ein Sturm sich erhebt, welcher die Flammen über die ganze Stadt jagt, seine Ahnung erfüllt, daß ihm die Folgen der Erstürmung Magdeburg zerstören würden, dessen

---

Furi an- und nachgesetzt, daß die Belägerten angefangen zu weichen, vnnd der Falkenberger nunmehr Augenscheinlich wahrgenommen, daß dieselbige vberhand nemmen, vnd die Statt in ihrer Gewalt bekommen werden, hat Er vnd andere vornembste in der Statt mit einem vnerhörten vnd barbarischen Exempel, — die arme verzweiffelte Burgerschafft dahin beredt vnd bewegt, ja selbsten Handt angelegt, daß nicht allein an vnderschidlichen vornemmen Orthen in der Statt Pulver vergraben vnd angezündt, die vornembste Gebäw zersprengt, sonder auch die Statt hin vnd wider mit Fewer an vnd in einen vnlöschlichen jämmerlichen Brandt — gesteckt worden." — Selbst die fanatische Fax Magdeburgica („Eucharii Eleutherii fax Magdeburgica, das ist die Magdeburgische Weltfackel ꝛc.", 1632), welche die Entstehung des Brandes geradezu den Kaiserlichen Schuld gibt, erlaubt es sich nicht, Tilly als Urheber zu nennen, sondern sagt: „und wie man sagen will, soll es dem Herrn General Tilly selbst nicht gefallen haben, daß man eine so uhralte weitberühmte Stadt, und an welchem Paß der Römisch Kayserlichen Majestät ja dem gantzen Reich viel gelegen, so gantz in die Asche geleget." Nun ist aber kaum eine historische Thatsache dogmatisch so verunstaltet worden, als die Zerstörung Magdeburgs und vollends ist die Zerstörung Magdeburgs durch Tilly ein historisches Dogma geworden. Wie konnte aber eine solche vorgefaßte Meinung entstehen? Gustav Adolf erließ zwar ein Manifest, um sich zu rechtfertigen, daß er dem Verderben Magdeburgs nicht zuvorgekommen, aber dasselbe machte keinen großen Eindruck auf die aufgeregten Gemüther; da kamen ihm die protestantischen Prediger, die so viel für seinen Ruhm gethan, zu Hülfe. Auf allen Kanzeln war jetzt das feuersprühende Thema: Magdeburgs Zerstörung. Mit je weniger Maß und Ueberlegung diese Prediger sprachen, desto mehr Eindruck machten sie. Als erst Tilly geschlagen und todt war, hieß es bald: dieser war es, sagten sie, der das glaubensfreudige Magdeburg verbrannte und die Martyrer in ihm hinschlachtete. Gustav Adolf selbst, durch seine hingestreuten Reden, wie er seine Milde scheinen ließ, daß er nicht Würzburg oder München oder eine andere gut katholische Stadt als Sühnopfer für die verwüstete Glaubensstadt gleichfalls zerstöre, trug wohl nicht wenig bei, um der öffentlichen Meinung eine verkehrte Richtung zu geben. Genug, der Zweck war erreicht. Man vergaß das wenigstens sehr zweideutige Benehmen des Königs gegen Magdeburg. Man vergaß die Berichte protestantischer Augenzeugen, die, wenn gleich parteiisch, doch gegen Tilly ehrlich sich benahmen, ganz und gar. Und wie einmal das Tillyanische Dogma entstanden war, so ging es dann auch in die trivialen Geschichterzählungen und Scharteken über. Die Einen

Besitz ihm als erfahrenen Feldherrn für die glückliche Fortsetzung des Krieges so wichtig erschien. Als er dem Prämonstratenser-Pater Sylvius, der in der Stadt gefangen gehalten worden,

---

beschuldigten Tilly des Mordbrandes geradezu, die Andern deuten ebendasselbe durch irgend eine Wendung unverkennbar an. — Der Widerspruch katholischer Geschichtschreiber gegen dieses Dogma blieb unbeachtet. Der erste Geistliche, welcher sich vielleicht absichtslos des Dogma annahm, war Friedrich Spanheim, Professor der Theologie zu Genf, in dem Büchlein: Le Soldat Suedois ou l'histoire de ce qui s'est passé en Allemagne depuis l'entrée du Roy de Suede l'année 1630 jusqu'àpres sa mort. Rouen, 1633. In dieser Schrift, die nicht viel Glaubwürdigkeit hat, befindet sich auch jene berüchtigte Anekdote über Tilly: daß einige Ligistische den Oberfeldherrn baten, dem Blutbade Einhalt zu thun, und dieser antwortete: „Kommt in einer Stunde wieder, ich werde dann sehen, was ich thun werde; der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben." Spanheim hatte freilich zu der Antwort hinzugesetzt: „wenn es wahr ist"; allein dieses schien überflüssig, und die Anekdote wanderte sofort in manche andere Bücher über, und zwar ohne jenen Zusatz. Das rührende Mährchen selbst ist schon von Senkenberg in „Versuch einer Geschichte des deutschen Reichs. Bd. V. p. 291 bis 298, von Westenrieder, G. Th. Rudhart und Andern zur Genüge in seiner Albernheit beleuchtet und widerlegt worden. Eigentlich widerlegt es sich selbst. Zu welcher Zeit sollte denn Tilly jene famosen Worte gesprochen haben? Bis nach 11 Uhr dauerte der Straßenkampf, um 11 Uhr brach der große Brand aus, um 11½ Uhr mußte man sich zurückziehen. (Menzel bemerkt: „Es reicht hin, die Schreiben, die er vorher an den Administrator, an den Schwedischen Kommandanten und an den Rath und an die Bürgerschaft erlassen hatte, zu lesen, um die moralische Ueberzeugung zu gewinnen, daß ein Feldherr, der an die Belagerten in eben so würdigem als eindringlichem Tone geschrieben hatte, unmöglich zu seinen Soldaten gesagt haben kann, was nun auf seine Rechnung von Mund zu Munde durch die Jahrhunderte geht: Mordet und brennet noch eine Stunde, dann will ich mich besinnen". Derselbe Geschichtschreiber hebt zugleich Tilly's auch von den Gegnern anerkanntes, verständiges und großmüthiges Benehmen bei andern ähnlichen Anlässen hervor). Auffallender jedoch ist die Stellung, welche Männer hier nehmen, welche auf eigentliche Geschichtschreibung Anspruch machen. Khevenhiller — der österreichischgesinnte — hatte den Ursprung des Magdeburger Brandes ungewiß gelassen, „sonderlich das gräuliche, da man nicht eigentlich weiß, woher entsprungene Feuer". Jedoch auch die protestantischen Historiker Puffendorf (Comment. de rebus Suecicis lib. 1705. p. 47. „Cum Pappenheimius frangendae pertinaciae ignem proximis aedibus projecisset — ad

begegnete, wünschte er ihm Glück zu seiner Rettung, reichte ihm die Hand und rief ihm auf französisch zu: „Mein Vater, rette, befreie, entreiße so viel du kannst dem Verderben", stieg dann

---

flammam exortus turbo longe lateque distulerat"), Chemnitz, Calvisius, Gengenbach (Beschreibung Magdeburgs 1678) u. s. w. sprechen unentschieden, irgend eine absichtslose Verbreitung des Feuers bezeichnend. Auch Gottfried Arnold in seiner Kirchen- und Ketzer-Historie, 1699, ein großer Verehrer Gustav Adolf's, begnügt sich mit den Worten: „Nach dieser grausamen Tragödie, darinnen auch die gantze stadt in Rauch aufgegangen . . ." Gerade aber in unserm Jahrhundert scheint erst die Perseverauz des Dogma überhaupt mit der „Tilly-Wuth" zugenommen zu haben. Bensen, a. a. O. — Fast alle bisherigen Berichte über die Zerstörung Magdeburgs haben übrigens die Fax Magdeburgica zur Hauptquelle. „Die Gewandtheit des Verfassers und der günstige Zeitpunkt ihres Erscheinens zur Zeit, als Tilly und der katholischen Stände Truppen sich im größten Unglücke befanden, verdrängten bald die übrigen Schriften über die Magdeburger Katastrophe, so daß die Darstellungsweise der Fax Magdeb., aber nur in ihren ungünstigsten Punkten, im Laufe der Zeit die allgemein herrschende wurde. Die fast gleichzeitige Verherrlichung des Feldzuges Gustav Adolf's: „Arlanibaei Arma Suecica", von gleichzeitigen Kompilatoren so vielfach in ähnlicher Weise benutzt, folgte ihren Angaben zunächst nur in den der kaiserlichen Partei ungünstigsten Auslassungen, und machte aus der Parteischrift wiederum einen parteiischen Extrakt. . . . Später ging sie natürlich wiederum nur mit den eklatantesten Stellen in das Theatrum Europaeum fast wörtlich über, weil dieser aus den Flugschriften der damaligen Zeit zusammengetragenen, leider aber von höchst einseitigem und schroff antikaiserlichem Standpunkte ausgehenden Kompilation die Darstellung der Fax Magdeb. willkommen sein mußte. Das ganze Heer oberflächlicher Nachschreiber kopirte nicht selten wörtlich die Berichte des Theatrum Europaeum, nicht wissend, daß diese für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges gewiß sehr wichtige Chronik bei Magdeburg das als unmenschliche Grausamkeit und Barbarei schildert, was sie bei andern deutschen Städten, die auf Seiten des Kaisers und der Liga standen, und von den Schweden und ihren Anhängern ein noch viel größeres Unglück erleiden mußten, als „wohlverdient" zu bemänteln sucht. . . . Es ist um so mehr zu beklagen, als die Berichte jener Zeit auf die vagsten Gerüchte im Volke hin niedergeschrieben wurden, man sich also um so mehr vergegenwärtigen sollte, daß neben der wahren Geschichte, wie Mailath trefflich bemerkt, immer noch eine andere im Munde des Volkes lauft, dem das Schöne nie schön, das Rührende nie rührend, das Gräßliche nie gräßlich genug ist. So entsteht die Sage." Dr. A. Heising, Magdeburg nicht durch Tilly

vom Pferde, hob einen kleinen Knaben, der an der Brust seiner getödteten Mutter lag, in die Höhe und sagte: „das sei meine Beute!" wobei Thränen das Angesicht des greisen Kriegers benetzten. (K. A. Menzel — N. Gesch. d. Deutsch. — setzt hier hinzu: „Aber diesen Feldherrnthränen ist der Ruf der Thränen des Xerxes, des Scipio, des Titus nicht zu Theil geworden").— Um 11½ Uhr hörte jedes Gefecht auf. Bereits hatte der große Brand fast die ganze Stadt ergriffen. Auch da noch kamen viele Soldaten um, die rücksichtslos der Beute oder der Unzucht nachgingen. Um 12 Uhr aber mußte wegen der heftigen Feuersbrunst alles Militär die brennenden Trümmer räumen bis auf einige Regimenter zur nothwendigen Bewachung. Während des Abzugs hielt Tilly an einem Thore und ließ in einem stehen gebliebenen Hause alle herauskommenden Frauen bergen. Den Männern freilich mußte er es überlassen, sich so gut sie vermochten zu lösen, denn dies war Kriegsgebrauch. Von den 1500 Wohnhäusern der Stadt blieben nur der Dom, einige Klöster, Domherrenhäuser und wenige andere kleinere Häuser, dann etwa 100 Hütten am Fischerufer. Es wurden so viele Leichen in die Elbe geworfen, daß der Strom eine Zeit lang wie gedämmt war. Die zuverlässigsten Berichte nehmen 20,000 Umgekommene an. — Der Administrator Christian Wilhelm war verwundet und gefangen worden. In das Quartier Pappenheims gebracht, stellte ihm dieser das Thörichte seines Unternehmens vor, da er in Magdeburg so gut wie verrathen und verkauft gewesen sei. Jeden Abend wären sie durch besondere Schreiben von allen seinen Anschlägen und was sonst in der Stadt vorgegangen sei, ganz genau unterrichtet gewesen. Tilly mied seinen Anblick. Er wurde später nach Wien gebracht und trat zur katholischen Kirche über, und in dem „Speculum veritatis Brandenburgicum", gedruckt zu Köln 1653, in welchem die Gründe seiner Glaubensänderung dargelegt sind, erklärt er ausdrücklich: „Als ein eifriger Lutheraner und in den Lehrsätzen seines Bekenntnisses gründlich unterrichtet, sei er nicht durch Ueberredung von Andern, sondern

---

zerstört ꝛc. — Jedenfalls hat die Anschauung, daß Tilly nicht das Schicksal Magdeburgs verschuldete, gewiß ebensoviel Berechtigung, als diejenige, die in der damaligen Einmischung der Schweden die lautere Uneigennützigkeit und in Gustav Adolf den Befreier des deutschen Volkes erblickt. D. B.

lediglich durch die eigene Bemühung, die katholischen Dogmen als irrig zu widerlegen, dazu gekommen, sich zu einer Religion zu bekennen, die er bis dahin als antichristlich gehalten." Er erhielt im Westfälischen Friedensschluß eine reichliche Entschädigung für den Verlust des Erzbisthums und starb 1665 im Alter von 78 Jahren *).

Der Eindruck, welchen die Kunde von dem Untergang Magdeburgs — welche Stadt indeß ihr Unglück dadurch verschuldete, daß die Truppen hier mit den Bürgern selbst, die im Besitz der reichsten Vorräthe ihre Vertheidiger buchstäblich hungern ließen, als mit ihrem eigentlichen Feinde zu thun gehabt hatten, daß in den Straßen gekämpft, aus den Häusern geschossen und vor Ueberwältigung des Widerstandes keinerlei Abkommen getroffen worden war — hervorbrachte, war ein unglaublicher. Ein großer Theil der protestantischen Stände verzagte plötzlich; Ulm und Worms erklärten dem Kaiser, daß sie mit dem Leipziger Bunde nichts zu thun haben wollten; die fränkische und schwäbische Ritterschaft, die Stadt Nordhausen ꝛc. ꝛc. versicherten den Kaiser ihrer Treue, der Herzog von Württemberg entschuldigte sich wegen seiner Rüstungen ꝛc. ꝛc. Ueberall war Furcht und Besorgniß. Die allgemeine protestantische Stimme wendete sich gegen Kursachsen und Gustav Adolf, da beide dem Verderben der edlen Stadt nicht zuvorgekommen seien. Tilly erließ ein Manifest, welches dazu herausforderte. Nachdem er berichtet, mit wie vielen freundlichen Ermahnungen er der Stadt eine billige Kapitulation angeboten und auch Kurbrandenburg und Kursachsen um Vermittlung ersucht habe, und wie die Magdeburger Alles in den Wind geschlagen, je länger desto freventlicher verfahren, allein auf den Beistand fremder Nationen vertrauend, erklärt er, daß er

---

*) Obige Darstellung der Magdeburger Katastrophe ist nach der gewissenhaften, mit den vollständigen kritischen Untersuchungen, Urkunden und Belegen ausgestatteten Schrift von Dr. H. W. Bensen, das Verhängniß Magdeburgs, Schaffhausen 1858, gegeben. Zu vergleichen sind: „Der Brand Magdeburgs im Jahr 1631," Hist.-pol. Bl., Bd. 3 u. 14. Im letztern Aufsatze befindet sich die Darstellung des Stiftspriesters Zach. Bandhauer aus der Tepler Stiftsbibliothek: **Diarium in quo triplex rebellio et excidium civitatis Magdeburgensium continentur, ita quod res eorum tragice aliquando comoedice narrantur. A. Chr. 1631, 20. Maji.**

eingesehen habe, daß zur Aufrechterhaltung der Ehrfurcht gegen den Kaiser hier fernerhin nur mit Schärfe verfahren werden könne und so habe er die Stadt mit stürmender Hand genommen. „Wobey aber zu verwundern und zu betauern, daß bei währendem Sturm in der Stadt eine solche Feuersbrunst entstanden, welche nach beschehener Eroberung gar nicht zu löschen gewesen"). Dieses habe Se. Excell. zu manifestiren für nöthig gefunden. „Nicht zwar zu dem Ende, als wenn sie an der von Magdeburg Ruin und Unglück einig Gefallen hätten, denn wie vorhin gemeldet ist, haben sie dieselbe dafür gantz treulich, bittlich und mehr denn Väterlich gewarnet, sondern, damit männiglich sehen und spüren möge, daß die Ursach ihres verderblichen Unheils niemanden anders als ihnen selbsten und denenjenigen, so sie dazu verleitet, in ihrer rebellischen Halsstarrigkeit gestärcket und auf ausländische Hülffe und Beystand vertröstet haben, zu imputiren sey *). „Wegen

---

*) Tilly erließ begreiflich gleichzeitig Berichte an den Kaiser und an den Kurfürsten von Bayern. In jenem (bei Mailath III. p. 247, aus dem K. K. Hausarchiv, dreißigjähr. Krieg, Fasc. 39. Mai) heißt es: „Unter währendem Sturm ist eine starke Feuersbrunst in der Stadt entstanden, welche auch wegen einzig großer Hitze und bey solchem Tumult keineswegs gelöscht werden können." In jenem Bericht, vom 21. Mai 1631 (zum Theil in Chiffern geschrieben, die am Rande interpretirt, vollständig von Rudhart abgedruckt in Hormayr's Taschenbuch für vaterländ. Geschichte, fortgesetzt von Rudhart, Jahrgang 1852—53. Aus dem K. Reichsarchiv, dreißigjähr. Krieg, T. 166, fol. 445) sagt Tilly: „Darauf hat sich aber ein grosses vnglückh zugetragen, indeme vnder währendem Sturmb in der Statt Ein grosse Feuersbrunst, so der Feindt wegen deß hien und wieder eingelegten Pulvers, Zue dem intent, wie der gefangenen auffag insgemein verlautet, daz den vnsrigen solche nit Zue gueten Khomme, mit vleiß vnd ex malitia verursachet, entstanden, welche bei solchem tumult vnd bey dieser grossen Hitz Khein möglichkeit Zue löschen gewesen, also daz Sye so weith vmb sich gefressen, daz die ganze Statt, außgenommen deß hohen Dohmstiffts vnd etzlich weniger Heuffern in die Aschen gelegt worden." — Damit stimmen überein: die Berichte des Grafen Pappenheim und des General-Kommissärs v. Ruepps an den Kurfürsten von Bayern, des Grafen Wolf v. Mansfeld und des General-Kommissärs Walmerode an den Kaiser. S. bei Bensen. — Ob übrigens Falkenberg für sein Verfahren besondere Anweisungen von seinem Könige hatte, wie er sich der Sprengfeuer zu bedienen gedachte, hierüber lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. D. B.

dieses Manifestes und der öffentlichen Aufregung fand Gustav Adolf für nöthig, auch seinerseits ein Manifest zu erlassen. Mit vielen Worten wird dargethan, daß der König nach den Stellungen der Heere — aber wohlverstanden, wie sie vom November 1630 bis zu Ende März 1631 bestanden — nach Magdeburg gar nicht habe vorrücken können. Daß er aber nach der Victoria, die ihm zu Frankfurt der liebe Gott verliehen, „der ohne allen Zweifel Ihrer Königlichen Majestät so getreue Christliche unbefleckte Intention angesehen, nicht habe vorrücken können, daran sei nur die Unentschlossenheit von Kurbrandenburg und Kursachsen Schuld." Man habe nicht wissen können, ob die Mächte als Freund oder Feind anzusehen seien ꝛc. Ungeachtet ihrer klugen Wendungen machte diese Erklärung geringe Wirkung, aber soviel ergab sich nun doch, daß die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen sich dem schwedischen Bündnisse nicht länger entziehen konnten, zunächst jener. Erschreckt durch das Geschick Magdeburgs wollte er zwar einen eben endlich mit dem Könige zu Stande gekommenen Vertrag wieder rückgängig machen, aber Gustav Adolf zwang ihn nun, sich in seine Hände zu geben. Kursachsen widerstand zwar noch, indem es zugleich die Leipziger Bundesglieder zum Ausharren ermahnte, aber der Entschluß des Kurfürsten legte ein zu bedeutendes Gewicht in die Waagschale, als daß er nicht von beiden Seiten gedrängt werden sollte, sich rasch zu entscheiden.

Während Tilly sich nach Thüringen wandte und den Landgrafen von Hessen bedrohte, der bald darauf mit Gustav Adolf ein Bündniß schloß, ließ dieser die schwedischen Stände zum Schein über einen etwaigen Friedensvertrag mit dem Kaiser unterhandeln, um die deutschen Protestanten zu schrecken und sie desto schneller zum Abschlusse eines Bündnisses mit dem Kaiser anzutreiben, vollendete die Eroberung Pommerns, nahm eine starke Stellung an der Elbe, welche die Kaiserlichen vergeblich angriffen, und setzte die vertriebenen Herzoge von Meklenburg wieder ein, in welchem Lande sich die kaiserlichen Besatzungen, von Tilly abgeschnitten, nicht behaupten konnten. Derselbe ergriff nun Maßregeln, um Kursachsen zur Entscheidung zu drängen. Da der Kurfürst sich den kaiserlichen Mandaten nicht fügen wollte und beleidigt durch die Drohungen Tilly's erklärte, „er werde der Gewalt entgegensetzen, was Recht, Natur und Herkommen lehre, und ihm sonst nie in den Sinn gekommen sein würde," so

rückte Tilly als kaiserlicher Feldherr in das Kurfürstenthum ein und rückte vor Leipzig, während ihm, als bayerischem General, vom Kurfürsten Max Mißfallen über das ganze Verfahren gegen Sachsen ausgedrückt wurde, da „der Uebertritt Sachsens auf schwedische Seite dem Kriege eine neue Gestalt und unabsehbare Dauer verleihen" würde. Die Weisung kam zu spät und Kurfürst Max hatte richtig geahnt: bereits hatte sich Johann Georg für das Bündniß mit Schweden entschieden und sein Heer dem schwedischen zugesellt. Er drang gegen Gustav Adolf's Ansicht auf eine Schlacht, die denn auch bei Breitenfeld (17. September) geschlagen wurde.

Schlacht bei Breitenfeld, 1631, 17. September.

Hier, wo Tilly zum Erstenmale eine Niederlage erfuhr, erfocht Gustav Adolf einen so entscheidenden Sieg — dagegen waren die Sachsen eigentlich geschlagen worden —, daß nur noch die Frage in Betracht kam, ob, da die kaiserlichen Erbstaaten schutzlos dalagen, durch Böhmen und Mähren gegen Wien zu ziehen sei, oder man sich durch Franken nach dem Rhein und Bayern wenden solle. Da es einer Verfolgung der Trümmer des kaiserlich-ligistischen Heeres, welche Tilly und Pappenheim nach Niedersachsen und Westfalen führten, nicht bedurfte, ward beschlossen, beides zu thun. Der Kurfürst von Sachsen rückte nach Böhmen vor, während der König sich durch Thüringen nach Franken, der „Pfaffenstraße", wendete, ohne auf die Mahnungen des französischen Kabinets zu achten, welches zwar nichts sehnlicher wünschte, als Oesterreich im Herzen zu treffen, dagegen die katholischen Reichsglieder verschont wissen wollte. Er unterwarf Franken und das Rheinland, bereitete der Stadt Würzburg ein kaum minder furchtbares Geschick, als es Magdeburg getroffen hatte, nahm Mainz und Mannheim und fand sich so sicher in Deutschland, daß er seine Gemahlin nach Frankfurt, der Wahlstätte des Kaiserthums, kommen ließ, wo eine ganze Reihe deutscher Fürsten, unter denen Herzog Bernhard von Sachsen einen großen Namen erwarb, seinen kriegerischen Hof „zierten" *).

---

*) In der ersten Freude über den Sieg bei Breitenfeld hatte der Kurfürst von Sachsen selbst dem Könige gesagt, er wolle ihm seinen Dank durch die Kaiserkrone bethätigen. — Daß dieses Anerbieten, wie sehr es den Kurfürsten hinterher reuen mochte, nicht auf unfruchtbaren Boden ge-

Inzwischen fanden auch die Sachsen in Böhmen fast keinen Widerstand und die schwache spanische Besatzung überließ ihnen auch die Hauptstadt (1631, 15. November). Aber sie unternahmen es weder in den Religionsverhältnissen eine Veränderung

---

fallen war, dafür finden sich mehrfache Andeutungen in den Staatsschriften jener Zeit. In den Anträgen, welche der schwedische Botschafter Russel zu Anfang des Jahres 1632 an den polnischen Reichstag richtete, hieß es u. A.: Da der König des heiligen römischen Reichs und der daran liegenden Königreiche Liberator, auch ein Wiederbringer und Befreier der ganzen Christenheit sei, so würde er die Republik Polen den immerwährenden Frieden, welchen Schweden mit dem Römischen Reiche habe, genießen lassen, und die Kronen Ungarn und Böhmen mit ihr durch ein unauflösliches Band vereinigen. (Theatr. Europ. II.) Die Bedingungen, welche bei einer gegen Ende des Jahres 1631 von mehreren Reichsfürsten beider Konfessionen, während des Aufenthalts Gustav's in Frankfurt angeknüpften Friedensunterhandlung schwedischer Seits vorgeschlagen und im folgenden Jahre absichtlich durch den Druck verbreitet wurden, lauteten auf Kassirung des Restitutions-Edikts, völlige Gleichstellung beider Religionen im Reich, Herstellung der Länder Böhmen, Schlesien und Mähren in den vorigen Stand, Restitution des Pfalzgrafen Friedrich in seine vorige Possession (ohne nähere Bestimmung, ob darunter Böhmen oder blos die Pfalz gemeint sei), Zurückgabe der an Bayern verliehenen Kurwürde, Vertreibung der Jesuiten aus dem ganzen Römischen Reich, Besetzung der geistlichen Stifter zur Hälfte mit Evangelischen, Erwählung des Königs von Schweden, der das Reich vom Untergange gerettet, zum Römischen Könige. (Theatr. Europ. II. Riccius de bello Germ.). Im Juni 1632 sandte Gustav von Nürnberg aus den Pfalzgrafen August von Sulzbach an den Kurfürsten von Sachsen, um die Befestigung des Vereins der protestantischen Stände zu betreiben, und ließ ihm bemerkbar machen: Die Sache sei dahin gekommen, daß die Evangelischen durchaus eines Kaisers von ihrer Religion bedürften; der Kurfürst solle nun ernsthaft daran gehen, daß der König hierzu erwählt werde. Die Stimmen der Evangelischen habe er hinreichend verdient; die Länder vieler Katholischen habe er im Besitz und die andern würden nach Aufhebung des Vorbehalts nicht ungern bald auf seine Seite treten. Ferdinand habe sich durch Verletzung der Reichsgesetze der kaiserlichen Würde längst selbst verlustig gemacht. (Pufendorf IV. § 39.) Dessen ungeachtet äußert Senkenberg in dem im Jahr 1795 erschienenen 5. Bande der Fortsetzung des Häberlin: „die angeblichen schwedischen Friedensvorschläge möchten wohl einer satirischen Schrift entnommen sein, da nach denselben Gustav nicht mehr und nicht weniger als die Römische Königskrone verlangt habe." Zehn Jahre später, nach Stiftung des Rheinbundes,

vorzunehmen, noch drangen sie weiter nach Mähren und Oesterreich vor. Der Kurfürst, mit dessen General Arnim der ehemalige Feldherr desselben, Wallenstein, im Auftrage des Kaisers unterhandelte, legte durch sein ganzes Verfahren an den Tag, daß er Böhmen nur für seinen rechtmäßigen Besitzer bewahren wollte und nur deshalb nicht Frieden mit dem Kaiser schloß, weil er bei den Erfolgen der schwedischen Waffen es noch nicht für gerathen hielt, mit Gustav Adolf zu brechen.

Tilly's Tod, 1632, 20. April.

Während dessen hatte Tilly wieder einige Truppen gesammelt, zu denen auch Herzog Karl von Lothringen gestoßen war, einen vergeblichen Versuch gegen Nürnberg gemacht und um die bayerische Grenze gegen den vom Rheine aus heranziehenden Schweden zu decken, eine Aufstellung am Lech genommen. Allein er vermochte Gustav Adolf nicht am Ueberschreiten des Flusses zu hindern und erhielt bei diesem Anlaß eine schwere Wunde, in Folge deren der dreiundsiebenzigjährige Feldherr zu Ingolstadt starb, während sein Gegner nach der Einnahme Augsburgs diese Festung belagerte und bald darauf in die Hauptstadt Bayerns einzog.

Wiedereinsetzung Wallenstein's, 1632, 13. April.

Die Liga war vernichtet, aber der Kaiser hatte einen Ersatz gefunden, wo er allein einen solchen in der Bedrängniß des Augenblicks zu finden hoffen durfte. Er hatte — was unvermeidlich geworden — Wallenstein wieder für seinen Dienst gewonnen. Es ist überhaupt nun erwiesen*), daß der Kaiser den verabschiedeten Feldherrn immer im Auge behielt, ihm seine Gunst erhielt und die Verbindung zu erhalten suchte, die zur Wiedererhebung desselben zum Generalissimus führen mußte, und diese Wiedererhebung war bereits beschlossen, noch ehe man von

---

würde der deutsche Freiherr es wohl nicht mehr gar so unglaublich gefunden haben, daß ein auswärtiger Fürst daran gedacht habe, das deutsche Reich sich unterwürfig zu machen. K. A. Menzel. D. B.

*) Dr. B. Dudik, O. S. B. Waldstein von seiner Enthebung bis zur abermaligen Uebernahme des Armee-Oberkommando's, vom 13. August 1630 bis 13. April 1632. Nach den Akten des k. k. Kriegsarchivs in Wien dargestellt. Wien, 1858. D. B.

der Erstürmung von Frankfurt a. d. O. und Landsberg in Wien sichere Kunde haben konnte; die Einnahme Prags durch die Sachsen brachte diesen Entschluß zur Reife; gleichwie seinerseits Wallenstein seit seiner zu Regensburg dekretirten Absetzung stets daran arbeitete, seine Stellung wieder zu erringen. Schon seit einem Jahre waren Schritte in diesem Sinne bei Wallenstein geschehen, der nur aus Politik sich nöthigen ließ, und nach der Breitenfelder Katastrophe schrieb Pappenheim an Wallenstein, er allein könne jetzt noch helfen. Aber ebenso erscheint auch nahezu erwiesen, daß Wallenstein schon jetzt in Verhandlungen mit Schweden stand, um demselben vom Kaiser einen günstigen Frieden zu verschaffen. Der Verrath mag noch nicht beschlossen gewesen sein, aber er spielte mit gefährlichen Entwürfen, knüpfte an und löste wieder ohne bestimmte Ansicht über den besten Weg, zur Befriedigung seines maßlosen Ehrgeizes zu gelangen *).

Am 15. Dezember 1631 übernahm der Herzog auf drei Monate das Kommando zur Organisirung eines neuen Heeres. Der

*) Bemerkenswerth sind die von Dudik gegebenen Mittheilungen über die vom Kaiser genehmigten Unterhandlungen Wallenstein's mit dem sächsischen General Arnim seit dem Herbst 1631. Die vom Kaiser nach einer Uebereinkunft mit dem Herzog gegebenen Befehle an Tiefenbach, die Lausitzen zu räumen und „nichts gegen Sachsen zu tentiren", sowie an die kaiserlichen Befehlshaber in Meklenburg, auf den Antrag Wallenstein's ihre Garnisonen zu räumen und den vom Herzog beauftragten Kommandanten zu überlassen, werfen ein Licht auf allerlei Gedanken, welche der entsetzte und seiner spätern Stellung damals noch nicht sichere, tief berechnende, nur sein eigenes Ich vergötternde Feldherr zu der Zeit im Kopfe trug. Noch deutlicher werden dieselben beleuchtet aus Briefen welche die „Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur" (1853, September) aus dem sächsischen Archiv mittheilt. „Er, der Herzog — heißt es darin — nehme den schönen Prätext der Vollmacht, mit Arnim zu traktiren, um dem König von Schweden, wie er versprochen, gefällig zu sein, damit ein guter Friede zu Stande komme. Deswegen rathe er auch dem Kaiser von seinen beabsichtigten Werbungen ab. Den Kaiser habe er persuadirt, sein Volk aus Meklenburg zu nehmen, und er traue sich zu, was noch dort bliebe, zu Sr. Königl. Majestät Dienst zu bringen. Die wichtigsten Plätze in Böhmen und Schlesien seien von lauter zuverlässigen Soldaten besetzt, und Tiefenbach sei durch scheinbare Persuasion dahin gebracht worden, sich nach Schlesien zurückzuziehen." D. B.

kaiserliche Bevollmächtigte, Fürst v. Eggenberg, hatte den Herzog zu versichern, „daß er nicht in dem sorglichen Gedanken stehen solle, durch den Beichtvater oder andere Geistliche traversirt und konsequenter dadurch in denen actionibus behindert zu werden"; und der kaiserliche Beichtiger P. Lamormain selbst beglückwünscht den Herzog, sucht sich wegen übler Rede über seine Gesinnung zu rechtfertigen und versichert, daß er nur früher, wo die Sachen anders gestanden hätten, gegen die Wiedererhebung des Herzogs gewesen sei. Gleichzeitig richtete der Kaiser einen beruhigenden Brief an den Churfürsten von Bayern; denn er mußte befürchten, daß Frankreich diesen Anlaß benutzen würde zur Förderung des nie aus den Augen gelassenen Planes, die Häuser Habsburg und Wittelsbach zu trennen, weil nichts dem Pariser Kabinet den beabsichtigten Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten entschiedener sichern konnte. Die umsichtige und energische Thätigkeit Wallenstein's für Organisirung eines Heeres unter sehr ungünstigen Umständen trat in glänzender Weise hervor. Nach Ablauf der drei Monate erbot er sich zur Niederlegung seines Kommissariums. Er war ersucht worden, als oberster Feldhauptmann dem König von Ungarn (Ferdinand III.) an die Hand zu gehen, allein er lehnte es ab, nicht blos unter, sondern auch nur neben den König sich zu stellen. Da wurde er bewogen, den alleinigen und unbedingten Oberbefehl definitiv zu übernehmen. Als Belohnung ward dem Generalissimus des Römischen Reiches, des Hauses Oesterreich und der Krone Spanien ein noch nicht bezeichnetes österreichisches Erbland mit dem höchsten Regal im Römischen Reiche, d. h. mit allen Rechten eines unmittelbaren Reichsfürsten, zugesichert, ferner die selbstständige Entscheidung in Konfiskations- und Pardonssachen, so daß ein vom Hofe ertheilter Pardon nur durch die vom Herzog ertheilte Bestätigung wirksam werden, ein Real-Pardon aber (in Beziehung auf Länder und Güter) nur beim Herzoge sollte gesucht und ertheilt werden können. Der Kaiser sollte sich nicht bei der Armee einfinden oder über dieselbe zu kommandiren haben. Bei einer künftigen Friedenshandlung sollte das Interesse des Herzogs wegen Meklenburg wahrgenommen werden. Es sollten ihm alle Mittel und Kosten zur Führung des Krieges hergegeben werden, auch alle kaiserlichen Erblande seiner Armee zum Rückzuge offen stehen*).

*) Diese ihrem wesentlichen Inhalte nach angeführten Vertragsbedingungen wagt Dudik in der schroffen Form, in der sie gewöhnlich (Aretin,

Alsbald bewog der kaiserliche Capo durch bloßes Vorrücken die Sachsen zum Abzuge aus Böhmen; die beiderseitigen Bewegungen geschahen wie auf Verabredung. Aber die dem Kurfürsten von Bayern versprochene Diversion gegen Sachsen unterblieb, sowie die für Tilly zugesagte Verstärkung. Indeß die Befürchtung, nach der Niederwerfung Bayerns möchte sich der Schwede nach Oesterreich wenden, bewog Wallenstein nach mehrmonatlicher Zögerung, an der böhmischen Grenze sich mit dem bayerischen Heer zu vereinigen. Die Zusammenkunft mit dem Kurfürsten fand (Ende Juni) zu Eger statt. „Als nun der Kurfürst von Bayern und der Herzog von Friedland, erzählt Khevenhiller, einander empfingen, waren Aller Augen auf beide gerichtet, denn Jedermann wußte, daß der Herzog von Friedland dem Kurfürsten seine Abdankung zugeschrieben, und der Kurfürst sich eingebildet, der Herzog werde es ihm nicht vergessen und nicht ungerächt lassen; aber Beider Interesse und die Erhaltung von Land und Leuten hat aus der Noth eine Tugend gemacht, und Beide haben ihre Passiones in Freundlichkeit und Vertrauen verkehrt; doch haben die Curiosi bemerkt, daß der Kurfürst die Kunst zu dissimuliren besser als der Herzog gelernt.“ Ihrem starken Heere sich nicht gewachsen fühlend, zog Gustav Adolf — der sich nicht lange in München aufgehalten, wo er sich mit auffallender Huld benommen *), nachdem er nicht vermocht, jene Vereinigung

---

Wallenstein, Urk. Nr. 19) mitgetheilt werden, nicht für ächt zu halten, weil er sie so nicht verzeichnet fand. Aber er spricht die Ueberzeugung aus, daß, wenn sie auch im Wesentlichen desselben Inhalts gewesen wären, sie schwerlich dem Herzog zum Vorwurf gemacht werden könnten, der sich nach den früheren Erfahrungen hätte sicher stellen müssen. Seine Schuld sei nicht, so viel verlangt, sondern was er erlangt in ehrgeiziger Selbstsucht mißbraucht zu haben. Der redliche Tilly, dessen Thätigkeit er durch Entziehung des Proviants zu hemmen bestrebt gewesen, beglückwünscht den Herzog, „weil er selbst hierdurch einer großen Bürde und Laboriaths“ enthoben werde, und bittet, „vertrauliche Korrespondenz zu continuiren.“ Die beinahe stereotype Antwort auf die vielen Glückwünschungsschreiben, „wesgestallt wir auf Ihr kais. Maj. genedigstes Begehren Uns der Armee auf eine Zeitlang hinwieder anzunehmen behandeln lassen“, dürften ebenfalls zur Charakterisirung des Mannes dienen. D. V.

*) Daß er mit den Jesuiten freundlich sich besprach und sogar am Himmelfahrtstage dem katholischen Gottesdienst beiwohnte, erregte schon Argwohn. Eine evangelische Stimme sagte: Auf der Höhe des Glückes

zu verhindern, und in Oberschwaben das Landvolk die Waffen gegen die zügellosen Fremdlinge ergriffen — nach Franken zurück und bezog ein festes Lager vor Nürnberg, dem strategischen Mittelpunkt seiner Stellung. Wallenstein folgte ihm, lieferte jedoch keine Schlacht, sondern verschanzte sich gleichfalls. Die beiden unbeweglich einander gegenüber liegenden Heere zehrten bald die Gegend aus, mit dem Hunger stellten sich verheerende Seuchen ein. Die Mannszucht des schwedischen Heeres, besonders unter den deutschen Truppen desselben, lockerte sich immer mehr *).

---

sei ihm der Sinn, wie dem Könige Salomo, verkehrt worden, und nach dem Beispiele desselben habe er sein Amt und Versprechen in Vergessenheit gestellt. Salomo sei durch die Weiber verführt worden, Gustav entweder durch das Unvermögen, sein großes Glück zu ertragen, oder durch die Dazwischenkunft Frankreichs als eines bösen Gestirnes, so daß er, anstatt die Abgötterei und die Jesuiten auszurotten, sie schone und erhalte, und anstatt blos durch geistliche Güter sich und sein Heer bezahlt zu machen, die Fürsten und Völker seiner eigenen Religion aufzehre. **Gustavi bellum germ. auct. Lansbergio.** D. B.

*) Der König hielt den Offizieren, besonders den deutschen, eine derbe Strafpredigt: Ihr Fürsten, Ihr Grafen, Ihr Herren, Ihr Edelleute! Ihr seids, welche die größte Untreue am eigenen Vaterlande beweisen; Ihr zerstöret, verderbet, verheeret dasselbe. Ihr Obersten, Ihr Offiziere vom Höchsten bis zum Niedrigsten, keiner ausgenommen, Ihr seid diejenigen, welche stehlen und rauben, Ihr bestehlet Eure eigenen Glaubensgenossen, Ihr gebt mir Ursache, daß ich einen Eckel an Euch habe. Gott, mein Schöpfer, sei mein Zeuge, daß mir das Herz im Leibe gällt, wenn ich Eurer einen ansehe. Ihr seid Frevler und Verbrecher an den guten Gesetzen und meinen Geboten. Ihr seid Schuld daran, daß man öffentlich sagt: Der König, unser Freund, thut uns mehr Schaden, als unsere Feinde u. s. w. Bei den deutschen Hauptleuten mußten diese Worte ihre Gewalt verlieren, da sie an den Schweden so edle Vorbilder hatten und sich wohl an die Nachsicht des Königs bei den Erpressungen und Spitzbübereien erinnerten. Da Gustav Adolf noch die Redefigur hinzufügte: „Ich habe euerhalben meine Krone ihres Schatzes entblößt und in die 40 Tonnen Goldes aufgewendet, dagegen habe ich von Euch und Eurem deutschen Reiche nicht so viel empfangen, daß ich mir nur ein Paar Hosen davon machen lassen könnte; ja ich würde eher ohne Hosen geritten sein, als mich mit den Eurigen zu bekleiden": so mußte dies einen fast komischen Eindruck bei denen machen, welche daran gedachten, wie Gustav Adolf sich die Kostbarkeiten aus dem Schatz zu Würzburg auslas. Für diese konnte er sich manches Paar Beinkleider anschaffen. — Die eigentlichen Triebfedern jenes Auftretens des Königs gegen den deutschen Adel, der sich ihm angeschlossen hatte, lagen wohl

Vergeblich machte der König Vergleichsvorschläge, vergeblich rückte er auch vor das Lager der Kaiserlichen, um es zu beschießen, und versuchte er dann dessen Erstürmung. Er zog endlich ab, ohne daß seine Erwartung, Wallenstein werde dann Nürnberg belagern und sich dabei überfallen lassen, eingetroffen wäre. Dieser zog vielmehr gegen Koburg und dann in langsamen Märschen nach Sachsen, ohne dem König zu folgen, der, um ihn herbeizulocken, eine Demonstration gegen Bayern machte. Er sah sich genöthigt, dem Gegner nachzuziehen, der unterdessen durch Pappenheim — welcher inzwischen einen kühnen Reiterzug gegen den Oranier an die Maas ausgeführt — verstärkt, Leipzig genommen hatte. Die beiden Heere standen schon ganz nahe, als Wallenstein zurückging und Pappenheim wieder nach Westfalen abziehen ließ. Dies bewog den König, der den Herzog Bernhard von Weimar an sich gezogen hatte, während merkwürdigerweise der sächsische Feldmarschall Arnim nach Sachsen sich wandte, die Entscheidungsschlacht zu bieten. Eilig rief Wallenstein den Pappenheim zurück und bei Lützen entspann sich der Kampf.

Schlacht bei Lützen. — Tod Gustav Adolf's, 1632, 16. November.

Er wogte während des schweren Morgennebels mit abwechselndem Glücke hin und her, als der König, der an der Spitze eines Reiterregiments weichendem Fußvolk zu Hülfe eilen wollte und zu rasch voraneilte, mit wenigen Begleitern unter einen Haufen kaiserlicher Panzerreiter gerieth. Sein Pferd erhielt einen Pistolenschuß in den Hals, ein zweiter zerschmetterte ihm den linken Arm. Nun ersuchte er den Herzog von Lauenburg, ihn aus dem Gewühle zu bringen, erhielt aber gleich wieder einen Schuß in den Rücken und fiel vom Pferde, das ihn eine Strecke fortschleifte; der Herzog floh und nur ein Page harrte beim Verwundeten aus, der bald darauf vollends getödtet ward.

---

in seinen Bestrebungen, mit Hülfe des Bürger- und Bauerthums sich in Deutschland einen Thron aufzurichten. Seine Unterhandlungen mit Nürnberg wegen eines Bündnisses der freien Stadt mit ihm, wo er auf die Stellung des Oraniers in Holland anspielte, die Beziehungen, welche er im Lager vor Nürnberg gleichzeitig mit den Bauern in Oesterreich ob der Ens anknüpfte, weisen darauf hin. Vergl. Gfrörer, Gustav Adolf, 3. Aufl. S. 850 ff. D. B.

Jener Jüngling, der Sohn des Nürnberger Stadtobersten von Leubelfing, der einige Tage nach der Schlacht an seinen Wunden starb, erklärte in seinen letzten Stunden, daß er, als der König vom Pferde gefallen, abgestiegen sei und ihm sein Pferd angeboten habe; daß der König seine beiden Hände nach ihm ausgestreckt, er aber nicht im Stande gewesen, allein ihn vom Boden aufzuheben; daß feindliche Cuirassiere dazu gekommen und gefragt, wer der Verwundete sei, der König selbst sich zu erkennen gegeben, die Reiter aber ihn durch den Kopf geschossen. Der Bericht des Herzogs Bernhard, dem der König in einer Todesahnung vor der Schlacht den Oberbefehl, wenn er fallen sollte, zugedacht, fügt noch hinzu, daß diese Cuirassiere den König mit mehreren Säbelstichen durchbohrt und bis auf den bloßen Leib ausgeplündert hätten *). Die Trauerkunde verbreitete sich rasch unter den Schweden, die in unwiderstehlicher Wuth die Kaiserlichen zurücktrieben. Die Schlacht war für dieselben verloren, als endlich Pappenheim mit seinen Reitern eintraf. Um dem Rufe Wallenstein's zu folgen, hatte er sein Fußvolk zurücklassen müssen. Er stürzte sich auf die Schweden, brennend vor Verlangen, auf den König zu treffen, dessen Fall ihm noch unbekannt, aber auch ihn trifft die tödtliche Kugel, während unter dem Schutze seiner Reiter Wallenstein, der sich persönlich großer Gefahr ausgesetzt, die Truppen wieder zu sammeln und zu ordnen vermochte. Erst mit der anbrechenden Dunkelheit endete die überaus blutige Schlacht, von welcher Khevenhüller sagt, sie werde ewig denkwürdig bleiben, theils wegen des fürchterlichen Getümmels, das den ganzen Tag währte und auf etliche Meilen Wegs rundum gehört wurde, theils wegen des unerhörten Widerstandes, indem eine Partei der andern, ob sie gleich gewichen, immer von Neuem auf's Heftigste zugesetzt, oder mit andern Worten, indem kein Theil ganz zu siegen verstand, keiner ganz besiegt zu werden vermochte. Wallenstein zog sich unverfolgt nach Leipzig zurück, welches der ritterliche kühne Pappenheim

---

*) Geyer, Geschichte Schwedens, III. — Bericht des alten Leubelfing, bei v. Murr, Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Da heißt es indeß: weder der König noch der Page hätten die Frage der kaiserlichen Reiter, wer der Verwundete sei, beantworten wollen. Auch Fürstenberg's Monumenta Paderborn. geben Details über den Tod des Königs. D. V.

nicht mehr lebend erreichte. Da er sterbend den Tod desjenigen erfuhr, der ihn unter allen Gegnern am höchsten geschätzt, mit dem er die Bewunderung der Zeitgenossen getheilt, mit dem er Geburtsjahr und Todestag gemein hatte, da rief er aus: „So meldet dem Herzog von Friedland, daß ich zum Tode getroffen bin, aber gerne sterbe, weil der unversöhnliche Feind meines Glaubens mit mir gefallen ist."

„Als der Schwede seinen Feind bei Lützen aufsuchte, war er zwar durch sein Heer und seine Bundesgenossen Gebieter von Schwaben, des halben Elsaß, der Pfalz, des Mittelrheins, Frankens, Hessens, Thüringens, Sachsens und der baltischen Küste von Meklenburg bis nach Preußen hinauf; aber genau betrachtet hatte er den Höhestand seiner Macht schon hinter sich, und war Oesterreich und Bayern noch unbesiegt. Zumal schwankte seine Gewalt über die Gemüther der deutschen Fürsten bedenklich; jene hatten Ursache, den nordischen Eroberer mehr als des Reiches Oberhaupt zu fürchten; seine eigenwilligen Pläne lagen allen Klugen offen; wie sollte er die vielfachen sich widersprechenden Verpflichtungen erfüllen, mit welchen er, in Verheißungen nicht karg, die Habsüchtigen an seine Fahnen fesselte? Ungeheure Pläne, welche jeder geschichtlichen Grundlage entbehrten, wurden mit ihm begraben. Man hat ihm einen gefährlichen Stand geweissagt, wenn er seinen Sieg überlebt hätte; wir glauben mit Fug fragen zu können, was wäre aus Gustav Adolf geworden, falls er die Niederlage überlebt hätte? Denn ihn raffte ein dunkler Tod dahin, als sein Heer im Weichen, die Schlacht verloren war; das bezeugt selbst die Stätte seines Falles, auf der rechten Seite des Weges von Lützen nach Leipzig, den die angreifenden Schweden anfangs überschritten hatten; erst die Kunde von seinem Tode entflammte die Streitgenossen unter Bernhard's Führung zu neuem Muthe, welcher jedoch die verlorene Schlacht so unvollständig wieder herstellte, daß Pappenheim's gegen Abend unter Reinach anlangendes Fußvolk bis zehn Uhr neben den verlassenen neun eroberten kaiserlichen Kanonen auf dem Schlachtfelde unangefochten hielt und erst auf des Oberfeldherrn Geheiß, unverfolgt, den nöthig erachteten Rückmarsch nach Leipzig und Böhmen antrat. So würde nach einem Siege Wallenstein's, beim Leben des Königs, wahrscheinlich der vom Glücke verlassene despotische Fremdling die Sieger und die schwankenden, argwohnvollen Bundesgenossen gegen sich gehabt

und ihm ein Kampf der Verzweiflung um Sein und Nichtsein vorbestanden haben. Aber ein günstiges Schicksal trat wohlthätig ins Mittel und bewahrte den von einer halben Welt Vergötterten vor rücksichtsloser Enthüllung der Pläne eines gemeinen Eroberers, wenn es ihm glückte; und anderen Falls vor dem Hasse und Hohne der Mitlebenden, die ihn, der die Lauterkeit des Willens erlog als Deckmantel der Selbstsucht, zu strafen nicht gesäumt haben würden. Dennoch aber mögen wir die Bedeutung Gustav Adolf's für den Gang der Ereignisse nicht verkennen; sein unreiner Wille diente, die zersplitterte Kraft einer Partei zusammenzuhalten, um unmittelbarer herbeizuführen, was die Widerstandsfähigkeit der deutschen Protestanten, die im Jahre 1630 das Vertrauen zu sich selbst zeitweise verloren, wiewohl später, doch freilich ohne die fremde Einmischung, auch mehr zum Heil des unverkürzten Vaterlandes erreicht hätte — die kirchliche Duldung. Müssen wir zwar darum schmerzlich lächeln über die gedankenleere Verkehrtheit und die Entäußerung jedes nationalen Selbstgefühls, in welcher Protestanten, nach der Tradition ihrer Schulmeister und Prediger, „dem hochherzigen, reinen Kämpfer für ihre Kirche und dem Retter der deutschen Freiheit" Denksäulen errichten, einer Freiheit, die nur den Fürsten zu Gute kam, und des Reiches Oberhaupt jeder nothwendigen Herrschergewalt, zum Frohlocken eigennütziger Nachbaren, entkleidete; — so wollen wir doch mit tiefer Bewegung auf den Schwedenstein blicken und der ewigen Vorsicht danken, welche aus dem unklaren Gewirre menschlicher Leidenschaften und den Thaten menschlicher Selbstsucht wunderbar und unbegreiflich das Heil zu fördern weiß" *).

---

*) F. W. Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges. Stuttgart 1842. — Kaiser Ferdinand benahm sich bei diesem Ereignisse ganz als der edle fromme Fürst, den jeder Zug an ihm verräth. Während seine Hofleute frohlockten und den Krieg nun für geendigt erklärten, sagte er: „Wir wollen in der Demuth fortfahren und die Sache Gott dem Herrn befehlen." Und als ihm das blutige Wamms des Königs gebracht ward: „Gern hätte ich ihm ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in seine Heimath gegönnt, wenn nur der Friede in Deutschland hätte erlangt werden können." Papst Urban VIII. bewies dem Gefallenen eine ähnliche Theilnahme. Und überblickt man Gustav Adolf's kurze aber glänzende Laufbahn in Deutschland, so ist begreiflich, daß selbst die Gegner des gekrönten Feldherrn, groß als Taktiker und als

Nach dem Tode Gustav Adolf's und dem bald darauf erfolgenden Ende Wallenstein's — deren Laufbahn dazu diente, daß fortan in Deutschland eine katholische und eine lutherische Hälfte sich gegenseitig die Waage hielt, und daß das Vaterland durch seine eigenen Söhne gefesselt ward — traten Feldherren zweiten Ranges hervor, die zum Theil den Bürgerkrieg immer wieder neu schufen, während die französische Politik noch fünfzehn Jahre lang dessen Ende hinzuhalten vermochte. Damit ist genug gesagt, um zu begreifen, daß fortan die bösen Künste der Arglist auf grauenerregende Weise überhand nahmen. Mit Gustav Adolf selbst wäre Frankreich wahrscheinlich zum Bruche gekommen; seine Erfolge erregten die Eifersucht des Pariser Hofes, der ihm am Ende die Hülfsgelder gar nicht mehr auszahlte und die Anfrage stellen ließ, wo er seinen Eroberungen die Grenze stecken wolle. „Da, wo es mein Interesse fordert," war des Königs Antwort. Und da Richelieu mit dem Anmarsch eines französischen Heeres drohte, erwiderte der König, Frankreich brauche sich nicht so weit zu bemühen, er werde an der Spitze von 100,000 Mann nach Paris ziehen. In der That

---

Stratege, ihm ihre Anerkennung nicht versagten. Alle katholischen Schriftsteller, auch die aus der Gesellschaft Jesu, sprachen mit Achtung von Gustav und seinen großen Eigenschaften (Burges, Riccius, Siri, Nanni). Khevenhiller unterläßt nicht, mehrere ihm zur Ehre gereichende Aeußerungen des Königs beizubringen. Der Nuntius Caraffa bezeichnet ihn in der fortgesetzten Germania sacra reformata als einen König, dessen Gleichen Schweden keinen, Europa wenige gehabt hat. — Dessen ist übrigens kein Zweifel, daß die Selbstständigkeit der deutschen Fürsten weit mehr von Gustav Adolf bei längerem Leben und glücklichem Verlauf seiner Laufbahn bedroht war, als von Ferdinand's II. angeblichen Absichten zum Umsturz der Reichsverfassung. Dies zeigte sich bei seinem Verfahren gegen Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel, den er aufforderte, eine erbliche Unterthänigkeit gegen Schweden einzugehen, und gegen den unglücklichen Winterkönig Friedrich, dem er kurz vor seinem Tode die Bedingungen kund that, unter denen er die den Spaniern abgenommenen rheinischen Pfalzlande zurückerhalten sollte. Wallenstein hätte diese Bedingungen kaum anders diktiren können. Friedrich überlebte indeß den König nur um 13 Tage. Aus diesen Bedingungen geht auch hervor, daß der König das Fürstenthum Mainz und überhaupt die geistlichen Fürstenthümer als schwedische Eroberungen betrachtete, sowie auch in der Folge sich ergab, daß sein Kanzler Oxenstierna ein besonderes Absehen auf Mainz gerichtet hatte. D. B.

würde Gustav Adolf, der in seinem schrankenlosen Ehrgeize die Hände zugleich nach der deutschen und der polnischen Krone ausstreckte, mit dem Sultan unterhandelte, während er die Neugriechen, ja die Syrer wider ihn aufreizte, den Krieg mit einer halben Welt, geschweige denn mit Frankreich, nicht gescheut haben. Indeß, als sein Stern bei Lützen erblich, da huldigte eine große Anzahl der deutschen Herren willig dem gebieterischen fremden Edelmanne, dem Kanzler Oxenstjerna, und verband sich mit ihm und Frankreich, so lange für einen Mann zu stehen, bis die „deutsche Freiheit wieder hergestellt sei!" — „Und die Nation? Ob katholisch, ob protestantisch, sie ward zertreten und gewürgt von den Söldnern beider Parteien, von dem Schaume und Auswurfe aller Länder Europa's. Doch gingen die Deutschen selbst voran. Das schauerliche Mittel des Quälens, der Schwedentrank, ist nicht zuerst von den Schweden, sondern von den Soldaten Bernhard's von Weimar angewandt. Dieser deutsche Held, welcher erweislich zuweilen mit Absicht die Ausschweifungen seiner Soldaten hingehen ließ, las täglich sein Kapitel in der Bibel. Und Hugo Grotius glaubte, daß mit diesem Herzog Bernhard von Weimar Deutschland seine letzte Hoffnung und fast den Einzigen verloren, welcher des Namens eines deutschen Fürsten würdig gewesen. Wie mochten dann die Anderen sein"?*)

Französische Politik.

Nach dem Tode Gustav Adolf's erklärte Richelieu, daß, da dieser Tod die Christenheit von großen Uebeln befreit habe, vor allen Dingen nöthig sei, den Krieg in Deutschland und in Holland zu verlängern, nicht aber durch offene Theilnahme mit den Waffen, sondern mehr aus dem Hintergrunde und wie bisher durch Hülfsgelder. Und diese Politik, der kein Mittel, Oesterreich zu schaden, anstößig war, glückte, weil ihr, wie jetzt der Tod Gustav Adolf's, so später der Tod des Bernhard von Weimar zu Hülfe kam, gerade als er daran war, die von Frankreich erlisteten Vortheile für sich zu behaupten. Und als Frankreich es gelungen war, sich in Besitz ganz Lothringens, des Trier'schen Bisthums und der Schutzherrschaft über den Kurfürsten

---

*) Studien über Katholizismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit in Deutschland. Schaffhausen, 1857. D. B.

von Köln zu setzen, vermochte es eine gebieterische Stellung im deutschen Kriege einzunehmen und das Elsaß, die längst ersehnte Beute, zu fordern. Aber auch: haben die französischen Könige je länger desto mehr bei Zerwürfnissen in dem deutschen Reichskriege das Schiedsrichteramt sich angemaßt; haben ansehnliche Glieder dieses — bei Einigkeit so mächtigen — Körpers zu Bundesgenossen, Söldlingen und Werkzeugen von jenen sich herabgewürdigt, dieselben sodann ein Stück des Ganzen um das andere ihrer eigenen Obermacht unterworfen, so dürfte kaum in Abrede gestellt werden, daß diese Fürsten des Reichs an so vielem Herabwürdigenden und Beklagenswerthen, was die französischen Könige gegen Deutschland im Laufe der Zeiten sich erlaubt haben, nicht geringe Schuld tragen *).

Während Wallenstein Sachsen verließ, um die Winterquartiere in Böhmen zu beziehen, hatte das schwedisch-deutsche Heer bereits die Fortsetzung des Krieges beschlossen und den Herzog Bernhard zum obersten Führer erwählt, noch ehe die Krone Schweden und die deutschen Bundesglieder sich ausgesprochen. Von den Letztern sah sich aber der Kurfürst von Sachsen eines übermächtigen Bundesgenossen und Beschützers nicht ungern entledigt und hielt den Augenblick für günstig, die Vorstandschaft der Evangelischen zu übernehmen, wozu das Pariser Kabinet aus Mißgunst gegen Schweden dringend rieth. Andererseits ließ der Kaiser dem Kurfürsten, dessen Feldherr Arnim in Schlesien über die kaiserlichen Truppen bedeutende Vortheile errang, seine Geneigtheit zu Friedensunterhandlungen unter der angebotenen Vermittlung des Königs von Dänemark eröffnen. Indeß war des Kurfürsten Mißtrauen gegen den Kaiser oder eigentlicher gegen den kaiserlichen Feldhauptmann noch zu stark, als daß er es sofort gewagt hätte, mit den Schweden zu brechen; in seiner Unentschlossenheit ließ er den günstigen Augenblick, an die Spitze der Protestanten zu treten, vorübergehen und die Folge war, daß diese Vorstandschaft bei der Krone Schweden verblieb und in deren Namen vom Reichskanzler Oxenstjerna, dem Vertrauten Gustav Adolf's, geschickt genug ausgeübt wurde, um die Hälfte der deutschen Nation und ihrer Fürsten noch auf lange hin unter den Waffen gegen das Reichsoberhaupt

*) Vergl. Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinand's II. Bd. 2. D. B.

zu erhalten. Zunächst brachte er eine Versammlung zu Heilbronn zu Stande (1633, März), wo unter Mitwirkung des französischen Gesandten Feuquières der Bund zwischen den Schweden und den deutschen evangelischen Ständen auf so lange erneuert wurde, bis „der Krone Schweden und den beleidigten Fürsten Genüge gethan und Restitution geleistet" worden. Der Kanzler erhielt das Direktorium des Kriegswesens unter Beirath von zehn Deputirten der Stände. Nicht gegen das deutsche Reich und dessen Verfassung, sondern nur gegen den Kaiser solle das Bündniß gerichtet sein, dem eine Erneuerung der schwedisch-französischen Allianz zur Seite trat. Jedoch nahm Oxenstjerna das französische Anerbieten zur Besetzung der eroberten Plätze am Oberrhein und im Elsaß nicht an, vielmehr nahm hier bald darauf Gustav Horn, der ausgezeichnetste Schüler Gustav Adolf's, den Krieg mit großem Erfolg wieder auf. Vom Heilbronner Bündniß hielt jedoch Sachsen ebenso wie Brandenburg sich fern und der französische Unterhändler erhielt die Aufgabe, beide Kurfürsten dafür zu gewinnen. Brandenburg hätte sich leichter dazu verstanden in Aussicht auf eine Vermählung des Kurprinzen mit der schwedischen Thronerbin Christine und Einräumung der von den Holländern besetzten Plätze im Cleve'schen; Sachsen dagegen bezog sich auf die dänische Friedensverhandlung, deren Ergebniß abzuwarten sei.

Im schwedisch-deutschen Heere, dessen Disziplin schon unter Gustav Adolf's Führung sich gelockert hatte und dessen Zuchtlosigkeit zunahm in dem Maße, als Abentheurer und bloße Glücksoldaten, die der Krieg an sich, nicht die Sache, um welche angeblich gekriegt wurde, anzog, dessen Bestandtheile bildeten, brach unterdeß eine Meuterei aus auf die Kunde, daß ein Mann der Feder das Kriegsdirektorium führen sollte. Die Soldateska verlangte Erfüllung der Zusage Gustav's, einen Theil der eroberten Landschaften an die Offiziere als Lehen zu vergeben. Der Kanzler mußte dies um so mehr bewilligen — die Kreisstände verpflichteten sich zur Zahlung der fälligen Soldrückstände — als Herzog Bernhard die Vertretung der Offiziere übernommen hatte. Zunächst war aber dieser selbst zufrieden zu stellen durch Ueberlassung der Bisthümer Bamberg und Würzburg unter dem Namen eines Herzogthums Franken als Lehen der schwedischen Krone. Derselbe Herzog war jedoch nicht gewillt, sich damit zu begnügen. Er gedachte von Regensburg aus, welches er einnahm

und wo er die katholische Geistlichkeit mit Härte behandelte, seine Pläne gegen Bayern und Oesterreich zu verfolgen, während Georg von Braunschweig-Lüneburg im nordwestlichen Deutschland eine ähnliche Rolle spielte. Beide Reichsfürsten verachteten im Grunde den schwedischen Edelmann und Reichskanzler, und wollten nur so lange mit Schweden gehen, bis sie mit dessen Hülfe auf Kosten Deutschlands ihr Verlangen nach Macht und Besitz befriedigt haben würden. An das deutsche Reich dachten diese deutschen Fürsten als Vasallen des Ausländers nicht!

Der Fall Regensburgs nöthigte Wallenstein, der zwar die Verwirrung nach dem Tode des schwedischen Königs nicht benutzt, doch aber den Feind aus Schlesien gejagt, die Mark und Pommern in Schrecken gesetzt hatte, Anstalt zur Rettung Bayerns zu treffen. Er kam jedoch zu spät, um etwas Ernstliches gegen den Feind zu unternehmen, den Johann von Werth mit kühnen Handstreichen neckte, und war überhaupt mißmuthig über die Heranziehung eines spanisch-italienischen Heeres unter dem Herzog von Feria, ob zwar derselbe durch eine Reihe von widrigen Zufällen, durch Hunger und Kälte aufgerieben, fast nichts ausrichtete.

Wallenstein's Ermordung 1634, 25. Februar.

In der Herbeiziehung Feria's und des ihm folgenden spanischen Infanten Don Fernando erblickte der oberste Feldhauptmann ein Zeichen, daß ihm der verheißene Lohn eines kaiserlichen Erblandes mit dem kaiserlichen Regal nicht zu Theil werden sollte. Der kurze Besitz von Meklenburg hatte ihn aber zu begierig nach reichsfürstlicher Unabhängigkeit gemacht, als daß er nicht jedes Mittel ergreifen sollte, zu diesem Ziele zu gelangen. Und da er erkannte, daß seine Gegner es vermochten, seinem weitern Steigen entgegenzuwirken — indem sie mehr und mehr das Mißtrauen des Kaisers weckten — wozu er übrigens selbst unter Anderem dadurch beitrug, daß er unmittelbar nach der Lützener Schlacht von dem ihm zugestandenen unbedingten Oberbefehl durch ein blutiges Gericht über hohe Offiziere, mit deren Verhalten er unzufrieden war, einen Gebrauch machte, der dem Kaiser zeigte, daß in der That er nicht der Herr sei — so verfiel er auf den Plan, die vom Kaiser gewünschte und eingeleitete Friedenshandlung mit Sachsen und Brandenburg in die Hand zu

nehmen, dieselbe eigenmächtig im Geheimen auf Schweden und Frankreich auszudehnen, und die Verbindung mit diesen Mächten als Brücke zu benutzen, um eine feste Stellung im Reiche zu gewinnen und zuletzt allen Parteien, auch dem Kaiser, den Frieden unter beliebigen Bedingungen zu diktiren. Dem Kaiser das Reich zum Zweitenmale durch die Waffen zu erobern, mochte ihm nach der Einmischung Schwedens und Frankreichs in die deutschen Angelegenheiten um so schwieriger erscheinen, als ihm bei seiner Kränklichkeit Kraft und Lust zur Führung eines weitaussehenden Krieges gebrach. Der schlaue französische Unterhändler Feuquières hatte von diesen Gesinnungen und Plänen des Herzogs wahrscheinlich durch dessen Verwandten, den Grafen Kinsky, Kunde und leitete alsbald Unterhandlungen ein. Indessen bleibt ungewiß, ob Frankreich zuerst den vermessenen Gedanken, König von Böhmen zu werden, in Wallenstein's Brust erweckte, oder ob dieser selbst jenes als das Ziel seines Ehrgeizes zu erkennen gegeben. Unläugbar ist jedenfalls, daß der allerchristlichste König, dessen Krone doch nimmer durch Spanien und den Kaiser bedroht wurde, uneingedenk des gemeinsamen Interesses aller gekrönten Häupter, alsbald seinem Botschafter auftrug, den Herzog seines Wohlwollens und seines Beistandes zu versichern, „um ihn zum böhmischen Thron und noch höher zu erheben, wenn er zum Frieden im Reiche und in der Christenheit, zur Erhaltung der Religion und öffentlichen Freiheit beitragen wolle.“ Indeß war Wallenstein vorsichtig genug, sich nicht sogleich in unmittelbare Verbindung mit den Franzosen einzulassen, während er durch Arnim Verhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen anknüpfte. Aber nun vermochte Richelieu den schüchternen, rechtliebenden König, welcher gewiß das Schimpfliche fühlte, in einem eigenhändigen Schreiben, wiewohl in den allgemeinsten Aeußerungen, „seinen Vetter“, den untreuen Diener, seiner Erkenntlichkeit für dessen Sorge um das allgemeine Wohl zu versichern, und den Ueberbringer zur weiteren Eröffnung zu bevollmächtigen. Das trugvolle Gewebe der Verführung zu vollenden, sollte der Marquis (Feuquières) dem Herzog melden, „daß ein französisches Heer Befehl hätte, das spanische in den Pässen von Graubünden aufzuhalten“; ihm ferner eine Geldhülfe bis zur Höhe einer halben Million Livres bieten, endlich, im Falle derselbe sich verbindlich mache, 35,000 Mann gegen den gemeinsamen Feind der Christenheit aufzubringen, ihm jährlich eine Million

Livres zu zahlen. Obgleich es dem Kardinal wünschenswerth schien, sich des Rebellen ohne gegenseitige vertragsmäßige Verbindlichkeit zu bedienen, weil er die öffentliche Meinung scheute, so ward doch Friedland aufgefordert, „sich zum Herrn Böhmens zu machen und nach Oesterreich zu rücken; der Bevollmächtigte solle dem Herzog dann noch kund thun, seine allerchristlichste Majestät erachte es für einen Vortheil des allgemeinen Wohls, daß er König von Böhmen sei, weil Oesterreich gegen das Landesgesetz die Krone an sich gebracht habe. Sie würden Alles aufbieten, den Räuber in dieser Würde zu befestigen und zu erhalten" *). Feuquières ließ jedoch vorläufig die Unterhandlung beruhen, weil er die Abneigung des Kurfürsten, dem Heilbronner Bündniß beizutreten, Wallenstein zuschrieb und darum auf dessen Aufrichtigkeit kein unbedingtes Vertrauen setzte. Anderseits ward diesem auch vom Kurfürsten und von Oxenstjerna mit Mißtrauen begegnet, so daß der Herzog unmuthig die Verhandlungen abbrach, den Waffenstillstand kündigte. Ob er in diesen Verhandlungen mit Sachsen, Brandenburg und Schweden wirklich seine über des Reiches und seines Herrn Sache gestellt, ob er im Falle des Friedens nur sich den verheißenen Lohn auch gegen den Kaiser zu sichern trachtete, oder ob er blos die Gegner trennen und berücken wollte, darüber dürfte, da der Tod ihm vor der Rechtfertigung den Mund schloß und seine Kanzlei bei Weitem nicht vollständig auf die Nachwelt gekommen, schwerlich Aufschluß zu erhalten sein. „So viel jedoch scheint uns ausgemacht, daß erstens Friedland's doppelte Stellung, als Oberfeldherr des Kaisers, wenngleich mit so unumschränkter Vollmacht, doch ein Diener desselben, und als Träger einer vorweg behaupteten reichsfürstlichen Unmittelbarkeit, ihn nothwendig in einen Konflikt verflechten mußte, der dem Kaiser ein Recht gab, seinen oberherrlichen Willen geltend zu machen. Diese Verschränkung zweier sich widersprechender Befugnisse, an deren abwechselndem Gebrauch Wallenstein ein spielendes Gefallen trug, konnte nimmer befriedigend enden, da die spanische und bayerische Partei im Rathe Ferdinand's nicht ohne Grund das eigenmächtige, beleidigende Verfahren jenes haßte, und über die Mittel des Krieges und des Friedens eine Verschiedenheit der Ansichten zwischen beiden zeitig sich entwickelte. Zweitens ist es unleugbar, daß Wallenstein

*) Barthold, a. a. O. D. B.

der machiavellistischen Politik seines Jahrhunderts bis zum Uebermaße huldigte, die Schleichwege einer unedlen Diplomatie zu hoch über ehrenvolle, kluge Offenheit und über die Waffengewalt setzte, durch die Widersprüche seines Verfahrens den Kaiser, seine Freunde und Feinde an sich irre machte, und zuletzt, durch die Gewalt der Ereignisse an sich selbst irre geworden, unterliegen mußte. Drittens, daß seine Verbindung mit Frankreich, das noch nicht den eigentlichen Schauplatz des Krieges mit den Waffen betreten, und welches er, im fernen Böhmen und Schlesien stehend, nicht berücken und wie die Schweden plötzlich überwältigen konnte, die Möglichkeit eines Verrathes in seiner Seele herausstellte, und da sie, wie wir erfahren werden, nicht verborgen blieb, allein schon dem Kaiser ein heiliges Recht gab, eines so gefährlichen Unterthanen, des höchstbetrauten Führers seiner Waffenmacht, sich zu entledigen. Nicht können wir gelten lassen, daß sein Schwager Kinsky aus eigenem Antrieb und ohne Friedland's Vollmacht gegen Frankreich zu so ungeheuren Verpflichtungen sich herausließ, da beide Männer bis zum letzten Augenblick ihres Lebens in inniger Gemeinschaft verharrten, und Wallenstein nichts that, um der hochverrätherischen Ueberschreitung der Befugnisse seines Verwandten zu begegnen. So behaupten wir denn: Wallenstein mußte fallen in Folge seiner grundfalschen Stellung zu seinem Gebieter und in Folge seiner grundfalschen Diplomatie; er fiel mit Recht, wenn auch fast unerklärlich ohne Ankläger, wegen seiner eingegangenen verrätherischen Verbindung mit Frankreich. Zwar scheinen seit dem Herbste des Jahres 1633 die Fäden derselben abgerissen, nicht aber die Hoffnung der Vermittler aufgegeben" *).

Wohl erneuert um diese Zeit der Marquis Feuquières aus Auftrag seine Anerbietungen wegen Böhmen, indeß erst Anfangs des folgenden Jahres (1634) ließ Wallenstein ernsthafter auf diese Anerbietungen sich ein, als sein Verhältniß zum Hofe fast bis zum Bruch gediehen war. Die Preisgebung Bayerns und die Belastung der Erblande durch das Winterlager hatten dem Kaiser gezeigt, daß der Herzog entschlossen war, die ertrotzten Befugnisse in vollem Maße auszuüben; die Unterbefehlshaber beriefen sich auf des Herzogs Befehle, wenn sie den kaiserlichen entgegenhandelten, und selbst mit der bedeutsamen Aeußerung:

*) Barthold, a. a. O. D. B.

„es möchte das Ansehen des Kaisers verkleinern, daß er gleichsam einen Mitkönig habe, und in seinem eigenen Staate ihm die freie Disposition nicht bliebe," begleitete Bitte, die Standquartiere in Feindes Land zu verlegen, hatte keinen Erfolg. Kam noch dazu, daß man in Wien von des Herzogs Unterhandlungen mit Frankreich Kenntniß hatte, so mußte der Entschluß reifen, den Herzog vom Oberbefehl zu entfernen. Zumal die gewichtige Stimme des Kurfürsten von Bayern sehnlich in diesem Sinne sich aussprach, denn die Zögerung des Friedländers, zur Rettung Bayerns etwas zu thun, mußte ihn tief verletzen. Andererseits war auch der Bedrohte gewarnt, denn neben Feinden hatte er doch auch Freunde am Hofe und dann blieben die Versuche, die Stimmung der angesehensten Generale zu erforschen, bei aller Vorsicht, ihm schwerlich verborgen. Durch seine Unterhändler genau unterrichtet, daß bei der Spannung und Gereiztheit auf beiden Seiten jetzt der rechte Zeitpunkt eingetreten sei, gab Richelieu den Auftrag zur Wiederaufnahme der Verhandlungen auf Grund zweier Vertragsentwürfe *), worin die böhmische

*) Der erstere lautete: der Herzog solle sich verpflichten, mit dem Kaiser öffentlich zu brechen und seine Erklärung mit der Besitznahme von Böhmen oder eines andern Erblandes beginnen; ein Heer von 14 bis 15,000 Mann schlagfertig halten, ohne Zustimmung des Königs keinen Frieden oder Waffenstillstand eingehen; wogegen ihm jährlich in zwei Terminen während der Dauer des Krieges eine Million und sogleich 50,000 Livr. gezahlt werden sollten, und der König sich anheischig machte, zu seiner Vertheidigung mit den Verbündeten sich zu vereinigen, ihm den ungestörten Genuß der Staaten in Deutschland, die er früher besessen, zu sichern, und keinen Frieden ohne Verwahrung des Interesses des Herzogs mit dem Kaiser einzugehen. — Die einzelnen Vertragspunkte nach seinem Ermessen festzustellen, ward Feuquières ermächtigt, nur solle er besonders auf die Erhaltung der katholischen Religion bestehen. Im Uebrigen solle er nöthigenfalls diese Punkte mit den früheren Vorschlägen in Einklang setzen, ohne zwar in Betreff der böhmischen Krone ausdrücklich sich zu verpflichten, zu deren Erlangung indessen Billigung und Unterstützung versprochen, ebenso die Einholung der Zustimmung der anderen Verbündeten in Aussicht gestellt werden könne. Könne oder wolle dagegen Friedland nicht offen gegen den Kaiser sich erklären, beharre aber auf seinem „löblichen Vorhaben", die gute Absicht des Königs zu befördern, so solle über folgende Bedingungen unterhandelt werden: Friedland zu verpflichten, zur Unterstützung jener Absicht für das allgemeine Beste sowohl seine Macht als Feldherr als sein An-

Krone nicht geradezu verbürgt und keine Verpflichtung eingegangen war, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen. Auch sollte Schweden an der Unterhandlung nicht betheiligt sein. Daß nun Wallenstein solche Entwürfe angehört hat — denn sein Schwager Kinsky mußte seiner Beistimmung sicher sein, um sich so weit einzulassen, wie er gethan — besiegelt seine Schuld. Allen anderen Erbietungen an Sachsen, Brandenburg, Schweden konnte Friedland, so sehr sie des Kaisers Herrschaft bedrohten, den Vorwand geben, daß er die Feinde zu Separatfrieden verlocken, oder sie einzeln, wie die Schweden bei Steinau, erdrücken wolle; das ferne Frankreich dagegen stand noch nicht im offenen Kriege gegen den Kaiser, und durch trügliche Erbietungen militärische Vortheile zu beabsichtigen, gewährten deshalb diese Eröffnungen nicht den geringsten Schein der Befugniß. Wallenstein war also schon vor seiner Entsetzung auf dem Wege, ein Verräther zu werden; und Böhmens Besitz deuchte dem maßlos Ehrgeizigen nicht unmöglich. . . . Aber so rasch und verhängnißvoll brachte er selbst die Dinge zum Umschwunge, daß ihm nicht Zeit blieb, sich auf Frankreichs Erbietungen zu stützen, ja nicht einmal sie zu erfahren, und daß er ohne irgend einen Genuß ein todtgebornes Verbrechen mit dem Leben büßen mußte. — Denn ungeachtet Ferdinand allen Forderungen sich bequemte und durch eine Verweigerung keinen Grund zu widersetzlichen Maßregeln gab, veranstaltete dennoch Wallenstein durch seinen Vertrauten, den Feldmarschall Christ. Ilow (Illo aus einer ursprünglich märkischen Familie), daß, auf die Eröffnung, der Herzog wolle

---

sehen und seine Geschicklichkeit zu verwenden, daß, wenn auf freiem Reichstage die Maßregeln zur Beruhigung Deutschlands verhandelt würden, Frankreich als vermittelnde Macht und mit schuldigem Vorrange Theil nehme; zu versprechen keinen Vertrag einzugehen, ohne das Interesse des Königs und seiner Verbündeten darin zu begreifen; inzwischen weder die eigenen Staaten des Königs noch die Schutzländer anzugreifen, und eine gleiche gegenseitige Versicherung zu erhalten; auf keine Weise die Spanier, zumal den Feria, zu unterstützen; dafür wolle der König dem Herzog beim Friedensschlusse so viele Länder, als er vordem besessen, verbürgen, so wie alle Artikel des früheren Vertrages vollziehen, würde der Herzog genau die übernommenen Verpflichtungen erfüllen; endlich sogleich ihm 100,000 Thaler vorstrecken, sobald er sich schriftlich zur Vollziehung des Traktates verbindlich gemacht habe.

D. B.

das Kommando verlassen, die zur Berathung nach Pilsen berufenen Obersten, in Furcht um die Bürgschaft ihrer Ausstände, den Oberfeldherrn baten, „so lange bei ihnen zu bleiben, bis für sie gesorgt sei," und daß, als Flow für jenen eine verbindliche Gegenerklärung der Obersten verlangte, diese am 12. Januar eine Verbündnißakte unterzeichneten, „kraft welcher sie anstatt eines körperlichen Eides sich verpflichteten, ihrerseits beim Feldherrn getreulich bis auf den letzten Blutstropfen zu verharren, so lange er in Diensten des Kaisers verbleiben werde" *). War es dem Feldherrn Ernst um die Niederlegung des Oberbefehls, so fragen wir mit Recht, weshalb er dieses Verbündniß, wenn es ohne sein Geheiß geschlossen wurde, nicht zurückwies, sondern Still-

*) Nach Wallenstein's Briefen von Förster hat Wallenstein auf die Kunde von den tumultuarischen Vorgängen bei der Unterzeichnung am folgenden Tage die Obersten vorfordern lassen und ihnen mit der Erklärung, daß er seine Zusage, bei der Armee zu bleiben, zurücknehme und unwiderruflich beschlossen habe, das Kommando niederzulegen, den Revers zurückgegeben. In der später erschienenen Biographie Wallenstein's von demselben Verfasser ist bei der gedachten Vorforderung der Obersten von der Rückgabe des Reverses nichts mehr erwähnt. Es heißt nur noch, Wallenstein habe die Obersten am folgenden Tage zu sich beschieden und ihnen nochmals erklärt, daß das Verbündniß weder gegen den Kaiser noch gegen die katholische Religion gemeint, sondern lediglich zur Erhaltung der Armee und dem kaiserlichen Dienste zum Besten abgeschlossen sei. Für keine dieser beiden, mit einander nicht einstimmigen Angaben ist ein Nachweis ihrer Quelle beigebracht. Nach dem Bericht, welchem Khevenhiller folgt, hat Wallenstein am folgenden Tage die Obersten, als er ihren Widerwillen und ihre Weigerung vernommen, vor sich gefordert und ihnen selbst die Ursachen seines Entschlusses, die Armee zu verlassen, in einem empfindlichen Tone vorgehalten, worauf sie im Vorzimmer sich berathen, und ihn sodann nochmals gebeten hätten: Er wolle das, was am vorigen Tage von etlichen Wenigen beim Trunke vorgefallen, nicht so hoch beherzigen, indem sie jetzt alle in der Nüchternheit den gefaßten Schluß ratifiziren wollten. In Folge dessen seien mehrere Exemplare, anstatt des ersten, in welchem die Namen theils im Rausche, theils absichtlich sehr unleserlich geschrieben gewesen, unterzeichnet und dergestalt ausgetheilt worden, daß ein Exemplar bei dem ältesten Kommandanten des Fußvolkes, eines bei dem der Reiterei und eines bei den Kroaten bleiben solle. Khevenhiller XII. S. 1140 ff. Dieser Bericht steht mit den Förster'schen Angaben im entschiedensten Widerspruch, ohne daß in beiden genannten Werken Etwas darüber gesagt ist. K. A. Menzel. D. B.

schweigen darüber gegen den Hof beobachtete? Durfte er, der bisher seinen Entschluß, abzutreten, offen zu erkennen gegeben, und dennoch eine Vereinigung der Obersten, die seinem Willen in den Weg trat, genehmigte, über Ungerechtigkeit klagen, wenn sein Herr der schon früher verlautbarten Verdächtigung gegen die Treue des Dieners Gehör gab?*)

Unter denjenigen, welche den Revers unterschrieben hatten, befand sich aber ein Verräther gegen Wallenstein, der Feldmarschall Piccolomini; gerade derjenige, in welchen, vor allen andern Generalen, der Herzog, weil sie unter dem gleichen Sterne geboren, ein unbegrenztes Vertrauen setzte, gab dem Kaiser Kunde von dem Vorgange in Pilsen. Da sah sich Ferdinand durch die von allen Seiten nahegelegte Nothwendigkeit schleuniger Gegenmaßregeln bewogen (1634, 24. Januar), das Patent zu unterzeichnen, welches die Armee der Pflichten gegen den gewesenen obersten Feldhauptmann entband und dessen Stelle vorläufig dem Grafen Gallas übertrug. Den Obersten, welche sich ungebührlich eingelassen, ward bis auf zwei, nebst dem General selbst, Verzeihung zugesichert. Der neuernannte Befehlshaber, der zugleich den Auftrag erhalten haben soll, des Friedländers und seiner beiden vornehmsten Anhänger, Ilow und Terzka, todt oder lebend sich zu bemächtigen, hielt das Patent noch geheim, um sich inzwischen der Ergebenheit der Generale zu versichern. Währenddessen unterhielt der Kaiser mit dem Entsetzten den gewohnten Briefwechsel, ertheilte ihm sogar Vollmacht für eine neue Friedenshandlung mit Sachsen und Brandenburg. Der Herzog sollte hierdurch sicher gemacht und wenigstens auf so lange, bis alle Gegenmaßregeln getroffen sein würden, von der Ausführung seiner Pläne zurückgehalten werden. Indeß erfuhr Wallenstein von dem Anschlage und traf schleunige Vorkehrungen zu seiner Rettung. Zunächst ordnete er an, daß die Armee nur von ihm, Ilow oder Terzka erlassenen Befehlen zu gehorchen hätte, und dann berief er die Obersten zum Zweitenmal nach Pilsen, um die Erklärung zu unterzeichnen, daß es bei Ausstellung des ersten Reverses nicht entfernt um schlimme Absichten wider den Kaiser und die Religion, noch um irgend eine Machination sich gehandelt habe. Er selbst fügte die Protestation bei, daß ihm nicht beigekommen, irgend etwas wider den

*) Barthold, a. a. O. D. B.

Kaiser oder die Religion zu gestatten, noch weniger selbst zu praktiziren, sondern daß er allein auf inständiges Bitten der Offiziere, dem kaiserlichen Dienste und der Armee zum Besten, bei der letzteren verblieben sei, jedoch wegen der vielfältig gegen ihn angestellten Machinationen, um sich in Sicherheit zu erhalten, in jenen Schluß gewilligt habe. Im Fall die Armee wahrnehme, daß er das Geringste gegen Kaiser und Religion beabsichtige, solle jeder der für ihn eingegangenen Verpflichtung entbunden sein, sonst aber versehe er sich, daß die Generale und Offiziere dasjenige, was sie zu seiner Sicherheit ihm versprochen, auch erfüllen würden. Diese Erklärung und Protestation (vom 20. Februar) schickte er nach Wien und zwar nach einander durch zwei seiner ergebenen Offiziere, die er zudem mit Vollmachten und Blankets versah, um dieselben zu jedem beliebigen Gebrauche zu übergeben; zugleich sollten sie versichern, daß er nie Schlimmes vorgehabt und bereit sei, das Kommando jedem vom Kaiser dazu Bestimmten zu übergeben, gleichwie sich nach Hamburg zurückzuziehen. Seine Boten wurden aber unterwegs von Piccolomini angehalten und vom Gegenstand ihrer Sendung gelangte nichts eher an den Kaiser, als bis bereits Wallenstein's Geschick sich erfüllt hatte. Indeß mochten auch diese seine Schritte schwerlich aufrichtig gemeint sein, denn gleichzeitig ließ er durch Kinsky, ob zwar ohne schriftliche Vollmacht, Schweden und Frankreich dringend um Hülfe aufrufen. Um den französischen Gesandten zu rascherem Handeln anzutreiben, ging der Unterhändler wahrscheinlich über seinen Auftrag hinaus. Die Offiziere seien gewonnen, erklärte er, weshalb für den Herzog kein Grund mehr sei zu zaudern, ein Heer sei in seinem Namen geworben, zwar hätten einige Offiziere die böhmische Krone nach Wien entführt, doch besitze Wallenstein Gold und Edelsteine genug, um eine neue anfertigen zu lassen. Sobald der unterzeichnete Vertrag angelangt sei, wolle sich Wallenstein zum Könige von Böhmen ausrufen lassen, und dem Kaiser selbst die Kunde bringen, den er, in wüthendem Hasse, nicht allein aus seinen Staaten zu vertreiben, sondern bis in die Hölle zu verfolgen bei hohem Eide gelobe. Feuquières unterließ zwar um so weniger, auf solche unzweideutige Aufforderung einzugehen, als er fürchten mußte, bei einiger Säumniß möchte Schweden der Unterhandlung sich bemächtigen, verabsäumte jedoch die äußerste Vorsicht nicht und wußte seine Schritte so geschickt zu umhüllen, daß im Gewebe

dieser Hinterlisten Wahrheit von Betrug sich nicht scheiden läßt. Die diplomatischen Künste wurden jedoch vergeblich aufgewendet, und vielleicht in der Ahnung, daß sie doch zu spät kommen würde, hatte auch Wallenstein sich nicht damit begnügt, Frankreich und Schweden um Hülfe anzugehen; er hatte noch aus Pilsen den Herzog Franz Albrecht von Lauenburg an Herzog Bernhard nach Regensburg geschickt, um zu melden, „daß er, vom Hofe auf's Höchste disjustirt, nicht länger zu bleiben vermöge, sondern sich zu trennen gedrungen wäre". Als er jedoch erfuhr, daß die kaiserlichen Aechtungspatente bekannt gemacht worden, und daß Piccolomini wider ihn im Anzuge sei, als zugleich die Truppen den Gehorsam verweigerten, da faßte er den Entschluß, ohne das Ergebniß der Unterhandlungen mit den Reichsständen abzuwarten, sich denselben in die Arme zu werfen. Von Ilow und Terzka und zehn ihm treu gebliebenen Kompagnien begleitet, wandte er sich von Pilsen nach Eger, bei dessen Kommandant, Oberst Gordon, er glaubte auf Ergebenheit rechnen zu können. Von da wollte er sich mit Arnim und mit Herzog Bernhard in Verbindung setzen. Dieser jedoch zögerte aus einem Mißtrauen, welches von Oxenstierna getheilt wurde — derselbe meinte, erst nach dem Untergange Wallenstein's gelte es für sie, bei der dann herrschenden Unordnung im kaiserlichen Heere, im Trüben zu fischen — mit seinen Truppen an die böhmische Grenze vorzugehen. Allein selbst wenn die nach Regensburg geschickten Boten statt zögernden Mißtrauens entgegenkommender Bereitwilligkeit begegnet wären, es würde doch zu spät gewesen sein. Nachdem die Offiziere in Eger, die protestantischen Schotten Gordon und Leslie, durch den Obersten Buttler, einen katholischen Irländer, dem Wallenstein abwendig gemacht und dahin gebracht worden waren, nach kaiserlichem Befehle das Entkommen des Geächteten zum Feinde zu verhindern, ihre Hand zur blutigen Beendigung der ganzen Sache zu bieten, wurden am Abende des 25. Februar 1634 Ilow, Terzka, Graf Kinsky und des Herzogs Sekretär, Rittmeister Naumann, zum Faschingsschmause auf die Burg geladen, durch die Dragoner Buttler's niedergemacht; Wallenstein selbst wurde um Mitternacht von den Mördern, einigen hierzu bestellten Hauptleuten, in seiner Wohnung überfallen und ermordet. Von den vornehmen Offizieren, die nachmals als Mitschuldige des Ermordeten vor ein Kriegsgericht gestellt wurden, hatte nur

Einer, der Freiherr Schafgotsch, die Todesstrafe zu erleiden. Ludwig VIII., in ehrlicher Beschränktheit der Politik seines Ministers zu folgen gewohnt, soll bei der ersten Nachricht von Friedland's Tode in Gegenwart des Hofgefolges gesagt haben: „j'espère que tous les traitres à leurs souverains auront le même sort;" der Kardinal dagegen, erschüttert von dem Ereignisse, das eine bange Möglichkeit ihm vor die Seele rief, und betroffen über die Vereitelung eines lebhaft verfolgten Planes, habe auf die Kunde solchen Wortes seines Herrn geäußert: „le Roi pouvait bien se dispenser de dire si librement ses pensées". Der eigene Antheil an dem Schicksale geistesverwandter Größe, Scham, das Eingeleitete zu gestehen, und Erwiderung des klugen Schweigens Oesterreichs über die kundbare Einwirkung Frankreichs auf seinen treulosen Diener — mögen denn wohl die Gründe sein, weshalb der Kardinal in seinen Denkwürdigkeiten unerwartet als Schutzredner des Gefallenen auftritt. Befremdend bleibt es immer, daß Ferdinand in der Schrift, welche er zur Rechtfertigung der That von Eger bekannt machte, mit keiner Sylbe der Unterhandlungen mit Frankreich erwähnt, die ihm doch, nach dem Zeugnisse des bayerischen Gesandten, kein Geheimniß waren, und das ganze Verbrechen des Herzogs allein in die „Verschwörung zu Pilsen" setzt. Nur die Rücksicht, den allerchristlichsten König, der noch immer den Schein des Friedens behauptete, durch Veröffentlichung so gehässigen, unwürdigen Treibens nicht zu reizen, mag diese Schonung geboten haben; waren es nicht vielleicht die einflußreichen Kapuziner zu Wien, welche, aus Scheu vor ihrem Ordensbruder in St. Germain, dem Père Joseph, das Stillschweigen über einen Punkt befahlen (?), dessen Aufdeckung Ferdinands Entschluß, wenn auch nicht die hassenswürdige Ausführung desselben, vor jedem Unparteiischen gerechtfertigt haben würde" *)?

---

*) Barthold, a. a. O. — „Wenn der Kaiser aus den dringendsten Gründen einen im Geiste der damaligen Justiz ausgefertigten Befehl, die Hochverräther lebend oder todt zu greifen, unterzeichnete — was aber keineswegs urkundlich erwiesen ist, wie Dr. Rich. Röpell in Raumer's Histor. Taschenbuch für 1845: „Der Verrath Wallenstein's an Kaiser Ferdinand II.", des Näheren zeigt — oder wenn er hinterher die That auf sich nahm, wie Mailath, Gesch. des öster. Kaiserstaats, III., annimmt, so ist ihm doch darum die unmittelbare

Nach Wallenstein's Tode, den weder die Sachsen noch die Schweden benutzten, gleich wie den des Schwedenkönigs die Kaiserlichen nicht benutzt hatten, trat der junge König Ferdi-

---

moralische Verantwortlichkeit für die Blutthat nicht zuzuschreiben. Uebrigens gewährte dieselbe, nachdem das Heer gesichert war, und der Feind höchstens die Stadt Eger, einen todtkranken ohnmächtigen Flüchtling und ein Häuflein verzweifelter Abenteurer gewonnen hatte, der kaiserlichen Sache keinen Vortheil. Das hatten auch die Jesuiten, gerade die angeblich erbittertsten Feinde Wallenstein's, ausgesprochen zu einer Zeit, wo kein Anderer in den kaiserlichen Staaten etwas zur Vertheidigung des Ermordeten vorzubringen gewagt hätte. In einem von einem Jesuiten verfaßten Werke*) heißt es: Niemand soll übel von Wallenstein sprechen. Er wäre ein Thor gewesen, wenn er nach der böhmischen Krone gestrebt hätte, da er wußte, daß er nicht über zwei Jahre mehr zu leben hatte. Die Gerechtigkeit des Verfahrens ward überhaupt schon früh in Zweifel gestellt. „Wie nun viele den von Friedland zu defendiren und unschuldig zu machen sich unterstanden, und zwar darüber allerlei Relationes in Teutsch und Wälscher Sprache schriftlich und in Druck ausgehen lassen, und diese That eine Mordthat nennen, und vornehme Historici diese Worte davon schreiben: Ob nun besagte That, wie sich die Conjuranten ungescheut berühmen dürfen, daß sie dieselbe mit ritterlicher und lobwürdiger Faust verrichtet, für ein löblich Werk zu halten; ob auch solche Prozesse bei Christen gebräuchlich und zu erweisen, daß dergleichen jemals vorgegangen, ob auch der Herzog von Friedland, welcher dem Kaiser so viele gute Dienste geleistet, einen solchen Ausgang verdient, davon mögen Verständige und Unparteiische urtheilen. Es ist sonderlich zu merken, daß selbige Nacht um neun Uhr ein erschreckliches Windbrausen entstanden, welches bis gegen Mitternacht und also eben die Zeit über, da diese Mörderei vorgegangen, gewährt; hat sich also das Firmament gleichsam über diesen grausamen Mordthaten

---

*) Historia societatis Jesu in Bohemia, IV. lib. I. p. 105. Nach einem Citat bei Förster, III. S. 310. Die Jesuiten hatten das Haus des Bürgermeisters Pachhälbel zu Eger, in welchem Wallenstein ermordet worden war, drei Jahre nach der Mordnacht bezogen. Das Gerücht, daß es in dem Hause nicht geheuer sei, hatte ihnen die Erwerbung erleichtert. Im Jahr 1637 kam ein Pater Provinzial, Martin Stredon, auf einer Visitationsreise nach Eger, und erhielt die Nachtherberge in dem Blutgemach, über welches ihm nichts Näheres gesagt ward. Am Morgen war er zeitig wach und las Messe. Als er hierauf mit den Ordensbrüdern frühstückte, sagte er zum Pater Superior mit drohend aufgehobenem Finger: Eure Väterlichkeit wolle künftig keinen Gast mehr in diesem Spukzimmer beherbergen, ohne ihn vorher zu benachrichtigen. Doch wird nichts mehr vorfallen. Er fügte sodann die oben stehenden Worte hinzu.

nand von Ungarn, des Kaisers Sohn, neben ihm Gallas, als eigentlicher Feldherr, an die Spitze des Heeres, dessen Aufgabe übrigens nach Gustav Adolf's Tode eine weit leichtere war.

---

dabei so hohe und ansehnliche Personen so schändlich und meuchelmörderischer Weise hingerichtet worden, und ihnen nicht so viel Zeit gelassen worden, sich mit einem Vater Unser Gott zu befehlen und ihre Sünde zu bereuen, entsetzt und einen Abscheu getragen. Khevenhiller XII. Das Zögern, die zweideutige Stellung, die Wallenstein zwischen dem Kaiser und dessen Feinden einnahm, ward sein Verderben. Seine immer verdächtigeren Schritte erweckten das Mißtrauen des Hofes, das Mißtrauen des Hofes trieb ihn wieder vorwärts, wechselseitig drängten sich beide zur letzten äußersten Entscheidung hin, und als nun die Verwickelung, zu welcher der Herzog immer den ersten Anlaß durch seine zweideutigen Handlungen gegeben, ihren Gipfelpunkt erreichte, da erfüllte sich, was Arnim wenige Monate vorher geweissagt hatte. „Nun wird es am meisten daran mangeln, daß keiner ist, der es ihm glaubt", hatte dieser im Herbste 1633 an den Kurfürsten von Brandenburg geschrieben. Wallenstein fiel, als eben der Herzog Bernhard von Weimar vorsichtig zu seiner Rettung herbeizog; er fiel durch eigene Schuld. Er fiel durch eine Gewaltthat; es ward ein politischer Mord, wenn auch nachträglich durch eine sententia post mortem legalisirt, an ihm begangen. In Buttler's und seiner Genossen ersten Berichten über die vollbrachte That ist keine Andeutung, die natürlich hier nicht gefehlt hätte, daß sie dazu Auftrag gehabt hätten, geschieht nicht einmal Erwähnung von einem Achtsdekrete. Zwar äußerte Piccolomini am 23. oder 24. Februar zu dem ihm zugesandten Feldkaplan Buttler's: er hätte nie an dessen Treue gezweifelt, damit aber auch Andere nicht daran zweifeln könnten, und er sich bei dem Kaiser in besondere Gunst setze, möge er Wallenstein lebendig oder todt zurückbringen. Aber der Kaplan konnte diese Aufforderung seinem Herrn nicht mehr hinterbringen. Buttler vollbrachte aus eigenem freien Entschlusse die That, weil er schon längst von den verrätherischen Planen Wallensteins überzeugt, diese jetzt in Erfüllung gehen, die Schweden fast vor den Thoren und keinen sichern Weg sah, dem Kaiser seine Treue, Truppen und Festung zu bewahren, Caretto, Marchese de Grana, einer der vertrautesten Diener des Kaisers, schreibt demselben aus Pilsen am 28. Februar: „Aus beiliegenden Manifesten oder Patenten, so beide redliche Obersten Buttler und Cordon haben ausgehen lassen, haben Ew. Kay. May. allergst. ursach zu nehmen, denen Potentaten undt Kay. Ministris überall in der ganzen Weldt zu wissen zu machen, was für eine Beschaffenheit die gnadt Gottes in strafung deren nunmehr umbkhommbenen Hauptverräther undt Rebellen gehabt habe, und wie Gott allein und dieser ehrlichen Offiziere Treu dieß ohne Ew. Kay. May. allergnädigste Meinung oder bevehlig ins Werkh gesetzt haben." Förster, Briefe Wallensteins, III.

Denn der ihm gegenüberstehende Herzog Bernhard war durch Oxenstjerna's Eifersucht gelähmt, während Kursachsen nur zögernd am Kriege sich betheiligte, auf den passenden Augenblick wartend, sich dem Kaiser wieder anzuschließen zur Vertreibung der Schweden. Einstweilen wetteiferten aber diese mit den deutschen Fürsten ihrer Partei, dem Herzog von Sachsen, dem Landgrafen von Hessen, in unerhörter Mißhandlung des deutschen Reiches und seiner Bewohner, als sei aller Rechtsbestand aufgehoben. Für ihr Beginnen hatten die protestantischen Häupter nur das Beispiel des eingedrungenen, fremden Eroberers, welcher, nach seines Hugo Grotius neuem Völkerrechte, was er seinen Feinden abnahm, nicht zu Händen des verdrängten ursprünglichen

---

— Zu bemerken ist übrigens auch, daß dem Herzog selbst gegen seine Feinde jedes Mittel recht war; so machte er in einem Briefe die Aeußerung: „gegen den Bethlehem (Bethlen Gabor) muß man mehr mit practicen als aperto Marte kriegen, solches aber müßte angesehen seyn auf seine Person a la usanza de Italia.“ (Die Regesten oder die chronologischen Verzeichnisse der Urkunden in den mähr. Archiven zusammt den noch ungedruckten Briefen Kaiser Ferdinand's II., Albrechts von Waldstein und Romboald's Grafen Collalto. Hrgbn. von P. Ritter von Chlumezky, mähr. ständ. Archivdirektor, I. Brünn, 1856. Aus den hier mitgetheilten Briefen Wallenstein's ergibt sich unwiderleglich, daß er von vornherein fortwährend bemüht war, gegen die Bedenklichkeiten und gegen den Willen des Kaisers immer mehr die Macht zu gewinnen und zu befestigen, welche die Kurfürsten schwächen und das alte Reich auflösen mußte, so daß ihre entschiedene Opposition gegen ihn vollkommen begreiflich erscheint. Hier zeigt sich ferner, daß er die Condottieri-Natur auch im Plündern und Erpressen nicht verläugnete, selbst in den kaiserlichen Landen und trotz aller Bitten um Schonung sogar vom Kaiser; nur daß er es im Großen treibt und wenig dagegen bedeutet, daß er hie und da einen, der es zu toll machen ließ, am Kopf nehmen ließ. Hurter giebt über diesen Punkt Andeutungen, die erklären, woher er die Mittel zu der mehr als königlichen Pracht seines Lebens nahm). Wallenstein war groß, sein Gesicht mager und blaß, sein Blick durchdringend und schrecklich, sein graues Haupthaar kurz, Knebel- und Kinnbart schmal. Im Felde trug er einen Elendskoller und ein weißes Wams, Mantel und Beinkleider waren scharlachroth, ebenso die Feder auf dem breiten Hute. Er lebte mäßig, und pflegte mehr den Geist als den Körper. Sein Auge beherrschte was ihn umgab, und forschte beständig. Seine Thätigkeit war unermüdlich. Priorato.

D. B.

Besitzers zurückgab, sondern alles als unbestreitbares Eigenthum betrachtete; sie, die immer gleisnerisch von des Reichs altem Herkommen und dessen Freiheiten redeten, für welche sie die Waffen führten, hatten in der That ungetreu sich vom Reiche über die Hoffnung möglicher Wiedergeburt hinaus losgesagt. So gehässiges Zugreifen verrieth gleichwohl noch ritterliches Selbstvertrauen, wenn Einer, wie Bernhard, gestützt auf sein Schwertrecht, sich des Fremden vermaß, und keinen andern Quell der Machtbefugniß anerkannte; über die Maßen schimpflich dagegen war die so schnöde Habgier, welche hinter den schwedischen Edelmann sich steckte und als Lohn der nordischen Krone erbettelte, was deutsches Blut erworben *). Diese Verschiedenheit des Gesichtspunktes und des Handelns mußten dann zeitig Neid und Mißgunst erwecken und unfehlbar eine Wendung des Kriegsgeschicks herbeiführen, welche das Heilbronner Bündniß um so weniger verhindern konnte, als Sachsen dafür nicht zu gewinnen war, Brandenburg aber der sächsischen Politik sich anschließen mußte, weil es sich mit Schweden in den Ansprüchen auf Pommern begegnete, und sowohl wegen des Besitzes von Preußen als vermöge seines Erbrechtes nach dem zu erwartenden Aussterben des Pommerschen Fürstenhauses an seinem Anspruche festhielt, ohne doch allein denselben behaupten zu können. Sachsen verhinderte sogar die evangelischen Stände Schlesiens, nach seinen Erfolgen in diesem Lande, dem Heilbronner Bündnisse beizutreten, und wenn der Kurfürst auch mit dem schwedischen Feldherrn Banèr von da einen Zug nach Böhmen unternahm, so geschah dies wohl nur, um die Schweden aus Schlesien zu entfernen, denn er hintertrieb nicht nur in Böhmen jede entscheidende Unternehmung, sondern begann auch zu Pirna Unterhandlungen mit dem Kaiser wegen eines Separatfriedens. Unterdessen nahmen die Kaiserlichen auch Regensburg wieder (22. Juli), vereinigten sich hier, von König Ferdinand geführt, mit dem bayerischen Heere unter Johann von Werth, bald darauf unter Herzog Karl von Lothringen, und spanischen Hülfstruppen unter dem Kardinal-Infanten Don Fernando, und vernichteten bei Nördlingen das protestantische Heer in Süddeutschland unter Herzog Bernhard und General Horn, welcher mit 6000 Kriegern gefangen ward.

---

*) Berthold, a. a. O. D. V.

Schlacht bei Nördlingen, 1634, 4. September.

In völliger Auflösung sammelten sich die Trümmer des besiegten Heeres — dessen Verfolgung wegen des Abzuges der Spanier nach den Niederlanden unterblieb, während die rasche Verfolgung des Siegs den Krieg hätte beenden müssen — erst bei Heilbronn und Frankfurt, wo die schwedisch-französische Partei tagte und für jetzt noch Sachsen und Brandenburg eine schmähliche Hingabe deutscher Interessen an die Fremden verhinderten. Der Nördlinger Schlag jedoch trieb diese Glieder der Heilbronner Vereinigung, statt zu einem Anschluß an Sachsen und Brandenburg und durch sie zu einer Verständigung mit dem Kaiser, zu den Füßen Frankreichs, welches mit diesem schandvollen Bündnisse, das ihm das übrigens zum Theil schon erlistete Elsaß überlieferte, Schweden den Rang ablief, dessen Uebermacht in Deutschland gebrochen war. So ward der Krieg, zu welchem Frankreich das Geld, Deutschland das Blut hergab, durch die Umtriebe des Auslandes mit Hülfe einer Rotte erkaufter Vaterlandsverräther fortgesetzt. Die Franzosen traten jetzt übrigens nicht blos mit Geld, sondern auch mit den Waffen auf den Kampfplatz, zunächst hierzu veranlaßt durch einen Handstreich der Spanier auf Trier, wo sie den Erzbischof, der sich unter französischen Schutz gestellt, aufgehoben hatten, um ihn dem Kaiser auszuliefern. Indeß erfolgte die eigentliche Kriegserklärung von Frankreich an den Kaiser erst vier Jahre später. Für jetzt erfolgte eine soche nur an Spanien.

Prager Frieden, 1635, 30. Mai.

Die Deutschland mit diesen Zuständen zugefügte Schmach bestärkte aber den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen in seinem Entschlusse, sich von den Zertretern und Verräthern des Vaterlandes loszusagen und mit dem Kaiser, in welchem er stets seinen natürlichen Gebieter erkannt hatte, sich zu versöhnen; zumal ihm vortheilhaftere Bedingungen geboten wurden, als er nach dem Nördlinger Siege erwartete. Der Pirnaer Vorverhandlung auf Grund der förmlichen Abtretung der Lausitz und der Suspendirung des Restitutions-Ediktes folgte der von Brandenburg angenommene Abschluß zu Prag, worin — außer der Uebertragung, erbeigenthümlich als böhmisches Lehen, des bisher verpfändeten Markgrafthums Lausitz an Kursachsen — festgesetzt wurde: daß die vor dem Passauer Vertrage und dem Religions-

frieden eingezogenen mittelbaren Stifter und geistlichen Güter für immer abgetreten seien, dagegen die sämmtlichen unmittelbaren sowohl, als früher in die Gewalt der augsburgischen Bekenntnißverwandten gekommenen, nach dem Besitzstande vom 12. November 1627, noch 40 Jahre verbleiben sollten. Nach Verlauf jener vierzig Jahre sollten dieselben wieder in den Rechtsstand zurückfallen, und ohne Waffengewalt die Sache gütlich und rechtlich entschieden werden. Das Erzbisthum Magdeburg ward dem zweiten Sohne des Kurfürsten auf Lebenszeit gegen eine Entschädigung an den vormaligen Administrator, Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg, bestimmt, das Bisthum Halberstadt dem Sohne des Kaisers, Leopold Wilhelm. Für die Reichsritterschaft und die Reichsstädte trat die Gültigkeit des Religionsfriedens ein, aber auch der inzwischen mit dem Kaiser geschlossenen Verträge; Donauwerths Herstellung sollte bewirkt werden, wenn dem Kurfürsten Maximilian der Aufwand der Exekution erstattet sei. Die Rückgabe alles dessen, was dem Kaiser und seinen Bundesgenossen, zumal dem Lothringer, „seit den mit der Ankunft des Königs von Schweden auf dem Reichsboden entstandenen Unruhen" entzogen, ward bedingt, das Gleiche für den Verlust der augsburger Bekenntnißverwandten, welche innerhalb zehn Tagen dem Frieden beitreten würden. Alle auswärtigen Mächte, die Bundesgenossen der kriegenden Theile, sollten in dem Frieden eingeschlossen sein, diejenigen Mächte und Reichsstände aber, welche sich nicht zum Frieden und zur Herausgabe verstehen würden, mit bewaffneter Hand dazu gezwungen werden, und der Kurfürst, sowie die gesammten protestantischen Stände, dem Kaiser ungesäumt dazu die Hand bieten. Deshalb solle zur Handhabung des Friedens der Kaiser in Waffen bleiben, die den Frieden annehmenden Stände, wie der Kurfürst ihr Volk, dessen sie nicht zur eigenen Landesvertheidigung nothwendig hätten, zu dem Kaiser stoßen lassen, so daß aus allen besonderen Ein Kriegsheer, unter der Benennung „des Kaisers und des Reiches Kriegsheer" gebildet würde, dessen eine Hälfte der Kurfürst selbst, die andere der König von Ungarn befehlige, jedoch so, daß alle Offiziere und Generale dem Kaiser schwören. Es soll eine allgemeine Amnestie stattfinden, jedoch mit Ausnahme der böhmischen und pfälzischen Händel (hinsichtlich dieser beiden Punkte hatte der Kurfürst den Kaiser nicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen vermocht; doch verstand er sich dazu, daß den Kindern Fried-

rich VI ein fürstlicher Unterhalt, seiner Wittwe ihr Leibgedinge aus Gnaden gereicht werde; für die schlesischen Stände dagegen vermittelte der Kurfürst ein Abkommen, dem sie sich fügen mußten), so wie der in einem Nebenrecesse namentlich aufgeführten Personen; unter andern traf diese Ausschließung österreichische Erbunterthanen, welche gegen ihren Oberherrn gedient hatten, mit Ausnahme der in sächsische Dienste getretenen, in den vier obern Kreisen mehrere Grafen, welche Mitglieder des Heilbronner Bundesraths gewesen, den Herzog von Würtemberg und den Markgrafen von Baden. Es solle aber nicht so zu verstehen sein, daß die Ausgeschlossenen sogleich verurtheilt und des ihrigen beraubt werden würden, sondern der Kaiser wolle sich nur vorbehalten, gegen Etliche nach Beschaffenheit der Personen und Sachen und nach Maßgabe, wie sich ein jeder dem Friedensschluß bequemen werde, nach genugsamem Verhör und Erkenntniß und mit dem Rathe der Kurfürsten sich zu resolviren, wie es die Nothdurft und Wohlfahrt des Reiches erfordern möchte, und auch nach erfolgter Sentenz die kaiserliche Clemenz vorwalten lassen. Würtemberg und Baden, welche größtentheils von kaiserlichen Truppen besetzt waren, sollten bis auf erfolgte Ausführung und Restitution des von Frankreich beraubten Herzogs von Lothringen in den Händen des Kaisers bleiben, jedoch der fürstlichen Wittwe und der Universität Tübingen das ihrige zukommen, dem Herzoge und dem Markgrafen, wenn sie den Friedensschluß annähmen, das Nöthige für ihren Unterhalt überwiesen werden. Die Herzoge von Meklenburg wurden zu Gnaden angenommen und ihre Restitution anerkannt. Wegen des Landgrafen von Hessen behielt der Kaiser sich den Beschluß noch vor. Derselbe versprach ferner, einen Reichstag auszuschreiben, keinen Krieg gegen die kaiserliche Wahlkapitulation anzufangen, mit Sanftmuth und Güte zu regieren, wogegen Liga und Union erloschen erklärt wurden.

Dies die wesentlichen Bestimmungen des Prager Friedens, der aus redlicher, deutscher Gesinnung hervorgehend, eine Wohlthat war. Daß er keine Wohlthat blieb, war, nach göttlicher Zulassung, zunächst das Werk der französischen Politik; „aber selbst in Folge des neuen Krieges wäre das starke Deutschland nicht im westfälischen Frieden unterlegen, ungeachtet der Macht Ludwig's XIII und XIV und Christinens, ungeachtet der List Richelieu's und Mazarin's und Oxenstjerna's, ungeachtet Banner's, Torstenson's, Wrangel's, Gué-

briant's, Turenne's und Condé's Feldherrentugenden, hätten nicht die eigenen Söhne, in Wahn und Verblendung, in verruchtem Soldateneigennutz, die Hände gegen die eigene Mutter erhoben!" *)

Die eifrigsten Anhänger der Schweden, die Herzoge Georg von Lüneburg und Wilhelm von Weimar, Frankfurt, Erfurt, die Hansestädte u. s. w., traten dem Frieden bei, sogar der Landgraf Wilhelm von Hessen war, wenigstens anfänglich, entschlossen dazu, nur der Herzog Bernhard von Weimar, der mit Unterstützung Frankreichs am Rhein das Bundesheer zusammenhielt, blieb unerschütterlich. Aber während er mit Frankreich ein engeres Bündniß einging, das ihm außer einer Subsidie die Landgrafschaft Elsaß mit allen ehedem von Oesterreich besessenen Rechten versprach, und den Krieg in Lothringen fortführte, gab sich im schwedischen Reichsrath Geneigtheit kund, Frieden zu schließen, so daß Oxenstjerna desfallsige Unterhandlungen mit Sachsen anknüpfte und sich zugleich unmittelbar an den Kaiser wandte. Indeß hatte der letztere Schritt durch irgend einen unaufgeklärt gebliebenen Zufall oder diplomatischen Mißgriff keinen Erfolg, und auch die Verhandlung mit dem vom Wiener Hof bevollmächtigten Kurfürsten scheiterte, obgleich sich derselbe zur Geldentschädigung gegen Schweden bereit erklärte, das nichts anderes zu verlangen berechtigt war, den Krieg mit deutschem Gelde und deutschem Blute geführt und unzähligen Raub schon über See geschleppt hatte. Aber die Hauptsorge Oxenstjerna's, das herannahende Ende des von Gustav Adolf mit Polen geschlossenen Waffenstillstandes, ward durch die französische Verwickelung, die eine Verlängerung des Waffenstillstandes zu Stande brachte, hinweggeräumt, und die Schweden zogen nun vor, es auf eine Fortführung des Krieges ankommen zu lassen. Und indem die französische Diplomatie auf dieser Seite die deutsche Noth zu verlängern so geschickt beizutragen verstanden, gelang auf der andern die völlige Umgarnung Bernhard's, der nichts mehr und nichts weniger als französischer Söldner ward **), und welchem schmachvollen Beispiele der schwankende Landgraf von Hessen, wenn auch unter schwierigern Umständen,

*) Barthold, a. a. O.

**) Röse, Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar. Weimar, 1828, S. 104. D. B.

folgte. In Meklenburg waren inzwischen die Schweden unter Banèr mit den Sachsen an einander gerathen, hatten letztere zurückgedrängt und ihren Weg durchs Brandenburgische genommen, um nach Sachsen zu gelangen, wo sie durch die furchtbarsten Verheerungen für den Prager Frieden Rache nahmen. Der Kurfürst, unter welchem der von der schwedischen Partei zurückgetretene Herzog Franz von Lauenburg kommandirte und zu dem ein kaiserliches Korps unter Hatzfeld gestoßen war, nahm Magdeburg den Schweden ab und hoffte sie an die Ostsee zu drängen, als ihm Banér nahe der meklenburgischen Grenze, bei der märkischen Stadt Wittstock (1636, 4. Oktober) eine blutige Schlacht lieferte. Kein Theil ward in dem erbitterten Kampfe besiegt, aber ein falscher Schrecken bewog in der darauf folgenden Nacht die Verbündeten zum Rückzug, der durch die schwedische Verfolgung zur Flucht wurde. So groß war die Verwirrung der Zustände, daß den deutschen Protestanten diese Niederlage ihres Hauptes als ein Glückfall erschien und der Kurfürst predidigen lassen mußte, daß, wenn er sich bemüht, dem bedrängten Vaterlande Frieden zu verschaffen, er sich darum nicht gegen das Beste des evangelischen Wesens versündigt habe. Er blieb indeß standhaft auf der Seite des Kaisers, ebenso der Kurfürst von Brandenburg, wogegen nun endlich es zum offenen Kriege zwischen dem Kaiser und Frankreich kam. König Ferdinand erließ im Namen seines Vaters ein Manifest an die Franzosen, worin er ihnen das Verhalten ihrer Regierung gegen das deutsche Reich kund gab als Grund, weshalb er jetzt in das Königreich einrücke; aber der im Oktober von Lothringen aus unternommene Feldzug des Gallas scheiterte durch die schlechte Jahreszeit und den Widerstand des Herzogs Bernhard.

Während dieses Unternehmen mißglückte, hatte dagegen der Kaiser, dem bei herannahendem Alter und zunehmender Kränklichkeit die unabweislichen Wirren eines Interregnums schwere Sorgen bereiteten, den Trost und die Genugthuung, daß auf dem in Folge des Prager Friedens nach Regensburg berufenen Kurfürstentage, welchem er persönlich beiwohnte, sein Sohn Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen, zum Römischen König gewählt und gekrönt wurde (1636, 22. Dezember). Die Wahl war eine einmüthige; indeß, weil der gefangene Kurfürst von Trier und der inzwischen volljährig gewordene Sohn des geächteten Pfälzers nicht zugezogen worden, bestritten Schweden und

Frankreich die Gültigkeit der Wahl. Allein wie wenig Werth das Kurfürstenkollegium auf diesen Protest legte, beweist dessen Erklärung in der Antwort auf die Proposition des Kaisers bezüglich einer beabsichtigten Friedenshandlung mit den beiden Mächten über die Einmischung der Fremden in die Reichsangelegenheiten. Diese kräftige, feste Erklärung ist eine der seltenen Aeußerungen des Nationalgefühls, denen man in diesen kläglichen Zeiten begegnete, während eines Krieges, der nicht blos wegen seiner Verheerungen, sondern auch deshalb eben ein so trauriger ist, weil er das Nationalgefühl mehr und mehr erstickte. Auch das Kurfürstliche Kollegium — wurde gesagt — werde Abgeordnete zu der Friedenshandlung schicken, um dem Könige von Frankreich zu zeigen, daß die Kurfürsten in dieser, dem ganzen Reiche hochangelegenen Sache dem Kaiser zur Hand zu gehen, und für die allgemeine Sache mit und neben demselben für einen Mann zu stehen gemeint seien. Es solle dabei keiner der zu Prag festgesetzten Punkte geändert oder auch nur von Neuem vorgenommen werden, weil es dem Kaiser und Reich schimpflich sein würde, ihre unter einander gefaßten Beschlüsse der Entscheidung ausländischer Potentaten zu unterwerfen. Zur ersten Bedingung werde zu machen sein, daß der König von Frankreich, nachdem er ohne alle Ursache das Reich angefallen und Ortschaften desselben eingenommen habe, sein Kriegsvolk von dem Reichsboden abführen lassen müsse. Man solle auch Schadloshaltung von demselben fordern, besonders aber des Hauses Lothringen mit größerem Eifer sich annehmen, da ohne Restitution dieses Herzogthums kein beständiger Friede im Reich und den angrenzenden Ländern zu hoffen sei, und Frankreich, wenn diese Vormauer ihm überlassen würde, zu jeder Zeit in das Reich einbrechen könnte. Je nachdem der Fortgang der Waffen sich anlassen werde, wolle man bemüht sein, die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun, welche die Krone Frankreich dem Reich gewaltsam entzogen habe, bei dieser Gelegenheit wieder zu erlangen, wenigstens des Rechtes an diese Länder und Städte sich nicht begeben, sondern die Vortheile der Zukunft, die Gott einmal schicken werde, sich bewahren. In Betreff Schwedens müsse zunächst auf Abführung des Kriegsvolkes und Zurückstellung der besetzten Orte gedrungen werden. Pommern dieser Krone zu überlassen, gereiche dem Kurfürsten von Brandenburg und dem ganzen Reiche zum Nachtheil. Eine Satisfaktion habe diese Krone nicht zu fordern. Wenn jedoch

der Friede an diesem Punkte haften sollte, so kann man ein Uebriges thun und sich zu einer gewissen Summe auf Termine verstehen.

Tod Ferdinand II. Sein Charakter.

Die tröstliche Beruhigung, welche ihm die gesicherte Nachfolge seines Sohnes und die einmüthig patriotische Haltung der Kurfürsten gewährte, verschönte die letzten Lebensmomente Kaiser Ferdinand's. Bald nach der Rückkehr von Regensburg erkrankte er und starb am 15. Februar 1637, im 59. Jahre seines Alters. Auf dem Todbette betheuerte er, daß er bei allen seinen Handlungen nur die Ehre Gottes und das Wohl der Kirche vor Augen gehabt habe, und in dieser Gesinnung bis ans Ende beharren wolle, daß er aber auch wohl wisse, zur Seligkeit sei die Gnade Gottes von Nöthen, und denen gebühre das Wehe, welche derselben entbehren zu können glaubten. Ferdinand war, wie sein Beichtiger bezeugt *), einer der besten Menschen, die je auf einem Throne gesessen, ein zärtlicher und treuer Gatte, ein guter Vater und ein nachsichtiger Gebieter, zugänglich selbst für den Geringsten seiner Unterthanen, für jeden Bedrängten reich an Mitgefühl und Hülfe; als Regent unermüdet in der Erfüllung seiner Pflichten, demüthig und gemäßigt im Glück, standhaft im Unglück, und so wenig eigenwillig, daß er es sich zur Regel gemacht hatte, wenn die Mitglieder seines Staatsrathes anderer Meinung als er waren, den Beschluß nach ihren Stimmen fassen zu lassen. Von seiner eigenen Hand fand man niedergeschrieben: Er hasse im Rathe die stummen Hände, es gefallen ihm diejenigen nicht, welche sich durch anderer Leute Ansehen zu einer Meinung bewegen lassen, er liebe diejenigen, welche frei, offen und treuherzig, mit gebührender Bescheidenheit ihre Meinung heraussagen. Es war sein Grundsatz, daß der Zweck aller wahren Klugheit und Staatskunst nur der sei, die Ehre Gottes zu erhalten und zu erweitern. Vor Allem müsse darauf gesehen werden, diese keinen Schaden leiden zu lassen; dann erst sei das Uebrige in Ordnung zu bringen. — Ferdinand II entwickelte als Mensch und als Herrscher hochlöbliche Eigenschaften; wer war ihm gleich an Standhaftigkeit in der Noth, an Mäßigung und Demuth bei raschem Glückswechsel? Die Fremdlinge, welche

*) Lamormaini de virtutibus Ferdinandi II.

Oesterreichs Macht und Deutschlands Einheit fürchteten; jene Partei protestantischer Fürsten, welche die Reichssatzungen brach, den mit Recht gestraften Pfälzer unterstützte, und unbillig sich mit den Gütern der katholischen Religionspartei, der Danaer Gabe Gustav Adolf's, bereichern wollte, nannte ihn einen Tyrannen, den Unterdrücker der deutschen Freiheit. Wahr ist es, in den Tagen seiner Unüberwindlichkeit trat die Erinnerung an die Majestät und Herrschaft der Vorfahren lockend vor Ferdinands II Seele und war ihm das Streben nach größerer Machtvollkommenheit verzeihlich; aber nur Lästerung, nachgebetet den Fremdlingen, kann ihn beschuldigen, daß er die uralte Verfassung umstürzen und sich zum unumschränkten Herrscher des Reichs, die Stände zu blind unterworfenen Unterthanen machen wollte. Als Wohlthat hätte die Mit- und Nachwelt es erachten müssen, wenn Ferdinand Majestätsrechte mit der kaiserlichen Krone wieder vereinigte, welche zum Theil seit dem Falle der Hohenstaufen entfremdet worden waren; aber auch bei einer machtvolleren Stellung des Reichsoberhauptes und nothwendiger Abhängigkeit der Reichsglieder würde die freie, menschenwürdige Verfassung Deutschlands, als des ersten konstitutionellen Staates, nicht gefährdet gewesen sein, welche Ferdinand persönlich achtete, von Fürsten und Ständen nicht sklavischen, blinden Gehorsam forderte, und eine hochsinnige Freude hatte, eine so eigenthümlich modifizirte Herrschaft über ein zahlreiches, mächtig gegliedertes Ganze seinem Geschlecht nicht zu vererben, sondern durch verständig eingeleitete Wahl zu sichern. — Hätte Ferdinand die Grundpfeiler der deutschen Verfassung zertrümmern wollen, so bot ihm der Sieg bei Nördlingen die Gunst des Augenblicks, welche verschmähend er die Hand zu gemäßigtem Frieden bot, und dieselbe auch den strafbarsten Verächtern seines Kaiseramtes, wie dem Hessen, langmüthig offen hielt. Ferdinand II ist des starrsinnigsten, blutigsten Fanatismus beschuldigt worden, von den Protestanten, welche ihr Glaubensbekenntniß mit gleicher, oft noch überbietender Unduldsamkeit als das allein selig machende hinstellten, dieselbe reformatorische Willkür in Bezug auf ihre eigenen Unterthanen ansprachen. Wer Entschuldigungsgründe für den Wahn der Protestanten findet, möge den im römischen Bekenntniß Geborenen, den Zögling der „geschworenen Verfechter" dieses Bekenntnisses nicht schmälen, daß er seinen Glauben nicht geringer achtete, und sich gleichfalls verpflichtet hielt,

die ihm anvertrauten Völker in der Reinheit dieses Glaubens zu bewahren *). Wer mit Staatsgründen die Unterdrückung der katholischen Kirche in protestantischen Ländern rechtfertigt, etwa daß der Krone Schweden die Sorge vor den katholischen Wasas die Duldung der katholischen Kirche verbot, muß die gleiche Entschuldigung in höherem Maße für den Habsburger gelten lassen, dessen spanischem Vetter staatsrechtlich unterworfene Lande sich entzogen, indem deren republikanisches Gefühl am Genuß der kirchlichen Freiheit aufwuchs, und dessen eigene protestantische Unterthanen als unversöhnliche Feinde seines Hauses sich bethätigten, welche erstarken zu lassen auch die alltäglichste Regentenklugheit untersagte **).

Ferdinand III. 1637—1657.

Mit Ausnahme weniger Verblendeter oder Erkaufter als Kaiser anerkannt, beschränkte der neunundzwanzigjährige Ferdinand III, dem der Ruf der Milde voranging, in löblicher Sparsamkeit den zahlreichen, prunkhaften Hofstaat des Vaters und vereinfachte die Geschäftsleitung, im Uebrigen beharrte er, nicht minder kirchlich gesinnt, bei der Politik seines Vorgängers. Nach dem letzten Erfolge der Schweden bei Wittstock war die Fortführung des Krieges in unmittelbarer Aussicht, wenn auch der Prager Friede und die Beistimmung Sachsens und Brandenburgs zur Wahl Ferdinand's III Deutschland vor einer schimpflichen Theilung — noch schimpflicher als die spätere Polens — gerettet hatte. Denn obgleich Papst Urban VIII zum Wohle der Christenheit seine Vermittelung den streitenden Mächten erboten und eine Friedensversammlung nach Köln anberaumt, bereits Ferdinand II sich zur Beschickung jener Versammlung bereit erklärt hatte und Ferdinand III ebenso wenig wie jener die dänische Vermittlung abwies, endlich Frankreich der Theilnahme am päpstlichen Unternehmen sich nicht weigern durfte, so wies doch Schweden jede römische Vermittelung als unverträglich mit der protestantischen Sache ab, war Pommerns, so wie Lothringens und des Elsaß Hingabe an die Fremden mit des

*) Den Begriff des landeshoheitlichen Rechtes der Fürsten, den Glauben der Unterthanen festzusetzen, hatte übrigens der Kaiser von den Protestanten entlehnt.

**) Barthold, a. a. O.

Reiches Ehre und Wohlfahrt unvereinbar und hielten, abgesehen von allem übrigen, noch manche Fürsten zu den Feinden Deutschlands, wenn auch einen derselben, den Hessen, die verdiente Strafe bald ereilte. Ein anderer, der bedeutendste und gefährlichste von allen, ward hinweggerafft, als er dem Ziele seines Ehrgeizes sich nahe dünken durfte. Der Kaiser folgte dem Beispiele seines Vaters auch darin, daß er nicht persönlich die Heerführung übernahm und, nachdem Herzog Georg von Lüneburg es abgelehnt hatte, die Führung in Norddeutschland zu übernehmen, dieselbe Feldherren überließ, von denen keiner entfernt mit Tilly oder Wallenstein zu vergleichen war, geschweige denn es mit Banèr und Herzog Bernhard aufnehmen konnte. So nahm der Krieg eine für die kaiserlichen Waffen ungünstige Wendung und gewann mehr und mehr einen für Deutschland verderblichen und schimpflichen Charakter, verderblich, weil die beständigen, fast planlosen Kreuz- und Querzüge die Länder aussaugten und zur Wüste machten, ohne daß damit ein anderer Zweck erreicht wurde oder erreicht werden sollte, als die Ernährung und Beschäftigung der Armeen, schimpflich, weil die Heere fremder Mächte, welche deutsches Land verheerten und deutsches Volk mißhandelten, meist aus Deutschen bestanden. Diese Frevel stiegen zu der Höhe, daß Banèr selbst gestand, es wäre kein Wunder, wenn sich die Erde eröffnete und durch Gottes gerechtes Verhängniß solche ehrvergessene Frevel verschlänge. Die Schweden konnten nicht blos Pommern behaupten, und nach dem Tode des Herzogs Brandenburg an dessen Besitznahme verhindern, sondern auch Gallas auf die österreichischen Erblande zurückdrängen. Damit erhielt Bernhard von Weimar im Elsaß freie Hand. Er schlug bei Rheinfelden (1638, 21. Februar) die kaiserlichen Generale Savelli, Johann v. Werth, Enkeford und Speerreuter, die sämmtlich in Gefangenschaft geriethen, nahm Rheinfelden und Freiburg, eroberte sogar, nachdem zwei kaiserliche Heere vergeblich ihn daran zu hindern gesucht, die Hauptfestung Breisach und wollte nun mit Banèr vereint, der inzwischen Böhmen wieder verlassen hatte, in das Herz Oesterreichs eindringen. Allein nunmehr im Besitz von Elsaß und Breisgau, die Versuche des Kaisers, ihn zu gewinnen, ablehnend, aber auch entschlossen, das Eroberte für sich zu behalten und von den Franzosen sich frei zu machen, starb er plötzlich (1639, 19. Juli). In einem Testamente hatte er verordnet, daß die von ihm eroberten Länder bei

dem deutschen Reiche bleiben sollten, und den Wunsch ausgedrückt, seine Brüder möchten dieselben unter schwedischem Schutze übernehmen; wenn keiner derselben sich dazu verstehe, so sei es billig, daß Frankreich mit eigenen und des Herzogs Truppen dieselben bewache und nach geschlossenem allgemeinem Frieden an das deutsche Reich zurückgebe. Allein die Franzosen wußten es so einzurichten, daß sein Heer ganz in ihre Dienste trat und seine Eroberungen in ihre Hände übergingen. Sogar seine fahrende Habe ward den Erben vorenthalten und verkümmert.

Wenn Bernhards schmachvolle Söldnerverhältnisse zu den Fremden auch dahin gedeutet werden können, daß er die Listigen überlisten wollte, so ist doch nicht zu verkennen, daß dieser mit glänzenden persönlichen Eigenschaften ausgestattete Fürst seinen ererbten Haß gegen Oesterreich und seinen eigenen Vortheil weit über Ehre, Wohlfahrt und Sicherheit des Vaterlandes stellte. Jedenfalls hat er ohne Bürgschaft für die Dauer seines Lebens sich vermessen, seine Sünde am Vaterlande für die Zukunft gut zu machen, und, so wie die Entwickelung der Dinge und die Folgezeit geworden, muß die Geschichte, die nur hierauf zu blicken hat, ihn einen Verderber Deutschlands nennen.

Auf die Nachricht vom Tode Bernhards kehrte Banèr nach Böhmen zurück, wo er schreckliche Verwüstungen anrichtete, bis ihn der heranziehende Erzherzog Leopold Wilhelm, den sein Bruder, der Kaiser, anstatt des stets unglücklichen Gallas an die Spitze des Heeres stellte, zum Zurückweichen bis nach Thüringen veranlaßte, wo er mit der französisch-weimarischen Armee unter dem Herzoge v. Longueville und den Hessen und Braunschweigern – Herzog Georg von Lüneburg hatte sich wieder auf die Seite der Schweden gewendet, um nicht bei Annahme des Prager Friedens die Hildesheimischen Stiftslande herausgeben zu müssen — sich vereinigte. Der junge Erzherzog, der nicht blos dem Namen nach hohe kirchliche Würden bekleidete, sondern ein wahrhaft priesterliches Leben führte und mit Fug von seinem Vater ein Engel genannt wurde, führte den mit dem Bischofsstabe vertauschten Kommandostab mit Auszeichnung. Er folgte dem Banèr nach Thüringen und von da den Verbündeten nach Hessen.

---

*) Röse, Herzog Bernhard.

Um dieselbe Zeit (1640, Herbst) hatte nach langer Frist wieder ein Reichstag zu Regensburg sich versammelt, wenn auch ohne Betheiligung einiger der noch mit Schweden oder Frankreich in Verbindung stehenden Fürsten. Banèr machte in Verbindung mit den französischen Truppen eine Demonstration gegen Regensburg; der Kaiser ließ sich aber dadurch nicht beirren und die Verhandlungen wurden nicht unterbrochen. Dieselben waren auf Herstellung des Friedens gerichtet. Die in Vorschlag gebrachten Friedenskongresse zu Köln und zu Lübeck scheiterten zwar an Förmlichkeiten und an französischen und schwedischen Winkelzügen, indeß verständigte man sich über die Wahl der Städte Münster und Osnabrück für jenen Zweck und der Kaiser gab Geleitsbriefe für alle Bundesgenossen der Kronen; auch für die Nichtamnestirten. Er hatte nämlich (1641, August) eine General-Amnestie für alle sich ihm wieder anschließenden Reichsstände erlassen mit der Restitution an die weltlichen Besitzstände nach dem status quo von 1630, in die geistlichen nach dem status vom 12. November 1627. Diese Amnestie war zum Theil Folge des Todes (1640, November) des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, dessen Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm einen Waffenstillstand mit Schweden einging.

Ein anderer anfangs auf dem Reichstag berathener Gegenstand, die Schließung eines Waffenstillstandes bis zu den Friedenshandlungen und während derselben, kam leider nicht zur Ausführung. Die Fürsten scheinen gefürchtet zu haben, während eines Waffenstillstandes die Truppen der einen oder andern Partei im Lande behalten zu müssen, der Kaiser selbst scheint die Ansicht festgehalten zu haben, daß der Friede bis zur gänzlichen Beruhigung des Reiches fortgesetzt werden müsse, weil dies allein den sich stets steigernden Uebermuth der Feinde zügeln könne. Aber während blos über den Einleitungen zur Friedensunterhandlung Jahre vergingen, und die Unterhandlung selbst sich im Schneckengang hinschleppte, herrschte solche Hungersnoth in Sachsen, Hessen, am Rhein und im Elsaß, daß man gefallenes Vieh nicht verschmähte, ja menschliche Leichen verzehrte, der Bruder die Leiche der Schwester, die Tochter die der Mutter, Eltern ihre Kinder schlachteten und ganze Banden sich zusammenthaten, um Jagd auf Menschen wie auf wilde Thiere zu machen. Es war diese Hungersnoth die natürliche Folge der methodischen Verwüstung der Länder, welche von den durchziehenden Armeen ver-

übt ward, um ihren Gegnern das Bestehen unmöglich zu machen. Hand in Hand mit dem Hunger gingen ansteckende Seuchen, und die Soldaten selbst erlagen denselben zu Tausenden. Schlimmer als diese Noth waren die Schändlichkeiten, welche die armen Menschen zu erleiden hatten, wenn die zuchtlosen, in den vieljährigen Feldzügen verwilderten Kriegshorden in die Dörfer oder unverwahrten Städte brachen. Da wurden Leute bei angemachten Feuern oder in Backöfen gebraten, die Augen ihnen ausgestochen, die Köpfe zum Aufspringen eingeschraubt, Riemen aus dem Rücken geschnitten, Nasen und Ohren, Arme und Beine und säugende Brüste abgehauen, Kien und Schwefel unter die Nägel oder in die Oeffnungen des Körpers gesteckt und angezündet, Mistjauche und Urin in den Hals geschüttet, die Fußsohlen aufgeschnitten und mit Salz bestreut, die Männer verstümmelt, an Pferdeschweife gebunden, zu Zielscheiben für Schießübungen aufgestellt, die Kinder den Eltern weggerissen, in Stücke gehauen, an die Wände geworfen, an Spieße gesteckt und gebraten, die Weiber und Jungfrauen vor den Augen der Männer und Eltern auf öffentlichen Straßen, in Kirchen geschändet, und nicht selten nachher verstümmelt und ermordet. „Ganze Landschaften liegen da, wie blutlose Leichen, klagt ein gleichzeitiger Schriftsteller; hingeopfert sind die Einwohner durch Hunger, Elend und Jammer aller Art; wo einst die fröhliche Menge sich drängte, findet man stille, einsame Wüsten, und statt herrlicher Saaten zeigt sich dem Auge nur ärmliches Unkraut. Alle Landstraßen werden von Räubern umlagert: der Kaufmann, der Reisende wagt sich nicht mehr von einem Ort zum andern. Und diese Armuth, Verwüstung und Zerstörung haben wir selbst über uns gebracht, und Gottes Strafen vornehmlich durch die Heuchelei verdient, welche ihn zu ehren vorgiebt, in Wahrheit aber ihn zu betrügen sucht. So wendet sich die Schärfe des Schwertes wider uns, und für unsere Laster und Sünden verfolgen uns Furien, Flammen, Rache jeder Art, panischer Schrecken, und was sonst nur Unglückliches und Unseliges erdacht und ausgesprochen werden kann. — Wer Neigung zum Frieden zeigt, gilt für gleichgültig oder abtrünnig, und es ist fast Grundsatz geworden, daß man den Oesterreichern oder den Fremden, ja Jedem, der Gewalt habe, dienen und immerdar ein Sklave sein müsse" *).

---

*) K. A. Menzel, a. a. O. VIII.

Georg v. Lüneburg — die anderen braunschweigischen Fürsten söhnten sich nun mit dem Kaiser aus — und Banèr starben kurz nach einander (April und Mai 1641) und letzterer ward durch Torstenson ersetzt, der zwar bereits krank zum Heere kam, aber dessenungeachtet eine große Energie sowohl gegen die abermals sich auflehnenden deutschen Offiziere in schwedischem Dienst, als im Kriege entwickelte. Er drang in Schlesien und Mähren vor, und kam sogar bis in die Nähe von Wien (1642), kehrte hierauf zurück und wandte sich nach Sachsen, wo er bei Leipzig den Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini schlug. Im folgenden Jahre wandte er sich wieder nach Böhmen, während das französisch-deutsche Heer unter Guébriant vom Niederrhein, wo es durch Johann v. Werth, der sich vier Jahre lang in französischer Gefangenschaft befunden, in eine schwierige Stellung versetzt worden, sich durch Westfalen und Thüringen nach Franken und Schwaben gezogen hatte, jedoch vergebens wiederholt versuchte, gegen Bayern vorzudringen, vielmehr über den Rhein zurückgedrängt wurde. Nachdem dieser französische Feldherr Graf Guébriant vor Rottweil (1643, November) tödtlich verwundet worden, übernahm Graf Ranzau die Führung, wurde aber bei Tuttlingen (24. November) von Johann v. Werth, Mercy und dem Herzoge von Lothringen überfallen und bis zur Vernichtung seines Heeres geschlagen. Auch Torstenson vermochte in den kaiserlichen Erblanden nichts Bedeutendes auszurichten und der (1643) zwischen Dänemark und Schweden ausbrechende Krieg rief ihn nach Norddeutschland zurück.

Unterdeß war nach einjähriger Dauer (1641, 18. Oktober) der Regensburger Reichstag zu Ende gegangen. Im Abschiede war außer den schon erwähnten Punkten im Wesentlichen noch festgesetzt, daß die General-Amnestie auf die kaiserlichen Erblande, das Erzstift Magdeburg, die Pfälzische Sache und auf die Forderungen wegen eingebüßter Einkünfte keine Anwendung leiden und so lange unverbindlich sein sollte, bis die wirkliche Vereinigung aller Stände mit dem Reichsoberhaupte erfolgt sein würde — ein Vorbehalt, welchen das Reichsoberhaupt, mitten unter dem Versöhnungsgeschäfte durch die Waffen der Hessen und Lüneburger geschädigt und durch kecke Rede der zugelassenen Gesandten derselben beleidigt, wohl aufstellen durfte. Manches auch konnte nicht gänzlich in den vorigen Stand zurückgebracht wer-

den ohne eine beispiellose Großmuth gegen denjenigen Theil, welcher, wie die Pfalz, die ursprüngliche Ordnung der Dinge umgestoßen hatte. Wie sollte Maximilian vermocht werden, die Oberpfalz und Stücke der Rheinpfalz ohne Entschädigung herauszugeben, da er sie nicht als kaiserliche Belohnung oder als Ungarische Eroberung, sondern durch Kauf und als Ersatz für die ungeheuren Kosten besaß, die er, in der Höhe von 13 Millionen Gulden, an die Eroberung Böhmens gewandt? Wie war der Kaiser im Stande, diese Summe herauszugeben, oder der vertriebene Pfalzgraf, sie zu bezahlen? Indessen gab doch der Kaiser dem Drängen Frankreichs auf Eröffnung des Friedenskongresses nach, wohl unter dem Eindruck der Erfolge Torstensons und im vorahnenden Gefühle der Ungewißheit, ob nicht die mächtigsten Stände dem Beispiele Brandenburgs, die angebotene Neutralität anzunehmen, folgen möchten. So ließ sieben Jahre nach dem Prager Frieden, als nur noch Ein deutscher Stand, vertreten durch eine Frau, die Landgräfin von Hessen, gegen ihn die Waffen führte, der Kaiser, nach zögernder Bestätigung eines mit Frankreich unter dänischer Vermittlung zu Hamburg (Juli 1642) geschlossenen Präliminar-Vertrags, im Juli 1643 die Friedensversammlung zu Münster und Osnabrück beginnen, zum weltkundigen Zeugniß, daß er nicht unbedingt dem Wechsel der Waffenereignisse vertraue, aber auch zur Bezeugung des Anfangs einer neuen traurigen Phase des deutschen Reichslebens. Damals, in der letzten Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo die fremden Mächte nur noch die Großmannssucht des Geschlechtes der Landgrafen von Hessen willig und bereit zu ihrem Solde fanden, oder wenn man durchaus irgend ein höheres Interesse annehmen will, wo allein noch dieses Haus auch für sein reformirtes Bekenntniß das Recht des cujus regio, ejus religio erstrebte, da hielt Hippolithus a Lapide, der schärfste und bitterste Feind des Hauses Oesterreich und der Ansprüche desselben, den kriegführenden Mächten die Worte vor: Sileat autem ac cesset tandum vanus ille religionis praetextus! Und eben dies, daß der dreißigjährige Krieg so arm war an allen Ideen, so arm an Begeisterung für diese oder jene Sache, daß er auch nach dem Frieden für keine der Parteien eine wahrhaft erhebende Erinnerung hinterließ, machte auch seine Nachwirkungen für die Folgezeit zu einem lähmenden Drucke. Man hatte gelitten, entsetzlich gelitten; aber wofür? Wenn die Zustände, die aus dem Frieden hervorgingen, der Preis aller

dieser Mühen und Leiden waren, so mußten doch wohl eben diese Zustände umfaßt und festgehalten werden, wie ein theures, blutgetränktes Kleinod *). Aber nichts von alle dem, der Friede war unsäglich arm an Trost und Hoffnung und von der Herrlichkeit des Reiches ließ er nur eine Ruine, einen armseligen Namen bestehen. Allerdings freilich war die Reichsverfassung schon längst untergraben durch die von den Reichsfürsten mehr und mehr behauptete und befestigte Selbstständigkeit und die in demselben Maße zunehmende Unmacht des Kaisers, ihnen gegenüber seinen Geboten Geltung zu verschaffen; und der durch diesen Zwiespalt eingetretene Widerspruch zwischen Schein und Wirklichkeit barg den Todeskeim der alten Reichsverfassung. Indem nun der oben genannte Schriftsteller dies aufdeckte **), leistete er dem gewaltsamen Durchbruch der Wirklichkeit sehr wesentlichen Vorschub.

---

*) Studien über Katholizismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit in Deutschland.

) In der Schrift: **De ratione status in Imperio nostro Romano-Germanico auctore Hippolitho a Lapide, 1640. Dieses Pamphlet, welches gegen die deutsche Vaterlandsliebe und das Streben nach deutscher Einheit gerichtet war, wird gemeiniglich dem schwedischen Historiographen Bogislav Philipp v. Chemnitz aus Stettin (1605—1678), Enkel des berühmten Theologen Martin Chemnitz, zugeschrieben. A Lapide ist eine Uebersetzung des wendischen Namens Chemnitz, Kamin, Stein; Hippolithus ein ungenaues Anagramm von Philippus. K. A. Menzel (VIII. 83. Anm.) ist dagegen geneigt, den Vater des Geschichtschreibers, Kanzler zu Stettin und nachher in Schleswig, für den eigentlichen Verfasser zu halten; der Sohn soll nur Manches beigefügt haben. In dieser Schrift eines eminenten, doch von tiefstem Haß gegen das Haus Oesterreich geblendeten Geistes ist wohl manches Zutreffende enthalten, aber um ihre Tendenz zu verfolgen, beschuldigt sie die Kaiser aus dem Hause Oesterreich, von despotischen Grundsätzen erfüllt, die Reichsverfassung zertrümmert und eine unumschränkte Gewaltherrschaft gestiftet zu haben. Die Geschichte lehrt das Gegentheil. Vielmehr könnte es umgekehrt den Kaisern Ferdinand II. und Ferdinand III. eher zum Vorwurfe gereichen, daß sie zu gewissenhaft an den bestehenden Formen der Verfassung festhielten, wie denn auch der letztere es den Kurfürsten überließ, die Verhandlung mit den Kronen von Regensburg aus einzuleiten. Hätte der Kaiser selbst die Angelegenheit in die Hand zu nehmen sich entschließen können, so würde wohl das mit einer fast unterwürfigen Nachgiebigkeit gegen die Kronen begonnene Friedensgeschäft eine andere Gestalt gewonnen haben.

Gegen Torstenson aus Holstein war Gallas geschickt worden, aber statt denselben von Deutschland auszuschließen, konnte er nicht verhindern, daß der Schwede sich wieder tiefer nach Deutschland hineinzog und ihn so sehr ins Gedränge brachte, daß er nur Trümmer seines Heeres rettete. Sein Nachfolger Hatzfeld war nicht glücklicher und dessen neugebildetes Heer wurde bei Jankau in Böhmen (1645, März) vernichtet und die Schweden drangen unaufhaltsam vor bis Brünn, wo Torstenson so großen Verlust, insbesondere durch Seuchen, erlitt, daß er umkehren mußte. Unterdessen hatte Königsmark von Holstein aus das Erzbisthum Bremen und Bisthum Verden erobert. Auch am Rhein kamen die kaiserlich-bayerischen Heere gegenüber den Franzosen, die unter Türenne und Louis d'Enghien (nachmaligem Prinzen von Condé) größere Anstrengungen machten, nachdem die Tuttlinger Niederlage ihnen allen Kriegsgewinn zu entziehen gedroht hatte, wieder mehr in Nachtheil. Die Lage schien nun selbst dem Kurfürsten von Sachsen bedrohlich genug, nach dem Beispiele Brandenburgs Waffenstillstand mit Schweden zu schließen (1645, August). Und durch die Franzosen, mit denen Torstenson's Nachfolger Wrangel sich vereinigt hatte, im eigenen Lande hart bedrängt, that durch den Vertrag von Ulm (1647, 14. März) sogar der Kurfürst von Bayern denselben Schritt, weil er den Einflüsterungen des Kardinals Mazarin, Nachfolger Richelieu's, daß der Kaiser aus Rücksicht für Spanien den Frieden verzögere, Gehör schenkte. Maximilian suchte vorher die Zustimmung, die Theilnahme des Kaisers zu erlangen; derselbe hielt aber nur einen viermonatlichen Stillstand für rathsam, „weil die kriegenden Parteien den Frieden nie zu Ende bringen würden, indem ihnen der fortwährende Besitz der eingenommenen Länder gewisseren Vortheil brächte". Der zu Ulm geschlossene Stillstand galt zugleich für den Kurfürsten von Köln, und war mit Schweden, Frankreich und Hessen geschlossen. Die nächste Folge war ein unblutiges Nachspiel der Wallenstein'schen Tragödie, indem die bayerischen Heerführer Werth, Spork u. a. sich und die Armee als im Dienste des Kaisers und Reiches betrachtend, des Kaisers Partei ergriffen, aber von ihren Truppen verlassen und vom Kurfürsten für Verräther erklärt wurden. Der Kaiser nahm die Entflohenen mit großen Ehren in seine Dienste, erklärte die über dieselben verhängte Aechtung und Güteinziehung für nichtig und gebot auch allen andern hohen und nie-

deren Befehlshabern und Soldaten, welche zeither unter dem Kommando des Kurfürsten von Bayern gestanden, sich zu des Kaisers und des Reiches Fahnen, als denen sie verpflichtet, zu stellen, nachdem der Kurfürst durch den mit den Feinden geschlossenen Waffenstillstand seines Generalats sich selbst entsetzt habe. Des Kurfürsten Rechtfertigung liegt übrigens wenigstens zum Theile in der Noth und in der Gefahr, seine Länder von vier Heeren überschwemmt zu sehen, da Schwaben und Franken bereits in der Gewalt der Gegner sich befanden. Als der Kaiser sich von Allen verlassen sah, der alte unfähige Gallas gestorben und Erzherzog Leopold Wilhelm nach den Niederlanden abgegangen war, um die spanische Armee gegen die Franzosen zu führen, da wählte er zur Fortsetzung des Krieges, wozu er ungebrochenen Muthes entschlossen war, den aus hessischen in kaiserliche Dienste übergetretenen und zum Grafen von Holzapfel erhobenen Melander. Dieser neue Oberbefehlshaber war ein Calvinist, recht zum Beweise, daß der ursprüngliche Grund des Kriegs nicht einmal mehr als Vorwand vorhanden war. Die Wahrheit war vielmehr, daß der Krieg fast allen religiösen Sinn im Volke aufgezehrt hatte *).

Aber obgleich Holzapfel die Bedingung, nicht wie seine Vorgänger durch den Hofkriegsrath beschränkt zu werden — welche Beschränkung allerdings in diesen und späteren Zeiten den kaiserlichen Waffen wesentlich schadete — durchgesetzt hatte, konnte er doch nicht hindern, daß Wrangel unter dem Schutze des Ulmer Waffenstillstandes in Böhmen eindrang. Und da Maximilian, rasch enttäuscht, wahrnehmend, wie nun die Feinde bei den Verhandlungen wie im Felde bereits die Herren spielten, obgleich nicht 5000 Franzosen und Schweden im weiten Deutschland sich befanden, wie er und sein Bruder von Köln wehrlos dem Uebermuth der Fremden preisgegeben waren — im September (1647) den Waffenstillstand gekündigt oder vielmehr nicht ratifizirt und sich dem Kaiser wieder angeschlossen hatte, drangen Türenne, da auch Frankreich seinerseits den Stillstand kündigte, und Wrangel von Franken aus nochmals gegen Bayern vor. Der Kurfürst hatte seine Truppen den Kaiserlichen in Böhmen zu Hülfe

*) Logau bezeichnet den vorhandenen Zustand mit den Worten:
„Lutherisch, Päpstisch und Calvinisch, diese Glauben alle drei
„Sind vorhanden; doch ist Zweifel, wo das Christenthum denn sei."

gesandt, so daß die Schweden nach Sachsen zurückgedrängt wurden. Dagegen waren die Schweden und Franzosen durch die in Augsburg sich sammelnden Kaiserlichen und Bayern *) vom Einfall in die bayerischen Lande nicht zurückzuhalten. Bei Zusmarhausen, in der Nähe von Augsburg, ward das kaiserlich-bayerische Heer geschlagen und Holzapfel tödtlich verwundet (1648, 17. Mai). Der Kurfürst, an dem Mißerfolg der letzten Unternehmungen der Kaiserlichen, die er nicht rückhaltlos genug unterstützte, nicht ohne Schuld, floh nach Salzburg, sein Land ward fürchterlich verwüstet, während Königsmark mit einem Theile des schwedischen Heeres abermals in Böhmen eindrang und (31. Juli) die Kleinseite von Prag überrumpelte, wo ungeheure Beute erpreßt wurde. Dies war übrigens der letzte bedeutendere Moment des Kriegs. Als der neue schwedische Generalissimus, Pfalzgraf Karl Gustav, Schwestersohn Gustav Adolf's, mit frischen Truppen auf dem Schlosse zu Prag eintraf (3. Oktober) und die Altstadt belagerte, traf, da er eben den zum Entsatz der Stadt herankommenden Kaiserlichen entgegengezogen war, die Nachricht von der Unterzeichnung des Friedens (24. Oktober) ein. So erreichte der langjährige entsetzliche Kampf vor denselben Mauern sein Ende, innerhalb deren er dreißig Jahre vorher begonnen hatte.

Der Westfälische Friede.

Zu Münster und Osnabrück fanden die kaiserlichen Gesandten zuerst sich ein, zuletzt, erst im März und April des folgenden Jahres (1644), die französischen, weil sie ihren Weg über Holland genommen, um daselbst ein neues Angriffsbündniß gegen Spanien zu schließen, während mit dieser Macht über den Frieden gehandelt werden sollte, und obgleich auf dem Todbette

*) Deren General Gronsfeld schrieb dem Kurfürsten, sie seien etwa 40,000 Mann stark, „aber diese 40,000 haben einen Troß von 140,000 bei sich, Weiber, Kinder, Fuhrknechte, Jungen, die ebensowohl als die Soldaten leben wollen. Man theile zwar Proviant aus für 40,000 Mann auf 24 Stunden, wie aber die übrigen 100,000 Köpfe leben sollen, wenn sie nicht ihr Brod selbst suchen dürfen, gehe über seinen Verstand. Es gebe keinen einzigen Ort, wo der Soldat, wenn er Geld habe, etwas kaufen könne. Er sage das nicht, um die Ausschweifungen zu billigen, sondern nur zur Nachricht, daß nicht Alles aus Uebermuth geschehe, sondern Vieles aus lauter Hunger".

(† 14. Mai 1643) Ludwig XIII nichts mehr ersehnte als den Frieden. „Meine Seele ist müde zu leben, sagte er; sollte mich jedoch Gott noch in dieser Welt lassen, so würde ich die Zeit anwenden, für meine Unterthanen zu beten und ihnen die Segnungen des Friedens zu verschaffen.“ Diesem Anfang entsprach der Fortgang. Der Hochmuth der Franzosen rief die kleinlichen und unendlichen Rangstreitigkeiten hervor, zu denen der im Zank über Unwesentliches erwachsene Geist der Zeit ohnehin geneigt war, und dazu gesellte sich ein Streit zwischen dem Kaiser, den Kurfürsten und den altfürstlichen Häusern über den Excellenz-Titel. Aber über diesen Kleinlichkeiten verloren die Franzosen den auf Schwächung der Reichsgewalt, damit fortan das nur dem Namen nach fortbestehende Reich vom Gebote der Nachbarn abhängig sei, gerichteten politischen Plan nicht aus dem Auge. Deutschland rettete zwar seine Selbstständigkeit, dessen ungeachtet gelang jener Plan fast gänzlich, weil er auf die gegenseitige und nur im Mißtrauen gegen den Kaiser einige Eifersucht und Großmannssucht der deutschen Fürsten gegründet war. Da sie außer den offenen Anhängern der fremden Kronen keine Abgeordneten in Münster fanden — denn die katholischen, sowie die mit dem Kaiser ausgesöhnten Reichsglieder vertrauten dem Reichsoberhaupte, aufgereizte Protestanten scheuten den Einfluß der katholischen Franzosen in ihren Angelegenheiten, viele hielt Erschöpfung der Finanzen, andere Furchtsamkeit von der Beschickung ab — erließen die französischen Gesandten ein Rundschreiben an die Fürsten und Stände, worin sie in der frechsten und hämischsten Weise das Haus Oesterreich beschuldigten, fünf Jahre hindurch den Frieden verhindert zu haben, „um auf den Trümmern der deutschen Freiheit eine unumschränkte Herrschaft in ganz Europa zu errichten“. Da den Fremden der Vortheil aus den Händen gerungen war, wenn sie dem Kaiser, den im Kriege zu vereinzeln ihnen allmälig gelungen, als Vertreter einer Gesammtheit sich gegenüber erblickten, fragten sie in der beleidigendsten Art, „wo diejenigen wären, welche Amnestie gefordert, und um deren willen sie die Waffen allein ergriffen hätten?“ forderten den Zutritt aller deutschen Staatsglieder, um gemeinschaftlich an dem heilsamen Werke zu arbeiten und weissagten in dem Style des Hippolithus a Lapide andernfalls den gänzlichen Umsturz der deutschen Freiheit *). Da solche Sprache nicht ohne Erwiderung

*) Barthold, a. a. O. II.

bleiben konnte, kam es nahezu zum Bruche, jedoch bei der ungünstigen Wendung des Krieges gelang es immerhin den Franzosen, ihre Partei zu verstärken, als der Kaiser, welcher auch bewogen ward, den Kurfürsten von Trier, den Anfänger des Abfalls an Frankreich, freizugeben, die Beschickung freistellte. Es ist nicht unsere Aufgabe, die Lösung des verwickelten, vier Jahre in Anspruch nehmenden Friedensgeschäftes, welches fast hundertjährige Zwistigkeiten des gesammten Europa's betraf, im Einzelnen zu verfolgen. Wir heben daher nur die wesentlichsten Ergebnisse hervor. Um dem Reichskörper die unbehülflichste Verfassung zu geben, und dem Kaiser kaum noch einen Schatten von Macht übrig zu lassen, setzte es Frankreich durch, daß alle und jede Kurfürsten, Fürsten und Stände nicht nur überhaupt in ihren alten Rechten, Vorrechten, Freiheiten, Regalien und Besitzungen bestätigt wurden, sondern daß auch darunter das Territorialrecht oder die Landeshoheit, sowohl in geistlichen als weltlichen Angelegenheiten, als ein allgemeines Regierungsrecht genannt wurde, in dessen Ausübung die Reichsstände von Niemanden, unter welchem Vorwande es auch sein möchte (also auch vom Kaiser nicht) gestört werden sollten. In dem Begriffe Territorialrecht oder Landeshoheit aber waren alle Zweige der Verwaltung nebst der hohen und niedern Gerichtsbarkeit über die Landstände und Unterthanen der Reichsstände enthalten. Nur mit den letztern, nicht mit dem deutschen Volke, stand der Kaiser in Beziehungen, deren Summe die deutsche Verfassung bildete. Indeß war dieselbe schon vier Jahrhunderte alt, und keiner der Kaiser, welcher seit dem Untergange der Hohenstaufen die Reichskrone getragen, hatte sich zu dem Gedanken erhoben, König der Nation, anstatt Oberhaupt der Reichsfürstengemeinde, sein zu wollen. Auch Karl V. und Ferdinand II. auf der Höhe ihrer Macht waren immer nur damit umgegangen, sich bei den Fürsten Gehorsam zu verschaffen, oder solche, von denen sie Gehorsam erwarteten, auf die weltlichen und geistlichen Fürstenstühle zu bringen; das deutsche Volk an den Kaiserthron heranzuziehen, war keinem von beiden eingefallen. Die Bestätigung des Territorialrechts der Fürsten selbst konnte daher als keine neue Beeinträchtigung der kaiserlichen Macht angesehen werden. Dagegen war es ein neuer Zuwachs der in den Reichskörper mehr und mehr eindringenden Auflösung, daß den Gliedern desselben das Recht der Bündnisse zuerkannt wurde. Die einzelnen Reichs-

stände sollten sowohl unter einander als mit auswärtigen Mächten Verbindungen schließen dürfen, doch wurde hinzugesetzt, daß dergleichen Verbindungen nicht gegen den Kaiser und das Reich, auch nicht gegen den Landfrieden oder gegen den westfälischen Frieden gerichtet und der Eidespflicht nicht entgegen sein sollten, mit welcher jeder Reichsstand dem Kaiser zugethan sei. Auch die Reichsritterschaft und die Reichsstädte wurden in allen politischen und kirchlichen Beziehungen den andern Reichsständen gleichgestellt, und so auch diese Ueberbleibsel des alten nationalen Gesammtwesens dem Reichskörper zugewendet, um sie dem nähern Verhältnisse, in welchem sie zum Kaiser, als dem Oberhaupte der Nation, gestanden hatten, zu entrücken. — Wenn aber auch die Reichsstände als Fürsten und Obrigkeiten ihrer Länder, im Besitze der Landeshoheit, schon längst unabhängige Herren gewesen waren, so hatte doch das Reich als solches, d. h. die Vereinigung der Reichsglieder zu einem Staatskörper, noch immer für eine Monarchie gegolten, und der Kaiserhof keinen Zweifel getragen, daß ihm, dem Rechte nach, in der Reichsregierung, d. h. insofern nicht von Territorialrechten der Landesfürsten, sondern von Angelegenheiten der Reichsgesammtheit die Rede war, die Machtfülle der alten Kaiser in Rom und Konstantinopel gebühre. Wider dies Alles wurde die Forderung der beiden Kronen gleich anfangs dahin gerichtet, daß der Kaiser für sich allein kein Gesetz geben noch erklären, keinen Krieg beschließen, keine Steuern auflegen, keine Werbungen veranstalten, keine Truppen einquartieren, keine Festungen in reichsständischen Gebieten anlegen, keinen Frieden und keine Bündnisse schließen dürfe, anders als mit Einwilligung des Reichstags nach freier Abstimmung der Reichsstände. Die kaiserlichen Bevollmächtigten nahmen zwar den Schein an, dies Alles zugestehen zu wollen, suchten aber durch Hinzufügung der Klausel: Ohne Beeinträchtigung dessen, was vor den Kaiser und vor das kurfürstliche Kollegium allein gehört, ohne Beeinträchtigung ihrer Rechte und Vorrechte, und indem Alles nach der alten Weise verstanden wird, — die Reichsverfassung in der Form aufrecht zu erhalten, nach welcher der Kaiser die wichtigsten Sachen entweder allein oder höchstens mit Zuziehung der Kurfürsten abgemacht hatte. Die Kronen erkannten aber den Sinn dieser Klausel, und verlangten nähere Angabe der dem Kaiser zugehörigen Rechte. . . . Die ganze Klausel wurde endlich weggestritten, und die Stelle nach dem Entwurfe der

Kronen in den Frieden eingerückt. Der Kaiser sollte hinfüro in keiner Reichsangelegenheit irgend Etwas ohne Zustimmung der Reichsstände, und zwar aller und jeder, vornehmen können. — Obwohl aber dergestalt alle wesentlichen Gegenstände der Reichsregierung von den Stimmen der Reichsstände abhängig gemacht wurden, so waren die letzteren doch nicht gesonnen, die Macht der Stimmenmehrheit gegen einander selbst anzuerkennen. Für die protestantischen Reichsstände wäre dies, bei dem Uebergewicht, welches die katholischen Stimmen im Fürstenrathe durch die vielen Bischöfe hatten, noch gefährlicher gewesen, als sich dem Machtgebote des kaiserlichen Hofes zu unterwerfen. Der Streit über das Entscheidungsrecht der Majorität, welcher auf dem berühmten Reichstage zu Speier 1529 den Namen „Protestanten" veranlaßt und seit den letzten Jahren Kaiser Rudolf's II alle Reichstage zerrissen hatte, bedurfte daher einer vermittelnden Auskunft, und diese wurde denn in der Festsetzung gefunden, daß in Religionssachen und allen andern Angelegenheiten, wo die Stände nicht als einstimmige Körperschaft betrachtet werden konnten, wie auch dann, wenn die katholischen und protestantischen Stände in zwei Theile sich sonderten, die Stimmenmehrheit nicht stattfinden, sondern nur ein freundschaftlicher Vergleich die obschwebende Streitigkeit beendigen solle. Sobald beide Religionstheile als zwei Parteien von verschiedenen Meinungen aus einander gingen, konnte hiernach nicht von dem Zählen der Stimmen auf jeder Seite und von dem Mehr oder Minder der einen oder der andern die Rede sein; die beiden Parteien wurden dann als zwei Mächte von gleicher Größe gedacht, welche überein gekommen wären, ihre etwaigen Streitigkeiten im Wege der gütlichen Einigung abzumachen. Es war nicht nöthig, daß der Gegenstand des Streites die Religion betraf, sondern der Umstand, daß die Streitenden von verschiedener Religion waren, reichte hin, den Streit zu einem Religionsstreite zu machen, bei welchem das obige Verfahren zur Anwendung kommen sollte. Dasselbe Verfahren wurde für den Fall vorgeschrieben, wenn etwa über den Sinn des Friedens Zweifel und Widersprüche entständen. Auch über die Giltigkeit der Stimmenmehrheit in Betreff der Bewilligung von Reichssteuern wurde gehandelt; man konnte jedoch darüber zu keinem Schlusse kommen, und verschob die Entscheidung auf den nächsten Reichstag. — Ein Reich, in welchem das Oberhaupt keine Staatsgewalt besaß und den Stimmen der Glieder

kein Entscheidungsrecht zukam, schien einem Triebwerk ohne Triebkraft vergleichbar. Die im Namen des Kaisers von den beiden Reichsgerichten, dem Kammergericht und dem Reichshofrath, ausgeübte Justiz blieb der einzige Ueberrest eines Verhältnisses der Nation zu ihrem ehemaligen Beherrscher. Und auch dieser Ueberrest behielt nur für den kleinsten Theil der Deutschen Bedeutung, indem die größeren Fürsten sich bald beim Kaiser selbst Freibriefe gegen seine Gerichtshöfe auszuwirken wußten, wodurch für ihre Unterthanen die ohnehin wenig ersprießliche Berechtigung, bei den Reichsgerichten klagen zu dürfen, erlosch *).

So wie der ganze Krieg, zielte also auch die Friedensunterhandlung auf Schwächung des Hauses Oesterreich und Auflösung der mit diesem Hause enge verbundenen Kaisermacht. So wurde denn nicht allein Deutschland getheilt, die Grenzländer im Norden und Westen als offene Thür für die Fremden hingegeben, sondern die sieben Reichskreise mußten, da Oesterreich und Bayern die Zahlung ihrer Heere für sich übernahmen, zu fünf Millionen für die Befriedigung des schwedischen Heeres sich verstehen, unter dessen Fahnen noch im letzten Jahre 84,000 Deutsche stritten. In den dreizehn Jahren seit dem Prager Frieden hatte Deutschland die unsäglichsten Gräuel des Krieges mit der Einbuße des Drittheils seiner Bevölkerung und mit der Verödung ehemals so prangender Gaue getragen, und nicht mehr errungen, als was es durch jenen Frieden schon besaß. Denn die nominelle Aufnahme der Reformirten in den Religionsfrieden folgte der thatsächlichen Glaubensfreiheit jener Partei hintendrein. Ihre Selbstständigkeit und die Beschränkung der Kaisergewalt erkauften die Reichsstände nicht nur mit der Schmälerung des Vaterlandes, sondern bezahlten auch obenein, neben dem strommeise vergossenen Blute, mit Verarmung die Werkzeuge des gegenwärtigen Jammers und der kommenden Schmach **).

Die wichtigsten Bestimmungen des westfälischen Friedens sind ***):

Schweden erhielt ganz Vorpommern und Rügen nebst einem Theile von Hinterpommern; ferner Wismar, und als welt-

---

*) K. A. Menzel, a. a. O. VIII.

**) Vergl. Barthold, a. a. O. II.

***) Nach Eichhorn, St. u. R. Geschichte, § 522 ff.

liche Herzogthümer die Stiftslande von Bremen und Verden. Kraft dieser Erwerbungen ward Schweden Reichsstand.

Frankreich erhielt die Bisthümer und Städte Metz, Toul und Verdun; Pignerol; Breisach; die Landgrafschaft Ober- und Unter-Elsaß, den Suntgau und die Reichsvogtei über zehn Reichsstädte im Elsaß; alles dies jedoch ohne weitere Beziehung zum Reiche.

Kurbrandenburg erhielt zur Entschädigung für Pommern die Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin, das Erzstift Magdeburg als weltliche Fürstenthümer, letzteres jedoch vorbehaltlich des lebenslänglichen Besitzes des damaligen Administrators August von Sachsen, und ausschließlich von vier an Kursachsen übergehenden Aemtern.

Hessen-Kassel erhielt die säkularisirte Abtei Hersfeld, die minden'schen Lehen des eben ausgestorbenen Geschlechts der Grafen von Schauenburg, und 600,000 Thaler.

Meklenburg erhielt die Stifter Schwerin und Ratzeburg.

Das Braunschweigische Haus erlangte, nebst einigen Klöstern, die evangelische Bischofstelle in Osnabrück, wo fortan ein katholischer und ein evangelischer Bischof mit einander wechseln sollten.

Die Anerkennung der Generalstaaten in ihrer Selbstständigkeit durch den Frieden der Spanier und Holländer, sowie die Verzichtung des Kaisers, Spanien Hülfe zu leisten, entzog thatsächlich dem Reiche den burgundischen Kreis. Die Befreiung der Schweizer von dem Reichsgerichte trennte auch das alte Allemanien für immer von demselben.

Mit einer allgemeinen Amnestie sollte die Restitution in alle seit Anfang des Krieges in Folge desselben verlorne unbewegliche Güter und Rechte verbunden sein, jedoch mit Ausnahme der Güter der österreichischen Unterthanen, wenn deren Konfiskation früher statt hatte als der Eintritt in schwedische oder französische Kriegsdienste. Was Kurpfalz anbelangte, so verlor es nebst der ehemaligen Kur die Oberpfalz und die Grafschaft Cham an Bayern (welches auch Donauwerth bis auf Weiteres behalten sollte), erhielt aber eine neue, achte Kur *).

---

*) Diese Restitution machte die langwierigste Weiterung. Karl Ludwig, der Sohn des unglücklichen Winterkönigs, wurde zwar in die ihm zugesprochene Unterpfalz eingesetzt; dagegen wollte er das Erztruchseßamt

Der Bestimmungen in Religionssachen, auf Grund des Passauer Vertrags und des Religionsfriedens, ist schon gedacht. Die aus diesen Reichsverträgen erfolgenden Rechte wurden auch auf die Calvinisten ausgedehnt. Aber zugleich mit dieser Erweiterung ward das Reformationsrecht wesentlich beschränkt durch das für den Besitzstand angenommene Normaljahr 1624. Es ward nämlich den protestantischen Unterthanen katholischer Fürsten und wiederum den katholischen Unterthanen protestantischer Fürsten, ebenso wie den Lutheranern und Reformirten unter einander, diejenige öffentliche Religionsübung zugesichert, welche sie im Jahr 1624 gehabt hatten. Es sollte sein, als sei in dieser Neujahrsnacht um die mitternächtliche Stunde der Fluß des Wechsels der menschlichen Dinge gefroren und erstarrt. Diese gefrorene Unordnung wurde als Reichsgesetz festgestellt. Wo um diese Mitternacht in einem katholischen Domkapitel ein protestantischer Domherr gewesen war, da sollte fortan die betreffende Stelle in diesem Kapitel mit einem protestantischen Domherrn besetzt werden für lange Zeit. Wo um diese Mitternachtsstunde eine Kirche in katholischen Händen gewesen war, die seitdem vielleicht nun beinahe ein Vierteljahrhundert den Protestanten angehört hatte, da mußte diese Kirche fortan katholisch sein, und umgekehrt war es dasselbe. Jedoch diejenigen Unterthanen andersgläubiger Fürsten, denen das Normaljahr 1624 nicht eine öffentliche Religionsübung zusicherte, konnten von ihren Fürsten entweder geduldet oder hinausgejagt werden; doch war das Verfahren für beide Fälle vorgeschrieben. Dagegen ward den Obrigkeiten der Reichs-

---

mit dem dazu gehörigen Wappen durchaus nicht fahren lassen, weil für ihn zwar eine neue Kurwürde errichtet, aber noch kein anderes Erzamt ermittelt worden war. Man stellte ihn durch das Amt eines Erzschatzmeisters, der bei der Kaiserkrönung die Krönungsmünze auszuwerfen und dem Kaiser die Krone vorzutragen hatte, zufrieden. Nun aber konnte ihm auch die unterpfälzische Stadt Frankenthal nicht zurückgestellt werden, weil Spanien dem Friedensschlusse nicht beigetreten war und folglich durch denselben zu nichts verpflichtet sein wollte. Kaiser und Reich mußten sich endlich (1651) entschließen, die Reichsstadt Besançon in der damals dem Könige von Frankreich gehörigen Freigrafschaft Burgund zu einer Landstadt herabzusetzen und dieselbe dem Könige zu überlassen, um den Abzug der spanischen Truppen aus Frankenthal zu bewirken. So machte dieser die Kurpfalz betreffende Handel den Beschluß eines Krieges, in dessen Anfängen Kurpfalz die Hauptrolle gespielt hatte.

städte das Reformationsrecht genommen. Die Städte sollten fortan bleiben, wie sie im Jahre 1624 gewesen seien: ganz katholisch, ganz protestantisch oder gemischt nach dem damaligen Verhältnisse. Dies betraf namentlich die Angestellten in städtischen Diensten .... An solchem Streite im Kleinen wie im Großen fristeten fortan die kirchlich-politischen Bestrebungen der Deutschen, denen alles nationale Leben geraubt war, ein kümmerliches Dasein. Mehr als einmal geschah es, daß der ganze Reichs-Konvent die Berathung über die Mittel zur Abwehr gegen den andringenden Feind verließ, um sich mit gründlichen Erörterungen zu beschäftigen, ob eine streitige Dorfkirche oder ein Dorfschulhaus katholisch oder protestantisch sein müsse *).

Der Papst konnte freilich die hinsichtlich der religiösen Verhältnisse **) getroffenen Bestimmungen nicht gutheißen, und so erklärte Innocenz X durch eine eigene Bulle (die aber in Deutschland nicht publizirt werden durfte) den westfälischen Frieden für ungültig. Ebenso protestirte Spanien gegen die Abtretung des Elsaßes an Frankreich.

Und doch, wie kläglich auch dieser Friede sein mochte, die Völker hatten alle Ursache ihn zu segnen, denn er nahm doch die entsetzlichste Geißel von ihnen. Und war der westfälische Friede auch nur eine Art von Erklärung der Unmöglichkeit einer Verständigung, ein Waffenstillstand, so ward damit doch immerhin ein großer Fortschritt Europa's grundgelegt. Das politische System, das Völkerrecht erhielt dadurch eine neue dauerhafte Grundlage.

---

*) Studien über Katholizismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit in Deutschland.

**) Durch die Bestimmung, daß der Besitzstand von 1624 für die Religionseigenschaft der geistlichen Territorien gelten solle, überließen die Katholiken den Protestanten von den Bisthümern, die fernerhin durch Wahl besetzt werden sollten, in der That nur Lübeck und den wechselnden Besitz von Osnabrück mit den davon abhängigen Reichstagsstimmen, und von den Abteien: Gandersheim, Hervorden und Quedlinburg, da die übrigen, welche bisher evangelische Administratoren gehabt hatten, entweder in weltliche Fürstenthümer verwandelt, oder als landsäßige Prälateien erbliches Besitzthum einzelner Fürstenthümer geworden waren. Vergl. Eichhorn, a. a. O.

Drittes Kapitel.

Päpste nach dem Trientner Concil.

Pius V. 1566.

Die katholische Reform gab sich in den Päpsten nach dem Concil kund, obgleich ihrer manche sich noch weltlichen Interessen und Neigungen widmeten. Michele Ghislieri von Alessandria, streng religiös gesinnt und von untadelhafter Sittenreinheit, einfach und demüthig, befreite als Prior mehrere Klöster von den sie drückenden Schulden, und entwickelte als Inquisitor zu Bergamo und Como die strengste Gewissenhaftigkeit, unbeirrt von Drohungen und Beschimpfungen. Zum Kardinalat erhoben, veränderte er seine Lebens- und Handlungsweise ebenso wenig, wie auf dem päpstlichen Stuhle, welchen er unter dem Namen Pius V. bestieg. Gemäß dem Grundsatz: daß diejenigen, welche Andere regieren wollen, damit beginnen müssen, sich selbst zu regieren, beschränkte er die Ausgaben, indem er ein ganz mönchisches Leben führte; er setzte seine Befriedigung in die gewissenhafteste Erfüllung seiner Pflichten, und der Betrachtung, dem eifrigen Gebete widmete er sich mit so inniger Hingebung, daß dabei Thränen sein Antlitz benetzten *). So lernte er sich selbst beherrschen und das Bewußtsein reinsten Willens verlieh ihm als Papst und Regent eine unbeugsame Festigkeit. In der Disziplin, welche er ins Leben zu rufen bestrebt war, versetzte er sich in die ersten Zeiten des Christenthums zurück. Er vertrieb die Freudendirnen, gab strenge Luxusgesetze, unterdrückte den Humiliaten-Orden, der auf seinen ursprünglichen Zweck nicht zurückzuführen war, führte ein neues Missale und Brevier ein, verbot Güter der Kirche unter irgend welchem Grunde zu Lehen zu geben, machte einen beschränkten Gebrauch von Dispensen und Ablässen, untersagte den Pfarrern, sich aus ihren Pfarreien zu entfernen, hielt auf strenges Halten der Ordensregel in den Klöstern, verschärfte die Klausur der Nonnen und, von eifrigen Bischöfen unterstützt, ward er überhaupt ein erfolgreicher Reformator der italienischen Kirche. Der Kirchenspaltung war der Vorwand

*) De Falloux, Histoire de Pie V. Paris, 1844.

entzogen, seitdem das Concil, welches die Neuerer wiederholt zur Theilnahme berufen, seinen Ausspruch gethan hatte; somit war die Reformation fortan keine Forderung mehr, sondern eine Empörung. Die Fürsten, welche die Erfahrung gemacht, daß der religiösen die politische Umwälzung auf dem Fuße folgte, näherten sich jetzt Rom wieder; allerwärts hob sich die Macht der Inquisition und in Spanien nahmen die Autos-da-fe zu. Uebrigens erhob die innigste und tiefste Frömmigkeit Pius V nicht über den Verfolgungsgeist seines Jahrhunderts. Er betheiligte sich eifrig durch Truppen und Geld am Kampfe wider die Hugenotten, dem Herzog von Alba schickte er den geweihten Hut, und zu einem Kreuzzug gegen England versprach er nicht nur allen Besitz der Kirche, Kreuze und Kelche nicht ausgenommen, sondern versprach auch selbst sich an die Spitze der Kämpfer zu stellen. Vor Allem aber beschäftigte ihn die Bekämpfung der Türken, und in einem so bewegten Jahrhundert vermochte er ein christliches Heer zu bewaffnen und bei Lepanto den letzten Sieg der christlichen Einheit über den Halbmond davon zu tragen.

Selbst menschlichen Leidenschaften unzugänglich, kannte Pius V keine Rücksicht, sobald es sich für ihn um die Erfüllung einer Pflicht handelte, und die Kardinäle mußten ihn daran erinnern, daß er es nicht mit Engeln zu thun habe. Die Bulle In coena Domini wollte er in aller Kraft aufrecht erhalten und den Fürsten das Recht bestreiten, den Unterthanen neue Lasten aufzuerlegen; da aber weder die Zeit noch die Fürsten dergleichen Ansprüche mehr vertrugen, zog er sich ernste Widersprüche zu. Sogar Philipp II, welcher diese Bulle zurückwies und behauptete, sie bedürfe des königlichen Exequatur, ging so weit, dem Papste zu schreiben, er möge sich nicht freiwillig der Gefahr aussetzen, zu erkennen, bis wohin ein zum Aeußersten getriebener mächtiger Monarch gelangen könne. Als er sich dem Tode nahe fühlte, besuchte Pius die sieben Kirchen und küßte die Stufen der heiligen Treppe, „um Abschied zu nehmen von jenen heiligen Orten", und die eindringliche Aufrichtigkeit seiner Frömmigkeit machte ihn, trotz seiner rauhen Schroffheit, beliebt beim Volke, das ihn nach seinem Tode wie einen Heiligen verehrte.

Gregor XIII. 1572.

Der Bologneser Ugo Buoncompagni, einer der größten Rechtsgelehrten seiner Zeit, welcher als Papst den Namen Gre-

gor XIII annahm, zeigte sich im Gegensatz zu seinem Vorgänger versöhnlich und mild bis zur Beeinträchtigung der Gerechtigkeit. Das sittliche Bewußtsein, welches am römischen Hofe neu erwacht war, nöthigte ihn indeß, seine weltlichen Neigungen zu unterdrücken, und wenn er einen Sohn, den er hatte, kaum zu begünstigen vermochte, so konnte er gar nichts für seine Nepoten thun. Im Uebrigen suchte er gewissenhaft die Pflichten seines erhabenen Amtes zu erfüllen, die bischöflichen Sitze nur Würdigen zu verleihen, Bildung zu verbreiten. Ueber zwanzig Kollegien wurden von ihm gestiftet, darunter das Kollegium aller Nationen, bei dessen Eröffnung Reden in fünfundzwanzig Sprachen gehalten wurden. Er ist der zweite Stifter des deutschen Kollegs, zu welchem bereits St. Ignatius v. Loyola den Plan entworfen hatte, so wie er auch für die Griechen, für die Maroniten, für die Engländer eigene Schulen begründete. Er vollendete eine unter seinen Vorgängern begonnene verbesserte Ausgabe des Corpus juris canonici; aber die größte That seines Pontifikats ist die Verbesserung des Kalenders, welche seinen Namen trägt.

Kalenderverbesserung.

Wir haben betreffenden Orts bemerkt, daß, um den damaligen römischen Kalender zu verbessern, Julius Cäsar das Frühlings-Aequinoxium auf den 25. März festgesetzt und dem Jahr eine Dauer von 365 Tagen und 6 Stunden gegeben hatte. Da nun der Unterschied gegen die wirkliche Dauer des Jahres 11 Minuten 12 Sekunden betrug, so rückte das Aequinoxium alle 129 Jahre um einen Tag vor. Die Kirche, die ihre Aufmerksamkeit auf diesen Punkt richten mußte wegen des Ostertages, welcher auf den Vollmond nach dem Frühlings-Aequinoxium fallen muß, fand, daß im Jahre 325, zur Zeit des Concils von Nicäa, dieses Fest am 21. März war gefeiert worden, ohne daß die Väter des Concils hiefür einen Grund anzuführen vermochten. Im Jahre 1257 betrug die Vorrückung 11 Tage, und bereits damals war die Rede von einer Verbesserung, welche, oft versucht, niemals zum Ziele gelangte. Diese Angelegenheit beschäftigte alle Kirchenversammlungen, insbesondere das Tridentinum. Endlich berief Gregor XIII die in diesen Studien am meisten erfahrenen Männer nach Rom, u. a. den Dominikaner Ignazio Danti von Perugia und den Jesuiten Clavius von Bamberg, welche verschiedene Verbesserungsvorschläge aufstellten. Die richtige

Formel wurde jedoch von dem calabresischen Arzte Luigi Lilio gefunden und von dessen Bruder Antonio vervollständigt. Der Papst sandte Abschriften davon an alle Fürsten, Republiken und Akademieen; und auf die erhaltene Zustimmung hin verkündete er im Jahre 1582 den neuen Kalender, worin 10 Tage zwischen dem 5. und 15. Oktober unterdrückt waren. Die Jahresdauer wurde auf 365 Tage, 5 Stunden, 49 Minuten bestimmt und zugleich je das vierte Jahr zu einem Schaltjahre gemacht. Damit war man der wahren Zeit (365ᵈ 5ʰ 48′ 45″) so nahe gekommen, daß erst nach 4238 Jahren die überschießenden Minuten einen Tag ausmachen.

Uebrigens ist richtig, daß man damals das Jahr mit dem Solstitium hätte beginnen, alle Monate dem Eintritt der Sonne in die verschiedenen Zeichen des Thierkreises entsprechen lassen, und 31 Tage den Monaten geben können, welche sich zwischen den Frühlings- und Herbst-Aequinoxien befinden, indem man den Monat Dezember kürzer machte. Dieserhalb, und überhaupt wegen der Abneigung gegen Alles, was von Rom kam, brach die Verbesserung nur langsam sich Bahn. Die deutschen Protestanten entschlossen sich zu deren Annahme erst im Jahre 1699, Holland, Dänemark, die Schweiz im Jahre 1700, England im Jahre 1752 und Schweden im darauf folgenden Jahre. Die Russen und Griechen haben bis zur Stunde den Gregorianischen Kalender noch nicht angenommen, so daß ihre Zeitrechnung um 13 Tage gegen die der europäischen Völker zurück ist.

Gregor XIII. bestrebte sich, die gegen die Türken gebildete Liga aufrecht zu erhalten und leistete dem Kaiser und den Malteserrittern Geldhülfe; auch erklärte er sich für die Unabhängigkeit Irlands. Die Kosten für die geistlichen Unternehmungen wurden nicht mehr aus den Beisteuern der Christenheit, sondern aus dem römischen Staatsschatz bestritten; da Gregor jedoch verschmähte, sich weder durch neue Steuern, noch durch geistliche Zugeständnisse Hülfsquellen zu schaffen, wollte er gewisse den Fremden gewährte Vorrechte und verschiedene vom Adel ausgegebentete Mißbräuche unterdrücken, dann auch die weltliche Gewalt des Papstthums kräftigen, indem er durch die apostolische Kammer mehrere heimgefallene oder verfallene Lehen einziehen, verkaufte oder mit Hypotheken belastete Güter zurückkaufen ließ. Aber indem er auch die Zollgebühren zu Ancona erhöhete, verscheuchte er den Handel. Diese Maßregeln erregten Unzufrieden-

heit und offenen Widerstand. Die alten Parteiungen der Guelfen und Ghibellinen lebten wieder auf, blutige Bürgerkriege wütheten, Räuberhorden, geführt von den Piccolomini und den Malatesta, verübten furchtbare Rachethaten und entsetzliche Verheerungen.

Die Nachbarstaaten, deren Mißstimmung Gregor durch seine hartnäckige Vertheidigung der päpstlichen Rechte erregt hatte, überließen ihn diesen inneren Wirren und gewährten den Räubern Zuflucht, wenn sie bedrängt wurden. So vermochte weder das Schwert noch der Bann die Unruhstifter zu demüthigen, und man mußte zu gütlichem Vergleich mit ihnen sich bequemen. Alfonso Piccolomini setzte sich in Montabboddo fest und ließ hier seine Feinde grausam hinrichten, wobei seine Banditen wilde Tänze aufführten. In der Campagna schaltete er als Gebieter, und endlich mußte ihm der Papst gestatten nach Rom zu kommen, um Verzeihung zu fordern; er erschien, wohnte im mediceischen Palast und überreichte, zur Erlangung der päpstlichen Absolution, eine so lange Liste von Mordthaten, daß den Papst Entsetzen ergriff; aber wie sehr mußte seine Bewegung sich noch steigern, als er vernahm, er müsse den Verruchten lossprechen, oder den eigenen Sohn unter den Mörderhänden bluten sehen!

Sixtus V. 1585.

Sixtus V. (Felice Peretti) zeigte sich fähig, so grauenhafte Wirren zu bewältigen. Als er als Knabe die Schweine eines Pächters hütete, nahm ihn ein Franziskaner, sein Ohm, zu sich, ließ ihn erziehen und Ordensmann werden. Von Stufe zu Stufe steigend, zu denjenigen sich gesellend, welche die Kirche wieder zu erheben trachteten, gelangte er zum Papate, ohne von Verwandten erst gefördert, dann umgeben und behindert zu sein. Er richtete seine kräftigen Talente, seinen energischen und heroischen Charakter lediglich auf das Ziel, das Papstthum, welches an Macht verloren in dem Maße, als es an Achtung gewonnen hatte, nicht blos nach dem alten Einfluß, sondern auch nach dem alten Glanze wieder herzustellen. Er entließ einen großen Theil der Truppen und der Häscher, allein er hielt strenge auf die Ausführung seiner Befehle und Dekrete, ohne alle Rücksicht auf die Personen, auf daß Jedermann begreife, daß „Sixtus regiere".

Um dahin zu gelangen, mußte zwei gewaltigen Mißständen ein Ende gemacht werden, der Armuth des Staatsschatzes und

der Kühnheit der Banditen. Schon am Tage seiner Krönung konnten diejenigen, welche zu den Festen im Vatican über die Engelsbrücke sich begaben, vier junge Leute an den Zinnen der Burg hängen sehen, weil sie im Besitze kurzer Waffen ergriffen worden. Er ließ eine möglichst genaue Liste von allen Herumtreibern, Raufbolden, Abenteurern und Müssiggängern aufstellen, und setzte die Preisausschreiben auf die Köpfe von Räubern wieder in Kraft, indem er jedoch anordnete, nicht nur daß die Belohnung nicht wie früher von der apostolischen Kammer, sondern von der Familie oder von der Gemeinde des Geächteten zu bezahlen sei, sondern auch daß diese oder der Edelmann, auf dessen Grund und Boden das Verbrechen begangen worden, die Schadloshaltung dafür zu tragen habe. Philipp II, in dessen Grenzgebieten die Verbrecher Unterkunft zu suchen pflegten, unterstützte diese Maßregeln, von denen die den Auslieferern eines lebenden oder todten Räubers zugesicherte Straflosigkeit insbesondere geeignet war, unter denjenigen, welche sich bis dahin so sehr gefürchtet gemacht hatten, Schrecken zu verbreiten. Der Kopf des Priesters Guercino, der sich König der Campagna nannte, war mit 2000 Thalern bezahlt und gekrönt auf der Engelsbrücke aufgestellt. Ein Della Fara verhöhnte die Wachen an Porta Salara, griff sie mit Stockhieben an und übertrug ihnen seine Empfehlung an den Papst. Dieser aber gebot, unter der Androhung, sie alle henken zu lassen, seinen Verwandten, ihn auszuliefern, und da er Ernst machte, mußten sie gehorchen. Der Graf Giov. Pepoli ward im Gefängniß erdrosselt, und sogar Weiber und Mütter von Banditen wurden, weil sie dieselben verborgen, hingerichtet. Ein Transteveriner schien zu jung, um die Todesstrafe zu erleiden. „Nun wohl", sagte Sixtus, „so setzt ihm einige meiner Jahre zu". Mit solcher ganz orientalischen, fast grausamen Rücksichtslosigkeit gelang ihm gleichwohl binnen einem Jahre die Herstellung der Ruhe und Ordnung. Freilich aber tauchte das Banditen-Unwesen später wieder auf und ist bekanntlich bis in die neueste Zeit eine Plage namentlich der Gebirgsgegend zwischen Aquila und Terracina geblieben.

Es ist daher sehr begreiflich, daß das Andenken des fünften Sixtus volksthümlich geblieben, wie dies der Lohn großer Charaktere ist. Ebenso, daß ihm manche viel spätere Einrichtungen und Anordnungen zugeschrieben wurden. Ohne Erbarmen gegen die persönlichen Vergehen und gegen Verletzungen des Gesetzes,

zeigte er Nachsicht hinsichtlich allgemeiner Handlungen, und Wohlwollen, wo er Gehorsam fand. Der unter Gregor XIII zur Unterstützung der Gefangenen eingesetzten frommen Brüderschaft gewährte er das Recht, einen Visitator der Gefängnisse zu wählen mit der Vollmacht, jeden ersten Fastenmontag einen sogar zur Todesstrafe Verurtheilten zu befreien. Er brachte die Fürsten dahin, von ihren Ansprüchen nachzulassen, und daß sie ihm eben so ergeben waren, wie sie gegen seinen Vorgänger sich feindselig bezeigt hatten. Er gewann auch den römischen hohen Adel für sich; verlieh den Städten der Romagna wichtige Privilegien, gab Ancona mehrere alte Rechte zurück; errichtete ein Erzbisthum zu Fermo, Bisthümer zu Tolentino und Montalto, seiner Heimath. Loretto wurde von ihm zum Range einer Stadt erhoben. Er verbesserte die städtischen Verwaltungen, begünstigte den Ackerbau und nahm die Austrocknung der pontinischen Sümpfe und derer von Orvieto in Angriff; 200,000 Thaler kostete der durch die pontinischen Sümpfe geführte Kanal, der seinen Namen trägt. Er sorgte mit Strenge für die Anpflanzung von Maulbeerbäumen, begünstigte die Seide- und Wolle-Manufaktur, legte Kornspeicher an. Er setzte die Zahl der Kardinäle auf 72 fest *), und ihren sieben Kongregationen — des Index, der Inquisition, der Vollziehung und Auslegung des Concils, der Bischöfe, der Orden, der Signatur und der Konsulta — fügte er acht neue hinzu, für Gründung neuer Bisthümer, für die Liturgie und die Kanonisation, außerdem für die weltliche Verwaltung des Kirchenstaats, für die Druckerei des Vatikans und die römische Universität. Er ließ 10 Galeeren bauen und verwandte 78,000 Thaler für das Seewesen.

Wenn Sixtus V sich gerne auf seine Sparsamkeit etwas zu Gute that, so war er dazu berechtigt. Er fand den Staatsschatz erschöpft, und nach einem Jahre hatte derselbe einen Ueberschuß von einer Million Goldthaler, und so blieb es auch in den folgenden Jahren. War eine Million angesammelt, so ließ er dieselbe alsbald in der Engelsburg niederlegen, indem er sie der heiligen Jungfrau und den Aposteln weihete, gleich wie die Väter des

*) Die 6 Kardinal-Bischöfe, welche die in der Nähe von Rom liegenden bischöflichen Stühle inne haben (Suburbicarien), nämlich Velletri, Porto Santa-Ruffina, Civita-Vecchia, Frascati, Albano, Palestrina, Sabina; 50 Kardinal-Priester; die übrigen sind Diakone.

alten Testamentes ihre Schätze im Tempel bargen, um nur in dringenden Fällen daraus zu schöpfen *). Wenn man bemerkt, daß eine solche Finanzwirthschaft auf falschen Grundsätzen beruht, so ist einzuwenden, daß man zu jener Zeit noch nicht wußte, daß das Geld nur Werth hat in dem Maße, als es in Umlauf gesetzt ist. Sixtus beschränkte die Ausgaben und die Aemter des Hofes. Was die Staatsämter anbelangt, so fand er deren Käuflichkeit schon eingeführt, indeß erhöhte er den Preis und schuf neue Aemter nur, wenn sie nothwendig waren. Er besteuerte übrigens alle Stellen und sogar die nothwendigsten Lebensmittel, selbst die Münzverschlechterung verschmähte er nicht. Wunderlich ist's jedenfalls, daß er das Land übermäßig belastete und Anleihen machte, um unfruchtbare Schätze aufzuhäufen. Uebrigens vermehrte er auch die Leihhäuser.

Bei solch weitgetriebener Sparsamkeit und solch nüchterner Anschauungsweise — welche übrigens bewundert wurde, weil überhaupt die erfolgreiche Stärke Bewunderung erregt — setzen die großartigen und phantastischen Pläne dieses Papstes um so mehr in Erstaunen. Er faßte die Hoffnung, das osmanische Reich zu zerstören und unterhandelte dieserhalb mit Persien, den Drusen und einigen arabischen Häuptlingen. Er ließ Galeeren ausrüsten, zu denen Spanien und Frankreich ihre Schiffe stoßen lassen sollten, während Stephan Bathori von Polen aus mit dem Erbfeind zuerst anbinden sollte. Als dieses Projekt sich nicht verwirklichen ließ, dachte er an die Eroberung Egyptens, um dann das rothe Meer mit dem Mittelmeer zu verbinden und hiedurch den Handel in sein altes Bett zurückzuleiten. Und bis der Augenblick zur Wiedergewinnung des heiligen Landes gekommen sein würde, wollte er das heilige Grab von dort entfernen, um es zu Montalto, nahe dem heiligen Hause von Loretto, aufzurichten. Er soll sogar mit Heinrich III. unterhandelt haben, damit dieser einen seiner Neffen zum Erben annehme. So sehr lebte er in dem Gedanken, daß die ganze Christenheit auf seine Pläne eingehen müsse!

Jedenfalls indeß ist die Thatsache unläugbar, daß nach so schweren Niederlagen das Papstthum sich wieder erhob, und seine Kräfte nicht mehr aus n Tributen der Welt, sondern aus dem

*) Im März 1793 schrieb Cacault dem National-Konvent, daß sich in der Engelsburg noch eine Million Scudi vom Schatze Sixtus V befinde.

Patrimonium St. Petri zog. Es konnte nicht mehr die Oberherrschaft in Italien anstreben, nachdem einmal die Fremden sich daselbst festgesetzt hatten; aber das Gebiet des Kirchenstaats konnte auch nicht mehr an Nepoten enteignet werden und diente zum Stützpunkte für den geistigen Einfluß. Der blühende und fruchtbare Kirchenstaat versorgte Venedig, Genua und Neapel. So ward im Jahr 1589 die Ausfuhr allein in Getreide auf 500,000 römische Thaler geschätzt, ungerechnet den Flachs von Faenza, den Hanf von Perugia und Viterbo, welches auch Flachs erzeugte, die Weine von Cesena, Montefiascone und Orvieto, das Oel von Rimini, das Manna von San Lorenzo, die Pastellfarben von Bologna, die Pferde von Campania, das Wild von Terracina, Fische, Salze, Marmor und andere Erzeugnisse, deren Gesandte und Reisende gedenken *). Ancona begann wieder mit Griechen und Türken Handel zu treiben, aus allen Ländern kamen daselbst Karawanen an und einzelne Handelshäuser machten für eine halbe Million Dukaten Geschäfte in einem Jahre. Die Romagnolen bewahrten ihren alten Ruf der Tapferkeit; sie lieferten die besten Soldaten, und unter Alberico da Barbiano und dem Herzog von Urbino vollbrachten sie Thaten, einer edleren Sache werth.

Durch Beschränkung der munizipalen Freiheiten hatte, gleich den übrigen italienischen Regierungen, auch die päpstliche sich befestigt. Doch hatten die ihnen untergebenen Herren und Städte diese Freiheiten zum Theile behalten und machten sie nutzbar; manche verwalteten den Grund und Boden ihres Gebietes selbst, erhoben Steuern, hielten Soldaten, bezahlten Gehälter. Julius II unterwarf keine solche Gemeinde während des venezianischen Krieges, ohne ihr einen Vertrag vorzuschreiben. So bildete sich ein besonderer, libertas ecclesiastica genannter Theil des Völkerrechts. Zuweilen waren die Statthalter Weltliche, indessen betrachteten die Städte als eine Ehrensache, Geistliche zu solchen Vorständen zu haben. In jeder Stadtgemeinde gab es bevorrechtete Körperschaften, so die Adeligen, die Altbürger, die Municipalität; Provinzial-Verfassungen jedoch waren innerhalb des päpstlichen Gebietes unbekannt. Der Kirchenstaat glich sohin dem venezianischen, wo die souveräne Gewalt sich gleichfalls

*) Vergleiche die Reise von Montaigne und die Relazioni d'ambasciadori.

in den Händen der Gemeinden befand, zu denen häufig wieder andere Gemeinden im Abhängigkeitsverhältniß standen; und wie der Adel zu Venedig, so beherrschte im Kirchenstaat der römische Hof alle diese Einzelherrscher. Allein während zu Venedig der Erbadel, welcher die oberste Körperschaft bildete, die Regierungsrechte als ein von den Vorfahren überkommenes Eigenthum betrachtete, änderten sich in der Curie die Elemente mit jedem Conclave durch den Hinzutritt von Verwandten und Heimathsgenossen des neuen Papstes. In Venedig ferner wurden die Stellen von der Körperschaft, in Rom von dem Oberhaupte verliehen; hielten dort strenge Gesetze die Regierenden und Statthalter im Zaum, fesselte sie hier nur die Hoffnung auf Verbesserung der Stellung und Begünstigung an ihre Pflicht. Die Konstitutionen, welche Venedig verlieh, waren daher dauerhafter, die des Kirchenstaates hingen vom Willen des Papstes ab. Während die untere und die Mittelklasse ruhig und arbeitsam waren, befand sich der Adel, in dessen Händen die Municipalverwaltung lag, in einer beständigen Unruhe, verachtete Industrie und Kunst, besaß auch kaum eine bessere Bildung als die übrigen Klassen; dabei vergaß er nicht die Parteibenennungen der Guelfen und Ghibellinen, welche sie auf neue Kämpfe übertrugen. Keine Stadt war, keine Familie, welche nicht zu dem einen oder andern Banner sich hielt, und sie unterschieden sich von einander in der Kleidung, in der Art, das Brod zu schneiden, das Schwert umzugürten, eine Feder, Schleife oder Blume an der Mütze oder am Ohre zu tragen.

Diese Zwietracht und Eifersucht beraubte die Städte der Kraft zur Behauptung der gemeindlichen Rechte. Jede Fraktion suchte den neuen Legaten für sich zu gewinnen, statt seinen Uebergriffen entgegenzutreten, gleichwie dieser selbst hiedurch genöthigt war, sich auf die eine oder die andere Seite zu schlagen. Der römische Landadel, welcher eine prunkhafte Gastfreiheit übte und ein üppiges Leben führte, unterhielt Beziehungen und Einverständnisse mit den Herren in der Stadt, vorzugsweise aber mit den ländlichen Eigenthümern, welche von ihm in patriarchalischer Weise abhingen. Einige derselben, welche frei geblieben waren, hielten sich zu der einen oder der andern Partei und suchten sich namentlich mit den Häuptern gut zu stellen. So lebten die Wirren des Mittelalters wieder auf und es wurden auch die nämlichen Mittel wider sie ergriffen. Mitunter schlossen

die friedlichen Einwohner Bünde, wie die zu Fano gebildete „heilige Union", zur Unterdrückung der Meuchelmorde und Räubereien *), unter dem Gelöbnisse, das Leben an die Aufrechterhaltung des öffentlichen Friedens zu setzen. Diese Verbündung „der Friedlichen" breitete sich über die ganze Romagna aus, und daraus erwuchs eine Art von Volksjustiz, die hinwieder, gleich der gegenseitigen Eifersucht der Gemeinden, zur Verstärkung der öffentlichen Gewalt beitrug. In solcher Weise begründete sich der Staat nicht auf der Ordnung, sondern auf der Zwietracht, dem Mißtrauen, dem Widerspruch zwischen der Gewalt und dem Gesetz.

Während der häufigen Erledigungen des päpstlichen Stuhles erhoben die Städte das Haupt und suchten die Führer des alten Adels die Herrschaft wieder an sich zu reißen. Stets mußten sie jedoch darauf gefaßt sein und abzuwenden suchen, daß irgend ein Verwandter des Papstes oder irgend ein Kardinal Rechte auf ihre Unkosten eingeräumt erhalte. Geschah dies, so mußten sie sich mit Vorstellungen, mit Geld, oder im Nothfalle mit Gewalt dagegen schützen. Mißlangen aber solche äußerste Anstrengungen, so erwuchs daraus natürlich eine Verschlimmerung ihrer Lage. Faenza feierte den Jahrestag der gewaltsamen Vertreibung der Schweizer Leo's X (1521), Jesi den Tag, an dem es der Tyrannei des Prolegaten ein Ende gemacht hatte (1528). Dagegen ward Ancona durch Truppen und eine Veste im Zaum gehalten (1528), ward Perugia, welches sich der Salzsteuer widersetzt hatte, mit dem Interdikt belegt, und Pier Luigi Farnese, der die Stadt mit Waffengewalt niederwarf (1540), hob ihre alten Privilegien auf **).

Vernimmt man die allgemeinen Klagen aus allen Ländern über die Goldströme, welche vor der Reformation nach Rom flossen, so sollte man glauben, daß daselbst ungeheure Schätze aufgehäuft gewesen. Allein damit war es wie in Spanien: gar wenig von diesem Gelde gelangte in die Hände der Päpste, so

---

*) Amiani, Memorie di Fano, II, 146.

**) Tonduzzi, Istoria di Faenza, p. 609. — Baldassini, Memorie storiche dell'antichissima città di Iesi. Iesi, 1744, 256. — Saracinelli, Notizie istoriche della città d'Ancona. Roma, 1675, II. p. 335. — Mariotti, Memorie storiche civili ed ecclesiastiche della città di Perugia e suo contado. Perugia, 1806, p. 113.

daß aus Geldmangel Pius II sich auf eine einzige Mahlzeit beschränken und 200,000 Dukaten für den Zug gegen die Türken leihen mußte. Die meisten Aemter wurden verkauft, aber die Erträgnisse zerflossen in den Händen der Käufer. Man zählte im Jahre 1471 bis zu 650 käufliche Stellen, deren Gesammteinkommen auf 100,000 Thaler geschätzt wurde *). Welche Hülfsquellen blieben daher in Zeiten der Noth? Die Schaffung neuer Aemter, die Ablässe und die Jubileen, ein ganz eigenthümliches Finanzmittel. Mit der Erfindung von neuen Titeln und Aemtern trieb Sixtus IV einen großen Mißbrauch. Innocenz VIII, der aus Geldnoth sogar die Tiara verpfänden mußte, setzte ein neues Kollegium von 26 Sekretären für 60,000 Dukaten ein, Alexander VI ernannte 80 Schreiber von Breven, einen jeden für 750 Thaler; Julius II fügte denselben 100 weitere für die Archive hinzu, zum gleichen Preise; und er erntete Lob dafür, daß er in jedem Nothfalle Geld zu finden wußte. Er that dies aber, indem er die Kirche verwaltete wie den Staat, nämlich durch Verkaufen und Verpfänden der Pfründen. Leo X, welcher, abgesehen von seinen Kriegen, äußerst kunst- und prunkliebend war, stellte ungefähr 1200 neue Aemter zum Verkauf. Indeß, da diejenigen, welche sie erhielten, ein Kapital bezahlten, dessen Zinsen ihnen lebenslang als Gehalt zuflossen, so bestand diese Operation weniger in einem Verkaufe, als daß sie vielmehr ein Anleihen gegen Leibrenten war, welche oft bis acht Prozent vom Kapital einbrachten. Zur Deckung dieser Zinsenzahlung diente theils eine kleine Vermehrung der Curialtaxen, theils der Ueberschuß aus den Staatsmunicipien, den Alaunwerken, dem Salzmonopol und der römischen Douane.

Wirklich gelangten die Finanzen auf diesem Wege in einen so blühenden Zustand, daß zu einer Erhöhung der Staatssteuern fortan sich kein Bedürfniß mehr ergab; übrigens hatte der Kirchenstaat auch von allen Staaten das geringste Ausgaben-Budget, da er nicht, wie die andern, zur Unterhaltung großer Armeen, die überall das Mark der Länder aufzehren, genöthigt war. Sobald aber die öffentlichen Kassen aufhörten, einen Ueberschuß zu geben, mußten die Finanzen wieder in Zerfall gerathen. Und so hinterließ, in Folge der Wirren der Reformation und durch die stockende Ausfuhr des Geldes aus den fremden Ländern nach

*) Manuskript Chigi, angeführt bei Ranke, Päpste, IV. § 2.

Rom, Leo X dieselben in einem so trostlosen Zustande, daß Hadrian sich genöthigt sah, die Besteuerung der Feuerstellen um einen halben Dukaten zu erhöhen, was schwere Unzufriedenheit erregte. Clemens VII ergriff den Ausweg einer einfachen Anleihe von 200,000 Dukaten zu 10 Prozent, übertragbar auf die Erben und auf die Douanen einzutragen; allein die Kapitalisten erhoben den Anspruch, sich in die Verwaltung einzumischen. Die nachfolgenden Päpste vergrößerten diese Anleihe. Paul III. ergriff die neue Finanzmaßregel, daß er, indem er auf die Erhöhung des Salzpreises verzichtete, den „subsidio" einführte, eine Art von direkter Abgabe, welche bereits unter verschiedenen Namen in andern südlichen Ländern bestand *), die er aber später wieder aufzuheben versprach; so wurden, ohne irgend welche Exemption, 300,000 Thaler auf die Provinzen vertheilt. Die Städte erhoben lebhaften Widerspruch; Bologna befreite sich davon durch baare Bezahlung einer Summe; anderen Städten mußte ein Theil oder auch das Ganze erlassen werden; und schwerlich dürfte die Hälfte des Nominalbetrags dieser Abgabe in den Staatsschatz geflossen sein. Jedenfalls indessen beliefen sich die Staatseinkünfte, welche unter Julius II 350,000, unter Leo X 420,000, unter Clemens VII. 500,000 Thaler betrugen, beim Tode Paul's III auf 706,423 Thaler.

In den folgenden Zeiten bedurfte es dessen ungeachtet neuer Finanzoperationen; es wurden Mehl, Fleisch und andere Gegenstände besteuert, die Erträgnisse stets den Staatsgläubigern verpachtet. Gregorio Leti zufolge betrug das päpstliche Einkommen für gewöhnlich 1,270,000 Geldthaler, wozu noch 414,000 für Bußen und Kanzleigebühren kamen. Sixtus V erhöhte dieses Einkommen durch neue Besteuerungen, insbesondere der Juden, die vor ihm für den von der Regierung gewährten Schutz nichts zu bezahlen hatten, durch Eintreibung alter Schulden, durch Erhöhung der Bußgelder. Allerdings hatte er auch die Katholiken theils gegen die Protestanten, theils gegen die Türken zu unterstützen, denn die Päpste ließen es nicht blos bei Worten bewenden, sondern gaben das Beispiel hinsichtlich der Opferwilligkeit. Die neuen Lasten wurden von neuen Verkäufen und Veräußerungen begleitet, so daß die Lage der apostolischen Kam-

*) Zu Neapel als „freiwillige Gabe", zu Mailand als „Monatsgabe", in Spanien als „Dienst".

mer keineswegs in dem Maße, wie die Abgaben wuchsen, sich verbesserte.

Der Kirchenstaat gerieth daher nicht minder in Schulden als die übrigen Staaten. Die alte Unabhängigkeit zerfiel unter einer regelmäßigen Verwaltung, und die kriegerischen Gewohnheiten verloren sich so sehr, daß man nur eine Soldtruppe von 500 Mann, meist Schweizern, unterhielt. Und doch war dies die Zeit, wo die Stadt Rom so zu sagen sich erneuerte. Die langen Leiden der ersten Zeiten der Völkerwanderung, die Barbarei, die Bürgerkriege und, vielleicht noch mehr als alles dieses, die Verlegung des heiligen Stuhles nach Avignon, hatten Rom entvölkert. Als die Päpste dahin zurückkehrten (1377), war die Stadt nur noch von Viehhirten bewohnt, die von ihren unwirthlichen Bergen in die Tiber-Ebene heruntergestiegen waren; sie hatten sich elende Hütten gebaut, welche enge, schmutzige, von vorspringenden Dächern und Terrassen verdunkelte Straßen bildeten. Die alten Bauwerke lagen in Trümmer, die Ziegen weideten auf dem Kapitol, die Rinder liefen im Forum umher (daher die noch bestehenden Namen Monte caprino, Foro boario, Campo vaccino), und von San Silvestro bis zum Thore der Pappeln (del popolo) gab es nur Gärten und Sümpfe, wo wilde Enten gejagt wurden. Zuerst wieder ließ sich Nicolaus V es angelegen sein, Rom mit Bauwerken zu schmücken, die seiner alten und seiner neuen Majestät würdig waren; die Nachfolger thaten das Gleiche, insbesondere Julius II, welcher in den Wundern des Vaticans und der von Bramante gebauten Cancelleria Vecchia fortlebt, und die mediceischen Päpste. Neue Ansiedelungen entstanden an beiden Ufern der Tiber, welche Sixtus IV durch die seinen Namen tragende Brücke verbunden. Kardinäle und Fürsten wetteiferten im Erbauen von Palästen, und die der Riario, Chigi, Farnese, Orsini nahmen es mit den antiken Bauwerken an Schönheit auf, übertrafen sie an Wohnlichkeit *).

Die Eroberung und Plünderung von Rom und die Pest unterbrachen diese Bestrebungen, wie die Zunahme der Bevölkerung; aber unter Pius IV erwachte die Baulust wieder und die Paläste erhoben sich nun auch auf den noch öden Hügeln.

---

*) Opusculum de mirabilibus novae et veteris urbis Romae, editum a Francisco Albertino, 1515.

Das alte Kapitol ward durch das neue verdunkelt; es entstanden die neuen Basiliken und die Prachtbauten Michelangelo's. Da indeß die Hügel sich nicht bevölkern konnten, so lange es an Wasser fehlte, führte Sixtus V eine der alten Imperatoren würdige Wasserleitung aus. Er eröffnete ferner neue Straßen und verband die Höhe von Trinita dei Monti mit dem spanischen Platze durch die große Treppenflucht. Indeß besaß er nur ein geringes Verständniß des klassisch Schönen und des heidnischen Kunstgeistes und so zerstörte oder verunstaltete er manches in barbarischer Weise. Er ließ den altehrwürdigen päpstlichen Palast mit seinen eigenthümlichen Formen abtragen, um ihn durch den charakterlosen Lateranensischen Palast zu ersetzen. Nur sehr ungern duldete er den Laokoon und Apollo im Vatikan, und der Minerva auf dem Kapitol wurde statt ihrer Lanze ein Kreuz gegeben. Er wollte im Kolosseum, dessen Steine das Material zu verschiedenen Bauten hergeben mußten, eine Tuchfabrik anlegen, eine Absicht, an deren Ausführung ihn nur der Tod hinderte. Um die Trajanische und Antoninische Säule ihres profanen Charakters zu entkleiden, ließ er auf ihre Spitzen die Bildsäulen der Apostel Petrus und Paulus aufstellen, gleichsam als Wächter über die heilige Stadt. Er ließ den egyptischen Obelisk im Vatikan aufstellen und in denselben eine Partikel vom heiligen Kreuze einlegen, auf daß die Denkmäler der Gottlosigkeit dem Glaubenszeichen sich unterwerfen sollten eben an der Stelle, wo so Viele für den Glauben gelitten. Die andern drei Obelisken wurden damals errichtet, die Kuppel von St. Peter gewölbt, die beiden Kolosse, welche die Namen Phidias und Praxiteles trugen, vor dem Quirinal aufgestellt. Sixtus V vermehrte auch die Vatikanische Bibliothek, vervollständigte die griechische und orientalische Druckerei und erbaute das große Spittel an der Tiber für 2000 Arme.

Die Bevölkerung, welche sich unter Paul IV kaum auf 45,000 Köpfe belaufen hatte, erreichte unter ihm 100,000 Personen, Leute aus allen Nationen, deren mannigfaltige Tracht ein eigenthümliches Schauspiel gewährte und die zumeist den verschiedenen Kardinälen den Hof machten, in der Hoffnung, ihren Beschützer auf den Thron gelangen zu sehen. Die Günstlinge und Verwandten jedes Papstes bildeten sodann einen neuen, einen Glücksadel. Wenn ehedem der Adel sich um die beiden Häuser Colonna und Orsini gruppirte, die Häupter der beiden Haupt-

parteien, so schuf Sixtus die „Fürsten der Schwelle", mit dem Rechte, wenn der Papst Kapelle hielt, in der Nähe des Thrones zu stehen. Da nun dieses Recht den beiden erwähnten Häusern gewährt wurde, zog sich der übrige Adel aus Neid oder im Gefühle der Unterordnung von ihnen zurück.

Bei seiner hohen Anschauung von der geistlichen Gewalt, und unerschütterlich an der Lehre festhaltend, daß die weltliche Fürstengewalt nur der Ausfluß sei von derjenigen des Volkes und der Kirche, suchte er durch den Bund der katholischen deutschen Staaten und des Kaisers mit Spanien zum Siege der Rechtgläubigkeit zu gelangen; allein in Frankreich sah er die Liga unterliegen, und er excommunicirte Heinrich IV, obgleich er ihn achtete. Als er dann es für gefährlich erkannte, Spanien überwiegen zu lassen, neigte er sich Frankreich zu. Jedenfalls wußte er sich an den europäischen Höfen geachtet und gefürchtet zu machen, doch war er der letzte Papst, welcher in die großen politischen Ereignisse thätig eingriff.

In 16 Monaten folgten einander vier Päpste. Nach Urban VII (J. B. Castagna) folgte (1590) Gregor XIV (N. Sfondrati), welcher die von Sixtus aufgespeicherten Schätze gegen Heinrich IV. verwandte, den Kirchen und Klöstern das Asylrecht wieder gab; Innocenz IX (J. A. Fachinetti), sodann (1591) Clemens VIII (H. Aldobrandini), der zwischen Spanien und Frankreich die Waage hielt und den Frieden zwischen ihnen stiftete. Er fand, daß die Konsulten nur zur Verwicklung und Verschleppung der Angelegenheiten taugten, beschloß und handelte daher aus eigenem Antrieb und ließ von jenen nur das Beschlossene ausführen. Er verfuhr überhaupt eigenmächtig, auch hinsichtlich der Verhängung neuer Abgaben; ebenso nöthigte er den großen Adel, sich der gemeinen Justiz zu unterwerfen. In seinen letzten hohen Lebensjahren ließ er sich von seinem Neffen, Kardinal Aldobrandini, leiten, welcher für Frankreich günstig gesinnt war; so wurde Heinrich IV. vom Banne befreit und Spanien konnte nicht mehr unbeschränkten Einfluß auf die Entschließungen des heiligen Stuhles ausüben.

Paul V. 1605.

Leo XI., Medici, Verwandter des königlichen Hauses von Frankreich, räumte rasch den Thron dem Kardinal Borghese,

Paul V, welcher ein Gegner der französischen Partei war. Sehr gelehrt, ohne irgend eine Intrigue zur Tiara gelangt, trug er ein hohes Bewußtsein von der Würde derselben und setzte er sich das erhabene Ziel, der katholischen Kirche ihren sittlichen Einfluß wieder zu verschaffen. Er canonisirte den heiligen Karl Borromeo, approbirte die Carmeliter- und Lazaristen-Orden, schrieb für alle theologischen Schulen der Bettelorden die lateinische, griechische und hebräische Sprache vor, damit sie mit den deutschen Universitäten Schritt halten könnten, und verlangte von den Kardinälen mit Strenge die Residenz.

Bulle In coena Domini.

Als ein tiefer Kenner des canonischen Rechtes erhob er Anspruch auf alle aus den Dekretalen erfließenden Rechte des heiligen Stuhles, und er legte die letzte Hand an die Bulle In coena Domini, welche als das schroffste Beispiel päpstlicher Uebergriffe bezeichnet zu werden pflegt, deren Bestimmungen indessen sich aus der Stellung erklären, welche der Papst sonst im europäischen Völkerrecht einnahm. Abgesehen von untergeordnetern Punkten ist der Inhalt ihrer 24 Paragraphen, daß mit dem Banne belegt werden die Ketzer unter jeglichem Namen, die sie vertheidigen, die ihre Bücher lesen, besitzen, drucken oder verbreiten; diejenigen, welche vom Papste an ein Concil oder von den Verordnungen des Papstes und seiner Bevollmächtigten an weltliche Gerichte Berufung einlegen; die Piraten und Korsaren im Mittelmeer, und diejenigen, welche verunglückte christliche Schiffe plündern; diejenigen, welche den Völkern neue Steuern auflegen oder die alten erhöhen; diejenigen, welche den Türken Kriegsbedarf liefern oder ihnen Rathschläge ertheilen; diejenigen, welche gegen die kirchliche Freiheit gerichtete Gesetze machen, die Bischöfe in der Ausübung ihrer Jurisdiktion stören, an dem Einkommen der Kirche sich vergreifen, Geistliche vor ein weltliches Forum stellen, dem Klerus Abgaben auflegen, das Gebiet der Kirche, Sicilien, Corsika und Sardinien einbegriffen, besetzen oder beunruhigen. Jeder Bischof sollte einmal des Jahres diese Bulle seiner Heerde verkünden. Indeß verhielten sich die italienischen Fürsten abwehrend gegen die Ansprüche des Papstes. Zu Neapel wurde ein Buchhändler, der des Baronius Buch wider die sicilische Monarchie herausgegeben hatte, auf die Galeeren geschickt; zu Lucca wurden die Dekrete der päpstlichen Beamten nur dann zu-

gelassen, wenn sie die Approbation der Lokalbehörde erhalten hatten; in Savoyen verfügte man über dem Papste vorbehaltene Benefizien; zu Genua wurden die von den Jesuiten berufenen Versammlungen untersagt als Anlässe zu Wahlumtrieben; Venedig stellte mehrere angeklagte Priester vor die gewöhnlichen Gerichte. Paul V erließ Ermahnungen und schleuderte den Bann, mäßigte aber die strafenden Maßregeln, als er auf unerwarteten Widerstand stieß. Die Kunst begünstigte dieser Papst in ganz besonderer Weise, und der schwerste Vorwurf, der ihn trifft, ist ein weit getriebener Nepotismus.

Gregor XV. 1621.

Seine Partei gab ihm Gregor XV (A. Ludovisi) zum Nachfolger, welcher in seiner körperlichen Hinfälligkeit und geistigen Unfähigkeit, nur mit der Religion und der Wissenschaft sich beschäftigend, die Zügel seinem Neffen Lodovico Ludovisi überließ. Derselbe liebte das Geld, die Vergnügungen, den Luxus, war aber auch ein höchst einsichtiger und gewandter Staatsmann, der in den Stürmen der Zeit es meisterlich verstand, dem Winde und den Wellen nicht zu trotzen, doch ihnen auszuweichen. Unter diesem Pontifikate wurden Ignatius v. Loyola und Franz Xavier heilig gesprochen, und gab der große Kanzelredner Girolamo da Narni den Anstoß zur Gründung der Congregation de Propaganda fide, zu welcher Lodovico aus seinem eigenen Vermögen beisteuerte. Was insbesondere dieses kurze Pontifikat merkwürdig macht, ist die Bulle, durch welche den Mißbräuchen des Conclave gesteuert werden sollte. Man kannte drei Arten von Wahlen: durch Scrutinium, welches eine Zweidrittelmehrheit der anwesenden Kardinäle verlangte; durch Uebereinkunft, wo die Kardinäle einem unter ihnen die Wahl überließen; durch Eingebung, wo der nämliche Name einstimmig aus göttlicher Eingebung verkündet wurde. Aber nur zu häufig übten Bestechung und Intriguen auf die Wahl überwiegenden Einfluß, und die großen katholischen Mächte suchten bestimmend auf die Conclaven einzuwirken, wodurch die Sedisvakanzen sich verlängerten, die Blüthezeit für jegliche Unordnung. Später bildete sich der Gebrauch, daß die vom verstorbenen Papste ernannten Kardinäle sich um dessen Nepoten sammelten, um einen Kandidaten aus ihrer Mitte aufzustellen; es gelang ihnen dies zwar fast niemals, so daß sie Opponenten des neuen Papstes wurden,

allein bei der nächstfolgenden Wahl drangen sie gewöhnlich durch.

Urban VIII. 1623.

Matteo de Barberini, aus einer florentinischen, zu Ancona durch Handelsgeschäfte reich gewordenen Familie, bestieg als Urban VIII den päpstlichen Stuhl. Wenn Clemens VIII vorzugsweise den heiligen Bernhard, Paul V die Werke des Venetianers Justiniani las, so liebte Urban VIII seinerseits die neueren Dichter; er selber dichtete, und berief nach Rom Leone Allacci, Lukas Holsten (Holstenius), den Syrer Abraham Echellensis, die berühmtesten italienischen Gelehrten. Er untersagte den Geistlichen jeden Handel, jede weltliche Beschäftigung, und gab das verbesserte Brevier heraus, dessen Hymnen er selbst recensirt hatte. Zu einer Zeit, wo die Titel eine Wichtigkeit gewonnen, welche die Dinge verloren hatten, verlieh er den Kardinälen, welche vor ihm sehr ehrwürdige Herren hießen, den Titel Eminenz. Sich auch als weltlicher Fürst fühlend, wollte er Festungen anlegen, und als man ihm die von seinen Vorgängern errichteten Denkmäler in Marmor zeigte, bemerkte er: „Ich werde eiserne hinterlassen". Mit der Urbanischen Feste deckte er die Bolognesische Grenze, befestigte Rom, ummauerte den Palast von Monte Cavallo, legte zu Tivoli Waffenfabriken und ein Arsenal an, welche Anlagen er unter den Schutz einer Besatzung stellte; Civitavecchia machte er zu einem Freihafen, so daß sogar die Barbaresken die an den Christen gemachte Beute hier auf den Markt brachten. Bei der prachtreichen Umgebung, die er sich geschaffen, als gefeierter Dichter, überaus kräftigen Körpers, besaß er ein hochgesteigertes Selbstbewußtsein, das keinem Willen neben dem seinigen Spielraum gestattete. „Ich verstehe die Geschäfte besser, als alle Kardinäle zusammengenommen", pflegte er zu sagen; und als eine ihm gemachte Einwendung auf die alten päpstlichen Konstitutionen begründet ward, erwiderte er: „Die Entscheidung eines lebendigen Papstes gilt mehr als die von hundert todten Päpsten." Wollte man, daß er eine Idee annehme, so mußte man ihm die entgegengesetzte vorschlagen. In ganz Europa ward er als Schiedsrichter angerufen — eine erhabene Stellung, wenn er sie würdig ausgefüllt hätte. Allein er schwatzte mit den Gesandten und erging sich in Schönrednerei, so daß man mit ihm niemals zu einem

Ende kam. Nicht Ueberlegung, die Laune gab seine Entscheidungen ein.

In diese Zeit fallen die Erwerbungen von Ferrara und Urbino. Ferrara war unter Alfonso II, dem letzten Este (1559 bis 1597), keineswegs glücklich gewesen. Der Hof war allerdings äußerlich ein glänzender, und die Gunst, die er den Gelehrten und Schöngeistern gewährte, machte ihn gewissermaßen an deren Ruhm theilhaftig. Doch aber war diese Gunst Alfonso's für Dichter und Künstler im Grunde eine hochmüthige und unduldsame. Als Tasso die Neigung verrieth, der dringenden Einladung der Medici nach Florenz zu folgen, da entzog er ihm Gunst und Freiheit. Ohne männliche Nachkommenschaft, erlangte Alfonso, trotz des Statuts Pius' V, welches die an den heiligen Stuhl zurückfallenden Staaten zu belehnen untersagte, vom Kaiser das Recht, seinen Neffen Cesare zum Erben einzusetzen (1597). Allein Clemens VIII machte jenes Statut mit geistlichen und weltlichen Waffen geltend. Cesare mußte auf Ferrara und Comacchio verzichten, und beschränkte sich auf den Besitz von Modena, wo er Stammvater der bis 1803 bestehenden herzoglichen Linie ward. — Das Herzogthum Urbino, mit seinem sehr fruchtbaren Küstengebiet, umfaßte 7 Städte und über 300 Flecken; seine Fürsten zeichneten sich in fremdem Solde aus und, prachtliebend, gebildet, brachten sie dem Lande mehr ein, als sie ihm kosteten. Francesco Maria (1574) lebte lange am Hofe Philipp's II und wurde genöthigt, sich mit Lucrezia d'Este zu vermählen, der kriegerische junge Mann von 25, mit der geistreichen und galanten Frau von 40 Jahren; die Ehe konnte nur eine unglückliche sein und zu einer Trennung führen. Nach dem Tode der Lucrezia erzielte der Herzog in zweiter Ehe einen Sohn, dem er dann die Regierung abtrat; derselbe verbrauchte jedoch in wilden Ausschweifungen rasch seine Jugendkraft und bald ereilte ihn der Tod. Francesco Maria mußte nun entgegen seiner Neigung die Regierung seiner Lande wieder übernehmen, um welche sich bereits der Papst, als Lehensherr, und der Kaiser stritten, der andere Rechte darauf geltend machte. Kaum hat er die Augen geschlossen (1631), als seine Allodialgüter an Florenz fallen, das Herzogthum von Urban VIII in Beschlag genommen wird, obgleich dessen Neffen, die Barberini, denen er sonst nur zu sehr nachgiebt, dies heimgefallene Lehen für sich wünschen. Ihr Ehrgeiz hätte auch Urban bald in einen

Krieg mit Odoardo Farnese, Herzog von Parma, und Venedig, Toscana und Modena verwickelt, die sich mit Farnese verbanden, um ihn gegen die Ansprüche der Barberini auf dessen Herzogthümer Castro und Ronciglione zu vertheidigen. Farnese zog auf Rom, während die päpstlichen Truppen in seine Staaten einfielen. Der Papst, welcher von nichts wußte, war rathlos. Die fremden Gesandten vermittelten, trotz der Ränke der Barberini, zu Venedig einen Frieden (1642), durch welchen der status quo hergestellt wurde, nur daß der Herzog von Parma wie der Papst ihre Finanzen ruinirt hatten; und dies, wie die Klagen des Volkes, mochte nicht wenig dazu beitragen, das Leben Urban's VIII († 1644) abzukürzen.

Es sind dies unbezweifelt gar kleinliche Interessen im Vergleiche mit denjenigen, für welche wir das Papstthum in den mittlern Jahrhunderten kämpfen sahen; damals, als es die Welt zur christlichen Kultur berief und die Rechte der Menschlichkeit wider die Mißbräuche und die Tyrannen aller Art vertheidigte, um, ohne um das irdische Reich zu sorgen, den Christen das himmlische zu sichern, nämlich die Wahrheit, die Sittlichkeit, die Gerechtigkeit.

Viertes Kapitel.

Skandinavien *).

Christian II.

Die Calmarische Union bestand fort und Christian II war Johann in dem vereinigten Reiche von Dänemark, Norwegen und Schweden gefolgt im Jahre 1513. Dieser von Natur feurige und unbeugsame Fürst war, um ihn an die Idee der Gleichheit zu gewöhnen, von seinen Erziehern geflissentlich mit dem Leben des gewöhnlichen Volkes bekannt gemacht worden, woher er sich an Schenkstuben und üble Orte gewöhnte, während das pedantische Festhalten am lateinischen Unterricht in ihm einen

---

*) S. Bd. VIII. Kap. XX.

Abscheu vor jedem Studium hervorrief. Während der Empörungen gegen seinen Vater entwickelte sich in ihm auch eine blutige Strenge, so daß er im Andenken der Schweden als ein Ungeheuer lebt, dessen Thaten sehr übertrieben werden. Er knüpfte ein Verhältniß an mit der sehr schönen Dyveke, deren Mutter Sigbrit Willins, eine Obsthändlerin aus Amsterdam, eine Frau von einem ihren niedrigen Stand und ihre Sitten bedeutend überragenden Geiste war. Aus den Berichten von Charlatanen, Barbieren und Leuten ähnlichen Schlages, welche die von ihr zu Bergen eröffnete Kneipe oft besuchten, wob sie Erzählungen von den Vorfällen in der Stadt und in den Familien, wovon der König nicht minder angelockt worden war, als von den Reizen ihrer Tochter. Dazu kommt, daß sie von den Einrichtungen und dem Handel der Niederlande unterrichtet war und von der Politik mit einer Sicherheit und einem Verständniß zu reden wußte, welche mit der unwissenden und lästigen Anmaßung seiner Pedanten in geradem Gegensatze standen. Was Wunder nun, wenn Christian sich gänzlich diesen Beiden überließ? Weder Thron noch Ehe, ja nicht einmal der Tod ihrer Tochter selbst vermochten die Geltung der Sigbrit zu schmälern, welche ihm ihre niedrigen Leidenschaften, Haß des Klerus und Adels und Eifersucht gegen die Hanseaten, einzuflößen verstand.

Bei seiner Anerkennung als König hatten die Dänen und Norweger neue Bedingungen gestellt, unter andern, daß er dem Adel die Rechtspflege in den Kriminalfällen, welche eine Geldbuße von vierzig Mark nicht überstiegen, überlassen und für die Zusicherung der Nachfolge irgend eines Andern keine Schritte thun solle. Diese Zugeständnisse waren Christian äußerst lästig und sein ganzes Streben ging dahin, die beiden Hemmschuhe der königlichen Macht, Adel und Klerus, sowie die hanseatische Verbindung, die Beherrscherin Skandinaviens, zu erniedrigen, und in diesem Streben entwickelte er eine energische Geschicklichkeit, einen großen Scharfsinn und eine fast wilde Halsstarrigkeit.

Auch Schweden hatte ihn als König anerkannt (1518); aber die Zögerung des Reichsverwesers Stenon Sture's II mit der Uebertragung der Herrschaft nöthigte Christian, mit einem Heere seinem Rechte Geltung zu verschaffen zu suchen; doch sein Zug mißglückte, und geschlagen wandte er sich an Leo X, der nach einer vergeblichen Anmahnung an Stenon Sture, das Reich abzutreten, die Nation mit dem Banne belegte. Größere

Wirkung aber brachte ein gewaltiges Heer hervor, womit Christian den Krieg, der auch von den wieder erstandenen Sekten und den Anhängern der Dänen thätlich begünstigt wurde, fortsetzte. Gustav Troll, Erzbischof von Upsala, der Sohn von Stenon's Nebenbuhler, verweigerte den Generalstaaten den Eid, von denen er mit Gewalt seiner Stellung entsetzt wurde. Christian versprach, nach Stockholm zu kommen, um mit dem Reichsverweser zu unterhandeln, zu welchem Zwecke er sich freies Geleit und Geißel stellen ließ, nach deren Empfang jedoch er nach Dänemark ging, um mit einem durch deutsche, preußische, polnische, schottische und französische Abenteurer verstärkten Heere zurückzukehren. Stenon Sture ging unter und mit ihm die Begeisterung gegen die Dänen, die seine Wittwe Christine Gillenstjerna durch eine siebenmonatliche männliche Vertheidigung Stockholms vergebens wieder zu beleben suchte. — Christian bemächtigte sich der Herrschaft, indem er Amnestie versprach und die Privilegien bestätigte (1520).

Das Stockholmer Blutbad.

Man sagt, daß die Sigbrit ihn zur Ausrottung des schwedischen Adels angetrieben und mit einem Beichtvater, einem Charlatan, den sie aus ihren Genossen für den König gewählt, und den Bischöfen von Upsala und Adensee die Vorbereitungen dazu getroffen habe. Nachdem Christian gekrönt und drei Tage lang Feste gehalten worden, begann am vierten das Blutgericht, in welchem allen Vornehmen alle Schuld an der Exkommunikation aufgebürdet, Bischöfe, Senatoren, Adeliche mit Christina ins Gefängniß geworfen wurden mit dem Ausspruche, daß sie ohne Sakramente als Exkommunicirte sterben sollten. Und 94 Personen aus den höchsten Ständen wurden in den Festkleidern, womit sie bei Hofe erschienen, vom Schlosse heruntergeführt und, während sie ihre Unschuld bezeugten und das Volk, welches von den Vorgängen im Schlosse nichts erfahren, jedoch den Befehl erhalten hatte, sich zu Hause zu halten, zur Abschüttelung des schmählichen Joches aufforderten, hingerichtet, viele andere, auch Bürger, am folgenden Tage gehenkt; die mit dem Leben davon kamen, wurden nach Dänemark in Gewahrsam gebracht. Christian, der dann seinen Banden das Weitere im Lande überließ, machte bekannt, das Geschehene habe die Ausführung des Urtheilsspruches der Kirche und die Reinigung

Schwedens von der Sünde bezweckt. Er kehrte hierauf nach Suderköping zurück auf einer Straße, welche sein Minister Klaus Holst mit 1600 Gehenkten besetzt hatte, um dann vom Könige gleichfalls dem Galgen überantwortet zu werden. Fortan wandte Christian alle Sorgfalt auf die Verbesserung der Gesetze, Sitten und des Handels Dänemarks und führte den Lutheranismus ein.

In Wahrheit kann der Widerspruch, der in Christian's Handlungen hervortritt, nur durch die natürliche Steigerung der Raserei religiösen und politischen Sektenthums erklärt werden. Er trat in verwandtschaftliche Beziehungen mit dem mächtigsten Hause in Europa, indem er mit einer österreichischen Prinzessin, der Schwester Karl's V, sich vermählte; mit der Königin ins Land gekommene Holländer und Flamänder gründeten eine Kolonie auf der Insel Amak, welche Kopenhagen gegenüber liegt, und, bisher unfruchtbar, von ihnen in einen Garten umgewandelt wurde. Er unterdrückte das englische Seeräuberwesen, brachte durch einen Vertrag mit Heinrich VIII die Rechte der dänischen Schifffahrer zur Anerkennung und bewirkte ihnen bei Basilius IV die Erlaubniß, sich unter gleichen Privilegien mit den Hanseaten in Nowgorod niederzulassen. Kopenhagen erhob er zum Hauptstapelplatz, indem er die Erhebung des Sundzolles dahin verlegte. Ohne des Senates Zustimmung ertheilte Gesetze machten ihn beim Volke beliebt; eins derselben beschützte die Bauern gegen die Habsucht der Grundherren und den Menschenhandel, indem es den Mißhandelten gestattete, ihre Wohnsitze zu verlegen, wie auch die Bewohner von Schonen, Jütland und Föhnen zu thun pflegten. Er untersagte die Ausraubung der Schiffbrüchigen und versuchte die Reformation des Klerus. „Wer mit der Seelsorge betraut ist, soll eine dauernde Stätte haben; ein Bischof nicht mehr als zwölf oder vierzehn, ein Erzbischof nicht mehr als zwanzig Personen zur Begleitung auf Reisen mitführen. Kein Geistlicher kann Grundbesitz erwerben, und wer Kirchen oder Klöstern Schenkungen macht, soll dies in Geld, nicht in Grundstücken thun" *). Ferner nahm er dem Senat die Rechtspflege und übertrug sie einem besonderen hohen Gerichtshofe, der jedoch immer dem Könige folgen mußte; ebenso war er

*) Vergl. die „Kirchengesetze" vom 26. Mai 1521; die „politischen Gesetze" vom 6. Januar 1522.

bemüht, die Bürger auf die Stufe der bevorrechteten Stände emporzuheben und mit Hülfe der vielen Abgaben das stehende Heer zu vermehren. Den durch derartige Einrichtungen hervorgerufenen Haß gegen ihn steigerten noch die unwürdigen Günstlinge, und besonders jener üble Beichtvater Slaghöck, Bischof von Skara, den er als Statthalter in Schweden zurückgelassen hatte. Da bereitete sich auch die Rache für das Stockholmer Blutbad.

Gustav I Wasa.

Der Sohn eines seiner Opfer war Gustav Wasa, aus einer Senatorfamilie im Jahre 1490 geboren. Als Geißel von Christian, der seine Fähigkeiten und seine Tapferkeit fürchtete, gefangen gehalten, wußte er sich seinem Gewahrsam durch Flucht nach Lübeck zu entziehen und dort die Mittel zur Rückkehr nach Schweden (1519) zu gewinnen. Hier hoffte er vor Allem den nationalen Haß entflammt zu finden und den Racheruf zu vernehmen, aber er fand Nichts als Muthlosigkeit, hörte Nichts als kleinmüthigen Rath, zu thun wie die Andern, zu schweigen und sich zu fügen. Allmälig jedoch fingen die Dalecarlier an, Wasa Gehör zu leihen, zumal auf das Gerücht hin, daß der König allen Bauern einen Arm und ein Bein abhauen lassen wolle, und um so mehr hörten sie auf ihn, als sie während seiner Rede die vorbedeutungsvolle Bemerkung machten, daß der Nordwind nicht mehr zu wehen aufhöre; so begannen sie die Erhebung, die sehr bald um sich griff. Ohne alle militärische Disciplin fochten sie mit regulären Truppen; aber Wasa ersetzte jene durch seine eigene Thätigkeit. In Hedemor errichtete er Zeughäuser und legte Werkstätten zur Verfertigung von Waffen und Münzen an, indem er selbst arbeitete und keine Mühsal scheute; und nachdem er durch einen Sieg die Zahl und den Zustand seines Heeres verbessert hatte, nahm er Upsala und wurde in der Versammlung der Edeln zum Reichsverweser ernannt (1521), da er den Königstitel zu führen verschmähte, so lange die Tyrannei noch nicht niedergeworfen sein würde. Stockholm ward sodann belagert, und Slaghök floh nach Dänemark, wo die Sigbrit ihn sogar zum Erzbischof von Lund aufsteigen ließ; aber als der römische Hof, der zum letzten Mal seine Stellung als Bestrafer königlicher Vergehen geltend machte, durch den Bruder Gian Francesco di Polenza Rechenschaft für die Stockholmer Metzelei fordern

ließ, fand der König für gut, in Slaghöck den Schuldigen zu finden und dieser wurde zu Strick und Scheiterhaufen verdammt.

Lübeck verband sich mit den Aufrührern. Christian versammelte die Stände Jütlands, um Mittel zur Vermehrung des Heeres zu gewinnen; aber einige Bischöfe und Senatoren vereinigten sich gegen ihn als einen Verletzer der Verträge, kraft deren er regierte, und wählten (1522) Friedrich, Herzog von Schleswig-Holstein, der sich mit Lübeck verbündete und dem Könige offen den Krieg erklärte. Aber dessen alte Kraft und Festigkeit waren gebrochen und er floh, obgleich noch im Besitze so vieler Mittel, mit seiner Familie, den Archiven, Kronjuwelen und Schätzen und der Sigbrit, die ihm nur in einem Fasse der Volkswuth zu entreißen gelang.

„Mein Name müßte geschrieben stehen über der Thüre aller bösen Menschen", sagte Munz, Vorsteher der Justiz in Jütland, als er Christian in Kenntniß setzte, daß „Adel und Klerus ihn abgesetzt wegen Verletzung der Privilegien". An die Stelle des „nordischen Nero" wurde (1523) sein Oheim Friedrich I gewählt, Herzog von Holstein und Sohn jenes Christian, der zuerst aus diesem Hause die drei skandinavischen Reiche beherrscht hatte. In Schweden jedoch wurde Gustav Wasa zum Könige erhoben und auf diese Weise der Calmarische Vertrag zerrissen.

Dänemark. Friedrich I.

Die Regierung Friedrichs I gewann einen unruhigen Charakter durch die Versuche des Abgesetzten und die Reformation. Die neuen religiösen Ideen waren schon unter Christian II eingedrungen, der sie zur Demüthigung des Klerus unbehindert Wurzel fassen ließ. Paul v. Elia, Prior des Karmeliterklosters zu Kopenhagen, übertrug die deutschen Predigten eines Lutheraners in die Nationalsprache; aber das Volk verhöhnte diesen deutschen Apostel, der nicht die Gabe der Zungen hatte und verschwand, während der Prior zur Wahrheit zurückkehrte. Mit größerem Erfolg jedoch trug Johann Tausen von Föhnen, Luther's Schüler, dessen Lehren in Kopenhagen vor und in Malmoe ward das erste öffentliche Bekenntniß von der neuen Lehre abgelegt (1527). Friedrich, den neuen religiösen Bestrebungen gewonnen, gestattete Gewissensfreiheit, sicherte jedoch zugleich dem katholischen Klerus den Güterbesitz, „wofern er nicht kraft eines Gesetzes entzogen worden wäre"; den Kapiteln allein

sollte unter dem Bestätigungsrecht des Königs die Bischofswahl zustehen, ohne Einmischung Roms. Ein Stehenbleiben war unmöglich. Sehr bald (1530) ward ein Glaubensbekenntniß in 43 Artikeln, nach dem Muster des Augsburgischen aufgestellt, und die Protestanten gingen zu den gewohnten Excessen gegen die Bilder und nachher gegen die Menschen über, während die Katholiken sich der Neuerung und der Gewalt zu erwehren suchten; besonders aber haßten Norwegen und Island die Reformation als eine dänische Tyrannei. Diesen Zustand von Aufregung und Verwirrung suchte der entthronte Christian zu benutzen und schiffte, sich in den Nimbus der Katholizität hüllend, nach Norwegen, während seine Gemahlin in Nürnberg das Abendmahl unter beiden Gestalten nahm, um die protestantischen Fürsten zu gewinnen, und zugleich von ihrem Bruder Karl V Beistand forderte. Die skandinavischen Katholiken leisteten ihnen Geldhülfe, brachten sogar die Kirchenschätze zum Opfer; umsonst, denn bald sah sich Christian so in der Enge, daß er sich seinem Oheim ergab (1532). Mit Bruch des gegebenen Wortes schloß ihn dieser im Schlosse Sonderburg ein, wo er 27 Jahre in Gesellschaft eines Zwerges verbrachte. Friedrich machte unterdessen aus politischen sowohl als religiösen Rücksichten gemeinschaftliche Sache mit den Feinden Oesterreichs und der Schmalkaldischen Union, und heischte von den Norwegern das Gelöbniß, keinen andern König als den Erwählten der Dänen anzuerkennen. Statt aber der diesem Jahrhundert allgemeinen Bewegung nach der Monarchie hin zu folgen, hatte sich in Dänemark der Adel befestigt, welcher bei der Wahl Friedrichs sich das Recht über Leben und Tod der Bauern und deren unbeschränkte Besteuerung vorbehalten hatte und hierdurch überaus mächtig und unabhängig geworden war. Die Mißstände einer Wahlmonarchie mußten hierdurch um so fühlbarer werden.

Christian III. 1533.

Beim Tode Friedrichs bewarb sich sein erstgeborner Sohn Christian III, dem Schleswig und Holstein gehuldigt hatten, um den dänischen Thron; allein die Prälaten begünstigten seinen jüngern Bruder Johann *), weil derselbe von Kindheit an die

*) Der Drittgeborene, Adolf, ward Stammherr der herzoglichen Linie Holstein-Gottorp, und hiedurch zugleich derjenige der Kaiser von Rußland, der Könige von Schweden und der Großherzoge von Oldenburg.

Landessprache redete, während sie jenen als einen Deutschen betrachteten. Der eigentliche Grund war aber seine katholische Erziehung. Der Reichstag entschied sich jedoch dafür, ein Interregnum eintreten zu lassen, von welchem Lübeck Vortheil zu ziehen gedachte.

Grafenfehde.

In dieser Hansestadt war eine neue protestantisch-demokratische Partei ans Ruder gelangt, welche, während das alte Patriziat auf den Handel sich beschränkte, an Eroberungen dachte und sich zum Gebieter des skandinavischen Nordens und des baltischen Meeres aufwerfen wollte. Der Bürgermeister Jürgen Wullenweber ging als lübischer Gesandter nach Kopenhagen, um die Stimmung im Reichsrath zu erforschen, und Max Meier, lübischer Hauptmann, ehemals Hufschmied, betrieb inzwischen die Vorbereitungen zum Kampfe. Und da der gefangene Christian II nicht auf den Vertrag einging, auf Grund dessen die Lübecker ihm seine Wiedererhebung auf den Thron versprachen, wollten sie Heinrich VIII von England Dänemark, Schweden dem Svante Sture, dem Sohne des Verwesers, geben. Vielleicht wollten die Lübecker auch nur die Engländer zur Hülfeleistung bewegen; sie stellten mit ihrem Gelde ein Heer auf, dessen Führung sie dem Grafen Christoph v. Oldenburg übergaben, einem Herrn, der nichts als sein tapferes Schwert besaß und den Homer in der Ursprache lesen konnte. Er legte Theilnahme für die niederen Klassen und für die Katholiken an den Tag; im Grunde suchte er für sich selbst zu wirken, während die Lübecker ihn als blindes Werkzeug ihrer geheimen Pläne nahmen, und Christian II sich einbildete, daß es ihnen Ernst mit seiner Wiederherstellung sei. So herrschte Trug auf allen Seiten; und der wirkliche Streit fand zwischen Adel und Volk, zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen den deutschen und den niederländischen Handelsleuten um die Ausschließung vom Sund statt.

Da nun die Dänen sehr in die Enge getrieben und von den Schrecken eines mörderischen Krieges umgeben waren, vereinigten sie sich dahin, Christian III zu wählen (1554), welcher bald dem Kriegsgeschick eine andere Wendung gab und mit den Lübeckern einen vortheilhaften Frieden schloß. Auf dem Throne befestigt, bediente er sich der weltlichen Reichsräthe, um die bischöfliche Gewalt an sich zu ziehen. Die Kapitel, Universitäten,

Kirchen sollten ihre Güter behalten, die Bischöfe aber wurden entsetzt und eingekerkert. Dr. J. Bugenhagen, Schüler und Kollege Luthers und Reformator der Hanseaten, ward zur Ordnung des neuen Kirchenwesens berufen. An die Stelle der Bischöfe traten Superintendenten, welche übrigens den Bischofstitel führten und von den Prioren der Diözesen gewählt wurden; diese wurden von den Pfarrern und die Pfarrer von den angesehensten Gemeindegliedern gewählt. Jedem Bischof wurde ein Vogt zur Wahrnehmung der weltlichen Angelegenheiten zur Seite gegeben, so daß dem „evangelischen" Klerus nur ein geringer Theil der Gewalt und des Einflusses verblieb, deren der katholische sich erfreut hatte. Auf Luthers Rath behielt der König die Kanonikate bei, um damit das Verdienst zu belohnen.

Die Bürger besaßen nur erst geringen Einfluß in einem Lande, dessen Handel noch in der Kindheit lag. Es fiel daher die Umwälzung gänzlich zum Vortheile des Adels aus, welcher, von jedem Hinderniß befreit, sich ausschweifende Privilegien anmaßte, so daß kein wichtigeres Amt ohne seine Zustimmung verliehen werden konnte. Diese Verfassung erhielt sich bis zum Jahre 1660, wo die Nothwendigkeit des Widerstandes gegen die Schweden zur Herstellung der unbeschränkten Monarchie führte. Zur Strafe dafür, daß Norwegen für Christian II Partei ergriffen, wurde dieses Land mit Dänemark vereinigt, behielt jedoch seine Gesetze und seinen Landtag bei. Island konnte nur mit Gewalt zur Annahme der neuen Religion vermocht werden.

Christian III schloß ein Bündniß (1541) mit Franz I von Frankreich, und beide Fürsten versprachen sich gegenseitig Beistand zur Schließung des Sunds. Dieser Vertrag, welcher den Handel der Niederlande zerstörte, führte zum Bruch mit Karl V. Indessen wurde das gute Einvernehmen durch den Frieden von Speier (1544) wieder hergestellt, laut welchem Christian III seinen gegen Frankreich übernommenen Verpflichtungen entsagte und den Bürgern von Amsterdam ihr altes Recht der freien Schifffahrt im baltischen Meere wieder einräumte.

Schweden.

Wir berichteten, wie von Dänemark Schweden sich losgerissen hatte, welches durch die Reformation zu einer bisher ungeahnten und auch seitdem nicht wieder erreichten Bedeutung erhoben wurde. Noch unter der Regierung Christians II von

Dänemark war Giovan Angelo Arcimboldo als päpstlicher Legat nach Skandinavien gekommen, um Ablässe zu verkünden; er erwarb für 1100 rheinische Gulden vom Könige das Recht, im Lande umherzuziehen. Als er aber mit der Ernte sich einschiffte, ließ Christian sein Schiff in Beschlag nehmen; der Fang ward auf 20,000 Dukaten angeschlagen. Bald darauf breiteten Olaf und Lorenz Petri (Pedersſöhne), Brüder aus Oerebro, die 1519 aus Wittenberg gekommen waren, wo sie Luthers Schüler gewesen, dessen Lehren in Schweden aus. Aber die Reformation entstand hier nicht, wie in Deutschland, aus einem Kampfe zwischen den religiösen, hierarchischen und politischen Meinungen, die mitunter zu tiefen Ueberzeugungen erstarkten, sondern sie ging aus einem Staatsstreiche hervor. Erich Troll, Erzbischof von Upsala, welcher unter dem Deckmantel der Religion die nationale Partei unter Gustav Wasa niederwerfen wollte, hatte im Namen Leo's X die Rebellen als Häretiker verurtheilen lassen. Dies machte die römische Kirche verhaßt; sie ward mit der Sache der Dänen verwechselt und Gustav richtete wie gegen diese, so auch gegen Rom seine Angriffe. Als er sodann, nicht von dem Adel, sondern von allen lebendigen Kräften der Nation gehalten, auf den schwedischen Thron gelangte (1523), gewährte er der Reformation Schutz, die ihn des von seinen Vorgängern geleisteten Eides, den Klerus zu achten, enthob. Da zwei Bischöfe dänischer Umtriebe in Dalekarlien beschuldigt wurden, trat er selbst als ihr Ankläger und fast auch als ihr Henker auf, indem er sie vor der Hinrichtung den gröblichsten Mißhandlungen überlieferte. Ehe er sich jedoch in entscheidender Weise aussprach, wollte er abwarten, bis die reformatorischen Ideen im Lande tiefer gewurzelt sein und bis der Papst und der deutsche Kaiser mit einander zu sehr beschäftigt sein würden, um den schwedischen Angelegenheiten Beachtung schenken zu können. Inzwischen suchte der scharfsichtige und schlaue Politiker durch heuchlerische Versicherungen die Befürchtungen der Bischöfe zu beruhigen, wählte für die erledigten Pfründen Personen, auf deren Schwäche er zählen konnte und ließ sich überhaupt durch keine Rücksicht auf Ehre oder Gewissen abhalten, eine Religion in seinem Lande zu befestigen, welche, wie er erkannt, seine absolutistischen Tendenzen begünstigte.*)

*) Vergl. Augustin Theiner, Versuche und Bemühungen des heiligen

Er versammelte (1527) auf einem Reichstage zu Westerus den Adel, die Bischöfe, Vertreter der Städte und der Bauern, aus jedem Kapitel drei oder vier Kanoniker. Noch vor der Eröffnung des Reichstages nahm er den Geistlichen die Ehrenplätze an der Tafel und gab sie den Räthen, als den vornehmsten der Ritterschaft, die mit seinem Wissen und Willen bewaffnet erschien. Einige vom Klerus wurden hierdurch eingeschüchtert, allein Brask, der muthige Bischof von Linkiöping, brachte die Geistlichkeit dazu, daß sie mit einer Festigkeit auftrat, die sogar einige vom Adel veranlaßte, ihre Sache zu ergreifen. Der König setzte in seiner Anrede an die Versammlung auseinander, in welcher Weise er zum Besten des Staates die hohen Steuern, unter denen das Volk seufze, verwendet habe; er wisse wohl, daß die Geistlichkeit sich beklage, er nehme auch Rücksicht auf ihre Wünsche, aber es müsse für die Heilung der Wunden des Staates dadurch gesorgt werden, daß der König angemessene Beihülfe erhalte und dem Adel die durch die Unklugheit seiner Vorfahren enteigneten Güter zurückgegeben würden. Da erklärte die Geistlichkeit, nur der Gewalt weichen, in das Aufgeben von Rechten und in die Beraubung der Kirchen nicht willigen zu können. „Dann, brach Gustav aus, mögen wir auch euer König nicht länger sein. Einer anderen Antwort waren wir von euch gewärtig, können uns aber nun nicht wundern, daß uns das gemeine Volk allen Ungehorsam und Verdruß erzeigt, da es solche Anstifter hat. Bekommen die Leute nicht Regen, so ist es unsere Schuld; fehlt ihnen Sonnenschein, so ist es desgleichen; kommen schwere Jahre, Hunger und Pest, so werden wir beschuldigt; Alle wollet ihr uns meistern; Mönche und Priester und Kreaturen des Papstes setzet ihr uns über das Haupt; und für all unser Bemühen zu eurem Wohle haben wir keinen andern Lohn zu erwarten, als daß ihr es gerne sähet, es möchte die Axt uns im Genicke sitzen, wenngleich keiner von euch den Stiel selbst fassen will. Solchen Lohn können wir so gut entbehren, wie einer von euch. Wer wollte unter solchem Beding euer König sein? Nicht der Schlimmste in der Hölle, viel weniger ein Mensch" *). Nachdem er so ge-

Stuhles in den drei letzten Jahrhunderten, die durch Ketzerei und Schisma von ihm getrennten Völker des Nordens wiederum mit der Kirche zu vereinigen, nach geheimen Staatspapieren. Auch unter dem Titel: Schweden und seine Stellung zum heiligen Stuhle. Augsburg, 1837.

*) E. G. Geijer, Geschichte Schwedens. Aus der schwedischen Hand-

sprochen, zog sich der König zurück. Es war ein Meisterzug. Bauern und Bürger zwangen die Adelspartei, sich mit ihnen zu einer Deputation an den König zu vereinigen, der sich dreimal, zuletzt fußfällig und mit Thränen bitten ließ, die Krone zu behalten und wieder in die Versammlung zu kommen. Er kam, und erreichte nun Alles, was er verlangte. Trotz des Widerspruchs des Klerus ward der ganze Kirchenstreit auf dem Reichstage verhandelt, welcher beschloß: der König sei berechtigt, die Schlösser und Schanzen der Bischöfe sich anzueignen, und die Einkünfte der letzteren, so wie jene der Domkirchen und der Kanoniker, zu bestimmen, die bisher an die Bischöfe erledigten Strafgelder zu bestimmen, und selbst über die Klöster zu verfügen, „in denen eine geraume Zeit ein erbärmlich Regiment gewesen"; der Adel sei berechtigt, wieder zu bekommen, was von seinem Erbe und Eigenthum seit dem Jahre 1454 an die Kirchen und Klöster gebracht worden, wofern der Erbe durch zwölf Männer Eidschwur sein Geburtsrecht dazu bei dem Ting bekräftigen könne; die Prediger seien berechtigt, das reine Wort Gottes zu verkündigen, „nicht aber ungewisse Wunderzeichen, Menschenerfindungen und Fabeln, wie es bisher viel geschehen". Ein späterer Zusatz zu diesen Beschlüssen besagte: es solle ein Register über sämmtliche Zinseinnahmen der Bischöfe, Domkirchen und Kanoniker errichtet werden, und der König möge ihnen vorschreiben, wie viel sie davon behalten, wie viel sie an ihn für den Bedarf der Krone abgeben sollen; es dürften geistliche Aemter, die geringern wie die höhern, künftighin nur mit des Königs Einwilligung besetzt werden, so daß zwar die Bischöfe ihre erledigten Kirchspiele mit Predigern versehen mögen, dies aber nur unter Aufsicht des Königs geschehen dürfe, dem es frei stehe, solche des Amtes zu entsetzen, die er für dasselbe nicht geeignet finde; es sollen in weltlichen Dingen die Priester unter weltlicher Gerichtsbarkeit stehen, und bei ihrem Sterben solle kein Theil ihres Nachlasses den Bischöfen anheimfallen; endlich solle das Evangelium nach diesem Tage in allen Schulstuben gelesen werden, dieweil sie ja christliche Schulen seien.

So ward, da diese Beschlüsse strenge Ausführung fanden, die Reformation legaler Weise in Schweden eher eingeführt als

---

schrift des Verfassers übersetzt von S. P. Leffler. 2. Bd. Hamburg, 1834. D. B.

in Deutschland. Der Adel bereicherte sich hierdurch sehr und zumeist der König. „Es ist eine Reformation, die fast ganz auf der Dringlichkeit sinnlicher Bedürfnisse, auf der Geldnoth des Königs, der, um ihr abzuhelfen, mit dem Adel theilen mußte, ruht" *). Da die niedere Geistlichkeit nicht günstig für den Lutheranismus gestimmt war, stellte der König auf der Synode von Oerebro (1529) eine Liturgie auf, welche zwar der lutherischen nachgebildet war, doch aber die katholischen Ceremonien beibehielt; in einer ähnlichen wunderlichen Mischung, die an den Anglikanismus erinnert, behielt er auch die Hierarchie zum Theil bei. Laurenz Petri (Pedersson), der thätigste Verbreiter der Reformation, wurde zum Erzbischof von Upsala erhoben; da er jedoch sehr gewaltthätig war, und sich auch nicht herbeiließ, die Verwendung des Kirchenvermögens für weltliche Zwecke zu gestatten, zog er sich die königliche Ungnade zu. Um den letzten Rest von Widerstand zu besiegen, durchzog Gustav mit einer ansehnlichen Truppenmacht das Reich und sandte Prediger der neuen Lehre vor sich her; nachdem diese das ihrige gethan, kam er, um den Besitz der Kirchen und Klöster einzuziehen und in letztere seine Reiter zu legen.

Der Klerus besaß zwei Drittel von allem Grund und Boden, welche er durch Jahrhunderte langes Ringen mit einer undankbaren Natur gewonnen oder dafür erlangt hatte, daß er dem Volke Ackerbau und Sittigung gelehrt, es in seinen Klöstern erzogen hatte. Indem er nun der Kirche alles dies nahm, machte aber Gustav seinen Finanznöthen keineswegs ein Ende; er mußte noch weiter gehen und nahm nicht nur den Kirchen ihre Glocken bis auf eine und erhob für sich den ihnen bezahlten Zehent, sondern er unterwarf auch den Adel der Besteuerung. Die Wichtigkeit des Handels erkennend, suchte er den Handel Rußlands nach Schweden hinüberzuleiten. Im Jahre 1558 besaß Schweden 29 Kriegs- und über 100 Handelsschiffe; indessen gab es bei Gustav Wasa's Tode nur 209 Kauf- und Handelsleute und 213 Handwerker, Meister und Gesellen.

Solchen Verlauf nahm die Umgestaltung Schwedens. Der Adel hatte das Vaterland an Dänemark überliefert und Dänemark ihn dafür an Hab und Gut und Blut arg geschädigt; die Geistlichkeit hatte sich vom Volke getrennt, um die Fremden zu be-

*) H. Leo, Universalgesch. III. D. B.

günstigen, und war dafür mit Einem Schlage vernichtet worden; nun die beiden Aristokratien niedergeworfen waren, erhob sich die Monarchie auf ihren Trümmern. Gustav, seiner Nation an Bildung überlegen und meisterlicher Redner, zog ausgezeichnete Ausländer an seinen Hof; er liebte Kleidertracht, glänzende Feste und Gastmähler und die Musik, welche die Schweden vor ihm als weibisch verachteten. Auch nach außen hin machte er Schweden geachtet und brachte das Land in Verbindung mit dem übrigen Europa. Trotz seiner Heuchelei und Grausamkeit gewann er bei seinen Unterthanen mehr Liebe als irgend einer seiner Vorgänger. Die unter einer neuen Regierung, welche bestehende Interessen und altgewurzelte Beziehungen verletzen muß, gewöhnlichen Aufstände waren auch unter seiner Regierung häufig, namentlich in Dalekarlien, wo die Katholiken Zuflucht gesucht und gefunden. Lübeck hatte dabei seine Hand im Spiele, um den verlorenen Einfluß auf Skandinavien wieder zu gewinnen. Gustav that, als öffne er den Klagen dieser aufgeregten Bauern, den eigentlichen Trägern seiner Erhebung, wohlwollend sein Ohr; diese Thalmänner wurden zur Zusammenkunft mit dem Könige nach Tuna beschieden, hier von seinem Heer umringt, ihre Anführer hingerichtet; später wurden sie förmlich bekämpft, ihre alten Privilegien ihnen genommen, der Katholizismus auch in diesen Thälern gewaltsam ausgerottet.

Erich XIV. 1560.

Der Reichstag zu Oerebro im Jahr 1540 erklärte die Krone erblich in männlicher Linie, in Folge dessen Erich XIV den Thron bestieg; aus Liebe indeß zu seinen drei Söhnen zweiter Ehe hatte Gustav diesen Finnland, Ostgothland, Südermanland als unabhängige Herzogthümer bestimmt. Der neue König suchte nun diese seinen Brüdern geschaffene Stellung und zugleich den Adel zu beschränken. Zu letzterem Zweck schuf er alsbald bei seiner Krönung drei Grafen und neun Barone, ungewohnte Würden in einem Lande, wo die nicht zur Ritterschaft gehörenden Adelichen unter sich gleich und wenig mehr als die einfachen Bürger waren. Der König führte auch die Etiquette der südlichen Höfe ein, und umgab sich mit einem Lehenadel, mit Kämmerern und zwölf Senatoren, von denen vier den geheimen Rath bildeten. Derselbe vertrat daher nicht mehr das Volk, sondern war ein Werkzeug des Königs.

Diese Neuerungen erregten um so mehr Unzufriedenheit, als Erich die alte Verpflichtung des Adels, Soldaten zu stellen, wieder in Kraft setzen wollte. Nachdem er vergeblich um Elisabeth, Maria Stuart und eine hessische Prinzessin geworben, wollte er seine Geliebte, Katharina Mänsdoter, die Tochter eines Korporals, zu seiner Gemahlin erheben. Diesem Schritte trat aber der Adel offen entgegen, was das ohnehin argwöhnische, gewaltthätige Wesen des Königs bis zur Raserei steigerte. Er ließ mehrere Herren ergreifen, unter der Beschuldigung, ihm nach dem Leben zu trachten, und als er, während man ihnen den Prozeß machte, erfuhr, daß der Herzog Johann von Finnland — in dessen Hinrichtung zu willigen er den Bruder Magnus, Herzog von Ostgotland, zwang, so daß dieser wahnsinnig ward — aus dem Gefängnisse entkommen sei, erdolchte er mit eigener Hand Nils Sture, einen der Angeklagten, und floh dann als ein Verrückter auf's Land. Sein früherer Erzieher Burrey verfügte sich zu ihm, und da er für die Gefangenen sich verwandte, wurde er mit diesen allen zum Tode verurtheilt. Darob von Gewissensbissen gequält, verfiel Erich in wiederholte Wuthanfälle, die einer düsteren Melancholie wichen, während deren er sich von Gespenstern und Dämonen verfolgt wähnte.

Sein einziger Trost war die Gesellschaft der Katharina, mit welcher er sich nun doch vermählte, so daß die Unzufriedenheit des Adels den Höhepunkt erreichte. Herzog Johann von Finnland, welchen Erich als Hochverräther hatte einkerkern und jüngst in Freiheit setzen lassen, stellte sich (1568) mit seinem Bruder Karl von Südermanland an die Spitze der Verschwornen. Sie bemächtigten sich Erichs und ließen ihn im Kerker die ärgsten Mißhandlungen erdulden. Johann legte dem Senat die Frage vor, ob man im Falle der Gefahr sich des wahnsinnigen Königs entledigen könne; der Senat gab hiezu seine Einwilligung und Erich starb an Gift (1578). Er hatte übrigens die Marine und den Gewerbfleiß gefördert, Verbannte zurückgerufen, ein Werk über die Kriegskunst verfaßt und Hymnen gedichtet, die noch jetzt in Schweden gesungen werden.

Johann III. 1578.

Lievland, welches sich weder gegen die Russen, noch gegen die Schwertritter vertheidigen konnte und sich Polen nicht un-

terwerfen wollte, hatte sich an Erich übergeben (1561), was diesen in einen langen Krieg mit dem ganzen Norden verwickelte. Friedrich, König von Dänemark, welcher gleichfalls nach dem Besitze jenes Landes trachtete, nahm zum Vorwande seiner Feindseligkeiten den Wappenschild mit drei Kronen, welchen mit Rücksicht auf die skandinavische Union beide Könige führten. Der daraus folgende wechselvolle und verheerende Krieg dauerte noch unter Johann III fort, bis derselbe endlich (1570) zu Stettin Frieden schloß, wo ihm das Recht zugestanden wurde, jenes Wappen zu führen und Dänemark seinen Ansprüchen auf Schweden, dieses den seinigen auf Norwegen, Scanien und Gothland entsagte. Die Hauptfrage, nämlich der Besitz von Lievland, blieb unentschieden, indem der Kaiser die Oberherrlichkeit über dieses Land ansprach, das indeß, weil er die Einlösungssumme dafür nicht zahlen konnte, thatsächlich Johann III verblieb.

Als Johann Gefangener war, hatte seine Gemahlin Katharina, aus dem polnischen Hause der Jagellonen, sich nicht nehmen lassen, die Haft mit ihm zu theilen, wie denn auch diese Vermählung es war, welche Karl'n die Verfolgung seines argwöhnischen Bruders zugezogen hatte; sie machte sein Gemüth den Tröstungen der Religion zugänglich und gewann ihn, der sich fast leidenschaftlich theologischen Studien ergab, für die katholische Kirche. Als er nun auf den Thron gelangte, drängten ihn Katharina und einige von ihr herbeigezogene Priester, den katholischen Kultus wieder herzustellen. Der König war jedoch vorläufig nur dazu zu bewegen, eine Art von vermittelndem Schritt zu thun durch Einführung einer Liturgie, die der katholischen sehr nahe kam und die Aufnahme der Messe in alter Weise als Opfer vorbereitete. Der Nachfolger des Lorenz Pedersson, ersten lutherischen Erzbischofs der alten Kirche († 1573), setzte den Wünschen des Königs in dieser Hinsicht keinen Widerstand entgegen, und überhaupt hätte der religiöse Zustand des schwedischen Volkes eine Wiederherstellung des alten Glaubens jetzt noch nicht erschwert.*) Um nun die Zurückführung Schwedens zur Kirche zu vollenden, schickte Gregor XIII den ebenso

*) „König Gustav I. hatte stets geleugnet, daß er eine neue Lehre eingeführt. Noch in Johannes Tagen wußte, der eingeführten Veränderungen ungeachtet, ein großer Theil des Volkes nicht anders, als daß sie katholisch wären". Geijer, a. a. O. D. B.

gewandten wie eifrigen P. A. Possevin an den schwedischen Hof. Johann legte zwar im Stillen das katholische Glaubensbekenntniß in seine Hände ab, aber seine Schwäche, seine Halbheit gestatteten ihm nicht, auf der betretenen Bahn weiter zu schreiten. Er überließ von nun an die weitere Entwicklung seiner in Betreff der Wiederherstellung des alten Glaubens getroffenen Maßregeln in völliger Unthätigkeit ihrem Schicksal. Als (1588) seine Gemahlin Katharina starb, erkaltete sein Eifer für die Kirche auf immer. Dazu kam, daß sich Johann in den Berechnungen seiner Selbstsucht getäuscht sah und sich dafür am Papste rächen zu müssen glaubte. Katharina Jagellonika machte nämlich Erbansprüche an die italienischen Herzogthümer Bari und Rossaro, und Johann hoffte diese Ansprüche durch Vermittlung des Papstes verwirklicht zu sehen. Als solche Erwartungen sich aber nicht verwirklichten, brach er die Unterhandlungen mit dem heil. Stuhle ab, die der Papst um der guten Sache willen bis jetzt fortgesetzt hatte, wollte nichts mehr von den Jesuiten hören, hob das Priesterseminar zu Stockholm auf und setzte die Strafe der Landesverweisung auf den Uebertritt zur katholischen Kirche. Bald darauf (1585) vermählte er sich mit der Tochter des Reichsraths Joh. Bielke, der sechszehnjährigen Gunilda, einer eifrigen Protestantin. Sein Bruder Karl bot Alles auf, um diese Heirath zu hintertreiben, und als die neue Ehe mit einem Sohne, Johann, gesegnet wurde, stieg die Spannung zwischen beiden Brüdern auf's Höchste; der Bürgerkrieg drohte bereits, als Karl, in der Hoffnung, sich auf dem Wege des Vergleichs eine sichere Zukunft zu gründen, in allen Streitpunkten nachgab, mit Ausnahme des „rothen Buchs", wie die neue Liturgie genannt wurde, welche Johann, trotz seiner Erkaltung für die katholische Sache, als seine eigene Schöpfung, als den Ausdruck seiner persönlichen religiösen Ueberzeugung, an die er die Unsterblichkeit seines Namens knüpfte, immer noch mit beiden Händen festhielt, und in seinem ganzen Reiche eingeführt wissen wollte. Indessen fügte sich Karl endlich auch in Betreff dieses Punktes wenigstens so weit, daß er die Entscheidung darüber der Geistlichkeit seines Herzogthums anheimstellte. Diese aber, auf einer Synode versammelt, verwarf die königliche Liturgie einhellig zur großen Erbitterung Johanns, der die sämmtlichen Mitglieder dieser Synode als Kinder des Teufels in allen seinen Staaten für vogelfrei erklärte.

Mittlerweile war ein Ereigniß eingetreten, welches die Hoffnungen der Katholiken auf einmal wieder aus ihrem Grabe zurückrief. Stephan Bathori war ohne Leibeserben gestorben, und es galt die Wahl eines Königs von Polen. Sogleich sandte der schwedische Adel Emissäre nach Polen, welche, unterstützt von der Königin Wittwe, Anna, der Schwester von Johanns erster Gemahlin, die ihm noch in der Gefangenschaft einen Sohn, Sigismund, geboren, für diesen schwedischen Thronerben um den polnischen Thron warben. Zwar stimmte ein nicht unbeträchtlicher Theil des polnischen Adels für den Erzherzog Maximilian von Oesterreich, aber Sigismund erhielt die Stimmenmehrheit und wurde (1587, 27. Dez.) zu Krakau gekrönt.

Jetzt war der schwedische Adel seinem Ziele nahe. Der Thronerbe von Schweden war König eines auswärtigen Staates. Wenn vollends Johann mit Tod abging, kehrten die Zeiten der Calmarer Union zurück. Um diese Zeiten desto sicherer wiederkehren zu lassen, entwarf der schwedische Adel das Statut für die Zukunft, das wegen seiner Tendenz zur Zurückrufung der Tage der Union gleichfalls Calmarer Statut genannt wurde. Bei der Abreise des neuerwählten Königs von Polen in sein Land überreichte es Erich Sparre im Namen des gesammten Adels ihm und seinem Vater Johann zur Einsicht und Genehmigung.

Der Hauptinhalt dieses Entwurfes war ungefähr folgender: Wenn einmal Sigismund den schwedischen Thron bestiegen hätte, so solle die Regierung, möge er nun abwesend oder im Lande sein, von sieben Reichsverwesern aus dem schwedischen Adel geführt werden, von denen je alle zwei oder drei Jahre Einige austreten sollen, um durch Andere ersetzt zu werden. Ein Mitglied dieser Regentschaft solle Herzog Karl zu ernennen haben, aber dasselbe keinerlei Vorzug vor den übrigen Mitgliedern genießen. Die hohen Aemter sollen vom Könige aus der Zahl der vom Siebenrathe vorgeschlagenen Männer besetzt werden. In des Königs Abwesenheit solle keine neue Auflage ausgeschrieben werden dürfen. Ueber Krieg und Frieden solle der König ohne die Einwilligung der schwedischen Stände nicht beschließen können. Eroberte Landschaften stehen sämmtlich unter schwedischer Regierung und dürfen nicht abgetreten werden. Von dem Schatze, den Kleinodien und den Kriegsvorräthen des Reiches dürfe nichts, und von den Einkünften des Staates nur so viel

außer Land kommen, als zu des Königs und der königlichen Kinder Hochzeitfeier vonnöthen sei. Sigismunds ältester Sohn sei Thronerbe von Schweden, möge er in Polen gewählt werden oder nicht. Sigismund selbst solle, nachdem er den schwedischen Thron bestiegen habe, von dem Erzbischof von Upsala gekrönt werden. Was die übrigen Religionsverhältnisse betreffe, so bleibe König Johanns Liturgie Grundlage des schwedischen Glaubens, wobei etwaige nähere Bestimmungen auf einer einzuberufenden Kirchenversammlung festgesetzt werden sollen. Sigismund dürfe in der Religion des Landes durchaus keine Veränderung vornehmen, und nie mit mehr als zehn katholischen Geistlichen nach Schweden kommen; doch sollen die von Johann wieder errichteten Klöster bestehen bleiben und die Nonnen von Wadstena (dem letzten und berühmtesten Kloster Schwedens) ihren eigenen Priester behalten. — Diesen merkwürdigen Entwurf von beiden Königen unterzeichnen zu lassen fanden die verbündeten Adeligen Mittel, und somit war für die katholischen Interessen ein bedeutender Schritt vorwärts gethan. Denn wenn auch das rothe Buch für die Grundlage der schwedischen Landeskirche erklärt war, so hatte dieses selbst schon ein so katholisches Gepräge, daß beinahe mit Gewißheit vorauszusehen war, wenn einmal der katholische Sigismund den schwedischen Thron bestiegen habe, werde auch das katholische Bekenntniß im Lande wieder die Oberhand erlangen.

Herzog Karl, der, wie schon erwähnt, fast beständig mit seinem Bruder im Streit lebte und für die Stütze des schwedischen Protestantismus galt, erfuhr indeß von dem Calmarer Statut, und näherte sich, um die Gefahren desselben abzuwenden, seinem Bruder wieder. Aber Johann, zu schwach zum entschlossenen Handeln, dabei mißtrauisch gegen seine ganze Umgebung, schiffte sich nach Reval ein, um dort mit seinem Sohne zusammenzutreffen, angeblich wegen eines Friedensschlusses mit Rußland, in der That aber um diesen nach Schweden zu führen, krönen zu lassen und ihm dann die Regierung abzutreten. Aber auch diesen Plan wußte der schwedische Adel zu hintertreiben und die beiden Könige wieder zu trennen. Der Regierung müde, legte Johann nach seiner Rückkehr dieselbe in die Hände seines Bruders, der sie mit Kraft und Geschicklichkeit, aber auch im Hinblick darauf, seinem Neffen die Krone zu entwinden und sie sich selbst auf's Haupt zu setzen, führte. Der Adel war somit

in seinem eigenen Netze gefangen und ebenso war alle Aussicht, die katholische Kirche in Schweden wieder herzustellen, vereitelt.

Nach dem Tode Johanns (1592) bestätigte Sigismund seinen Oheim als Reichsverweser, der aber sofort Schritte that, welche den König mißtrauisch, die Urheber der neuen Calmarer Union besorgt machen mußten. Herzog Karl berief die Geistlichkeit, welche gegen den „im Gewissen dem Papste unterworfenen" König mißtrauisch gestimmt worden, zu einer Synode, deren Haltung den Reichsrath so sehr einschüchterte, daß er in die Berufung eines allgemeinen Landtags zum Austrag der religiösen Angelegenheiten willigte. Diese Versammlung zu Upsala (1593, Februar) schaffte die Liturgie Johanns so wie alle von demselben eingeführten Religionsveränderungen ab, nahm alle Artikel der unveränderten Augsburgischen Confession und den Lutherischen Katechismus an. Der schon seit 1589 erledigte erzbischöfliche Stuhl, den Johann unerledigt gelassen, um ihn vielleicht, wenn das Volk gehörig vorbereitet sein würde, mit einem Katholiken zu besetzen, wurde mit einem eifrigen Lutheraner, A. Angermannus, besetzt.

Als dem Könige diese Beschlüsse der Stände gemeldet wurden, erklärte er, er werde und könne dieselben nicht bestätigen; es solle indessen beim Alten bleiben, bis er komme. Der auf diesen Bescheid hin an Sigismund geschickte Gesandte, der ihn umstimmen sollte, kam zu spät. Der König war bereits auf einer schwedischen Flotte von Danzig abgesegelt, die ihm der Statthalter Clas Flemming, der sich offen den Befehlen Herzog Karls widersetzt hatte, zur Verfügung gestellt (1593, Sept.). In der Begleitung Sigismunds befand sich der päpstliche Legat Malaspina. Als Karl denselben sowie Flemming erblickte, ergrimmte er dermaßen, daß er bald nach dem Empfang des königlichen Neffen in Stockholm sich in sein Herzogthum zurückzog. Während der Anwesenheit Sigismunds herrschte die größte Erbitterung in der Hauptstadt, und selten verging ein Tag ohne Blutvergießen. Die Frage wegen Bestätigung der Beschlüsse von Upsala fand unter diesen Umständen einstweilen keine Erledigung; man verschob sie auf einen neuen Reichstag zu Upsala (Februar 1584), wo auch das Leichenbegängniß des verstorbenen und die Krönung des neuen Königs gefeiert werden sollten. Trotz der auf beiden Seiten herrschenden grenzenlosen Erbitterung ging die mit großer Pracht

begangene Leichenfeier ohne Störung vorüber. Dann aber erklärte der mit einem zahlreichen bewaffneten Gefolge erschienene Herzog Karl dem Könige ohne Umschweife, vor der Bestätigung jener Beschlüsse könne von der Krönung keine Rede sein. Als Sigismund hierauf nicht eingehen wollte, schwuren die Stände auf den Knieen, nie und nimmer von diesen Beschlüssen abzugehen. Ja, sie erklärten noch ferner, kein Katholik könne in Schweden irgend ein Amt bekleiden und wer immer zur katholischen Kirche übergehe, oder seine Kinder in derselben erziehen lasse, mache sich damit des schwedischen Bürgerrechts verlustig; es dürften sich wohl Katholiken im Lande aufhalten, so lange sie sich nicht gegen die Gesetze verfehlten, aber Gottesdienst dürfe nirgends nach katholischem Ritus gehalten werden, außer in der katholischen Kapelle. Und da Sigismund noch die weitere Demüthigung erfahren mußte, daß ihm der Reichsverweser drohte, die Stände zu entlassen, wenn er nicht binnen Tagesfrist eine Erklärung gebe, da sah der König, daß er sich unterwerfen, oder auf seine Krone und auf die Hoffnungen der Kirche verzichten müsse. Er wählte das Erstere, willigte in die Forderungen der Stände und ward gekrönt. Sigismund glaubte nun den Entwürfen seines Bruders ein Gegengewicht in der großen Erweiterung der Rechte des Adels entgegensetzen zu müssen, aber er konnte doch darum nicht hindern, wenn er auch die Grenzen der beiderseitigen Gewalt von Reichsverweser und Reichsrath unbestimmt ließ, daß jenem der Hauptantheil in der Regierung des Landes zufiel. Indeß entband er doch vor seiner Abreise (1594, Juni) die Statthalter in den Provinzen des Gehorsams gegen Reichsverweser und Reichsrath durch geheime Vollmachten. Die Feindseligkeit gegen die Katholiken gedieh jetzt schon fast bis zum Bürgerkriege, doch ward derselbe für jetzt noch vermieden, trotz des Eiferns und Hetzens zelotischer Kanzelredner.

Unter jenen Statthaltern war der mächtigste und zugleich für Herzog Karls Entwürfe gefährlichste der Reichsmarschall, Admiral und Statthalter von Finnland, Clas Flemming. Um nun diesen unschädlich zu machen, führte Karl die schon lange schwebende Friedensunterhandlung mit Rußland zu Ende, indem durch den Trusiner Vertrag Kexholm mit seinen Lehen an die Russen abgetreten, dagegen Narva, Reval und Esthland schwedisch bleiben sollten. So sollte nun der Statthalter von Finnland seine Truppen entlassen und seine Festung herausgeben.

Flemming zögerte jedoch damit unter verschiedenen Vorwänden bis zu seinem zwei Jahre später erfolgenden Tode, wo endlich den mit einem neuen Kriege drohenden Russen Kexholm übergeben werden konnte. Durch diese Erfahrung belehrt, daß seine Macht noch nicht gehörig befestigt sei, verlangte Karl vom König eine Verbesserung der Regierungsform, und da dieser ihn wieder auf seine Rückkehr vertröstete, berief der Herzog rasch, trotz des Widerspruches des Reichsrathes, einen Landtag nach Söderköping, wo er eine große Ausdehnung seiner Befugnisse erlangte, dessen Beschlüsse aber, auf einen ihm eingesandten Protest des Reichsrathes hin, der König nicht anerkannte.

Karls Lage wurde noch bedenklicher, als er auch die Geistlichkeit gegen sich aufbrachte. Zufolge der Söderköpeninger Beschlüsse sollte auch die letzte Spur einer katholischen Gottesverehrung getilgt werden. Außer Stockholm gab es noch zwei andere Orte, wo man den Herrn nach der Sitte der Väter anbeten durfte. Dies wurde nun sowohl in der Hauptstadt als in jenen beiden Orten verboten, und zugleich wurde das letzte und berühmteste Kloster von Schweden, Wadstena, aufgehoben. Und nicht allein, daß der katholische Glaube aus allen Häusern verbannt wurde, er sollte auch aus allen Herzen ausgerottet werden. Man setzte ein Glaubensgericht ein, das strenger verfuhr, als jemals die spanische Inquisition. Denn diese befaßte sich nur dann mit dem Gedanken, wenn er auf eine Weise aus dem Schrein des Herzens hervortrat, welche die öffentliche Ruhe gefährdete, war also hauptsächlich politischer Natur. Das schwedische Glaubensgericht aber befaßte sich — gegen die ausdrückliche Bestimmung des Reichstags zu Upsala von 1594: daß die Katholiken unangefochten im Lande wohnen könnten, so lange sie sich ruhig verhielten — mit dem Gedanken an sich, mochte er sich auch noch so harmlos aussprechen. Das schwedische Glaubensgericht war, wenngleich aus der Politik hervorgegangen, doch rein religiöser Natur. Großinquisitor war der Erzbischof Angermannus, und er entledigte sich seines Amtes auf eine Weise, daß ihm selbst der Herzog die Gerechtigkeit widerfahren ließ: „er habe sich nicht wie ein Erzbischof, sondern wie ein Scharfrichter dabei benommen!“ Seine Untergebenen folgten natürlich seinem Beispiele und unter ihnen zeichnete sich der Pfarrer Schepper von Stockholm aus, der sogar so weit ging, das Volk zur Verweigerung der auf dem Reichstage zu Söderköping vom Reichsver-

weser verlangten und von den Ständen bewilligten Steuern zur Bestreitung außerordentlicher Ausgaben aufzufordern. Als nun in Folge dessen der Herzog den Pfarrer absetzte und der Erzbischof sich darüber beschwerte, schrieb ihm Karl: „Wir sind gesonnen, das von unserem Vater erworbene Recht, einen Geistlichen, wenn gegründete Ursache dazu vorhanden ist, seiner Stelle zu entsetzen, zu wahren und zu handhaben; sonst möchten wir lieber unter dem Papste stehen, als unter dem Erzbischofe und Kapitel von Upsala." Durch solche Eingriffe in die geistliche Gewalt entfernte Karl die herrschsüchtige Geistlichkeit seines Landes dermaßen von sich und seiner Sache, daß sich ein großer Theil derselben auf die Seite des katholischen Sigismund schlug, weil er unter dessen Regierung freier schalten und walten zu können hoffte, und sich zudem die Verhältnisse so zu gestalten anfingen, daß es gerathener schien, dem Könige anzuhangen, als dem Herzoge, gegen den Sigismund bereits so sehr erbittert war, daß er bei einer Ende 1596 ausgebrochenen Hungersnoth die Kornausfuhr aus Polen verbot. *)

Unter diesen Umständen hielt es Karl für gerathen, einen entscheidenden Schritt zu thun. Er erklärte, seine Würde als Reichsverweser niederlegen zu wollen; allein wie er die Regentschaft von den Ständen empfangen, so wollte er sie auch in deren Hände zurückgeben. Zu diesem Zwecke schrieb er einen Reichstag nach Arboga auf den Februarmarkt aus (1597), wo ohnehin viel Landvolk zusammenkam. Ueberhaupt war dafür gesorgt, die Landleute im ganzen Reiche, an deren Spitze sich wieder die Dalekarlier stellten, denen der erste Wasa den Thron verdankte, für Karl zu gewinnen. So ward der ausgeschriebene Reichstag schon deshalb vorzugsweise ein Bauerntag, außerdem aber dadurch, daß in Folge des Verbots des Königs und des Reichsraths nur Ein Mitglied desselben und vom Adel nur wenige außer dem im Herzogthume Karls ansäßigen erschienen. Dieser Landtag bestätigte die Söderköpinger Beschlüsse, erklärte jeden, der sich denselben widersetze, für einen Reichsfeind und Landesverräther, und zum Vollzieher dieser Beschlüsse den Reichsverweser mit unbeschränkter Gewalt.

*) Im „Religionsfreund", 1846, Nr. 27—29, ist von Unterzeichnetem eine Abhandlung: „Die früheren Versuche, das protestantische Schweden wieder zur Kirche zurückzuführen", veröffentlicht, welche hier vorzugsweise benutzt ist. D. B.

Damit war der Bürgerkrieg erklärt. Die meisten Reichsräthe flohen nach Polen, Karl nahm den Statthaltern eine Reihe fester Städte ab, besetzte Finnland, und ließ von noch zwei rasch nach einander berufenen Reichstagen alle seine Maßregeln gutheißen. Bald darauf (1598, 30. Juli) erschien der König plötzlich mit polnischen Truppen und den entflohenen Reichsräthen bei Calmar, welches ihm sogleich die Thore öffnete. Bald erklärte sich das ganze Land für seine Sache, mit Ausnahme des Herzogthums Südermanland und der Bauerschaften Norlands und Dalekarliens; diese bewaffneten sich alsbald für den Reichsverweser, und wütheten gegen die Königlichgesinnten, während die beiden Gegner lange ohne Erfolg unterhandelten. Als die beiden Heere einander bei Negeborg gegenüberstanden, überfiel ein polnisches Regiment die Truppen Karls im Rücken und brachte sie in Unordnung. Ein polnischer Offizier sprengte mit dem Kopfe eines feindlichen Soldaten auf der Lanze zum König und bat ihn dringend, den errungenen Vortheil zu verfolgen. Aber der Anblick des Bürgerblutes drang tiefer in sein im Grunde edles Herz, als die Worte des Offiziers. Er rief seine Leute zurück und gab dem Herzoge Zeit, sich wieder zu sammeln. Diese schonende Milde verfehlte ihren Eindruck auf Karls Gemüth nicht. Er wollte in der ersten Aufwallung seine Truppen entlassen und aus dem Lande gehen. Aber das Feuer des Edelmuths verflog. Die Unterhandlungen wurden wieder aufgenommen. Mittlerweile kam die finnische Flotte an, die der Herzog genommen hatte. Sigismund fühlte sich nicht mehr stark genug und zog sich nach Linköping zurück, wo es (1598, 25. Sept.) zur Schlacht kam, die Stangebroschlacht heißt, weil sie an beiden Ufern des Stangebro vorfiel. Sigismund erlitt hauptsächlich durch die Schuld seiner schwedischen Reiterei eine vollständige Niederlage. Am folgenden Tage hielten beide Gegner eine persönliche Unterredung, welcher ein Vertrag folgte. Diesem gemäß sollte die Regierung an Sigismund übergeben, aber in Uebereinstimmung mit den Söderköpinger Beschlüssen geführt, und binnen den nächsten vier Monaten ein Reichstag berufen, bis dahin aber alle vom Herzog eingesetzte Beamte in ihren Stellen belassen werden. Ferner sollte der König seine sämmtlichen Truppen, mit Ausnahme seiner Leibwache, verabschieden und beide Theile vollständige Amnestie eintreten lassen, von der jedoch die entflohenen Reichsräthe, mit Ausnahme des katholischen Grafen

Brahe, ehemaligen Statthalters auf dem Stockholmer Schlosse, ausgeschlossen sein sollten. Die Versuche des Königs, der Auslieferung dieser treuen Diener überhoben zu sein, scheiterten an dem festen Willen des Herzogs. Von den fünf Reichsräthen bat einer um Gnade und erhielt sie; die übrigen wurden hingerichtet. Die beiden Gegner trennten sich. Sigismund schiffte sich ein, segelte nach Calmar, warf polnische Besatzung in die Stadt und fuhr, statt nach Stockholm, nach Danzig.

Die (Anfang 1599) zu Jönköping versammelten Stände betrachteten diesen Vertragsbruch Sigismunds als eine thatsächliche Verzichtleistung auf die schwedische Krone und sagten ihm Treue und Gehorsam auf, falls er nicht ins Land zurückkehre. Als nun dies dennoch nicht geschah, ward noch im selben Jahre von einem Reichstage zu Stockholm Sigismund des Thrones verlustig, Herzog Karl zum regierenden Erbfürsten in Schweden und dem Könige von Polen in einem Schreiben erklärt, wofern er nicht binnen einem halben Jahre seinen Sohn Wladislaus nach Schweden sende, um ihn in der protestantischen Religion erziehen zu lassen, so solle sein ganzer Stamm auf immer von der schwedischen Thronfolge ausgeschlossen sein. Eine allgemeine Verfolgung traf Sigismunds Anhänger, die derselbe ihrem Schicksale preisgab und welche dennoch seiner Aufforderung nachkamen, die ihm treu gebliebenen Plätze bis zum Aeußersten zu vertheidigen. Calmar wurde erstürmt und sein Kommandant enthauptet, ebenso die finnischen Plätze, wo 28 Personen, darunter ein Sohn Flemmings, hingerichtet wurden. Ohne Rücksicht auf die gelobte Amnestie ließ Karl die blutigste Strenge walten. Die ihm vom Landtage zu Linköping (1600, März) angebotene Krone lehnte er jedoch einstweilen noch ab. Sigismund betrachtete sich übrigens trotz des ständischen Beschlusses noch als König von Schweden und trat als solcher das schwedische Esthland an Polen ab, wofür ihm der polnische Reichstag Hülfe gegen Schweden anbot. Da ging Karl mit einem bedeutenden Heere nach Lievland über und eroberte sämmtliche Festungen, aber Sigismund zog gegen ihn, und Schweden ging des größten Theiles der errungenen Vortheile wieder verlustig. Es entspann sich ein Krieg zwischen Schweden und Polen, der jenes Land zu ungeheuren Anstrengungen und Opfern nöthigte.

Karl IX.

Hatte Karl bis jetzt die Krone ausgeschlagen, die ihm die Stände und besonders das Landvolk so oft angeboten, so hatte dies einen doppelten Grund. Zuvörderst fühlte er lebhaft, daß er nicht im Rechte war, daß die Krone ihm nicht gebühre, und daß er die Usurpation der Gewalt nur durch den Willen der Nation rechtfertigen konnte. Mußte er sich auch sagen, daß er selbst diesen Willen bestimmt und geleitet hatte, und er sich deshalb doch nicht im rechtmäßigen Besitze der höchsten Gewalt befinde, so beschwichtigte er die Stimme seines Gewissens wieder mit der Schwere der Zeiten, die wenigstens nach seinem Dafürhalten es unumgänglich nothwendig machte, daß er an der Spitze des Reiches stehe. Allein so weit vermochte er diese Stimme nicht zu unterdrücken, daß er es so leicht über sich gewinnen konnte, die Krone ihrem rechtmäßigen Erben zu entziehen. Es kostete ihn einen ununterbrochenen innerlichen Kampf, bis er sie sich endlich aufs Haupt gesetzt hatte; und selbst in seinem Testament ließ ihn noch das Recht Johanns, des jüngeren, noch unmündigen Bruders Sigismunds, auf die Krone nicht zur Ruhe kommen. Der zweite Grund war, daß ihm überhaupt mehr die Gewalt als der Königsname am Herzen lag; nur der Wunsch, die erstere auch seinen Nachkommen zu vererben, konnte ihn in späterer Zeit auch zur Annahme des letzteren bestimmen. Indeß war der erste Grund so sehr mit seiner ganzen Denkweise verwachsen, daß er, weit entfernt, seinen Neffen Johann je zur Verzichtleistung auf die Krone zu bestimmen, diese Verzichtleistung, als sie wirklich aus freien Stücken erfolgte, nicht einmal anerkennen wollte und sogar ihre Gültigkeit bezweifelte. Ueberhaupt war es nicht sowohl Selbstsucht, als vielmehr die tiefgewurzelte Ansicht, das Volk bedürfe seiner nothwendig, und die Selbsttäuschung, als füge er sich nur dem Willen der Nation, was den Hauptantheil an Karls Absichten auf die königliche Gewalt hatte. Erst im Jahre 1604, und nachdem Herzog Johann förmlich auf die Krone verzichtet hatte, nahm er den Königstitel an. Er nannte sich Karl IX, der Schweden, Gothen und Wenden auserwählter König und Erbfürst. Doch kaum hatte er den Königstitel angenommen, als ihn schon wieder der Gedanke wurmte, daß er ihm nicht gebühre. Er erklärte dem Reichsrath, er wolle die Krone zu Gunsten seines Neffen Johann, des rechtmäßigen Erben derselben, niederlegen. (Seiner Denk-

weise gemäß hatten Sigismund und sein Sohn Wladislaus keine rechtmäßigen Ansprüche mehr auf den Thron, weil sie die Nation ausgeschlossen hatte). Natürlich sprach der Reichsrath dagegen, und die Sache blieb beim Alten. Auf einem zwei Jahre später versammelten Landtag, auf welchem seine Krönung besprochen wurde, wiederholte er denselben Vorschlag, aber Johann lehnte beharrlich ab. Endlich, im Jahre 1607, wurde Karln und seinem Plane die Krone aufgesetzt. Zu Upsala, wo der nordische Protestantismus geboren worden, wurde vierzehn Jahre später auch dessen Begründer und Erhalter gekrönt, und damit war die Hoffnung der Kirche zur Wiedergewinnung Schwedens vollends vereitelt.

Inzwischen nahm der Kampf in Lievland einen unglücklichen Fortgang. Karl IX mußte wegen dieses Krieges auf dem Landtage zu Stockholm (1609) große Summen fordern. Die nicht adeligen Stände zeigten sich bereitwillig; der Adel bot den zehnten Theil seiner Einkünfte, jedoch mit Ausnahmen und Bedingungen, in die der König nicht willigen wollte. Nun wurde der Reichstagsabschied im Namen der Geistlichen, Bürger und Bauern abgefaßt, der Adel gar nicht dabei genannt. Karl fuhr diesen Stand, im Zorn über sein Betragen, mit solcher Heftigkeit an, daß ihm seine Gemüthsbewegung einen apoplektischen Anfall zuzog. Seit dieser Zeit konnte er nur mit Schwierigkeit reden. Sein Feuer, durch die Jahre und die unaufhörlichen Anstrengungen gebrochen, nahm sichtlich ab. Dabei kamen zu dem polnischen Kriege zwei neue mit Rußland und Dänemark.

Durch den Trusiner Vertrag war festgesetzt worden, daß Rußland die zwischen dem Meere und Warengen wohnenden Lappen nicht verhindern sollte, der Krone Schweden Tribut zu entrichten. Die Russen hatten diesen Artikel angenommen, indem sie übersahen, daß Finnmarken hiedurch Schweden zugeschrieben war, während diese Landschaft zu Norwegen gehörte, welches unter der Hoheit Dänemarks stand. Dänemark führte hierüber Klage und nahm den Streit wegen der drei Kronen im Wappen wieder auf, wodurch es zum Kriege kam. Karl nannte sich König der Lappen; Christian IV erschien vor Calmar und zerstörte die schwedische Flotte. Schon früher war Karl bei Kirkholm in Lievland geschlagen worden (1605). Eine russische Partei suchte indeß in den dortigen Thronstreitigkeiten bei Karl

Hülfe gegen Polen, und erhielt sie (1609) gegen Zusage von Kexholm-Lehn; allein die schwedische Hülfe richtete nichts aus; Karls Truppen setzten sich (1611) mit Gewalt in Besitz von Kexholm und erzwangen durch die Einnahme von Nowgorod die Zusage der Russen, einen schwedischen Prinzen als Großfürsten anerkennen zu wollen. Bei all diesen Sorgen vermochte Karl ein neues Gesetzbuch einzuführen, Städte zu bauen, sich um den Volksunterricht zu kümmern, sogar eine gereimte Chronik abzufassen. Indeß war keiner der drei Kriege zu Ende geführt, als er (1611, 30. Oktober) starb und seinem Sohn Gustav Adolf ein so schweres Erbe hinterließ. Sicherlich muß Karl IX den thatkräftigsten Königen eines Landes beigezählt werden, dessen Geschichte so reich an kühnen Fürsten ist. Mit furchtbarer Entschlossenheit hat er wider seine eigenen Verwandten und den schwedischen Adel jene blutigen Maßregeln durchgeführt, ohne welche weder die protestantische Thronfolge des Wasa-Stammes, noch die Selbstständigkeit der Nation bestehen konnte. Seinem Nachfolger Gustav Adolf hinterließ er eine schwere Aufgabe, deren Umfang dem alten Könige nicht verborgen blieb. Mit dem Blick in die Zukunft begabt, der das Erbtheil ausgezeichneter Männer ist, sah Karl den Sturm voraus, der in nächster Zeit Deutschland und Europa erschüttern sollte. In seinem Testament empfahl er Gustav Adolf, mit den evangelischen Fürsten Deutschlands Freundschaft zu halten, welche Karl IX selbst gehegt hatte. Auch ahnte er den künftigen Strahlenglanz um das Haupt seines Sohnes, denn wenn seine Umgebung ihn zu weit aussehenden Unternehmungen anreizte, pflegte er seine Hand auf das Haupt des jugendlichen Fürsten mit den Worten zu legen: „ille faciet, dieser wird es thun.“ *)

Gustav Adolf. 1611.

Der sorgfältig erzogene, früh in die Staats- und Kriegsgeschäfte eingeführte Gustav Adolf **) beeilte sich, mit Dänemark Frieden zu schließen. Die Eroberungen wurden gegenseitig

*) A. F. Gfrörer, Gustav Adolf, König von Schweden, und seine Zeit. D. B.

**) Meuvillon, Histoire de Gustave-Adolphe, Amsterdam 1764. — Samuel Puffendorf, De rebus svecicis sub Gustavo Adolpho usque ad abdicationem Christinae.

herausgegeben und Schweden behielt das Drei-Kronen-Wappen. Schweden entsagte überdem einem Theile von Lappland, bezahlte eine Million Reichsthaler und blieb vom Eismeere ausgeschlossen (1613).

Glücklicher war die schwedische Politik gegenüber Rußland. Als Wladislaus von Polen zum Czar gewählt worden war, erklärten die Schweden, als Verbündete der mit dieser Wahl nicht einverstandenen moskowitischen Partei, den Krieg (1611), eroberten, wie schon erwähnt, Nowgorod und die bedeutendsten Plätze in Ingrien. Der schwedische Feldherr Jakob de la Gardie, welcher sich bemühte, dem Bruder Gustav Adolfs, Herzog Karl Philipp, den russischen Thron zu verschaffen, was aber der König aus Rücksicht auf den schwedischen Staatsvortheil nicht wollte, bekriegte den nach der Vereitelung der Thronbesteigung des polnischen und des schwedischen Prinzen gewählten Czaren Michael Romanow (1613), und Gustav Adolf selbst belagerte Pskow (1615). Da jedoch England und die Niederlande als Vermittler auftraten, kam ein Vertrag zu Stande (1617), wonach Rußland Ingrien abtrat und 20,000 Rubel bezahlte.*)

---

*) Ein Bericht, welchen Gustav Adolf unter dem 26. April 1616 von Abo an seine Mutter Christina und den Reichsrath erstattete, gibt Aufschluß über seine Absichten in Betreff Rußlands, und zeugt zugleich von seinem politischen Scharfsinn. „Die Festungen Kerholm, Nöteborg, Jama, Koporie und Iwangorod, schreibt er, sind gleichsam der Schlüssel zu Finn- und Lievland, und sperren dem Russen die Ostsee. Wenn der Moskowiter Nöteborg oder Iwangorod, oder beide bekäme, und künftig seine Macht kennen lernte, namentlich die Bequemlichkeit zur See, und die vielen Vortheile von Strömen, Seen, Küsten, die er noch nicht bedachte, noch nicht recht benutzte, könnte er nicht nur Finnland aller Orten angreifen, und zwar besser des Sommers, als des Winters, was er bisher nicht verstanden, sondern auch in Betracht seiner großen Macht die Ostsee mit Schiffen füllen, also daß Schweden in beständiger Gefahr wäre. Ich habe selbst bei Newa während meiner Reise die Lage angesehen und gefunden, wie nöthig eine sichere Grenze gegen Rußland ist.“ Die oben genannten Orte liegen in einem Kreise um das heutige Petersburg und beherrschen das Land, in dessen Mitte der große Peter hundert Jahre später seine Hauptstadt gegründet hat. Mit der Erbauung eben dieser Hauptstadt begann bekanntlich die europäische Bedeutung Rußlands. Solche Voraussicht bekunden die Worte Gustav Adolfs! Gfrörer, a. a. O. D. B.

Die Feindseligkeit zwischen den beiden Zweigen der Wasa in Schweden und Polen hörte darum nicht auf, wenn auch diese Feindseligkeit durch verschiedene Waffenstillstände zeitweilig unterbrochen wurde. Die Höfe von Madrid und Wien, welche vorhersahen, daß Gustav Adolf sich in die deutschen Angelegenheiten mischen werde, sobald er sich auf dem Throne befestigt und sich stark genug dazu fühlen würde, suchten den Kriegszustand zwischen Schweden und Polen zu erhalten; derselbe diente dem Könige von Schweden indeß als vortreffliche Schule der Taktik für sein Heer. Kaum vermochte er mit Dänemark einen Waffenstillstand abzuschließen (1629), als er in Deutschland einfiel, wo wir bereits seine Laufbahn bis zu deren Schluß auf dem Schlachtfelde von Lützen verfolgten.

Durch eine Reihe durchgreifender Veränderungen suchte Gustav Adolf Schweden in die Reihe der modernen Staaten einzuführen. Aus allen seinen Anordnungen tritt uns der Geist der neuen Zeit entgegen. Der Staat verwandelt sich mehr und mehr in ein künstliches Getriebe, das die Masse zu vielgestaltigter Arbeit drängt. Der Bürger, der Bauer ist nicht mehr sich selbst überlassen, wie im abgelaufenen Mittelalter, er wird von der Staatsgewalt als eine nutzbare, beliebige Werthe schaffende Kraft behandelt. Durch Gewerbfleiß soll er weniger sich selbst bereichern, als den königlichen Schatz füllen. Auch war es zunächst Finanznoth, was Gustav zu jenen Maßregeln bestimmte.*)

Er reformirte den Adel und theilte ihn in drei Klassen: die Grafen und die Barone, die Ritter oder Nachkommen der Senatoren, und die einfachen Adeligen. Er traf auch genauere Bestimmungen über den Rang des Klerus, der Krieger und der Bürger auf den Reichstagen. Er gab der Rechtspflege eine entsprechende Einrichtung, wie überhaupt Gerechtigkeit eine seiner schönsten Eigenschaften war. Und wie er in alle Zweige der Staatsverwaltung eingriff, so nahm er umfassende Veränderungen mit der schwedischen Constitution vor. Bald war er nur noch dem Namen nach ein durch Stände beschränkter Fürst.

Er entwarf den Plan zu einer großen Handelsgesellschaft mit den Niederlanden und dem protestantischen Deutschland, um Handelsverbindungen mit den außereuropäischen Kolonien zu unterhalten. Gustav Adolf glaubte dadurch, daß er auf dem

*) Gfrörer, a. a. O. D. B.

Wege der Gesetzgebung das Nachahmen gewisser niederländischer Einrichtungen, die damals für die entstehende Staatswissenschaft allen Ländern als Muster vorschwebten, vorschrieb, sein Land bereichern, die Staatskasse füllen zu können. Er griff zu diesem Zweck unablässig in das häusliche und bürgerliche Leben seines Volkes ein, indem er eine Masse Verordnungen erließ, die theils die Vermehrung der Volksmenge im Allgemeinen, theils die Hebung des Handels und der Gewerbe zum Zweck hatten.

Außer Gothenburg, welches sein Vater gegründet hatte, das aber ganz in Trümmern lag und nun an geeigneterer Stelle neu erstand, baute Gustav Adolf während seiner kurzen und kriegerischen Regierung noch sechszehn andere Städte oder gab ihnen doch städtische Rechte. Um den Handel durch fremdes Geld und fremde Einsicht zu heben, berief er Ausländer in's Reich, und zwar ohne Unterschied der Religion, jedoch mußten die Einwanderer einen guten sittlichen und religiösen Leumund nachweisen. Zu demselben Zwecke stattete er die fremden wie die eingebornen Kaufleute mit bedeutenden Vorrechten aus. Der junge König — dessen Gutherzigkeit gerühmt wird, wenn er auch nicht selten sich vom Jähzorn hinreißen ließ — wendete übrigens nicht blos den materiellen Interessen seine Aufmerksamkeit zu; er hatte nicht minder Sinn und Geschmack für die Wissenschaften und bekundete dies durch eine reichliche Dotation der Universität Upsala aus seinen Hausgütern.

Friedrich II von Dänemark. 1559.

In Dänemark war inzwischen Christian III, als ein guter und für das Wohl seines Volkes bedachter Monarch beklagt, gestorben, und es folgte ihm sein fünfundzwanzigjähriger Sohn Friedrich II. Die Dithmarsen, die sich von Dänemark losgerissen, dessen Heer besiegt (1500) und eine Republik gebildet hatten, nahmen fortwährend dem Königreiche gegenüber eine drohende Stellung ein, stets bereit, sich mit dessen Feinden zu verbinden. Friedrich vermochte sie zu Paaren zu treiben, trotz ihres heldenmüthigen Widerstandes, und sie begruben sich unter den Trümmern von Heyde. Wir erwähnten bereits des Krieges, den dieser Fürst wider Schweden führte. Friedlich gesinnt, die Hülfsquellen seines Landes schonend, vermehrte er die Zahl der Volksschulen, bestätigte die Privilegien der Universität zu Kopenhagen, erbaute Städte und gründete das Schloß Friedrichs-

burg, welches einer der schönsten Fürstensitze wurde. Er beschützte den großen Tycho-Brahe und ließ ihm für seine astronomischen Forschungen das Schloß Oranienburg erbauen. Peter Oxe, ein Verwandter dieses Gelehrten, ordnete die Finanzen. Und als durch den Tod seines Vaters Christian VI zur Regierung gelangte, fand er ein blühendes Reich und ein wohlausgestattetes Heer vor.

Christian IV. 1588.

Dieser König ist den größten seiner Epoche beizuzählen. Er zog die zu seiner Krone gehörigen und durch ihre allmälig erlangte freiere Stellung dieselbe schwächenden Herzogthümer wieder an sich. Den Krieg mit Schweden beendete er vortheilhaft durch den Frieden von Trusin. Gänzlich den Staatsangelegenheiten lebend, suchte er sich durch persönliche Prüfung von den Bedürfnissen und Zuständen aller Theile seines Reiches zu unterrichten, machte als einfacher Hauptmann eine Rundreise durch Norwegen, umschiffte das Cap Nord, besuchte die ganze langgestreckte Küste seiner Staaten bis zur russischen Grenze und bis zum Weißen Meere und ordnete überall der Lage und den Verhältnissen angemessene Verbesserungen an. Er gründete Christianopolis und Gothenburg an der schwedischen Grenze, Christiania und Christiansand in Norwegen, Glückstadt und Christianpries in Holstein. Die Hauptstadt Kopenhagen beschenkte er mit einem botanischen Garten, einem Observatorium, einer öffentlichen Bibliothek; und er förderte den Gewerbfleiß, so weit dies das noch festgewurzelte Feudalsystem gestattete.

Er gab neue Gesetze (1605); und um den hanseatischen Städten den Welthandel zu entziehen, stiftete er eine ostindische Handelsgesellschaft (1616); er schickte sogar ein Schiff nach Ceylon, welches daselbst einen Handelsvertrag schloß und die Stadt Tranquebar gründete (1620), wo sich eine Kolonie bildete, die einzige, aber wichtige dänische Besitzung in Indien. Eine andere, für den Monopolhandel nach Island und den Faröer-Inseln gebildete Gesellschaft mußte wegen der Algierischen Korsaren unterdrückt werden.

Christian IV hatte seinen Schwiegervater Corfitz Ulefeld zum Minister, welcher, mit seltenen körperlichen wie geistigen Gaben ausgestattet, insbesondere die Finanz- und Handelsangelegenheiten leitete. Derselbe untersagte die Verschiffung von

Salpeter, Schwefel, Pulver und Waffen aus der Ostsee in die Nordsee durch den Sund, welches Verbot dem Handel der Holländer großen Schaden zufügte. Sie versuchten durch Verhandlungen wie durch Gewaltmittel die Freiheit des Sundes zu erlangen, oder auch vermittelst Kanälen die Ostsee zu erreichen, und endlich benutzten sie die schwedische Flagge, welches Anlaß oder doch Vorwand zu einem Kriege mit Schweden gab.

Der Einfluß, welchen Schweden auf die Angelegenheiten des Nordens, die hervorragende Stellung, die es unter Gustav Adolf erlangte, erregten beim dänischen Könige Besorgniß und Eifersucht; er suchte daher Schweden bezüglich der Einmischung in die deutschen Angelegenheiten — wie wir betreffenden Ortes berichtet — den Rang abzulaufen und trat dann als Vermittler zwischen Schweden und Oesterreich beim westphälischen Frieden auf. Auf seinen Vorschlag ward jene Macht in Geld und nicht in Land entschädigt und wurden die schwedischen Veteranen in kleinen Abtheilungen unter die verschiedenen deutschen Fürsten vertheilt. Eine so parteiische Vermittlung erregte das Mißvergnügen Schwedens, welches unter dem oben erwähnten Vorwande sich mit Holland verband und den Krieg begann. Dänemark zog den Kürzern und die Soldaten, welche im dreißigjährigen Kriege Deutschland verheert hatten, fanden einen noch unberührten Schauplatz für ihre Raubgelüste. Christian aber verlor den Muth nicht und erlangte unter Vermittlung Frankreichs den Frieden von Brömsebro (1643), welcher den Schweden die Zollfreiheit im Sund und Belt gewährte. Was Holland anbelangt, so mußte es während dreier Jahre den Zoll nach einem vereinbarten Tarife entrichten, und zwar sollten die Ausweise der Schiffspapiere genügen, ohne Untersuchung der Schiffe. Ulefeld, im Lande mißliebig geworden in Folge dieser mißlichen Verhältnisse, ward als Gesandter nach dem Haag geschickt, wo er mit den Generalstaaten einen Traktat schloß (1647), der den Tonnengehalt der Schiffe und den von diesen in den norwegischen Häfen zu entrichtenden Zoll regelte und die Grundlage abgab für die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Staaten.

Ueber Christian IV, welcher 61 Jahre lang regierte († 1648), sagte Tilly, daß ihm zum großen Feldherrn nur das Glück fehlte; ebenso konnte man sagen, daß er als Staatsmann lediglich der Verstellungskunst entbehrte.

Fünftes Kapitel.

Polen, Lithauen, Lievland.

Wir wenden uns abermals einem Lande zu, welches sich von dem monarchischen Zuge dieser Epoche ausschloß, und das mit einer Wahlmonarchie die Vorrechte einer auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtigen Aristokratie beibehielt.

Der polnische Adel, welcher unter sich keinen Rangunterschied duldete, war einhellig in seinem Widerstande gegen die Kräftigung der öffentlichen Gewalt und gegen das Aufkommen eines Bürgerstandes. Die städtische wie die ländliche Bevölkerung war gänzlich unfrei, wenn auch die Lage des Stadtbürgers als eine etwas bessere als die des Bauern sich darstellte; jener nämlich hatte nur ein jährliches Entgelt zu entrichten, während dieser, außer der Abgabe in Geld, auch noch zahlreiche Frohnden schuldete. An die Scholle gefesselt, konnte er von seinem Wohnsitze sich nicht entfernen ohne die Erlaubniß des Herrn, welchem das Recht über Leben und Tod seiner Eigenbehörigen zustand, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, die sich dem wissenschaftlichen oder dem geistlichen Berufe widmeten. So waren neunzehn Zwanzigstel des Volkes der politischen Freiheit beraubt, und die Souveränetät stand dem Adel zu, welcher ausschließlich die Nation ausmachte. Zwei Erzbischöfe, sieben Bischöfe, fünfzehn Woiwoden, fünfundsechzig Castellane bildeten den Senat, den obersten Rath der Republik, welcher die königliche Gewalt im Sinne der aristokratischen Interessen leitete. Die anderen Adelichen und die Bürger von Krakau, welche ein adeliches Gemeinwesen bildeten, waren durch Nuntien (Landboten) vertreten, deren Zustimmung nothwendig war zur Ausschreibung der Steuern. Im Unterschiede von denen anderer Länder schlossen die Reichstage nicht das Recht und den Gebrauch aus, bei den wichtigern Angelegenheiten den Adel persönlich zu berufen; bei Staatssachen mußten alle Landboten einstimmig sein, so daß, wenn von den Versammelten, deren Zahl sich zuweilen auf vier Hundert belief, ein einziger nicht zustimmte, keine Entscheidung erlangt werden konnte. Es ist dies das vielbesprochene liberum veto, die Ur-

sache unaufhörlicher Streitigkeiten und Wirren und zuletzt des Unterganges des polnischen Reiches *).

Der von dem Adel gewählte König war im Grunde nur sein Geschöpf und Werkzeug, nicht Träger und Mittelpunkt der Regierung, nicht oberster Heerführer, nicht die Spitze der Verwaltung; ohne Zustimmung des Adels konnte er nicht über Krieg und Frieden beschließen, nicht Steuern ausschreiben, nicht Gesetze erlassen, nicht Entscheidungen treffen in wichtigen Angelegenheiten. Ja unter der Regierung des Königs Alexander wurde ihm sogar untersagt, über die Kroneinkünfte zu verfügen (Statutum alexandrinum) und das Münzrecht auszuüben.

Kasimir IV **), mit Elisabeth v. Oesterreich vermählt, sah seinen Sohn Wladislaus zum Könige von Böhmen

---

*) Nobilitas genere censetur..... est autem pari dignatione polonica omnis nobilitas; nec ullum in ea patriciorum comitumve discrimen exaequata quodam tempore omnium conditione.

In plebe numerantur quicumque nobiles sive equites non sunt..... Sunt autem aliquanto meliore et liberiore conditione urbani et oppidani, quam agrestes. Censum quidem annuum utrique dominis suis pensitant; verum agrestes operas praeterea gratuitas ad colendos eorum agros et alios usus domesticos praestant, nec alio cuiquam commigrare, inconsulto domino, licet..... Habent sane in eos domini vitae necisque potestatem, praeter eos qui, ineunte aetate, litterarum studiis sacrorumque ministerio se addixerunt.

Initio liberior dominatus, ac nullis propemodum legibus adstrictus, infinitam non modo omnium rerum, sed etiam vitae necisque omnium potestatem habens..... nunc sane angustis finibus regia potestas circumscripta est. Rex, senatu inconsulto, neque bellum cuiquam facit, neque faedus publice cum quoquam init, neque tributa nova instituit, neque rem ullam majorem ad rempublicam pertinentem statuit aut facit. Porro leges novas condere, successorem sibi designare, ne cum senatu quidem potest, absque consensu caeterae nobilitatis.

Jus creandi reges penes senatum est..... atque id etiam equester ordo sibi vindicari caepit, ita ut demum in eo ratum sit senatus judicium, si assentiatur caetera nobilitas..... A novo rege jusjurandum exigitur in hanc sententiam, quod secundum leges et instituta majorum regnaturus sit, et suum cuique ordini et homini jus privilegiumque et beneficium salvum conservaturus.

Non temere disceditur a stirpe regia mascula si qua extat.

Cromer, De republica ac magistratibus Poloniae.

**) Vergl. Bd. VIII. (Geschichte des Mittelalters Bd. IV.) Kap. XXI.

und Ungarn erwählt; er schloß mit Bajazid II den ersten Vertrag zwischen den Polen und den Türken. Als er wenig bedauert starb (1492), folgte ihm sein zweiter Sohn Johann Albert, dessen Nachfolger hinwieder sein Sohn Alexander, Großfürst von Lithauen, war (1501). So geschah die Vereinigung dieses Landes, unter Beibehaltung seiner eigenen Gerichte, Rechte und Privilegien, mit Polen.

Alexander I. 1501.

Alexander war Freund und Förderer der Wissenschaften, aber der Adel legte seiner Großmuth Zügel an und beschränkte den königlichen Einfluß auf die Justiz und die Politik. Unter seiner Regierung war es den Adeligen untersagt, Bürger einer Stadt zu werden oder Handelsgeschäfte zu treiben.

Bereits Kasimir IV hatte sich stets in offenem Krieg oder doch in feindseligen Beziehungen mit Rußland befunden, welches nicht vergessen konnte, unter welchen Umständen Lithauen aus seiner Demüthigung Vortheil gezogen hatte und nach der Wiedererlangung von Westrußland, der Ukraine und Severien strebte. Iwan III, welcher einen offenen Bruch mit Kasimir vermieden hatte, griff Alexander an, als er noch blos Großfürst von Lithauen war und riß mehrere Provinzen davon ab. Die regelmäßige Abtretung anderer Theile Lithauens erlangte er durch den Vertrag von Moskau (1494), worin er als Selbstherrscher aller Russen anerkannt wurde; er vermählte sich mit einer Tochter Alexanders. Allein er war ebenso eifriger Anhänger des griechischen Ritus, wie Alexander Gegner desselben war. In Folge dessen schlugen sich viele Lithauer zu Iwan, der vermittelst eines Krieges auch Severien erlangte. Alexander verband sich mit Walter von Plettenberg, dem mächtigsten der Großmeister des deutschen Ordens; allein die glänzenden Siege dieses tapfern Kriegers hielten Rußland nicht ab, zur Zeit des fünfzigjährigen Waffenstillstandes, unter päpstlicher Vermittlung geschlossen (1505), den Tribut zu fordern, welcher von Alters her der Kirche zukam. Nachdem Polen 1117 geographische Meilen verloren, blieben ihm damals 7838 und Lithauen 11.097 geographische Meilen, also ein größeres Gebiet, als Frankreich und Spanien zusammen. Große Waldstrecken waren gerodet und fruchtbar gemacht worden, die Getreideausfuhr lieferte reichen Ertrag; allein der auf den Bauern lastende Druck ließ keine

Hebung des Nationalwohlstandes, keine Blüthe des Gewerbfleißes zu; man verstand nicht die Ausnutzung und Bearbeitung der Rohmaterialien und schon frühe war der ganze Handel in den Händen der Juden. Als die Tartaren in das Land einfielen, begleitete der gichtgelähmte König das wider sie gesammelte Heer, geführt von Glinski, der, tartarischen Ursprungs und in Deutschland erzogen, sein Minister und Feldherr geworden war. Kaum hatte Alexander die Siegesbotschaft erhalten, als er den letzten Seufzer aushauchte.

Sigismund I. 1506.

Von seinem Sohne und Nachfolger Sigismund beleidigt, flüchtete Glinski zu dem Czar Walisi IV Jwanowitsch und bewog ihn dazu, den Waffenstillstand zu brechen. Zuerst begnügte sich dieser damit, die von seinem Vater gemachten Eroberungen zu befestigen, im nächsten Anfall aber bemächtigte er sich der seit 120 Jahren von Rußland verlorenen Stadt Smolensk. Da jedoch Glinski in seiner Hoffnung, die Stadt als Lehen zu erhalten, sich getäuscht sah, kehrte er zu Sigismund zurück. Die bei Orja gelieferte Schlacht kostete die Russen 30,000 Todte, an Gefangenn 2 Generale, 30 Fürsten und 1500 Edelleute. Dieser bedeutende Sieg war das Verdienst des Fürsten Ostrowski, Constantin, der auch den Versuch machte, Smolensk wieder zu nehmen; indeß unterbrach den Krieg ein fünfjähriger Waffenstillstand (1522).

Andererseits ward Polen von den Moldauern, Türken, Tartaren aus der Krim bedroht; sie wurden häufig von Ostrowski besiegt, aber da Polen weder Festungen noch Armeen diesen Feinden entgegenzustellen hatte, so war das Land ihren Verheerungszügen preisgegeben. Eustachius Dasskiewic, ein Unterthan des Ostrowski, hatte zum Lohne der Tapferkeit die Starostien Cerkassy und Kanief erhalten. Hier, auf den unzugänglichen Inseln des Dniepr, fand er einen unbekannten Volksstamm, der in der Folge thätigen Einfluß ausüben sollte auf die Schicksale des nördlichen Europa.

Kosaken.

Constantin Porphyrogenitus spricht von einem Kosakien genannten Lande zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer, auf dem Südabhange des Kaukasus, wo jetzt die Circassier

wohnen. Vielleicht kamen von da die Kosaken, welche mit dem Mongolen Batu nach Rußland kamen (1241), und verschiedene Horden bildeten, welche sich mit den türkischen Poloweeren vermischten, die zu dieser Zeit aus der Geschichte verschwinden. Es vermischten sich mit ihnen auch Polen, Lithauer und andere theils durch die mongolische Eroberung, theils durch politische und religiöse Verfolgungen in die Flucht geschlagene, oder durch Neigung zum Plündern und den Reiz des Abentheuerns angezogene Völkerschaften. Aus dieser Mischung gingen die Kosaken hervor, mongolischen Ursprungs, doch slavischer Zunge. Sie theilten sich in Ehelose und Verheirathete; jene, welche sich nur mit Kämpfen und Plündern beschäftigten, bildeten unter dem Namen Secia eine Niederlassung auf einer Dniepr-Insel oberhalb der Fälle (Porog), welche diesen Fluß auf eine lange Strecke hin unschiffbar machen; darum hießen auch jene Leute Zaporogen. Die in der Ehe lebenden Kosaken bewohnten unferne Dörfer zwischen Dniepr und Bug; sie versammelten sich, wenn es einen Zug zu unternehmen galt, und wählten einen Führer. Gegen 1500 hatten sie eine militärische Republik unter Wahl-Häuptlingen gebildet, und wurden damals Malo-Russen oder Klein-Russen genannt; der Name Kosaken ward nur den ehelosen Zaporogen beigelegt. Später kommen die Kosaken von Lithauen, Witepsk, Polotzk, Azof, von der Krimm vor.*)

Dasskiewic nun gedachte sich dieser Horden zum Besten Polens zu bedienen, gleichwie man, um einen Strom einzudämmen, sich des von demselben aufgewühlten Schlammes und Sandes bedient. Nachdem er sie bewaffnet, disziplinirt, an Thätigkeit und blinden Gehorsam gewöhnt, in eine nach Regimentern und Kompagnien eingetheilte Armee vereinigt hatte, bestimmte er ihr die Insel Chortica als Waffenplatz zum Kriege gegen die Tartaren. Sehr bald auch wurden sie den Feinden Polens gefährlich und ihnen ist die große Niederlage zu verdanken, welche Ostrowski bei Kiew (1527) den Tartaren beibrachte.

Sigismund I, „Vater der Gerechtigkeit und Sohn der Tapferkeit", erließ (1530) auf dem Reichstag zu Wilna das „Statut von Lithauen" in polnischer Sprache. Zwanzig Jahre

---

*) Die Ordinskischen, die Donischen Kosaken ꝛc. scheinen nicht desselben Ursprungs zu sein; nach Einigen werden sie deßhalb Kosaken genannt, weil ihre Lebensweise der der Kosaken ähnlich.

später wurde gesetzmäßig festgestellt, daß nur der von den Ständen Gewählte zum König gekrönt werden sollte. Dieses Recht, welches die Polen als ein unschätzbares Zeichen der Freiheit betrachteten, sollte, da es nicht vermittelst guter Institutionen gehandhabt wurde, für das Reich die Quelle langer Leiden und endlich des Untergangs werden. Des Königs Gemahlin war Bona, des Galeazzo Sforza Tochter, welche ihre tiefe Verachtung der nordischen Barbarei nicht verhehlte und im Verdachte stand, zwei Schwiegertöchter vergiftet zu haben, um ihren Einfluß auf den Sohn nicht beeinträchtigt zu sehen. Mit dem deutschen Orden kriegte Sigismund glücklich, ließ sich im Krakauer Frieden (1525) Preußen abtreten, welches jene Ritter seit drei Jahrhunderten im Besitz hatten, und belehnte damit den Großmeister Albrecht von Brandenburg, welcher die Religion und seinen Orden verrathen. Begünstigt von diesem Apostaten, drang die Reformation zunächst in das polnische Preußen, dann in das übrige Polen, wo ihr die Hußiten den Boden bereitet hatten, und endlich in Lithauen ein, ohne daß Sigismund viel gegen ihre Verbreitung gethan hätte. Johann Tricessius wirkte im Geheimen als Reformator zu Krakau, und Lismaninus, ein berühmter Franziskaner und Beichtvater der Königin, nahm die neue Lehre an. Auch andere Sekten faßten Fuß in diesen Ländern, namentlich die von Ferdinand I vertriebenen Böhmischen Brüder. Der Calvinismus ward von Francesco Stancari aus Mantua, dem Professor des Hebräischen zu Krakau, eingeführt (1547). Die Unitarier, deren Meinungen von den Italienern ausgebreitet wurden, vermochten bald in Polen eine von den Protestanten unterschiedene Sekte zu bilden. Luigi Lipomano, Bischof von Verona, war erster päpstlicher Nuntius in Polen, sein weit milderer und vorsichtigerer Nachfolger Gianfrancesco Commandone erlangte die Annahme des Conzils von Trient in diesem Reiche.

Sigismund II. August.

Sigismund August, der Nachfolger seines Vaters, vermählte sich ohne die Zustimmung des Reichstages mit Barbara Radziwil, der Wittwe eines einfachen Edelmanns. Da ihm die Lutheraner hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, näherte er sich den Katholiken, in welcher Weise die Opposition einen religiösen Charakter erhielt. Er hatte den Lismaninus reisen

lassen, damit er die verschiedenen Reformationssysteme prüfe und das beste aufsuche. Da jedoch derselbe auf den Rath von Calvin und Socinus in Deutschland sich verehelichte, trug auch dieser, den König sehr verdrießende Ausgang seiner Sendung dazu bei, ihn bei der katholischen Kirche zu erhalten. Indessen, um die Folgen der Unduldsamkeit, welche er in andern Ländern wahrnahm, von Polen abzuhalten, erklärte er alle Christen für gleichberechtigt zu den Aemtern und Würden, vereinigte mit vieler Mühe die einander feindlich gegenüberstehenden Sekten (1570) und erlaubte den Protestanten den Besitz einer Kirche in Krakau. So vermochte die Reformation in Polen zwar nicht die Oberhand zu gewinnen, immerhin aber ward sie eine Partei, welche den inneren Zwistigkeiten neue Nahrung zufügte.

Lievland.

Die Schwertritter, welche damals vom deutschen Orden abhingen, besaßen Lievland mit Kurland und Esthland; der deutsche Orden hatte ihnen die Herrschaft über diese Länder eingeräumt (1459) zum Lohne für die Hülfe, welche sie demselben im Kriege mit den preußischen Verbündeten geleistet hatten; die Schwertritter mußten sich jedoch diese Herrschaft erst gegen den Erzbischof, dann gegen die Stadt Riga erkämpfen, welch letztere dann auch endlich dem Orden unterworfen wurde (1491). Unter Walter v. Plettenberg, dem hervorragendsten unter den Großmeistern dieses Ritterordens (1495–1535), hatte Lievland seine glänzendste Zeit. Er vermochte Riga dem Joch gefügig zu erhalten und den russischen Krieg mit Ehren zu bestehen; er erlangte die Würde eines Reichsfürsten (1527). Daß er der Reformation den Eingang nicht wehrte, hatte zur Folge, daß die Rigaer den Erzbischof nicht mehr anerkannten und somit der Großmeister eigentlicher Souverän war.

Die Bürgerkriege häuften sich sodann und wurden mit barbarischer Wildheit geführt. Es waren auch die der Künste und Wissenschaften gänzlich entbehrenden Lieven nichts anderes als halbe Wilden. Rußland, von ihnen fortwährend beunruhigt, beschloß die Eroberung Lievlands, und Iwan IV (1556) schickte einen Gesandten nach Dorpat, um dem Bischofe ein seidenes Jagdnetz, zwei Windhunde und zwei Teppiche anzubieten und dafür Tribut zu verlangen. Der Prälat versprach eine Mark für jeden Mann seines Bisthums, da es jedoch beim Versprechen

blieb, griff Iwan die Stadt an und bemächtigte sich ihrer. Um sich vor den Russen zu schützen, gaben sich die Esthen an Schweden. Der Westfale Gothard Kettler, damals Großmeister, verband sich mit dem Könige von Polen und unterhandelte mit ihm, um das Herzogthum zu einem weltlichen Staat zu machen. Und wirklich verhandelten auch (1561) der Orden, der Erzbischof, die Vertreter des Adels und der Städte mit Sigismund August das „erste Privilegium", zufolge dessen Lievland demselben unterworfen wurde, wogegen der König sich verpflichtete, das Augsburgische Bekenntniß und die Güter, Lehen, Rechte, Gerichtsbarkeiten und Freiheiten aufrecht zu erhalten. Kurland und Semigallen wurden zu Herzogthümern erhoben zum Vortheile der Familie Kettler, und von derselben beherrscht bis zum Erlöschen dieses Hauses im Jahr 1737. Riga beanspruchte einen besondern Vertrag, um einen von Lithauen unabhängigen Freistaat zu bilden, mußte sich aber endlich gleichfalls unterwerfen, wo dann Lievland aufhörte eine eigene Geschichte zu haben.

Iwan IV, erbittert über diese Vergrößerung Polens und insbesondere noch über die Weigerung Sigismunds, ihm die Hand seiner Schwester zu gewähren, begann einen Krieg mit ihm (1582), den Verträge unterbrachen. Zu den Thorheiten, welche dieser rasende Czar beging, gehört auch sein Eingehen auf den von zwei Lieven, welche sein Vertrauen gewonnen, ihm vorgelegten Plan, ihr Vaterland zu einem Königreich zu erheben und hiedurch mit den von Schweden, Dänemark, Polen und ihm selber erhobenen Ansprüchen zu Ende zu kommen. Er bot die neue Krone dem Prinzen Magnus, jüngstem Bruder des Königs Friedrich II von Dänemark, an, der auch in Lievland einzog mit 20,000 Russen (1570); indeß gestattete ihm der große General de la Gardie nicht mehr zu thun, als Esthland zu verwüsten.

Weil während dieses Krieges Sigismund August eine jährliche Vergütung zur Unterhaltung einer stehenden Miliz für die Grenzvertheidigung vom Adel nicht hatte erlangen können, stellte er eine solche auf eigene Kosten auf; und da er dafür eine Quart vom Reinertrag seiner Güter bestimmte, wurden diese Soldaten Quartaner genannt (1563). Sein unausgesetzt verfolgtes Ziel war die Durchführung der Vereinigung von Polen und Lithauen. Zu dem Behufe entsagte er seinen Erbansprüchen

auf dieses Herzogthum, das bisher für ein Leibgedinge seines Hauses gegolten; und obgleich der Adel in beiden Ländern der Gemeinsamkeit der Landtage und der Gesetze widerstrebte, so gelang es ihm doch, sie zu einem einzigen politischen Körper zu verschmelzen.

Zwischenregierung.

Das Geschlecht der Jagellonen, welches Polen sieben Könige gegeben hatte, endete mit Sigismund August (1572). Nun begann eine Zeit wilder Stürme, in welcher Prätendenten und Parteien auftauchten und sich einander bekämpften, Einheimische und Fremde, politische und religiöse Aufwühler über das Land schweres Unheil herbeiführten. Endlich vereinigten sich die Parteien zu dem „Frieden der Dissidenten" und sie stellten die pacta conventa auf, welche der neue König beschwören sollte. Nach denselben sollte er bei Lebzeiten keinen Nachfolger bezeichnen, ohne Wissen des Senats keinen Gesandten fremder Mächte empfangen dürfen; auf dem Reichstage solle er die Einstimmigkeit erhalten; sechszehn aus der Mitte des Reichstags gewählte Senatoren sollten stets um ihn sein als Wächter über die Freiheiten der Nation; die Erträgnisse der Berg- und Salzwerke sollten den betreffenden Grundbesitzern gehören; die Aemter und Würden sollten nur Eingebornen verliehen werden.

Unter den Thronprätendenten war Iwan IV, welcher, wenn er Moskowien, Polen und Lithauen unter seinem Szepter vereinigt hätte, den unvermeidlichen Kämpfen unter den Völkern slavischer Race ein Ende gemacht und ihr Uebergewicht über die Tartaren und Osmanen gesichert haben würde. Allein der Hochmuth dieses Wüthenden und sein griechisches Bekenntniß ließen ihn beim Reichstage durchfallen. Protestantische deutsche Fürsten wurden gleichfalls verworfen. Das österreichische Haus hatte schon seit einiger Zeit versucht, eine Stellung unter den slavischen Stämmen, als eine Art von Mittelglied zwischen den Nord- und den Südländern, zu gewinnen, jedoch scheiterten diese Bemühungen an dem Mißtrauen der Slaven, an der Furcht, wie die Böhmen und Ungarn unterworfen zu werden. Die Wahl des Königs von Schweden, indem sie die Vereinigung dieses Königreichs mit Polen herbeiführte, hätte deren Uebergewicht über Rußland gesichert. Endlich entschied man sich für Heinrich von Valois, den spätern Heinrich III von Frankreich.

Heinrich v. Valois. 1573.

Derselbe mußte dem Reichstage, auf welchem nicht weniger als 100,000 Landboten zusammenkamen, weitgehende Versprechungen machen. Wenn er bei einer oder der andern Bedingung Anstand zu nehmen schien, so bemerkte ihm der Reichstagsmarschall trocken: Si non jurabis, non regnabis. Diesen pacta conventa ward die Klausel hinzugefügt, sobald der König sich dagegen verfehle, höre die Verpflichtung auf, ihm zu gehorchen. Das Statut bildete die Grundlage der auch von den nachfolgenden Königen zu unterschreibenden Bedingungen, welch die völlige Gleichstellung der Edlen unter sich, und ihr Recht, niemals, selbst eines Verbrechens wegen, auf Verdacht ohne Ueberführung verhaftet zu werden, aufstellten *).

Heinrich, anfänglich beliebt wegen seiner freundlichen Manieren und als tapferer Zecher, ward in demselben Maße unvolksthümlicher, als er seinen Widerwillen gegen die Polen und sein Verlangen nach Frankreich weniger verbarg. Und sobald sein Bruder Karl IX starb, entfloh er in der Nacht aus Warschau, um einen glänzendern, wenn auch nicht minder stürmischen Thron einzunehmen.

Stephan Bathori. 1574.

Der Reichstag erklärte ihn für abgesetzt, und Stephan Bathori, Fürst von Siebenbürgen, ward als sein Nachfolger vorgeschlagen. Da derselbe von dem Großherrn Amurat III unterstützt wurde, so gab seine Wahl Hoffnung auf Erhaltung des Friedens mit den Osmanlis. Zudem war er ein guter Krieger, von einnehmender Persönlichkeit, unterrichtet, nicht durch Erbschaft, sondern durch Verdienst zur Herrschaft gelangt, ein Fürst, der seinem Lande Ruhe gegeben und daselbst Katholiken und Protestanten versöhnt hatte. Seine Wahl erschien um so angemessener, als 100,000 Krim'sche Tartaren das vertheidigungslose Polen überfallen, 55,000 Menschen, 150,000 Pferde, 500,000 Stück Hornvieh, 200,000 Schafe aus dem Lande geführt hatten. Bathori wurde darum mit stürmischem Zuruf zum Könige verlangt, allein da unpassend erschien, einen Vasall der Pforte zu wählen, so ward der Königstitel seiner zukünftigen Gemahlin

*) Lengnich und Chawykowske, Jus publicum Poloniae. Pfeffer, Denkschrift über die Regierung Polens.

Anna gegeben. Bathori hatte genug zu thun, um das Parteigetreibe gütlich oder mit Gewalt zu unterdrücken; er setzte einen obersten Gerichtshof von aus dem Adel auf Jahresfrist gewählten Richtern ein, um in letzter Instanz über die Berufungen von den Gerichten des Adels zu erkennen (1578).

Da Iwan die Abtretung Lithauens von ihm nicht erlangen konnte, begann er einen Krieg und führte persönlich ein Heer gegen Polen und Schweden ins Feld. Bald hatte er sich Lievlands bemächtigt. Dessen König Magnus, der versucht hatte, sich aus der Abhängigkeit vom Czaren zu befreien, fiel in seine Gewalt und wurde gefangen gesetzt. Als er die Freiheit wieder erlangte, entsagte er dem leeren Titel. Bathori verleugnete seinen Ruf der Tapferkeit nicht. Die Russen wurden endlich unter den Mauern von Wenden besiegt, und ihre Kanoniere hingen sich auf, als sie ihre Geschütze nicht zu retten vermochten. Auch der Despotismus hat seine Helden. Die Polen, Russen, Schweden wetteiferten in Heldenmuth, wilder Hartnäckigkeit und blutiger Grausamkeit. Bathori verweigerte jede Verhandlung außerhalb russischen Gebietes, und seine Ansprüche steigerten sich mehr und mehr. Endlich nahm der entmuthigte Czar seine Zuflucht zum Kaiser und zum Papste Gregor XIII, welchem er Hoffnung auf seine Versöhnung mit der lateinischen Kirche machte. Der Jesuit Ant. Possevin leitete die Vertragshandlung und verfaßte einen Bericht über dieselbe *), in welcher die Darstellung dieser Verhandlungen mit noch jungen Völkern von hohem Interesse ist. So schwer dies auch Iwan fiel, der vermittelst des baltischen Meeres durch Gewalt und Politik sich mit Europa verknüpfen wollte, er mußte sich die Abtretung Lievlands gefallen lassen und er gelobte den Frieden durch einen Kuß auf das Kreuz (1582).

Um das Reich vor den Einfällen der Tartaren zu sichern, gab Stephan den Kosaken eine bessere Organisation, indem er sie unter die Befehle eines Hetman, mit dem Jahressolde von einem Dukaten und einem Pelz, stellte, und für dieselbe Arsenale anlegte. Er pflegte zu sagen, drei Dinge habe Gott sich selber vorbehalten: aus dem Nichts zu schaffen, die Zukunft zu kennen,

---

*) Acta in conventu legatorum ser. Poloniae regis Stephani I. et Joannis Basilii magni Moscoviae ducis, praesente A. Possevino. In Moscovia et alia opera, Coloniae, 1595.

die Gewissen zu leiten. Er beschränkte darum die Religionsfreiheit nicht. So wurden die Protestanten in Polen immer zahlreicher, trotz Klerus und Jesuiten faßte der Socianismus festen Fuß. Konstantin Ostrowski, der polnische Nationalheld, war eifrig bemüht, unter den russischen Unterthanen der polnischen Krone einige religiöse Bildung zu verbreiten. Possevin veranlaßte den König, Maßregeln zuzulassen, welche daselbst die katholische Kirche befestigen sollten; aber da einige Missionäre aus der Gesellschaft Jesu sich in Riga niederließen, führte dies einen Aufstand herbei, aus dem eine Empörung erwuchs. Bei der Nachricht raffte den König ein Schlaganfall hinweg (1586).

Die Ungewißheit der Nachfolge steigerte die innern und äußeren Wirnisse. Der Adel stellte seine Ansprüche in den Vordergrund, die Parteien tauchten wieder auf, bereit, sich auf diejenige Seite zu werfen, die ihren Beistand erkaufte; endlich ergriffen sie die Waffen wider einander, hier für Maximilian von Oesterreich, dort für Sigismund, den schwedischen Prinzen. Der Erzherzog drang mit einem Heere in Polen ein, aber das Kriegsglück entschied gegen ihn, trotz der spanischen Dublonen und der Tapferkeit der Ungarn.

Sigismund III.

Sigismund III ward gekrönt (1587), besiegte abermals den Erzherzog, machte ihn zum Gefangenen und nöthigte ihn dann im Frieden allen Ansprüchen zu entsagen.

Das widersinnige Wahlsystem vernichtete allmälig das Gefühl der Nationalität, indem es das Land den Fremden dahingab, und eröffnete dem Ehrgeiz und der Bestechung ein ergiebiges Feld; zudem erhob sich immer drohender die Gefahr, daß bei der Entfesselung der Parteien ein mächtiger Nachbar des Landes sich bemächtige. Diese Erwägungen legte auch Sigismund dem Adel vor, der die Richtigkeit derselben anerkannte, jedoch nichts thun wollte, um die Verhältnisse zu ändern. Ihre Hoffnung war, er werde lange genug leben, auf daß der Skandal der stürmischen Zwischenregierungen sich nicht wiederholen möge. Er regierte in der That fünfundvierzig Jahre lang, aber wie? Bereits hatte sein Vater die ihm auferlegten Bedingungen als die Quelle unvermeidlicher Zerwürfnisse erkannt und ihm die Annahme der Krone widerrathen. Er verlor auch rasch die Zuneigung seines Volkes, da er dessen Sitten und Gebräuchen sich nicht zu fügen

lernte. Das wichtigste Vorrecht der polnischen Könige bestand in der Ernennung zu allen Stellen, deren Zahl, die geistlichen und weltlichen zusammengezählt, sich auf etwa 20,000 belief. Sigismund verlieh sie nur an Katholiken. Gleichzeitig entwickelten die Jesuiten im Jugendunterricht eine große Thätigkeit; sie führten viele hervorragenden Familien zum alten Glauben zurück, ebenso zahlreiche Griechen, bei welch letztern Bekehrungen Pater Possevin vom tapfern und frommen Ostrowski eifrig unterstützt wurde. Hierdurch wuchs aber auch die Menge der Unzufriedenen. Sie regten die Kosaken auf, welche für die Republik, deren Vertheidiger sie sein sollten, eine Gefahr wurden; so brachen auf allen Punkten Unordnungen und Kämpfe aus.

Zu der schwedischen Krone durch den Tod seines Vaters berufen, verblieb ihm dieselbe nicht lange, wie bereits erzählt worden. Was er aus Rücksicht auf Schweden zwölf Jahre lang sich geweigert zu thun, unternahm er nun: er vereinigte Esthland mit Polen und Lithauen. In Folge dessen erklärte sein Oheim Karl, der schwedische Regent, Polen den Krieg und griff dessen ohne Vertheidigung gebliebene Nordgrenze an. Sechzig Jahre lang spannen sich diese Kämpfe zwischen den beiden Staaten fort. Karl IX von Schweden schloß mit den Lithauern, die ihn wegen ihrer Vorliebe für den Protestantismus begünstigten, einen besondern Vertrag. Der bedeutende Feldherr Zamoyski, welcher in allen Kriegen Sigismunds den Oberbefehl führte, that wahrhaft Wunder; allein sie konnten wenig helfen mit einem Heere ohne Sold und ohne Kriegszucht. Die Schweden waren indeß nicht minder zügellos, und Lievland ward durch die beiden Heere verwüstet. Sigismund, abergläubisch und wollüstig, der Kunst und der Galanterie gleich sehr ergeben, schenkte den Staatsinteressen nur eine geringe Theilnahme, und seine Gemahlin war als Oesterreicherin der Nation verhaßt. Endlich (1606) bildete der Adel einen Rokoß, wie sie eine Vereinigung gegen den König nannten, zur Vertheidigung seiner Rechte; er stellte ein Heer von 100,000 Mann auf und der Bürgerkrieg dauerte zwei Jahre lang, indeß vermochte auch der Adel sich nicht einig zu erhalten und so mußte er sich der Gnade des Königs unterwerfen.

Der lievländische Krieg war inzwischen nur durch Waffenstillstände unterbrochen worden, und nun kam noch ein neuer mit Rußland hinzu (1607). Einer der Demetrius, die als

russische Kronprätendenten auftraten, ward von Sigismund unterstützt. 60,000 Polen, 8000 zaporogische Kosaken belagerten Moskau und Smolensk. Sigismund hatte nicht zum Zwecke, einem Betrüger, sondern seinem Sohne Wladislaus die russische Krone zu verschaffen, und wirklich ward er in Moskau zum Czar ausgerufen (1610). Indeß, da er hätte zur griechischen Kirche übertreten müssen, schickte ihn sein Vater den Russen nicht zu; er nahm jedoch Smolensk ein, dessen 80,000 Einwohner nach der langen Belagerung auf weniger als 10,000 zusammengeschmolzen waren. Seine Absicht war, diesen Platz abhängig von Polen zu machen; die Russen aber unterwarfen sich dem polnischen Joch nicht, erhoben sich und richteten unter den Polen ein großes Blutbad an. Die Ueberlebenden zündeten Moskau an, erschlugen viele Tausende von Einwohnern und rafften reiche Beute zusammen. Die Kosaken verheerten das Innere von Rußland. Endlich ward eine Waffenruhe auf vierzehn Jahre geschlossen (1618), wonach die Polen Smolensk, Czernikow und Severien behielten.

Auch die Türken, erbittert über die unaufhörlichen Einfälle der Kosaken, banden mit Polen an. Sultan Osman II griff an der Spitze von 400,000 Mann die Polen in der Moldau an, allein Seuchen und Zuchtlosigkeit, noch mehr als die Kämpfe, rafften die Türken hinweg. Und im Frieden von Choczim (1621) ward festgesetzt, daß Polen vor den Tartaren, die Türkei vor den Kosaken gesichert sei, die Pforte aber den Fürsten der Moldau ernenne, der stets ein Christ sein solle.

Schwieriger war mit Schweden zu einem Abkommen zu gelangen, da, abgesehen von dem Streite wegen Esthland, Sigismund seine Ansprüche auf die neue, von Gustav Adolf getragene schwedische Krone nicht wollte fahren lassen. Der letztere betrat Lievland, den Schauplatz und Gegenstand dieses Krieges, mit auserlesenem Fußvolke, und der Sieg fesselte sich an seine Fersen. Er trug sodann den Krieg nach Preußen hinüber, und seine Truppen kamen auf ihren Streifzügen bis nach Warschau. Die Oesterreicher unterstützten Polen, um Gustav Adolf zu beschäftigen, allein die Wallensteinschen Truppen hausten übel im Lande, Seuchen und Hungersnoth kamen hinzu, und so drang der polnische Adel auf Friede. Sigismund sah ein, daß die österreichische Hülfe nicht ausreiche, um den Krieg mit Erfolg weiter zu führen; Gustav Adolf andererseits verlangte dar-

nach, gegen Deutschland freie Hand zu bekommen und an Oesterreich sich zu rächen; so ward unter französischer Vermittlung ein Waffenstillstand (Altmarker Friede, 1629) auf sechs Jahre geschlossen, in welchen der Kurfürst von Brandenburg durch Schweden hineingezogen wurde und dessen Bedingungen für Polen hart waren. Sigismund aber ergriff die Waffen gegen Schweden nicht wieder.

Wladislaus VII. 1632.

Ihm folgte (1632) sein Sohn Wladislaus VII; aber da derselbe zugleich sich Czar nannte, benutzte Michael III Romanow dies als Vorwand, um zu versuchen, die von seinen Vorgängern verlorenen Provinzen zurückzuerobern. Smolensk, welches er lange belagerte, war bereits aufs Aeußerste gebracht, als Wladislaus, zur Hülfe herbeieilend, die Russen umzingelte und zwang, sich zu ergeben. Durch diesen Erfolg kühn gemacht, wollte er die russische Hauptstadt angreifen; allein da ihm die Türken den Krieg erklärten, um ihn zu zwingen, von Rußland abzulassen, mußte er sich auf Vergleichsvorschläge einlassen. Im Frieden von Wiasma (1634) entsagte er allem Anspruch auf den polnischen Thron, während der Czar Smolensk und Czernikow, gleichwie alle Rechte auf Lievland, Esthland und Kurland abtrat. Die von der Pforte über Podolien losgelassenen Tartarenhorden zogen sich mit dem Friedensschluß zurück.

Die Kosaken, welche sich zu wiederholtenmalen unter Sigismund empört hatten, waren zur Strafe aufgelöst und für vogelfrei erklärt worden. So warfen sie sich als Seeräuber aufs schwarze Meer, nahmen Caffa, verbrannten das Arsenal zu Trapezunt und tödteten zu Sinope alle Einwohner. Es gelang nicht, sie zu bändigen, und so fuhren sie fort, abwechselnd russisches, türkisches und polnisches Gebiet zu bedrohen, so daß Polen zu ihrer Abwehr ein stehendes Heer unterhalten mußte. Sie erhoben sogar Anspruch auf Theilnahme bei der Königswahl und man mußte regelmäßig Krieg mit ihnen führen. Endlich wurden sie besiegt, zerstreut, ihrer Vorrechte für verlustig und den Bauern gleich erklärt, auch fortan mit derselben Härte wie diese vom Adel behandelt. In Folge dieses Drucks und dieser Härte erhoben sie sich jedoch aufs Neue (1640), wozu der König selber ihnen Vorschub leistete, weil er mit ihrer Hülfe das königliche Ansehen zu verstärken und zur Erblichkeit der Krone zu gelangen

hoffte. Zu dem Zwecke gab er sich auch als Freund der Soldaten, die er fortwährend zu beschäftigen suchte. Da er den Reichstag nicht zu bewegen vermochte, fremde Truppen zu besolden, wollte er den Kosaken ihre Privilegien zurückgeben, und ließ sie die Tartaren so lange reizen, bis diese die Republik angriffen. Sein Tod (1648) schnitt die Verfolgung dieser Pläne ab; allein die Tartaren hatten sich bereits erhoben und die Kosaken gaben ihnen nichts nach im Plündern und Verheeren, so daß diese Zwischenregierung noch unheilvoller sich gestaltete als die früheren.

So unausgesetzt mit Russen, Türken, Tartaren und Schweden kriegend, beständig von den Parteien und den religiösen Streitigkeiten bedrängt und der unbändigen Kosaken sich kaum erwehrend, konnten die polnischen Könige nichts thun für eine bessere Regierung des Landes, welches zerrissen, zertreten, elend blieb. Das arme Volk schmachtete unter der unmenschlichen Tyrannei der Edelleute, gegen welche der König unmächtig war; und die andern Mächte belauerten diese Zuckungen der polnischen Republik, wie der Geier die des Selbstmörders, der ihm eine baldige Beute verheißt.

Sechstes Kapitel.

Französische, spanische und portugiesische, englische, deutsche und nordische Literatur.

Wir konnten bisher *) auf die italienische Literatur den ganz überwiegenden Nachdruck legen; während aber die frühzeitige Blüthe der Literatur in Italien nun allmälig hinwelkte, reifte sie bei den übrigen europäischen Nationen, von jener erzogen, zu gedeihlichen Früchten.

Französische Literatur.

Die Franzosen, die zwar Italien nicht erobern konnten, ernteten daselbst die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften, Kenntnisse, Bildung und Geschmack **). Ludwig XII ließ

---

*) Siehe diesen Band, Abtheil. I. Kap. X.

**) Castiglione sagt in seinem „Höfling“: „Die Franzosen kennen blos

durch den Mönch Gaguin die reichste Bibliothek seiner Zeit sammeln, entführte die der Beherrscher von Mailand und Neapel, und lud Männer wie Johann Lascaris und Hieronymus Aleander an seinen Hof. Aber die wissenschaftliche Anregung war schwankend und vorübergehend. Franz I, etwas voreilig mit dem Namen eines Vaters der Wissenschaften ausgezeichnet, umgab sich mit Gelehrten, verfolgte sie dann nach und nach und unterdrückte eine Freiheit, die er zu fürchten begann. Das von ihm begründete „Collége de France“ erneuerte zwar die Liebe zum Griechischen und Hebräischen, aber die Eifersucht der Großen auf alle Männer der Wissenschaft verengerte gar bald die weitgehende Grundidee dieser Institution, und das Studium der orientalischen Sprachen brachte in den Geruch der Ketzerei. Den Vorrang unter den Pflegern des Griechischen behauptet der große Gelehrte Budé, den selbst sein Rival Erasmus „das Wunder von Frankreich“ nannte. Der Ehren lateinischer Wissenschaft warteten Stephan Dolet, im 38sten Lebensjahr als Ketzer verbrannt, der sanfte Muret und der ausgezeichnete Casaubon. Die Druckerfamilie Etienne aber verbreitete durch korrekte und notenreiche Ausgaben die Kenntniß dieser Klassiker, an denen der König Gedankenklarheit, edle Einfachheit und elegant-genauen Ausdruck schätzte.

Dergleichen ewige Muster des guten Geschmacks ließen indeß die Nationalsprache nicht vernachlässigen. Sie war bereits an den Gerichtshöfen eingeführt, von Grammatikern erläutert, von Uebersetzern verfeinert, und durch neuernde Versuche bereichert worden. Nur kamen diese letzteren allzuhäufig vor, wie das in jeder Sprache der Fall ist, die noch keine feste Literatur hat. Andererseits ist wenig Gewicht zu legen auf jene zahlreichen Nachahmungen des „Roman de la Rose“ und der „Repues franches“, die sich in Ermanglung aller Genialität mit neuerfundenen Künsteleien abquälten. Das am Hofe der Katharina v. Medici Mode gewordene Italienisch führte eine Fluth von Fremdwörtern und Redensarten herbei. Dennoch vermehrten auch diese den Reichthum und die Biegsamkeit der Landessprache.

---

die Würde der Waffen; Alles Andere schätzen sie für Nichts, so daß sie nicht nur der Wissenschaften unkundig sind, sondern sie sogar verachten, und alle Gelehrten für erbärmliche Menschen halten; ja sie meinen dem eine große Grobheit zu sagen, den sie einen Schreiber heißen.“

Calvin, der Reformator, beförderte den Aufschwung des Französischen, indem er es in seinen theologischen Streitschriften benutzte, und der Styl seiner „Institution chrétienne“ ist kräftiger und kühner als der in irgend einem anderen Buche dieses Jahrhunderts.

Amyot. 1513—1593.

Jacques Amyot bot in seiner Uebersetzung des Plutarch Alles auf, was seine Heimatsprache an Wohllaut und Anmuth besaß; fügte neue Verschönerungen, nationale Eigenthümlichkeiten hinzu, und gab ihr jene Geschmeidigkeit, welche dem Calvin fehlte, indem er das Natürliche der Uebertragung mit dem Künstlichen des Originals verband. Seine ausdauernden Bemühungen wurden von De Vayr nachgeahmt, dem Uebersetzer des Horaz, Cicero und Demosthenes; von Coeffeteau und Vaugelas, den Bearbeitern des Florus und Curtius; und endlich von Montaigne mit der ihm eigenen gefälligen Einfachheit, die Latinismen- und Periodensucht gleichmäßig meidet. Die Lebhaftigkeit, welche die „Satire ménippée“ und andere Schriften aus der Zeit der Liga der Volkssprache verliehen, mußte natürlich in dem Maße zunehmen, als die konfessionelle Polemik sich ausdehnte. Aber alle diese Schriften waren im Geist der Epoche von der Leidenschaft des Momentes eingegeben, voll persönlicher Uebertreibungen, die sie zwar für den Augenblick sehr wirksam machten, jedoch ohne höheren Aufschwung, der ihnen allgemeinere Geltung verschafft hätte.

Marot. 1495—1544. — Villon.

Clement Marot studirte mehr die damaligen französischen Romantiker als die alten Classiker,*) nahm ihre symbolische

---

*) J'ai lu des saints la Légende dorée;
J'ai lu Alain, le très-noble orateur;
Et Lancelot, le très-plaisant menteur;
J'ai lu aussi le Roman de la Rose,
Maistre en Amour, et Valère et Orose
Contons les faits des antiques Romains.

„Ich las der Heil'gen „goldene Legende“;
Las Alain mit dem edlen Rednermunde;
Den Lancelot voll ark'ger Lügenkunde,

Mythologie an, und benutzte Villons Neuerungen, indem er dessen Versformen vervollkommnete, ohne jedoch weder eigene zu erfinden, noch die französische Prosodie im Allgemeinen zu verfeinern. Er diente dem lustigen Humor, der Oberflächlichkeit und sinnlichen Frivolität am Hofe Franz I, schmeichelte den Damen ohne Zartheit, indem er sich ihrer Gunst berühmte, ja machte sogar der Margaretha von Valois und der Diana von Poitiers, wenn wir ihm glauben wollen, nicht unerhörte Liebeserklärungen. Mit dem Könige bei Pavia gefangen, nach seiner Rückkehr auch in Frankreich verhaftet, dann wegen Unziemlichkeiten verbannt, und immer seine Schicksalswechsel als ein Poet tragend, indem er sie besang, mußte er Genf als ausgewiesener Wüstling verlassen, bis er endlich zu Turin in Armuth starb. Bunt wie sein Leben ist seine Poesie — immer lebhaft, manchmal beißend, nie erhaben. Dennoch verschaffte ihm seine stets ergiebige Dichterader und der warme Ausdruck persönlicher Empfindungen mancherlei Widersacher und noch mehr Nachahmer; ja selbst die spätern Satiriker hatten an seinen Schriften eine gute Fundgrube. Uebrigens neigte er sich zu den Kalvinisten, vielleicht weil sie bei den Hofdamen Mode waren, und übersetzte die Psalmen, welche jene Frommen nach weltlichen Melodieen sangen. Die Sorbonne censirte diese letztere Arbeit, und sie erlangte dadurch eine wenig verdiente Berühmtheit.

Margaretha von Navarra.

Franz I hinterließ selbst viele Poesieen, die wohl nur deßhalb die seinigen zu nennen sind, weil er sie bezahlt hat. Aber seine Schwester Margaretha, bei der Marot Kammerdiener und vielleicht noch etwas mehr war, schrieb ein „Heptameron". Diese „Erzählungen der Königin von Navarra" gehören, wenn auf moralischer Grundlage beruhend und wenn auch ihr Ton damals wenig Anstößiges hatte, zu dem Sittenregister in ihrer Art. Die hohe Verfasserin erklärt im Voraus, daß sie den Boccaccio nachahmen, aber nur Wahrheit vorbringen wolle, und führt alsbald die königlichen Personen, den Hof, sich selber

---

Desgleichen die Romanzen von der Rose,
Der Liebe Meisterwerk; Valère, Orose
Verkündeten mir alte Römerthaten."

ein, und malt die Leidenschaften der Zeit ebenso lebendig als liederlich. Später wird das religiöse Gefühl, vielleicht nachdem sie den Reformatoren Gehör gab, bei ihr vorwiegend, und in der von ihrem Kammerdiener unter dem Titel: „La Marguerite de la Marguerite des princesses“ („Perlen der Perle der Fürstinnen“) herausgegebenen Liedersammlung ist sie beständig in geistlicher Extase. Uebrigens mangelt ihr alle Bildung, und sie gefällt sich in raffinirter Sentimentalität.

Die Plejade der antikisirenden Formkünstler.

Bei diesen Schriftstellern insgesammt ist die Sprache noch nicht fest geregelt, aber jeder von ihnen verleiht ihr irgend eine Eigenthümlichkeit. — Mit einemmale erhebt sich (um 1550) gegen die ungelehrten Hofdichter ein französisches Siebengestirn („La plejade française“) mit der Behauptung, daß die einheimische Lyrik bisher keine Frucht gezeitigt habe, die sich der antiken oder italienischen Dichtung vergleichen lasse; man solle daher die leichteren Dichtungsformen aufgeben, die höchstens für die Blumenspiele von Toulouse („Les Jeux Floraux“) und für das Brunnenfest von Rouen („Le Puy de Rouen“) passend wären, dagegen die Ode, Epopöe und Tragödie der Alten nachahmen, und den ungezwungenen leichten Literaturton gegen stete Würde des Ausdrucks vertauschen. Indem sich diese Alterthums-Erneuerer somit anschicken, aus den Trümmern delphischer Tempel moderne Bauten aufzuführen *), hegen sie außerdem noch die Zuversicht, ihre Landessprache zu reformiren und durch antike oder provinzielle Dialekte segensreich zu befruchten. Diese verliert aber gerade dadurch ihre Volksthümlichkeit und wird eine Schriftstellersprache, ein bizarres Gemisch von griechischen und lateinischen Worten, bis der gesunde französische Nationalsinn sie endlich wieder sucht auf den Lippen des Volkes. Bevor aber dies geschah, mußten unvermeidlich mit dem antiken Idiom auch antike Ideen überwuchern, und mit Verleugnung der Historie sprach und sang man nur noch von Olymp und Nymphen.

---

*) „Darum also, Franzosen, marschieret muthig auf diese stolze römische Stadt los, und mit ihrem Beuteschmuck, wie ihr es oft gethan, ziert eure Tempel und Altäre. Plündert mir frischzu die heiligen Schätze dieses delphischen Tempels, so wie ihr's ehemals machtet!“ — Du-bellay, eines der Häupter dieser Schule.

Ronsard. 1524—1584.

Der glänzendste Stern jener Plejade war Pierre de Ronsard, Priester und Bekämpfer der Hugenotten, „das Mirakel der Kunst", „das Wunder der Natur". Montaigne nennt ihn „den Alten gleich"; seine Werke werden in Flandern, England, Polen und zu Danzig öffentlich erklärt; die „Kapitauls" von Toulouse senden ihm statt der goldenen Rose eine Minerva von massivem Silber; die gefangene Maria Stuart schickt einen silbernen Parnaß; der Papst belobt ihn als Widersacher „der kleinen Predikanten von Genf"; und ohne die Anfechtungen, die den Wenigen vorbehalten bleiben, welche ihr Jahrhundert überragen, lebt er selbst zufrieden in königlichen Ehren. Dennoch abgedroschen und schwülstig, nur von veralteten Reminiszenzen angeregt, ahmt er geschmacklos nach und leitet, anmaßend wie ein Pedant, neugebildete Worte aus dem Griechischen, Lateinischen und den verschiedensten Dialekten ab, woraus er sich ein charakterloses Kauderwelsch, ganz ohne Einheit und Zusammenhang, zurecht bildet.*) Um Poet zu sein, fehlt ihm jenes Genie, das allein die Neuerungen dauerhaft macht; dennoch führte er größeren Reichthum an metrischen Formen ein, begründet fester die Prosodie, und obschon er und seine Schüler nicht einsahen, wie die verschiedenartige Natur der Sprachen sich nicht nach dem Willen eines Einzelnen oder einer Gesellschaft ändert,**) so daß ihr systematisches Reminiszenzen-Gebäude unter dem Hohn der Zeitgenossen zusammenbrach, so verdankt ihnen doch die Sprache mancherlei Bereicherungen.

---

*) Saint-Beuve widmet ein ganzes Buch dem Zweck, zu zeigen, daß Ronsard von der spätern Zeit unverdient verkannt und verkleinert worden. Siehe auch sein: „Tableau historique et critique de la poésie française et du théatre français au XVI. siècle. Paris 1843."

*) Nach italienischer Mode versuchten auch Ronsard, Baif, Pasquier, Rapin und Andere antike Versmaße nachzuahmen. So „graecisirt oder latinisirt im Französischen", nach Boileau's richtiger Bezeichnung, folgendes dunkle Distichon des Jodelle:

„Phoebus, Amour, Cypris veut sauver, nourrir et orner
Ton vers, coeur et chef, d'ombres, de flammes, de fleurs."
(„Phöbus, Amor, Cypris, errettet, nähret und schmücket
Dein Lied, Herz und Haupt aus Dunkel in Flammen, mit Blumen.")

Jodelle. 1532—1573.

Unter seinen fruchtbaren Mitstrebenden wollte Stephan Jodelle etwas Besseres an die Stelle der Burlesken, Mysterien und Moralitäten setzen, und verfaßte nach dem Muster der Antike seine Cleopatra, Tragödie mit Chören, von jungen Leuten aufgeführt, wobei er selbst die Hauptrolle darstellte. Mit diesem Stück legte er den Grund zum französischen Theater in aller seiner Eleganz und Ungläubigkeit. Auch schrieb er eine Komödie; aber, weitab von Shakspeare und Lope, erschöpft er sich in Deklamationen, kleidet seine Personen französisch, und zwängt die dramatischen Thatsachen in den engen Rahmen der scholastischen Einheiten. Er starb arm und sich selbst überlebend schon im einundvierzigsten Jahre. Die Schaar seiner Nachahmer, Plagiatoren der Antike, verließ die großartigen, wenn auch nicht regelrechten Aufstellungen und Schöpfungen des Mittelalters, und beschränkte sich auf völlige Unfruchtbarkeit der Erfindung, auf eine Mittelmäßigkeit, die schlimmer ist als Rohheit. Wenn sich diese Poetaster selbst an moderne Stoffe wagten, wie z. B. den Tod des Herzogs von Guise oder der Maria Stuart, so thaten sie es nicht nur mit künstlich nachgeahmter Empfindungsweise, sondern sogar mit allem Beiwerk antiker Dichtung und immer mit unerschöpflicher Redseligkeit.

Desportes. 1546—1606.

Der Widerstand gegen diese wunderlich sich verirrenden Fortschrittsmänner begann unter Ronsards eigenen Schülern. Philipp Desportes verließ zuerst den von Boileau so benannten „pedantischen Pomp der großen Worte" („de ces grands mots le faste pedantesque"), so wie den von Du Bartas, Verfasser der „Woche oder Erschaffung der Welt", noch übertriebenen Luxus an Sinnbildern, die dem so ganz aus Witz und Leidenschaft bestehenden Wesen der französischen Poesie diametral entgegengesetzt sind.

Malherbe. 1555—1623.

Die Reform zeigte sich noch entschiedener in François Malherbe aus Caen. Vergebens schrieen die Anhänger der Plejade, vergebens schrieb Fräulein von Gournoy eine „défense de la poésie et du language des poètes" zum Schutz jener Werke „voll strahlenden Hypotyposen, brillanter Erfindung,

Kühnheit und Adel"; — Malherbe geißelte sie alle zusammen, und mit nüchternem Verstande empörte er sich sogar gegen ihre Vorbilder. Obgleich er so gut wie die Plejade Griechen und Römer schätzte, den Horaz sein Brevier nannte, und die Italiener, besonders in seinen „Thränen des heiligen Petrus", nachahmte, so nahm er doch von Allen nur den Geist der Besten an, nicht ihr veraltetes Aeußerliche. Besser als seine Gegner den Charakter seiner Sprache begreifend, verbannte er sowohl pedantische als triviale Ausdrucksweisen, und bediente sich trotz seiner Abkunft aus der Normandie der reinsten Pariser Mundart. Wohl spotteten seine Zeitgenossen über diesen „Wörter- und Silben-Tyrannen", der wie von Staatsangelegenheiten über den Unterschied der Verneinungen „pas" und „point", über die generelle Bedeutung der Wörter „erreur" und „doute" diskutirte, und noch während und trotz der Mahnungen seines Beichtvaters bis zum letzten Athemzuge die Sprachfehler seiner Krankenwärterin rügte. Aber mit derselben feinen Aufmerksamkeit hatte er begriffen, daß rechte Wahl der Worte und Gedanken erste Grundbedingung aller wahren Beredsamkeit sei. So schuf er zuerst in Frankreich den edlen Styl, fand aus genialem Instinkt die seitdem unverändert gebliebenen Regeln französischer Verskunst und gilt den Franzosen noch heute als ein Muster des Periodenbaus und der dichterischen Harmonie. Wer ihn feilich auf Boileaus Wort hin *) als einen Dichter lesen wollte, der fände sich enttäuscht, da ihm denn doch die Grazie des Gedankens und des Ausdrucks, die er von Andern fordert, selbst gebricht. Uebertrieben im Lobe, zeigt er sich oft prosaisch; dennoch aber bleibt er, wenn auch nicht völlig gut, noch immer besser als seine Vorgänger. Uebrigens ist es sogar zu bedauern, daß eine berechnende Kritik so frühe schon die naiven Eingebungen der französischen Muse zu regeln begann und sie voreilig vor jedem Fehltritt warnte, denn auf diese Weise nahm man ihr alle Ursprünglichkeit der Ideen und jede Eigenthümlichkeit des Ausdrucks, damit sie nur das karge Lob verdiene, in welchem sie Ménage als „weise und bescheiden" bezeichnete.

---

*) Enfin Malherbe vint, et, le premier en France,
Fit sentir dans les vers une juste cadence."

(„Malherbe erschien zuletzt, der erste der in Frankreich
Dem Verse rechten Fall und Wohllaut gab, gesangreich.")

Die Satyriker.

So war denn die Originalität zu den Satyrikern geflüchtet, deren kaustischer Humor nur allzureiche Stoffe fand. Die größte Kraft darin besaßen nun die sieben Verfasser jener „menippischen Satyre" (1593), einem Gemisch von Prosa und Versen, zur Verspottung der Lige in einem Styl voll Lebhaftigkeit und Bewegung geschrieben, der die größte Frische zeigt, weil er ein volksthümlicher ist. Die Idee zu dieser Schrift gab Pierre Leroy, Kanonikus von Rouen; Jean Passerat und Andere halfen am Kolorit der Zeichnung, die zum Triumphe Heinrichs IV fast ebenso viel beitrug, als sein Waffenruhm.

Auch Maturin Reignier (1573—1613) aus Chartres, der, in einer Schenke erzogen, auf einer Reise nach Rom nur Lächerlichkeiten sah, war ein robuster und dreister Satiriker, dem Boileau an frechem Schwung eben so überlegen, als er ihm an Bildung weichen muß; mit Ausnahme des Rabelais der erste Poet von wirklichem Genie in Frankreich. Man kann sagen, daß er seinen Landsleuten erst eine regelrechte Satyre gab, nicht von den Lateinern hergeleitet, sondern von den Trouvères der Normandie, vom eigenen Volk und von den Burlesken-Dichtern Italiens, so daß selbst Boileau, der Verächter der Alten, von ihm sagt: „Reignier ist, nach Aller Ansicht, der französische Dichter, welcher vor Molière am Besten die Sitten und Charaktere der Menschen kannte." *)

D'Aubigné. 1550—1630.

Der Juvenal seines Jahrhunderts aber war der hugenottische Kriegsmann Theodor Agrippa d'Aubigné, der cynische Verbannte, der, von politischem Haß entflammt, so unbarmherzig-heroisch die Dante-Geißel seines durch Neuheit roh erscheinenden Styles schwingt, daß seine Schriften unter Ludwig XIII von Henkershand verbrannt wurden.

Der komische Sitten-Roman. Rabelais. 1483—1555.

Den immer noch zügellosen Novellen und frivolen Romanen gab endlich François Rabelais aus Chinon in der Touraine neue Richtung. Erzogen in der Apotheke seines Vaters, wo er

*) Reflection sur Longin V.

eine Menge von lebenden und todten Sprachen zu lernen wußte, wird er zuerst Benediktiner, dann Franziskaner; jedoch aus seinem Mönchsleben schöpft er nur Haß und Verachtung des Mönchthums. Voll Wunderlichkeiten und Kenntnissen, erwirbt er sich die Gunst Franz I und Heinrichs II und geht mit dem Kardinal Bellay nach Rom, wo Papst und Kardinäle über ihn lachen müssen, während er heimlich Stoff sammelt, über sie selbst zu lachen.*) Einmal postirt er sich an die Stelle einer Statue des heiligen Franziskus, und am ausbrechenden Gelächter erkannt, wäre er zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt worden, wenn ihn Clemens VII nicht begnadigt hätte. Darauf flüchtet er sich nach Montpellier in das Studium der Medizin, übersetzt den Hippokrates, und hinterläßt so guten Ruf an dortiger Universität, daß ihre Laureaten jedesmal in Rabelais Toga promoviren. Endlich erlangt er als Sinecur die Pfarrerstelle von Meudon bei Paris, lebt daselbst in Frieden, und stirbt mit den Worten: „Nun gehe ich an die Ergründung eines großen Vielleicht!" — Das am meisten Aufsehen machende Buch jener ganzen Literatur-Epoche ist ohne Frage seine „Chronik vom Riesen Gargantua und seinem Sohn Pantagruel", womit er die Ritterromane am Hofe Franz I verspottete. Der unverhoffte Erfolg dieses komischen Werkes veranlaßte ihn zu einer zweiten, vielfach vermehrten Ausgabe. Unter solchem Beifall warf er sich nun vollends auf den ausgelassen burlesken Roman, und sah sein Buch so gesucht, „daß er davon in zwei Monaten mehr absetzte, als man Bibeln in neun Jahren verkauft hatte". — Sein Werk ist die Karikatur aller Staatsordnung; ganz Witz, ganz zügellose Fantasie, ganz cynische Frechheit, die, Alles übertreibend, weder Calvin noch den Papst respektirt, weder Christus noch Luther. So mischt er die französische Munterkeit mit dem Geckenhaften seiner Zeit, die seltsamen Allegorien des Mittelalters mit der neu erwachten Gelehrsamkeit, und über denselben Leisten schlägt er den Papst und den Sakristan seiner Pfarre, den Scheiterhaufen des von Calvin in Genf verbrannten Michel Servet und die „göttliche Bouteille" (la dive bouteille), Soldaten und Aerzte, Poeten und Mönche, Bischöfe, Kardinäle und Könige, denn Alles hält er für ein Privilegium der Satyre,

*) Delécluze und Saint-Beuve haben den Charakter des Rabelais von der ernsten Seite betrachten wollen.

Alles ist ihm gut genug zur Nahrung seines tollen Uebermuthes und des lustigen Verweises, den er der allgemeinen Welt- und Menschenthorheit ertheilt. Um seine Gedanken gerade so weit zu verschleiern, daß sich Niemand über die wahre Meinung täuschen möge, verhüllt er sich in fast absurde Narrentracht, und gibt seinem Gargantua und Pantagruel Riesengröße, damit das gewöhnliche Auge da bloßes Spiel des Witzes sehe, wo sich Bezüglichkeiten verstecken, stellt die tollsten Paradoxen auf, um gelegentlich eine bittere Wahrheit mit durchzubringen, und Rom wie die Mönchsorden zu geißeln, die Sorbonne wie die religiöse Unduldsamkeit. Er meint überhaupt, man solle es wie der Hund machen, „das philosophischste Vieh von der Welt, das mit Eifer und Sorgfalt hinter dem erschnappten Knochen her ist, blos um etwas Mark herauszuklauben". — Die fromme Scheu fehlt seinem Buche gänzlich. In der Genealogie des Gargantua parodirt er die des Heilandes, in der Geburt des Pantagruel die Menschwerdung, in der Erzählung vom wiederauferstandenen Epistemon das Dogma vom zukünftigen Leben. Während er demgemäß die Geistlichen aller Art, hier die Keuschheit, da die Abstinenz verspottet, macht er doch zugleich die Ehe lächerlich, so daß man wohl ein Recht zu fragen hat, was der denn eigentlich will, der Priestergelübde höhnt und Heirath schilt. Alles in Allem genommen: Rabelais ist der Hanswurst der Reformation, deren Heros Luther war. Die Wirkungen blieben auch nicht aus auf beiden Seiten, und das Gelächter ward zum Blutvergießen.

Kanzelredner.

Gewaltig donnerte damals, unter den Wuthausbrüchen der Liga, die Kanzelberedsamkeit, in Ausfällen zelotischer Wuth selbst nicht den Antrieb scheuend zum Meuchelmord.

Juristen.

Glücklicher führten das Wort der Rechtsgelehrsamkeit Duprat, Marillac, Lizet, Pasquier u. A. m.; aber sie alle erinnern sich zu sehr der Alten, und mit wortreicher Gelahrtheit verkleinern sie für ein beschränktes Auditorium in geringfügigen Sachen die großen Scenen des Forums und der Agora.

Dies Grundübel der Gelehrtthuerei ist überhaupt den Schriftstellern jener Periode gemeinsam, selbst Machiavel und Montaigne nicht ausgenommen. Sie häufen, nicht der Autorität,

sondern des Rednerschmuckes wegen, die Citationen in solchem Maße, daß man den Grund der Sache nicht mehr erkennen kann. Und wie im vorhergehenden Zeitalter die Allegorie das Poetische überwältigte, so in diesem die Mythologie und ihre Spielereien. Ein schnöder Flob erscheint bei einem großen Feste zu Poitiers auf dem Nacken der schönen und geistreichen Madame des Roches, und hundert und aberhundert Dichterlinge, Joseph Scaliger an der Spitze, besingen und besagen das Ereigniß mit einer Hartnäckigkeit, nicht minder zudringlich und lästig, als selbst die des frevelnden Insektes.

Spanische Literatur.*)

Bei dem Streben, das fremde Joch abzuschütteln und Volksrechte zu erlangen, hatte sich die literarische Thätigkeit der spanischen Nation auf die Pflege der Romanzen von Helden vergangener Zeiten beschränkt. Gleichwohl hatte ihre Poesie schon kräftige Sprossen getrieben, bevor der in den langen Kriegen gewonnene Trieb nach Schaffen sich ganz der Wissenschaft zuwandte und eine Literatur in Blüthe rief, die trotz ihrer verschiedenen Elemente zu Einem Charakter und Einer Richtung zusammenwuchs und mehr als irgend eine andere Europas durchaus das Gepräge des Charakters und der Denkart der Nation an sich trägt. Die Prosa entwickelte sich in Spanien eher und kräftiger als bei den andern romanischen Völkern, obwohl sie nicht von den Gelehrten, vielmehr von der Geistlichkeit und dem Ritterthume ausging. In der Gesetzgebung und im Geschäftsleben zur Anwendung gelangt, hatte sie Lebendigkeit, Klarheit und Schnelligkeit, doch nicht auf Kosten eines regelmäßigen Baues; sie schloß alle Nachlässigkeit aus und war gleich geschaffen zum praktischen wie zum politischen Gebrauch, ohne je einem großen Philosophen gedient zu haben. In dem Zeitalter, welches wir beschreiben, war sie durch das Studium der Classiker zur Vollendung geführt worden; vor Allen aber behauptete Seneca, wie in Italien Cicero, das größte Ansehen. Niemals waltete jedoch die Nachahmung des Alten vor, indem die Geister eine stärkere Neigung zur großartigen realen Gegenwart trieb.

Juan Boscan Almogaver aus Barcelona gewann im Umgang mit dem venetianischen Gesandten bei Karl V, Andrea

*) Vergl. Band VIII., Buch XIII., Kap. XXV.

Navagero, die Liebe zu den italienischen Schriftstellern und war bemüht, im Anschluß an Petrarca der natürlichen Kraft seiner vaterländischen Literatur das Element der Anmuth und Schönheit beizugeben. Ihm folgte Garcilasso de la Vega aus Toledo (1503—36), der sich an Virgil, Petrarca und Sannazar bildete, und, nach dem Vorgange dieses Letztern, das Schöne und das Landleben zum Gegenstande seiner dichterischen Bestrebungen machte; er besang Hirtenfreude und Liebesleid. Er erreicht oft die Süßigkeit seiner Vorbilder, zumal wo er sich dem melancholischen Gefühl überläßt, welches die Sehnsucht nach dem fernen Vaterlande hervorruft. Sein Leben ist vom Getöse der Waffen umrauscht: nachdem er die Türken in Oesterreich und die Barbaresken in Tunis bekämpft hatte, fand er in der Provence bei einer Belagerung seinen Tod. Diese beiden Dichter fügten der Redondilla und dem Vers der Arte mayor, den einzigen überkommenen Formen der Nationalpoesie, den italischen Hendecasyllabus, ebenso das Sonett, die Canzone, Oktave und den Capitolo*) hinzu.

Mendoza. 1503—1575.

Krieger und Politiker zugleich war Don Diego Hurtado di Mendoza, dessen Vater, der große Graf von Tendilla zubenannt, von Ferdinand dem Katholischen gleich nach der Einnahme Granada's mit der Verwaltung dieser Stadt beauftragt worden war, d. h. mit der Aufgabe, einer widerwilligen Nation das Joch annehmbar zu machen. Dies war eine bewegte Erziehungsstätte für Hurtado, der in der Folge, in den orientalischen Sprachen und in der Philosophie bewandert, Gesandter zu Venedig, Mitglied des Konzils von Trient war und ähnliche hervorragende Stellungen einnahm. „Welch elendes Geschöpf ist doch ein Gesandter!" war sein Ausruf, wenn er sich in der Rolle eines Betrügers oder Betrogenen erblickte. In Italien half er mit bei der Unterdrückung der letzten Reste von Unabhängigkeit, zog zu diesem Behuf mit Cosmo de Medici gegen Siena zu Felde, suchte alle edle selbstständige Regung der Geister durch Treulosigkeit und Prozeduren zu ersticken, bis sich zuletzt Karl V durch die allgemeine Erbitterung gegen ihn zu

*) Ein Gedicht scherzhaften oder satyrischen Inhalts, welches aus Terzinen besteht. D. B.

seiner Rückberufung bewogen sah. Er gehörte zu den eifrigsten Gönnern der Wissenschaften; er entdeckte und sammelte allerorts griechische Handschriften oder Denkmäler der Kunst, schickte zu diesem Zwecke Reisende in den Orient und unterhandelte mit Soliman um Wegräumung der etwaigen Hindernisse. Während der in Folge seiner Gewaltthätigkeiten erfolgten Gefangenschaft in Rom und während seines Exils zu Granada schrieb er die Geschichte der Maurenerhebung in den Alpujarren, neue Thaten in alter Form. Er affektirt, sich eng an Sallust und Tacitus anschließend, Archaismus und bringt oft der Erhabenheit die Natürlichkeit zum Opfer; auch nimmt er nicht genügend Rücksicht auf Menschenkenntniß und Politik, was auch Sismondi von ihm sagen möge; als einziges Streben gilt ihm Kunst und Styl. Der Anmuth seiner Gedichte wegen ist er den beiden vorhergehenden zur Seite zu stellen; aber er überragt sie weit durch die Erhabenheit seines Stoffes und durch den Anhauch stiller Wünsche und häuslicher Tugenden, der in ihnen weht und den man am wenigsten bei dem Unterdrücker Siena's und dem Nachsteller römischer Frauentugend suchen sollte.

In seiner Jugend hatte er Lazarilla da Tormes geschrieben, die erste jener Erzählungen von Schalkheiten, jener Schelmenromane, welchen die Spanier so viel Geschmack abgewonnen haben. Der Held des Werkes ist ein Gauner, den niedrigsten Leidenschaften fröhnend, welcher in der Eigenschaft eines Bedienten sich in verschiedenen Häusern Zutritt verschafft und daher Gelegenheit nimmt, die hochmüthige Kargheit, das glänzende Elend und die aufgeblasene Nichtsthuerei zu geißeln, die die Castilianer vor dem Versuche zur Eroberung Europa's und Amerika's kennzeichnete. Versieht er den Dienst bei einem Geistlichen, so kann er kaum leben von dem Brode, was er ihm ablugst, weils ihm die Mäuse aufknuppern; bei einem edlen Soldaten, so geht er mit großartigem Aufzug zur Kirche und zur Promenade, aber die Stunde zur Tafel kommt nie; er ist sogar gezwungen, seinen Hunger mit einem geliehenen Stück Brod zu beschwichtigen. Eine Bäckerin, Schuhmacherfrau, Näherin, das Weib eines Maurers, eine Putzmacherin, Höckerin und Limonadenverkäuferin nehmen ihn alle zusammen zum Bedienten an, um auf ihren Kirchgängen hinter ihnen her zu trollen und geben ihm kaum alle zusammen so viel, daß er sein Leben fristet. Der Dichter bedient sich dieser Züge, um die Aristokratie der

Vornehmen, Priester und Soldaten zu geißeln, welche mit der ganzen Wucht ihrer Vorrechte den gemeinen Mann bedrückten. Lazarills Gaunerstreiche, seine bettlergleiche Unverschämtheit, sein Umgang mit andern Taugenichtsen, alle Züge naturgetreu gemalt, gaben der „picaresken" Gattung ihre Entstehung und sahen in der Folge eine unendliche Zahl Nachahmungen, unter denen der „Gil Blas" durch Wahrheit der Zeichnung ganz besonders hervortritt, obgleich sein Verfasser ein Fremder ist.

Diese drei Dichter, Nachahmer der Italiener, dienten hinwieder einer ganzen Menge ihrer Landsleute zu Vorbildern, durch welche die Literatur, ja beinahe die castilianische Sprache eine neue Gestalt gewann. Mitten im Jubel über so viele Siege, mitten in der Begeisterung, welche wiederholte Entdeckungen, die leichte Gewinnung ganzer großer Reiche und der Anblick einer rohen, in Blut erstickten Civilisation hervorrufen mußten, sangen die Dichter Hirtengedichte und schaale Liebeleien, aber nichts weniger als Heldenthaten oder höfische Abenteuer oder Galanterien, eben weil die Krieger nicht mehr für die Nation fochten; und man könnte sagen, sie hätten entweder die Leiden, die sie andern Völkern brachten, vergessen, oder sich aus der Wirklichkeit einer verderbten Welt in eine künstliche flüchten wollen; aber Erkünsteltes verewigt sich nicht.

Schweigen wir darum von den Dichtern, deren ganzes Streben nur Anmuth war und deren Styl den Eindruck höchstens einer pathetischen Musik macht. Der „göttliche" Fernando de Herrera (1516—97) strebte unter Vermeidung aller Natürlichkeit mühsam nach Erhabenheit in einer ganz manierirten Sprache, womit er eine wahrhaft poetische Phantasie verband, und ging so weit, die dichterischen Wörter und Redensarten von den prosaischen zu sondern. Er war Priester, ebenso Jorge di Montemayor († 1561), der, ein geborner Portugiese, die „Diana" in castilianischer Sprache verfaßte. Dieser Roman, worin er seine untreue Marfisa vorführt, enthält in sieben Büchern umständliche Erzählungen von ritterlichen, ländlichen und allegorischen Liebesscenen und es will viel heißen, dabei Unsinn und Wiederholungen zu vermeiden. Gil Pol setzte ihn fort, und viele ahmten ihn nach. Der Augustinermönch Louis Ponce de Leon (1527—91) weihte seine Muse ganz der Religion, zumal seit seiner Uebersetzung des hohen Liedes, wofür er fünf Jahre im Gefängniß der Inquisition zubrachte. Bei der Ueber-

setzung verschiedener Klassiker, namentlich seines Lieblings, des Horaz, dessen elegante Form und zierliche Anmuth er unter Abstreifung seines Epicuräismus sich aneignete, leitete ihn der Gedanke, sie so reden zu lassen, wie sie sich zu seiner Zeit ausgedrückt haben würden, eine Regel, die von folgenden Uebersetzern angenommen wurde. Er ist der korrekteste und bescheidenste Dichter Spaniens *). Gines Perez de Hita veröffentlichte unter dem Titel: „Bürgerkriege von Granada" (1595) einen Roman über den Hof von Bobadil, über die Abenceragen und andere von der Ueberlieferung überkommene Ereignisse, oder die vielleicht von ihm erfunden und volksthümlich geworden sind. Matteo Aleman hat uns in seinem „Guzman de Alfarache" (1599) ein schönes Muster von der picaresken Art hinterlassen, und eine bittere Satyre über die damaligen Sitten, voll von Gaunern und Schmarotzern.

Cervantes. 1547—1616.

Die volle Gewalt der spanischen Sprache wandte an der „geistreiche Edelmann Miguel de Cervantes Saavedra", wahrscheinlich aus Alcala de Henares. Um das in seinem Vaterlande vermißte Glück zu suchen, nahm er Kriegsdienst in Italien, in der Schlacht von Lepanto verlor er die linke Hand und bei seiner Rückkehr von den Barbaresken gefangen genommen, duldete er fünf Jahre lang in Algerischer Sklaverei. Darauf durch die geringen Mittel seiner Familie und die Gaben frommer Milde ausgelöst, verlegte er sich zur Fristung seines Daseins auf Verfassung von Komödien und Tragödien. Als jedoch Philipps II Tod seine Unterthanen ein wenig aufathmen ließ, gab er den ersten Theil seines „Don Quixote" heraus (1605), welches Werk, im Schuldenkerker begonnen, trotz seiner schnellen Verbreitung in 30,000 Exemplaren in Spanien und im Ausland, ihn dennoch nicht seinem Elend entriß. Eine Satyre ohne Bitterkeit ist vielmehr einzig als selten; selten ein Buch, welches spottet, ohne gleichwohl die Sitten, die Religion oder Gesetze anzu-

*) Während er als Dichter zu den besten Lyrikern gehört, nimmt er durch seine reiche und volksthümliche Prosa Platz unter den größten Meistern der Beredtsamkeit. Vergl. die Ausgabe seiner „Sämmtlichen Originalgedichte, gesammelt, durchgesehen und in's Deutsche übertragen von C. B. Schlüter und W. Stork, Münster, 1853. D. B.

greifen. Ein solches ist der Don Quixote, worin mit den einfachsten Fäden ohne Unwahrscheinlichkeit der Begebenheiten, ohne Sucht zur Belebung des Interesses, das klarste und sprechendste Gewebe der spanischen Lebensweise gefügt wird und der so eine Nationalepopee ersetzt. Er hat nichts gemein mit dem modernen Roman der Analyse, sondern stellt vielmehr zwei symbolische Typen in der Weise des Mittelalters auf: die sich großartigen Gefahren weihende Seele und den sich schonenden Leib. Der Verfasser beabsichtigte damit, seine Landsleute von der Lesewuth von Rittergeschichten zu heilen, und setzte zu diesem Zwecke den süßen Vorspiegelungen einer durch sie verirrten Einbildungskraft die Prosa eines gesunden Sinnes und die Wirklichkeiten des Lebens entgegen, welches dem Menschen Alles in einer ganz andern Gestalt zeigt, als er es geträumt hatte. Aber nicht genügt es ihm, diesen Heroismus, der braven Leuten den Kopf zerschlägt, diesen Edelmuth, der Galeerensklaven befreit, nur das Gute will, ohne Mittel und Maß, dessen Vorzüglichkeit nicht so sehr in klarem Bewußtsein und verständiger Ueberlegung, als in verschrobenen Lektüren und überfeinem Mitgefühl wuchert, zum Gegenstande seines Spottes zu machen; auch die sinnliche Selbstsucht des Sancho Pansa findet ihre Geißel. Im weitern Verlauf jedoch und besonders im zweiten Theile nehmen die Charaktere ein anderes Gepräge an; der Held von der Mancha ist im Besitz ritterlicher Tugenden und vieler Kenntnisse und leidet nur an einer partiellen Monomanie, einer natürlichen Krankheit, welche keine moralische Lehre in sich schließt, sondern allein den trivialen Gegensatz zwischen Tugend und Thorheit begründet; bei näherer Betrachtung der Rechtlichkeit, welche aus allen Tollheiten des Ritters durchblickt, werden wir sogar mehr zum Mitleiden als zum Lachen gestimmt. Daher gewinnt das Buch in der Entwicklung einen Zug von Melancholie, wenn das Erhabene ganz nahe ans Niedrige streift und mitleidslos die Träume entzaubert werden, welche doch die Jugend so sehr anziehen und so oft wahrhafte Tugend und erhabenes, wenn auch unüberlegtes Streben wecken. Unter beständigem Spotte, in diesem grellen Gegensatze zwischen der egoistischen Materie und dem opferwilligen Geiste, wobei sich das Gefühl in Belachung jener und Bemitleidung dieser theilt, entschleiert Cervantes die an seiner Seele fressende Unzufriedenheit über die verkannten und so schlecht belohnten hochherzigen Regungen seines Herzens, die ihn als

Jüngling in den Kampf getrieben hatten und ihn mit edler Entschlossenheit die Sklaverei dulden ließen, da er im Ruhme selbst nur Bitterkeit, Undankbarkeit und Täuschung fand. In jenem und in der Gunst sah er, der größte Schriftsteller seines Jahrhunderts, sich überholt von dem niedrigdenkenden Haufen, der sich zu schmiegen weiß; ward er doch von seinen Zeitgenossen so sehr übersehen, daß fast eine vollständige Ungewißheit obwaltet sowohl über den Ort, wo er starb, als auch wo er geboren wurde. Aber diese Verkennung ließ ihn selbst nicht im geringsten Zweifel über sein Verdienst, und selbstbewußt schrieb er ans Ende des Romans, der ihm Unsterblichkeit sichern sollte: „Hier legte Sid Amet Ben Engeli seine Feder nieder; aber er steckte sie so hoch, daß Niemand fürder wagen wird, sie wieder zu nehmen." Und in der That erreichte Niemand mehr diese Tiefe von Erfindung, mit solcher Durchsichtigkeit gepaart, diesen hohen Flug, diese unbefangene Vernünftigkeit, die so fein ist, daß sie in der Jugend Lachen, im gereiften Alter Nachdenken erregt; Niemand hat es in der Folge so verstanden zu lehren, ohne sich den Anstrich des Moralisirens zu geben. Cervantes' Buch wird ebenso lange in Geltung bleiben, als die heroischen Hallucinationen und der egoistische Menschenverstand bestehen wird; ebenso lange wie der liebliche Wahn der Utopisten und die Hindernisse, die eine Welt aufhäuft, in welcher jeder Tag uns eine Illusion raubt.*)

Aber sehr unrichtig urtheilt Voltaire, daß Spanien nur Ein gutes Buch hervorgebracht habe, und zwar ein solches, welches die Lächerlichkeit aller übrigen recht bekunde. Cervantes selbst ist einer der hervorstechendsten Begründer des spanischen Theaters; wie dies zu seiner Zeit bestand, mögen wir am besten von ihm selbst erfahren. „Vergib mir, Leser", so sagt er, „wenn du mich in diesem Prolog die gewohnte Bescheidenheit zur Seite setzen siehst. Diese vergangenen Tage befand ich mich in einer kleinen Gesellschaft von Freunden, worin man über Comödie und dergleichen Dinge schwatzte und den Gegenstand so erschöpfte, daß ich nur seinen Grund zu berühren schien. Man sprach auch von Dem, der zuerst die Comödie aus der Wiege genommen und mit Glanz und Herrlichkeit angethan hatte; da sagte ich mit den

*) Eine unerläßliche Ergänzung zum Don Quixote bildet der umfangreiche Commentar von Don Diego Clemencin (1765—1838), eine detaillirte Analyse des Geistes und der Sitten Spaniens von 1580—1630.

ältesten, daß ich mich erinnere, den großen Lope de Rueda gesehen zu haben, so groß in der Darstellung wie durch Geist. Er war geboren zu Sevilla und von Stand ein Goldschläger; weder vor, noch nach ihm erhob sich ein Anderer, der ihm die Palme in der bucolischen Poesie entreißen könnte. Obgleich ich damals als Kind über seine Verse kein Urtheil fällen konnte, blieben mir doch einige im Geiste haften, die ich in reifem Alter mir vergegenwärtigend ihres Rufes würdig finde. Zur Zeit dieses berühmten Spaniers befand sich die Rüstkammer eines Schauspiel-Dichters und -Leiters in einem Sacke und bestand aus vier weißen, mit gezierten Fellen umbordeten Hirtenpelzen, ebenso vielen Bärten, Perrüken und Stäben, ein wenig drüber oder drunter. Die Comödien bestanden in Dialogen nach Art der Eklogen zwischen zwei oder drei Schäfern und einer artigen Bäuerin, welche durch zwei Zwischenspiele von Zigeunern, Kupplern, Tölpeln und Basken verschönert und ausgedehnt wurden. Lope spielte diese vier Rollen mit aller denkbaren Trefflichkeit und Wahrheit. Da gab es keine Dekorationen, keine Schlachten zu Fuß und zu Roß zwischen Mauren und Christen, keine Person, die wie aus dem Mittelpunkt der Erde durch die Fallthür der Bühne hervorgekommen wäre, oder hervorzukommen geschienen hätte; diese Bühne bildeten vier viereckige Bänke, mit fünf oder sechs übergelegten Brettern, und hatte eine Erhöhung von vier Spannen über der Erde. Da sah man keine Engel oder Seelen auf Wolken herniedersteigen; das Theater hatte eine alte, hie und da mit Stricken zusammengehaltene Decke zur Zierrath, die es von den Zuschauern trennte; hinter ihr befanden sich Musikanten, die zu der Guitarre irgend eine alte Romanze sangen. Lope starb und sein Ruhm und seine Vorzüglichkeit erwirkten ihm ein Grab in dem Senatorenchor des Domes von Cordova, wo auch der berühmte Narr Louis Lopez beerdigt liegt. Nazaro da Toledo, Lope Rueda's Nachfolger, erwarb sich großen Ruhm in der Rolle eines feigen Kupplers, vermehrte einigermaßen den äußern Schmuck der Comödien, vertauschte den Kleidersack mit Koffern und Felleisen, zog die Musik, die vordem hinter dem Vorhang spielte, auf die Bühne hinüber, nahm den Schauspielern die Bärte, den noch keiner abgelegt hatte, und wollte, daß alle ihr Gesicht unverhüllt zeigten, vorausgesetzt, daß sie nicht Greisenrollen geben oder ihre Miene ändern mußten. Dazu erfand er die Coulissen,

ahmte die Erscheinungen der Wolken, des Donners und Blitzes, Gefechte und Schlachten nach; aber Nichts war zur Vollendung gebracht, die wir heute sehen, bis (um für einen Augenblick die Bescheidenheit bei Seite zu setzen) auf dem Madrider Theater die „Gefangenen von Algier", welches Stück ich verfaßte, „Numantia" und die „Seeschlacht" vorgestellt wurden. Ich brachte zuerst die Gebilde der Einbildungskraft und die verborgenen Gedanken der Seele auf die Bühne, indem ich mit allgemeinem Beifall moralische Figuren vorführte. Demnach verfaßte ich zwanzig oder dreißig Comödien, deren aller Vorstellung keine Störung von Seite der Zuschauer durch Werfen mit Kohlstrünken oder Gurkenschalen, oder andere derartige für schlechte Dichter übliche Beifallsbezeugungen zu erdulden hatte; und sie gingen bis zum Ende ohne Zischen, Lärmen und Ausgelassenheit.

„Da andere Dinge meine Beschäftigung in Anspruch nahmen, ließ ich das Schreiben und die Schauspiele bei Seite, und in dieser Zwischenzeit trat jenes Naturwunder, Lope de Vega, auf, der sich zum Beherrscher der Bühne erhob; er erfüllte die Welt mit Schauspielen von guter Anlage und Durchführung und in so großer Menge, daß tausend Bogen sie nicht fassen; und merkwürdiger Weise sah ich alle aufführen oder bin wenigstens ihrer Aufführung sicher. Wollte man auch Alle, die seinen Ruhm theilen wollten, aufzählen, so haben sie nicht alle zusammen halb so viel wie er geschrieben. Indessen dieweil Gott nicht Allen Alles verleiht, entzieht man die Anerkennung nicht den Werken des Doktor Ramon, der nächst dem großen Lope wackerste Arbeiter; ferner gefallen die geistreichen Ränkespiele des Licentiaten Miguel Sanchez, der Ernst des Doktor Mira de Mescua, der unser Volk so sehr ehrt, die Klugheit und wunderbare Erfindung des Canonicus Tarraga, die Anmuth des Don Guillen de Castro, die Feinheit des Aguilar, der Ungestüm, die stolze Pracht und die Großheit Luis Velez de Guevara, die Feinheit des Antonio de Galarza, der in der Volksmundart schrieb, die Liebesschelmereien des Gaspar d'Avila, welche alle nebst einigen Andern dem großen Lope in der Begründung des Theaters beistanden."

Zur selben Zeit also, wo wir in Italien die größten, von den Fürsten unterstützten Dichter Kunst und Pracht auf dem Theater entwickeln sehen, waren die spanischen in den Händen gewissermaßen von Bänkelsängern. Aber von seinem volksthüm-

lichen Ursprung her kam dem spanischen Theater der freiere Geist zu Gute, der sich nicht an die Nachahmung der Classiker und an die Schulregeln band, vielmehr sich eng an den Nationalcharakter anschloß. Die italienische Kunst rief auch nicht ein einziges Drama von Lebensfähigkeit in's Dasein, während die Spanier Ueberfluß haben an Originalschöpfungen, die als der Gipfelpunkt der romantischen Dramatik zu betrachten sind.

Das Hinarbeiten auf ein Ziel, ein Gefühl, eine Handlung zum Gegenstande der Behandlung machen, und denselben mit Anwendung aller möglichen Mittel nach allen seinen Richtungen hin wenden und erörtern, das ist die Kunst der spanischen Dramaturgen. Sie wollen nicht, wie die Franzosen, von jedem Schritte Rechenschaft geben, nicht den Knoten schürzen für den einzigen Zweck, ihn zu lösen, sondern sie lassen Leidenschaften spielen, deren Gegensatz die Verwicklung bildete. Daher banden sie sich nie an jene eingebildeten Einheiten, die nur auf Kosten der Wahrheit sich behaupten können*), sondern sie ließen Ereignisse auf einander folgen, die in Zeit und Ort auseinander lagen, und stellten möglichst lebendig das Wesen und die Wirkungen der Leidenschaften dar, geleitet von dem Wunsche, daß das Drama, sich stützend auf die Feinheit der Kunst, die wahre Poesie im Ausdrucke sei. Was die Grundlage betrifft, so haben sie nicht durch Verkündigung der stolzen Lossagung von Mittelalter und Christenthum jene Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit erreicht, die um so auffallender, als die Spanier in allen übrigen Literaturgattungen den Weg der Nachahmung des Auslandes gingen.

Ihre Theaterstücke erleiden eine Eintheilung in göttliche (religiöse) und menschliche, und zwar zerfallen jene wieder in Leben der Heiligen nach Art der Mysterien und in Sakramentalspiele oder Opferdarstellungen, die fast immer allegorischer Natur sind und zur Verherrlichung des Frohnleichnamsfestes dienen. Die menschlichen zerfallen in heroische, historische, mythologische oder sogenannte Mantel- oder Degenstücke, welche die Gesellschaft darstellen. Die Sakramentalspiele be-

---

*) Im 16. Jahrhundert suchte der Rhetor Pinciano die aristotelischen Regeln zur Geltung zu bringen, welchem gegenüber Juan de la Cueva die Freiheit aufrecht hielt, die den Zeitverhältnissen und der Einbildungskraft weit förderlicher sei.

haupteten den Vorzug, so daß zur Zeit Philipps IV der Rath von Castilien die Schauspielhäuser nach dem fünfjährigen Kriege wieder zu öffnen gestattete (1614) unter der Einschränkung: Stoffe, die zum guten Beispiel gereichten und das Leben der Heiligen und einen erbauenden Tod behandelten, ohne allen Unterlauf von Liebe zu wählen *). Die Scherzspiele flüchteten sich aus den Kirchen auf die Bühne, wo sie in der Form von Vorspielen, wörtlich Lob (loa) genannt, und Zwischenspielen hervortraten; eine Art neuerer Zwischenspiele oder Nachspiele waren die witzigen oder auch boshaften Saynetes unter Begleitung von Musik und Tanz. Den gewöhnlichen Inhalt der Stücke bilden Intriguen sehr verwickelter Natur, wie sie aber dem abenteuerlichen und Abenteuer über alles liebenden Wesen und Leben der Spanier angemessen. Man bekümmerte sich wenig um Wahrscheinlichkeit, wenn es sich um Liebe, Spannungen und Aufwickelung eines fein verworrenen Fadens handelt; da gibt es wunderliche Abenteuer, Galanterie nicht selten ohne Feinheit und Schicklichkeit, Leidenschaften von einer außerordentlichen Stärke, Treulosigkeiten, großartige Gaunereien, die sich geschickt in den Deckmantel der Liebe hüllen, vor Allem jedoch eine befremdende Gleichgültigkeit gegen Blutvergießen.

Der eben erwähnte Lope de Rueda (1500–64), der Goldschläger, bediente sich in der Ueberzeugung, daß die Sprache der Comödie sich möglichst streng an die Natur halten müsse, der Prosa anstatt der blumenreichen Poesie, die bis jetzt im Schwunge gewesen war. Doch war er nicht der erste Autor, wie Cervantes und die Geschichtschreiber behaupten, denn das älteste Stück ward (1514) bei Gelegenheit der Hochzeit Ferdinands von Aragonien vom Markgrafen von Villena für die Bühne verfertigt, doch ging es nebst seinen übrigen Werken auf dem Scheiterhaufen der Inquisition unter; darauf setzte der Markgraf von Santillane die Schlacht von Ponza zwischen den Genuesen und Aragoniern in Scene, welches Werk jüngst von Martinez de la Rosa in Paris entdeckt wurde.

Juan de la Encina schrieb Eclogen oder Hirtengespräche, worin er selbst die Hauptrolle gab und Anspielungen auf die Landesereignisse machte; er brachte Tänze, zuweilen auch drollige Scenen hinein, und ließ sie mit Gesang endigen. Die erste

*) Die Sakramentalspiele wurden unter Carl III. im Jahre 1765 verboten.

ward aufgeführt im Jahre der Eroberung Granada's (1492). Es folgte „La Celestina", das schon erwähnte gewaltige Dichterwerk; darauf gelangten die wahren Theaterstücke im sechszehnten Jahrhundert in's Dasein. Bartholome Torres de Naharro, der von den Mauren gefangen genommen worden und nach seiner Auslösung sich in Rom aufhielt, verfaßte Comödien, die an dem Hofe Leo's X zur Aufführung kamen. Glücklich in seinen Stoffen und Charakteren, mangelt ihm nicht im Geringsten Lebendigkeit; aber wie jener Hof überhaupt, ist auch er etwas frei und nimmt er, obgleich selbst Priester und unter den Augen des Papstes, ohne Schonung die Kirche mit. Seine Werke, in Rom beklatscht, wurden in Spanien verboten, ebenso wie die des Cristoval de Castillyo, des Geheimschreibers Ferdinands I von Oesterreich, die in Deutschland verfaßt waren. Deßhalb blieben diese Versuche den Geschichtschreibern unbekannt und fast Spanien selbst ein Geheimniß, wo man sich theils mit der Reproduktion des Plautus und Ariost beschäftigte, theils der Volksposse nachging. Erst mit dem Zeitpunkte (1563), wo der Hof sich in Madrid festsetzte, und sich in Folge dessen hier die Bühne entwickelte, traten die bedeutenden Lustspieldichter auf.

Für Cervantes bildete die Tragödie und Comödie*) nicht ein geregeltes Kunstwerk, vielmehr ein Gemälde nach dem Leben von Leidenschaft oder Lächerlichkeit, um irgend ein Gefühl anzuregen und lebendig zu erhalten. Indem er in seiner „Numancia" jene stolze Vaterlandsliebe zeichnet, welche die Bürger sich eher tödten, als in die Knechtschaft Roms fallen läßt, erblickt er seine Aufgabe nicht so sehr in der Darstellung eigenthümlicher Leidenschaften oder Charaktere, sondern ergeht sich in Beschreibungen von Kriegs- und Schlachtbildern, belagerten oder genommenen Städten; da tritt Spanien mit Klagen, Proteus mit Prophezeiungen auf; da finden Opfer, Nekromantien statt; da erscheint Krieg, Hungersnoth, Krankheit. In den „Gefangenen von Algier" führt er die Leiden der Christensklaven vor und verlangt ihre Befreiung, wobei er mit der Wahrheit der Selbsterduldung Episoden einreiht, was natürlich der Einheit der Handlung Eintrag thut. Der größte Theil seiner Dramen

*) Charakteristisch ist seine Unterscheidung der dramatischen Erzeugnisse nicht nach ihrem heitern oder traurigen Anstrich, sondern nach der größern oder geringern Erhabenheit der Personen.

behandelt historische und vaterländische Stoffe; in Bezug auf letztere ist aber überhaupt zu bemerken, daß die spanische Bühne mehr als eine andere Achtung und Begeisterung für ihre Nationalität bethätigt.

Lope de Vega. 1562—1635.

Lope Felix de Vega Cargis aus Madrid, Geheimschreiber eines Herzogs von Alba, führte in seiner Jugend ein galantes und selbst lockeres Leben, nach den Abenteuern zu urtheilen, die er offenherzig genug in seiner „Dorothea" erzählt. Wegen eines Duells verbannt, nahm er Dienst auf der unüberwindlichen Armada und trat später, über den aufeinanderfolgenden Verlust zweier Gattinnen und die Betrügereien vieler betrogenen Frauen verstimmt, in den Priesterstand. Bei einer Congregation zur Unterstützung armer Priester als Kaplan angestellt — dieselbe Bruderschaft, der Cervantes späterhin angehörte — sah man ihn oft auf den Wegen Kranke oder Todte auflesen; darnach war er zwanzig Jahre hindurch Vorsteher der Genossen der Inquisition*). In derselben Zeit stand er auf der Höhe der Beliebtheit als Dichter von Dramen, unter denen nicht wenige Auftritte enthalten, die den unbestrittensten Vorschriften christlicher Sittlichkeit zuwiderlaufen. Er sprudelt über von einer erstaunlichen Fülle der Einbildungskraft und ist bewundernswerth in der Leichtigkeit, mit der er dafür den passenden Ausdruck fand; so begann und führte zu Ende ein Tag ein Drama von zweitausend Versen, was zudem noch mit Sonnetten, Terzinen und Oktaven durchwoben war; und mehr als hundert seiner Dramen „gingen (wie er sagt) in 24 Stunden von der Muse zum Theater", indem die Theaterunternehmer ihm nicht die Zeit zur Durchsicht gönnten. In solcher Weise verfaßte er 1800 Schauspiele und 400 Opferdarstellungen**), außer 21 Bänden Gedichte, worunter fünf epische, von denen das „eroberte Je-

*) Zu seiner Zeit bedeutete Genosse (Familiar) einen Mann, der jeden Augenblick zum Dienste der Inquisition aufgefordert werden konnte, bis dahin aber weder Amt noch Verpflichtungen gegen sie hatte. D. B.

**) Die letzten Biographen, und besonders Damas Hinard, beschränken die Zahl jener auf 1500, dieser auf 300; nur die Hälfte ward gedruckt und von diesen ging wieder die Hälfte verloren; noch keine Bibliothek konnte 400 Stücke zusammenbringen.

rusalem" und „die Schönheit der Angelika" jedes zwanzig Gesänge in Oktaven zählt; zwei andere behandeln die Circe und Maria Stuart und eines ist gegen den Admiral Drake gerichtet. Man hat sich Mühe gegeben, seine Verse zu zählen: sie belaufen sich auf einundzwanzig und eine halbe Million, woraus sich ergibt, daß er vom Anfange bis zum Ende seines Lebens durchschnittlich jede Woche dreitausend Verse gemacht, wobei natürlich die Herholung der Zeit zur Erfindung der Intriguen, Lesung von Geschichten, Erkundung der Sitten unbegreiflich ist.

Seine Erzeugnisse brachten ihm viel Geld ein, aber mit eben der Leichtigkeit, womit er es verdiente, verausgabte er dasselbe, denn er war äußerst wohlthätig, sorglos verschwenderisch, maßlos gastfrei. Der Ruhm blieb ihm, dessen ganze Süßigkeit er kostete, so daß die Leute auf den Straßen zusammenliefen, um das „Naturwunder", oder, nach des Cervantes Bezeichnung, „den Phönix Spaniens" zu sehen. Der Papst schenkte ihm Titel und Ehren, und bei seinem Leichenbegängniß, welches drei Tage lang gefeiert wurde, thaten drei Bischöfe den Dienst.

Eine so ungeheure Fruchtbarkeit läßt schon von vornherein keinen Anspruch auf große Vollendung zu, und dies um so weniger, wenn man in Betracht zieht, daß sich Lope de Vega in der Anhäufung von Schwierigkeiten gefällt, indem er Akrostichen, Wortwendungen, Echo's und andere geschmacklose Tändeleien anbringt, die mehr Zeit als Fähigkeit erfordern. Wir können jedoch auch nicht eine ihrer Naturanlage zwanglos sich hingebende Dichtweise erkennen, indem er sagt: „Die Ausländer mögen wissen, daß in Spanien das Schauspiel nicht die Regeln der Kunst befolgt. Ich habe sie gemacht, wie ich sie vorfand, sonst würden sie nicht begriffen worden sein... Es ist, Gott sei Dank, nicht der Fall, als wenn ich die Vorschriften der Kunst nicht kannte; aber wer sie beim Schreiben befolgte, würde sicher sein, ohne Ruhm und Vortheil zu sterben... Gleichwohl habe ich zuweilen nach der Kunst geschrieben, die sehr wenige kennen. Wenn ich aber von der andern Seite die Abgeschmacktheit betrachte, welche das Volk und die Frauen anzieht, so werde ich, um ihnen zu gefallen, zum Barbaren... Und darum, wenn ich ein Schauspiel schreiben will, schließe ich alle Regeln sorgfältig ein und bringe Plautus und Terenz aus meinem Zimmer heraus, damit sich ihre Stimme nicht gegen mich erhebe, denn die Wahrheit schreit aus solchen stummen Büchern... Aus der

Mischung des Tragischen und Komischen, Terenz und Seneka, entspringt eine Art von Monstrum: ähnlich dem Minotaurus, werdet ihr einen Theil des ernsten Drama haben, eine Posse. Diese neue Art ergötzt sehr: die Natur selbst gibt den Beleg dazu, indem sie aus sothanen Gegensätzen ihre Schönheit zieht... Ich schreibe gemäß der Kunst derjenigen, welche den Beifall der Menge suchen, der man in ihrer Thorheit zu Willen sein soll, weil sie es ist, welche dafür bezahlt"*).

Wo ist hier die edle Unabhängigkeit des Genies? wo jene heilige Begeisterung erkennbar, die im Labyrinth des Lebens den Faden sucht, der allein zur Leitung dienen kann? Und dennoch stempeln Lope de Vega die reichste Erfindung, die glänzende Darstellung, die glühende Einbildungskraft, die dichterische Sprache und jene Lichtfunken des Genies, welche keine Kunst ergründen kann, zum wahren Dichter; er studirt die Geschichte seines Landes, nicht um aus ihr wahre Dramen zu gewinnen, sondern angemessene Handlungen zu finden für seine Verwicklungen, die dialogisirte Erzählungen sind und eine Mischung von Ernstem und Lächerlichem, Gemeinem und Erhabenem, Naivem und Gesuchtem an sich tragen, ohne Unterweisung oder Spott zu bezwecken, sondern nur die Seele in Spannung erhalten wollen**).

Einige Gattungscharaktere treten fortwährend auf, wie die italienischen Masken; solche sind der Alte, der Liebhaber, die Dame, der Diener, die Zofe und besonders der „Gracioso" oder Hanswurst, eine dem spanischen Drama unentbehrliche Persönlichkeit. Der Gracioso bildet das Gegenstück zum Liebhaber, wie Pansa zum Don Quixote; dieser, tapfer und liebend, in Phrasen und blumig redend, bereit, Kleid und Leben für die Ehre und Liebe einzusetzen; jener dagegen, sich an die Wirklichkeit lehnend, besorgt für das Leben und seine Bedürfnisse, Liebhaber von drei oder vier Mägden, dem idealen den rein praktischen hausbackenen

---

*) Arte nueva de hacer comedias.

**) Viele Dramen hat Lope de Vega zuerst als Novellen niedergeschrieben. Er brachte sie dann mit seinem, von keinem Dichter in solchem Maße besessenen Talente für Stegreifdichtung in Verse. Gleich so manchen andern berühmten Schriftstellern war er übrigens geneigt, das, was ihm am besten gelang, zu unterschätzen, und dagegen werth zu halten, was dessen am wenigsten würdig war. So zog er seine längern Gedichte den „wilden Feldblumen", seinen Schauspielen, vor. D. B.

Sinn entgegensetzend, der gewöhnlich Lachen, manchmal auch ernste Gedanken erregt. So antwortet der Gracioso, wenn der Held ihn ermuntert, ihm in den Krieg zu folgen: „Es kann sein, daß ich hingehe, aber dann doch nur, um zuzuschauen und Stoff für Unterhaltung zu gewinnen. Was das Tödten anbelangt, so will ich nicht die Gesetze verletzen, in denen ich geboren bin und lebe; diese sagen nicht: du sollst nicht Mauren tödten oder nicht Christen, sondern einfach: du sollst nicht tödten. Und ich werde es strenge beobachten, da es nicht meine Sache ist, die Gebote Gottes auszulegen" *). Die übrigen Charaktere zeugen von geringem Studium oder falscher Auffassung und folgen dem damals geltenden Grundsatze daß die Liebe Alles entschuldige; im übrigen Verräthereien, Schurkereien, Prahlereien, häufiger Mord, andererseits überspannte Frömmigkeit; alles mit grassen Bühneneffekten und phantastischen Träumereien.

Wir würden inmitten des Hasses und Zornes, der lebhaften und befriedigten Leidenschaften vergebens nach dem wahren christlichen Gefühl suchen, obgleich Lope dem derben Fatalismus des antiken Theaters und dem feinern des modernen gleich fern steht; bei ihm treten keine Gewissenszweifel hervor, keine Ungewißheit über die Natur der menschlichen Handlungen, sondern eine beständige und unbedachte Lebendigkeit, weit entfernt von den Aengstlichkeiten, die in kritischen Zeiten den Gefühlsmenschen kennzeichnen, und die Shakspeare so eigen.

Quevedo.

Der Zeitgenosse des Lope de Vega und Cervantes, Francesco Gomez de Quevedo y Villegas, der in mancher Beziehung eine Parallele mit unserm Jean Paul Fr. Richter zuläßt, ward 1580 in Madrid aus einer ansehnlichen Familie geboren. Schon mit 15 Jahren erhielt er eine theologische Würde auf der Universität Alcala, und von dem ehrgeizigen Streben nach Vielwisserei gedrängt, erlernte er bei großem Fleiß und ausgezeichneten natürlichen Anlagen nicht nur alte und neue Sprachen als Mittel zur Vermehrung seiner Kenntnisse, sondern dehnte auch seine Studien auf bürgerliches und geistliches Recht, auf Mathematik, Heilkunde, Staatswissenschaften und andere noch verschiedenartigere Zweige des Wissens aus.

*) A segreto agravio secreta venganza.

In Folge eines Duells floh er nach Sicilien, wo er sich beim Herzoge von Ossuna, der damals Vicekönig war, aufhielt, bis dieser ihm seine Rückkehr vermittelte; nach Italien zurückgekehrt, ward er in Neapel Finanzminister, aber der 1620 erfolgte Sturz seines Gönners riß auch ihn mit sich, indem er auf sein Erbgut Torre de Juan Abad verwiesen wurde. Er starb, nachdem er kurz vorher noch unschuldig eine vierjährige strenge Haft zu bestehen hatte, des Lebens überdrüssig, im Jahre 1645. Bestrebt, den gesammelten Schatz von Kenntnissen wieder nach außen zu produciren, versuchte er sich als Schriftsteller in gar vielen Fächern, von der Gottesgelahrtheit und Weltweisheit an bis zu den Geschichten des gemeinen Lebens und den Zigeunerromanen. Von Gedichten hat er, so viel wir wissen, selbst unter seinem Namen nichts herausgegeben, außer denjenigen, welche in seinen schwachen Uebersetzungen aus dem Epiktet und Phocylides vorkommen. — Außer Romanzen, Gesängen, Oden, Elegien, Sendschreiben, Satyren in jeder Art, Idyllen, Fünfzeilen und Rundreimen, die in großer Menge vorhanden sind, dichtete er komische Sonette, eine Nachahmung der italienischen dieser Art, welche zu den besten spanischen gehören und eine Bitterkeit besitzen, die man selten mit so viel Witz vereinigt findet. Auch einige seiner leichteren Romanzen stehen unter den vorhandenen dieser Art obenan und fünfzehn, welche er in der rohen Mundart der Zigeuner geschrieben hat, machen seit jener Zeit das Entzücken der niederen Stände seiner Landsleute aus und werden fortwährend nebst andern Volksliedern durch ganz Spanien von Bauern und Soldaten zur Guitarre gesungen. — Quevedo's Hauptwerke, auf denen sein Ruhm im In- und Auslande vorzugsweise ruht, sind in Prosa. Sie bestehen in einer Abhandlung über die „Göttliche Vorsehung" mit einem Versuche über die Unsterblichkeit der Seele; desgleichen über Gottes Staatskunst und Christi Regierung (Politica de Dios y gobierno de Christo), über das „kämpfende Leben eines Christen", Lebensbeschreibungen des heiligen Paulus und des heiligen Thomas von Villanova ꝛc. Sie gehören, wie schon ihre Titel zeigen, eher der Gottesgelahrtheit und Weltweisheit an, als der schönen Literatur. Dennoch verrathen sie zuweilen den Geist und die Schreibart, die seine ernsten Dichtungen auszeichnen, gleiche Freude am Glänzenden, gleiche Uebertriebenheit und Ausschweifungen, nebst gelegentlichen lehrreichen Stellen voll Würde und Beredsamkeit. Außer diesen

sind seine Satyren in Prosa und „Träume" oder „Gesichte" zu bemerken, in welchen letztern, sowie in fast sämmtlichen Werken Quevedo's, man Vieles findet, das einen kühnen, eigenthümlichen und unabhängigen Geist zeigt; aber seine Zeit und die Zustände, in denen er lebte, drückten seinen Gedichten, wie seiner Prosa, ihr Gepräge auf. So sein langer Aufenthalt in Italien, in häufigen Nachahmungen italienischer Dichter, und mindestens einmal in der Anfertigung eines italienischen Sonnetts. Seine grausamen Leiden während der verschiedenen Verfolgungen, die er litt, zeigen sich in der Bitterkeit seiner Ausfälle auf Alles, vornehmlich in einem seiner Träume gegen die Verwaltung der Gerechtigkeit und die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft, welcher seine Unterschrift aus dem Gefängnisse trägt. Nicht minder sichtbar ist aber der Einfluß des unechten Geschmackes seiner Zeit, welchen er in einigen Ausschweifungen desselben männlich widerstand, den er aber in andern Stellen selbst zeigte und in Folge dessen er sich immer bestrebt, glänzend zu sein, etwas Erkünsteltes oder in Verwunderung Setzendes zu sagen, und spitzig und sinngedichtlich zu werden. Manchmal aber erhebt sich sein Geist über diesen und alle seine übrigen Fehler und zeigt sich in seiner größten Kraft. Wohl besitzt er nicht jene sichere Wahrnehmung des Lächerlichen, welche Cervantes fast unbewußt gerade das rechte Maß satyrischer Vergeltung verleiht, aber er beobachtet rasch und tief, und wir finden, wenn er auch manchmal durch die Uebertreibung und Gemeinheit, zu der er sich hinneigte, irrt, wiederum öfters Züge von ergreifender und zarter Schönheit, welche darthun, daß er auch noch höhere Geisteskräfte und bessere Eigenschaften besaß, als seinen wirklich bewunderungswürdigen Witz. Durch sie wird der Eindruck des Ganzen erhöht, ohne uns darum mit der breiten und rohen Posse auszusöhnen, welche oft unter seine Satyre gemengt ist *).

Calderon. 1600—1687.

Indem wir den großen Reigen der sich hier anschließenden Dichter, von denen wir nur Guillen de Castro und Juan Perez de Montalban als die bedeutendsten hervorheben, übergehen, gelangen wir zum Hauptrepräsentanten der spanischen

*) Nach Ticknor-Julius, Geschichte der schönen Literatur in Spanien. Leipzig, 1852. I. D. B.

Bühne, einem Heroen der modernen Dichtung, Pedro Calderon de la Barca, den unser Göthe „dasjenige Genie, was zugleich den meisten Verstand hatte," nennt *). Auch er erblickte in Madrid das Licht der Welt, wie sein großer Vorgänger Lope, mit dem er hinsichtlich der Abstammung auch das gemein hat, daß sein Geschlecht, wie Lope's Vorfahren, aus dem nämlichen kleinen Thale Carriedo entsprossen war. Nachdem er seine Erziehung bei den Jesuiten genossen und die Universität Salamanca, auf welcher er außer scholastischer Theologie und Weltweisheit auch bürgerliches und geistliches Recht studirte, verlassen hatte, nahm er 1620 und 1622 an einem dichterischen Wettkampfe Theil, wurde jedesmal von Lope de Vega öffentlich belobt und gewann beim zweiten Male nebst jenem und Zarate einen Preis. Die bei dieser Gelegenheit von ihm dargebrachten 6 oder 8 Gedichte sind schätzenswerth, nicht nur als seine ältesten erhaltenen Produkte, sondern auch als die einzigen Proben seiner Lyrik. Nachdem er sodann im Heere gedient, wurde er 1636 bei Hofe angestellt, um Schauspiele zu dichten und ward der Günstling Philipps IV. Im Jahre 1651 folgte er dem Beispiele Lope de Vega's und anderer Gelehrten seiner Zeit durch den Eintritt in eine fromme Brüderschaft, ward 1663 Ehrenkaplan des Königs und Priester in der Kongregation des heiligen Petrus, als deren Haupt er 1681 im Besitze eines großen Vermögens, welches er ihr schenkte, und im Genusse allgemeiner Achtung und Bewunderung starb. Die Trauer über seinen Tod, als gleichsam einen Unglücksfall der ganzen Nation, war so groß, daß selbst in Valencia, Neapel, Lissabon, Rom und Mailand sein Hinscheiden von seinen Landsleuten begangen wurde.

Calderon besitzt eine unerschöpfliche Erfindungsgabe und eine außerordentliche Gluth der Einbildungskraft; er ist gleich geschickt in der Zeichnung großartiger Charaktere, wie in der genauesten Schilderung von Kleinigkeiten, und in der glänzenden Ausmalung von Gefühlen ebenso erhaben wie pathetisch. Seine Verse bezaubern allenthalben durch ihre köstliche Melodie, er ergeht sich an allen Orten in dem reichen Wechsel der Versmaße, welche die spanische und italienische Dichtung ihm darbot, und zeigt eine Herrschaft über seine Sprache, die außerordentlich ist,

---

*) Vergl. Eckermanns Gespräche mit Göthe (Leipzig 1837). D. B.

ihn manchmal bis auf die höchsten Spitzen der dramatischen Dichtung seines Volkes emporsteigen läßt, während er ein ander Mal die Volksgunst durch phantastische Einfälle zu erlangen sucht, die seines großen Geistes unwürdig sind. — Sein Drama ist durch Haltung und Zweck dichterischer, und trägt minder, als bei seinem großen Vorgänger, den Anschein der Wahrheit und Wirklichkeit an sich. Es scheint fast, als wenn wir in dessen besten Stellen, gegen deren Sittlichkeit sich nur selten etwas einwenden läßt, in eine andere, reichere Welt versetzt würden, welche von unerhörtem und übernatürlichem Glanze erleuchtet wird, und in der die Beweggründe und Leidenschaften der Handelnden so hoch gespannt sind, daß unsere eigenen Empfindungen beträchtlich aufgeregt und bewegt sein müssen, ehe wir ernsten Antheil an dem nehmen können, was wir erblicken, oder ehe wir mit dessen Folge übereinstimmende Gefühle hegen. Aber auch dieses ist Calderon gelungen. Die Lebensfülle und Geisteskraft, welche er in die heitern Auftritte seiner Schauspiele gelegt hat, sowie die rührende Zartheit ihrer ernsten und tragischen Theile erheben uns unbewußt zu jener Höhe, auf welcher allein seine schimmernden Darstellungen unsere Einbildungskraft mit sich fortreißen, wo wir allein theilnehmend und getäuscht werden können, indem wir uns inmitten nicht nur einer solchen Vermischung verschiedener Gestaltungen des Dramas befinden, sondern auch einer Verwischung der angenommenen Grenzlinie dramatischer und lyrischer Dichtung. Wir verdanken dieser höhern Haltung bei unaufhörlicher Anstrengung zur Fortdauer derselben einen großen Theil dessen, was Calderon von seinen Vorgängern unterscheidet, ja fast Alles, was ihm in seinen Vorzügen und Mängeln eigenthümlich ist und ihn auszeichnet. Er wird dadurch minder leicht, anmuthig und natürlich als Lope; seine Schreibart erlangt eine Manier, die trotz des wunderbaren Reichthums und Flusses seiner Verse manchmal ermüdet, ja sogar verletzt. Er kommt dahin, sich selbst so oft zu wiederholen, bis viele der bei ihm Auftretenden zu stehenden Charakteren werden, und bis seine Helden mit ihren Dienern, seine Damen mit ihren Vertrauten, sein Greis und seine Scherzhaften, wie die verlarvten Gestalten der Bühne der Alten dastehen, um mit den nämlichen Kennzeichen, um in der nämlichen Tracht die verschiedenen Verwickelungen seiner mannigfaltigen Stoffe darzustellen. Endlich wird er dadurch verleitet, das ganze spanische Drama als einen

Rahmen zu betrachten, innerhalb dessen Umfang seine Einbildungskraft sich zwanglos ergehen mag und in welchem Griechen und Römer, heidnische Gottheiten, wie die überlieferten Wunder des Christenthums, auf spanische Weise und mit spanischen Empfindungen vorgeführt, und durch eine Reihe scharfsinniger und anziehender Abenteuer zu den Katastrophen geleitet werden dürfen, deren ihre Geschichte gerade bedarf *).

Bei dem Verfall seiner Nation, den Calderon vor Augen hatte und lebendig fühlte, und bei dem Mangel lebender Vorbilder von Tugend und Edelmuth mußte er zum Ideal greifen; dabei ist nicht auffallend, wenn er zuweilen die weiteste Uebertreibung des Lasters sowohl als der Tugend vorführt, wenn man bedenkt, daß es eine der schwierigsten Aufgaben des Dichters ist, hierin Maß zu halten. Bei Benutzung von Thatsachen der Geschichte oder Geographie verfährt er noch schrankenloser als Shakspeare. So läßt er zum Beispiel in seinem Afectos de odeo y amor die Donau zwischen Rußland und Schweden fließen, in anderen Stücken Jerusalem an der See liegen, Herodot Amerika beschreiben und macht Coriolan zu einem General unter Romulus. Ebenso wenig nimmt er durchgehend Rücksicht auf die Charaktere von Völkern oder Einzelnen. So treten Judas Maccabäus, Herodes, Jupangui, der Inca von Peru, Zenobia ꝛc. gerade auf wie Spanier, die der Hof Philipps IV groß gezogen. Alle seine Stücke zeugen von sinnreicher Behandlung der Stoffe, die er da, wo sie seiner Einfassung widerstebten, ohne Bedenken und sehr geschickt seiner Ansicht vom Drama anzupassen verstand. So modelte er die Geschichte seiner merkwürdigen Zeitgenossin, der Königin Christine von Schweden, in dem schon genannten Stück „Haß und Liebe" (Afectos de odio y amor) dergestalt um, daß man sie kaum wieder erkennen kann. Einen großen Theil seines Materials hat er nicht selbst erfunden; Vieles gewann er aus dem alten Testament (z. B. die Empörung Absolons); weniger benützte er die griechische und römische Geschichte, während er mehr (vielleicht 6 Stücke) aus Ovids Metamorphosen entnahm; auch aus entlegenern Quellen schöpfte er, wie wahrscheinlich aus Trebellius Pollio und Flavius Vopiscus für seine „Große Zenobia". Wir besitzen jetzt im Ganzen von ihm 108 Schauspiele und 73 Sakramentalspiele oder Opferdar-

*) Ticknor a. a. O. D. B.

stellungen (Autos sacramentales) mit den dazu gehörigen Vorspielen (Loas), welche letztere sämmtlich allegorischer Natur sind und in dieser Beziehung den größten Scharfsinn bekunden, der in der Poesie Raum haben kann. Auch ist die große Mannigfaltigkeit derselben zu bewundern, da doch ihr Bau sich ziemlich gleich ist, und fast alle sind reich an herrlichen lyrischen Stellen. Wir heben als eins der originellsten und bezeichnendsten Stücke dieser Art den „Göttlichen Orpheus" hervor, unter dem allegorisch der Schöpfer aller Dinge verstanden ist. Geistlicher oder Heiligen-Schauspiele hat Calderon 13 bis 14 gedichtet und diesen gehört das Drama an, was man gewöhnlich für sein vorzüglichstes hält: die „Andacht zum Kreuz". Dieses stellt die Bekehrung eines Mannes dar, der unter den schrecklichsten Verbrechen eine außerordentliche Verehrung des Kreuzes und alles dessen, was Kreuzesgestalt hat, an den Tag legt; in einem Räuberkampfe erschlagen, wird er durch Gottes besondere Gnade so lange am Leben erhalten, bis ihm die Lossprechung von seinen Sünden durch einen Geistlichen ermöglicht wird. Von seinen weltlichen Schauspielen gehören namentlich „Ein treuer und liebender Freund" und „der Arzt seiner Ehre" den schmerzvollsten Stücken an, die je die Bühne betreten haben, während „die Liebe nach dem Tode" sich durch die glänzendsten Farben der Leidenschaft der Liebe einen hervorragenden Platz sichert. Zuletzt sind seine sogenannten Mantel- oder Degenstücke zu erwähnen, deren er wohl dreißig dichtete und die seinem früheren Mannesalter angehören, wo sein Geist seine völlige Frische mit seiner ganzen Stärke verband. Zwei der besten sind: „Es steht schlimmer als es stand" und sein Gegenstück: „Es steht besser als es stand"; sodann führen wir noch „die Schärpe und die Blume" an *), als besonders ausgezeichnet durch seine große

*) Dieses Stück ist ausnahmsweise reich an jener witzigen und geistreichen Wendung und Wiederholung eines Gedankens, wodurch Calderon sich vielleicht vor allen Dichtern auszeichnet; wir können uns nicht versagen, eine der sprechendsten Stellen (aus dem 2. Aufzug) anzuführen.

Enrique. Sag ein Beispiel euch die Gründe.
Der verschmitzte Jäger, welcher
In des Fluges Ungestüme
Ein Atom von Federn wählt
Zum behenden Ziel der Schüsse:
Zielt nicht dahin, wo der Raub

Frische und Lebendigkeit und den echt castilischen, höflichen und anmuthsvollen Ton.

Sich ihm zeigt, weil er ergründet,
Sich den Wind zinsbar zu machen,
Muß er erst den Wind betrügen.
Der sinnreiche Steuermann,
Der dem Meer, dem wilden, wüsten
Ungeheuer der Natur,
Joch hat angelegt und Zügel,
Richtet nicht des Schiffes Schnabel
Auf den Hafen, den er wünschet;
Hin und her die Fluth durchkreuzend
Landet er und täuscht ihr Stürmen.
Der Feldherr, der eine Festung
Einzunehmen sucht, läßt früher
Lärm vor einer andern schlagen;
So mit kriegrischem Getümmel
Täuschet er den Platz, der ihn
Schlecht auf die Gefahr gerüstet,
Nicht erwartet, und die Stärke
Wird der Klugheit unterwürfig.
Denn die Mine, die ein Centrum
Sich erschuf in Erdenschlünden,
Ein Vulkan von Menschenhänden,
Ein Vesuv, den man erkünstelt:
Nicht da, wo ihr schwang'rer Schooß
Ungeheuren Graun's Abgründe
Birgt, vollbringt sie ihre Wirkung;
Sondern, selbst das Feu'r betrügend,
Fängt sie's hier, gebiert es dort,
Ist hier Blitz und Donner drüben.
Ist nur meine Lieb' ein Jäger
In der Region der Lüfte;
Ein unstäter Steuermann
In den Meeren ihres Glückes;
Ein siegreicher Feldherr, Kriege
Ihrer Eifersucht zu führen;
Ist sie Feuer in des vollen
Busens Mine, schlimm zu hüten:
Wundert's dich, daß sie versteckte
So viel liebende Gefühle?
Diese Schärpe sei dir Zeuge,
Damit ich als Min', als kühner
Steuermann, Feldherr und Jäger

Der große Erfolg und Ruhm der beiden Corephäen der spanischen Bühne rief natürlich eine bedeutende Anzahl Nebenbuhler und Nachahmer hervor, von denen jedoch keiner in Rücksicht auf allgemeine Vorzüge sie erreichte, wenn gleich mancher in besonderer Beziehung sie überbot. So steht z. B. Augustin Moreto y Cabanna († 1626), Calderons Zeitgenosse, hinsichtlich der Charakterzeichnung viel höher als seine Vorgänger, während Franzisco de Roxas Zorilla sein: „Außer meinem König Keiner" durch dichterischen Werth und echte volksthümliche Haltung ausgezeichnet hat. Jener ist besonders bemerkenswerth als Begründer der Figurenschauspiele (Comedias de figuron), sogenannt vom Vortreten einer nicht sehr hochstehenden Figur in ihnen, welche Dramengattung in Spanien nicht geringen Erfolg hatte. Sein „Süßer Don Diego" in derselben Art hat fast sprüchwörtliche Geltung erlangt. In diesem Stück wird mit vielem Geist und Geschick der Charakter eines Thoren dargestellt, der so von den Reizen seiner Vorzüge überzeugt ist, daß er glaubt, jede Dame müsse sich in ihn verlieben, und zuletzt für seine Eitelkeit damit bestraft wird, daß er mit einem listigen Kammermädchen, welche ihm als reiche Gräfin dargestellt, diese Rolle musterhaft durchführt, in eine Ehe gezogen wird. Moreto's Zeitgenosse, der oben genannte Franzisco de Roxas Zorilla, gehört entschieden zu Calderons Schule und behauptet einen der ersten Plätze nach Moreto.

Aber neben dem Abgange der großen Träger der dramatischen Wirksamkeit äußerte noch ein anderer Umstand seine Wirkung auf den baldigen Verfall der spanischen Bühne. Nach dem Tode Philipps IV nämlich, dessen Regierung (1621—1665) die Blüthezeit derselben ausfüllt und diese stets gefördert hatte, befahl die Königin die Aufhebung aller Vorstellungen bis zu dem Zeitpunkte, wo der minderjährige Thronfolger daran Vergnügen finden würde. Hierdurch ward natürlich für den Augenblick aller dramatischen Regsamkeit der Boden entzogen und konnte man in dessen Folge bei der Heirath des Prinzen (1679) kaum drei Schauspielertruppen zusammenbringen, während unter der Regierung Philipps IV deren 40 mit ungefähr 1000 Personen bestanden hatten.

In Feu'r, Wasser, Erd und Lüften,
Beute, Hasen, Sieg und Schanze
Fang', erreich', erlang' und stürze. D. B.

De Solis. 1610—1686.

Der letzte Schauspieldichter der ältern spanischen Bühne von Bedeutung war Antonio de Solis y Ribadeneyra, vielleicht berühmter als Geschichtschreiber von Mexiko. Schon als siebzehnjähriger Jüngling dichtete er während seiner Studien zu Salamanca ein Schauspiel. Er wurde bei wachsendem Rufe einer der königlichen Schriftführer und einer der beliebtesten Dichter für die Schloßbühne des Königs und die Schauspielhäuser der Hauptstadt. Er zeichnet sich aus durch eine feine Verwicklung der Stoffe, die allerdings oft entlehnt sind, reine Schreibart und Wohlklang des Versbaues. Aus Gewissensängstlichkeit entsagte er jedoch später der Bühne, wie so mancher andere, und zog sich in ein Kloster zurück, wo er Priester wurde, und unter frommen Betrachtungen und historischen Studien sein Leben beschlossen zu haben scheint.

Ungeachtet einer so großen Menge von Schauspielen hatte sich in Spanien kein rechtes Trauerspiel entwickelt, mit Ausnahme der von Außen eingeführten. Das erste Beispiel davon gab Boscan durch seine Uebersetzung des Euripides. Fernando Perez de Oliva schrieb unter Nachahmung von Trissins Sophonisbe zwei Tragödien, die 1570 aufgeführt wurden, während der Bruder Geronimo Bermudez sich die Leiden und Rache des Perez de Castro zum Vorwurfe nahm. Aber erst mit der Einführung des französischen Geschmacks konnte die Nachahmung Fuß fassen. Doch weit wichtiger als diese Einwirkung der französischen auf die spanische Bühne war die der letztern auf jene, der sie hinsichtlich des Materials eine wahre Fundgrube geworden ist*). Wir beschränken uns nur auf die Erwähnung des Cid, Heraklius und Don Sanchez von Aragonien (Peter Corneille), des Wenzeslaus (Rotrou), des Festin de Pierre und der Prinzessin von Elis (Moliere), aller Werke von Thomas Corneille und der ersten von Quinault.

Mit Ausnahme der dramatischen zeigen die übrigen Erzeugnisse der spanischen Poesie mehr Anmuth der Verse und Reinheit des Styls, als gewaltige Einbildungskraft. Im Verlaufe eines

*) Voltaire gesteht ein, daß seit Ludwig XIV. bis auf seine Zeit die Franzosen ungefähr 40 dramatische Stücke entlehnt haben; und Cervantes sagt, daß in Frankreich Mann und Weib sich die Erlernung der castilischen Sprache äußerst angelegen sein lasse.

halben Jahrhunderts erschienen mehr als 25 Gedichte epischer Gattung, die fast alle Karl V verherrlichen, und geringen, selten mittelmäßigen Werth haben. Das beachtenswertheste in dieser Art ist des Don Alonzo de Ercilla y Cuniga (1533—95) „Araucana", so genannt von dem Gebiet von Araueo bei Peru, in welchem der Dichter einen Kriegszug gegen die dortigen Indianer mitmachte, woran er sein Gedicht knüpft. Das Gedicht erschien in drei Abtheilungen zwischen den Jahren 1569 und 1590 und hat fast ebenso viele Schwächen als Vorzüge. Namentlich ist einerseits das Streben, die plötzlichen Uebergänge und die fließende Diktion der italienischen Dichter nachzuahmen, mißlungen, wie auch auf eine ungeschickte Weise übernatürliche Wesen nach Art des Homer und Virgil hineingeflochten sind, während andererseits die Beschreibungen besonders der Schlachten und wilden Sitten der Indianer unübertrefflich sind; ebenso gehören einige Reden zu den besten, die in dergleichen Gedichten vorkommen und läßt die Charakteristik vornehmlich der indianischen Häuptlinge Nichts zu wünschen übrig. Die Araucana ist, obgleich um ein Drittel länger als die Iliade, unvollendet und es machte in der Folge Diego de Sanisteban Osorio durch Hinzufügung von 33 Gesängen den mißlungenen Versuch, das Fehlende zu ergänzen. Nächst jenem verdient noch Erwähnung der „Monserrate" von Cristoval de Virues, eine Epopöe, deren Stoff den Legenden der spanischen Kirche aus dem 9. Jahrhundert entnommen ist. Auch die Parodie und das komische Heldengedicht fand Pflege. Das beste dieser Art, die „Eselin" (La Asneida) des Cosme de Aldana, ist leider verloren gegangen. Von Lope de Vega haben wir hierin eines seiner besten Erzeugnisse: den „Katzenkrieg" (Gatomachia), dem man das unter dem angenommenen Namen Ciutio Marctisso vorhandene: „der Tod, das Begräbniß und die Ehrenbezeugungen der Chrespina Maranzmaua, Katze des Juan Chrespo", zur Seite stellen kann.

In der Lyrik treten besonders Luis de Leon und Fernando de Herrera hervor, welche beide in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts blühten. Letzterer verdient vorzüglich durch seine Canzonen eine Stelle, deren wir sechszehn besitzen und wovon sich die auf den Sieg von Lepanto des Don Juan von Oesterreich, seines Lieblingshelden, besonders auszeichnen; nicht minder verdient Hervorhebung eine andere auf

den Tod König Sebastians von Portugal bei dessen unglücklicher Expedition in Afrika.

So sehen wir, daß die Spanier sich in allen Gattungen der Poesie, und theilweise mit dem herrlichsten Erfolge, versuchten, während die Prosa wenig Pflege fand; tritt doch auch nicht ein einziger großer Philosoph oder Gelehrter, ja nicht einmal (was bei Spanien besonders auffallend erscheinen muß) ein großer Prediger hervor.

Portugiesische Literatur.

Die Schwester der spanischen Literatur ist die portugiesische. Die Dichter derselben pflegten alle außer ihrer Muttersprache auch das Castilische, welches edler und erhabener war als jene, die durch ihren großen Reichthum an Vokalen und Nasenlauten vorzüglich Anwendung im weichen und anmuthigen Style findet, ohne daß sie jedoch darum Kühnheit der Bilder, Mannigfaltigkeit und Freiheit im Baue vermissen läßt. Das fünfzehnte Jahrhundert, welches für dieses Land die Epoche der größten nationalen Thätigkeit und Entwicklung war, erblickte auch seine Literatur auf dem Glanzpunkte, obgleich die Liebe das einzige Vehikel für ihre Begeisterung bot.

Den Reigen der erotischen Dichter führte an Macias, mit dem Beinamen „der Verliebte" (o namovado), Knappe und Anhänger des Markgrafen von Villena, den ein eifersüchtiger Ehemann in's Gefängniß werfen ließ und nachher durch die Schranken seines Kerkers ermordete*). In seine Fußstapfen

*) Der Eindruck, den Macias Tod hervorbrachte, war so groß, wie er in einer so phantasiereichen Zeit sein mußte, und entsprach dem Mitgefühle, das man mit einem Manne fühlte, der umgekommen war, weil er dichtete und um Minne warb. Jeder, der für gebildet gelten wollte, beklagte sein Geschick. Seine wenigen Gedichte in der galizischen Muttersprache, von denen nur ein einziges nicht sehr werthvolles vollständig aufbewahrt ist, wurden allgemein bekannt und allgemein bewundert. Sein Gebieter, der Markgraf von Villena, Rodriguez del Padron, der sein Landsmann war, Juan de Mena, der große Hofdichter, und der noch größere Markgraf von Santillana, bezeugen alle gleichzeitig oder kurz darauf die allgemeine Betrübniß. Andere folgten ihrem Beispiel, und die Gewohnheit, sich immer auf ihn und sein trauriges Geschick zu beziehen, dauerte in Romanzen und Volksliedern so lange fort, bis die Gedichte Lope de Vega's, Calderon's und Due-

traten viele Andere*), bis unter der Regierung Emmanuels des Großen, der nebst seinen Vorgängern seit Alfons IV (1325) selbst Dichter und Sänger war, Bernaldino de Ribeyro, Opfer einer mysteriösen und hoffnungslosen Liebe, den Ton sanfter Wehmuth anschlug und die Glanzperiode der Literatur Portugals einleitete. Sein Roman, nach den Eingangsworten „Das kleine Mädchen" (Meninae Moça) genannt, war das erste Werk, worin die portugiesische Prosa den Ausdruck leidenschaftlicher Gefühle fand. Er führte die Ekloge ein, in der Folge durch die Portugiesen fast mißbraucht zu ewigen Hirtenklagen, obgleich ihnen Reize nicht abgeben und sie glühen von zauberhaften Schilderungen wie des Ufers des Tayo, des Mondego oder des Meeres. Gil Vincenzo, „der Plautus Portugals", zog in einer Zeit, wo die neuern Sprachen noch keine regelmäßigen Lustspiele aufzuweisen hatten, Stoffe für solche aus der Bibel unter Verwischung aller Verschiedenheit der Sitten und des Culturzustandes. Zwar zeugen seine Stücke von geringer Kunst in der Anlage, bekunden jedoch eine reife Einbildungskraft, und ihr Dialog ist voll Leben und Einheit. Um ihn lesen zu können, lernte Erasmus das Portugiesische.

Saa de Miranda. 1495—1558.

Saa de Miranda aus Coimbra, der unter den spanischen Dichtern, als Führer der klassischen Schule, eine hervorragende Stelle einnimmt, wandte vielen Fleiß auf das Studium der Griechen, Römer und Italiener, blieb aber, indem er die Eingebungen seines Herzens darstellte, völlig Original und bethätigt in seiner beständigen Schilderung von ländlichen Freuden mehr Natürlichkeit als seine Nebenbuhler. Er verfertigte auch Comödien im klassischen Geschmack und Volkslieder von einer unvergleichlichen Einfachheit. Neben ihm tritt Ferreira (1528–69), der portugiesische Horaz, als Haupt der regelmäßigen Kunstschule hervor, der seine Sprache durch klassische Korrektheit in Gedanken und Ausdruck veredelte, dabei aber alle Eigenthümlichkeit

---

vedo's den Namen Macias zum Sprüchworte und gleichbedeutend mit der höchsten und zartesten Minne machten. Ticknor a. a. O. D. B.

*) Ihre Leistungen sind aus der durch Garciade Resende um 1481 bis 1521 angelegten Sammlung von 75 Dichtern des 15. Jahrhunderts zu erkennen. D. B.

einbüßte. Er brachte in seiner „Inez de Castro" das erste portugiesische Trauerspiel in klassischem Geist auf die Bühne, und zwar zu einer Zeit, wo das moderne Theater vielleicht nur Trissins Sophonisbe besaß.

Camoens. 1529—1579.

Die klassische Schule dieser Beiden fand zahlreiche Schüler, aus denen wir nur denjenigen hervorheben wollen, der alle andern weit überflügelte, Luis de Camoens. Bei diesem verband sich seit seiner Kindheit die Bewunderung der Geisteswerke des Alterthums mit der der Nationalhelden, und so mußte ihm das Streben, diese mit der Kunst jener zu verherrlichen, der größten Anstrengung würdig und als das Ruhmreichste erscheinen. Aber seine ersten Versuche erregten das Mitleid Ferreira's. Darauf verliebte er sich in eine Hofdame, Catharina d'Attayda, bis ein in Folge dieser Liebschaft ausgebrochener Streit ihn Lissabon zu verlassen nöthigte. Er nahm Dienst gegen die Marokkaner und büßte hiebei ein Auge ein; da jedoch weder seine kriegerische Tüchtigkeit, noch sein poetisches Talent Anerkennung fand, schiffte er sich mißmuthig nach Ostindien ein. Drei Fahrzeuge, welche das seinige zur Bedeckung begleiteten, gingen unter; das seinige landete glücklich in Goa, wo er aus Mangel anderweitiger Beschäftigung sich wiederum zum Kriegsleben genöthigt sah und sich gegen Cochin anwerben ließ. Nachdem fast alle seine Waffenbrüder den klimatischen Einflüssen erlegen waren, kehrte er mittellos nach Goa zurück, um darauf wieder an einer andern Expedition gegen die Seeräuber des rothen Meeres Theil zu nehmen. Seine Neigung zur Poesie nahm unter diesen Bewegungen einen höhern Schwung und die Liebe zum Vaterlande erglühte in ihm, der mitten auf den Schauplätzen der Größe desselben stand. Aber eine Satyre, die er gegen die schlechte Verwaltung der Indier verfaßt hatte, zog ihm von Seite des Vizekönigs eine Verbannung nach Macao zu, wo er sich dem traurigen Geschäfte der Verwaltung der Todtengüter unterziehen mußte, bis ihm der Wechsel im Vizekönigthum die Rückkehr nach Goa gestattete. Bei der Ueberfahrt litt er Schiffbruch und rettete sich und sein Gedicht durch Schwimmen. Darauf der Verschwendung von Staatsgeldern angeklagt, wurde er in Haft gelegt, woraus ihn nicht einmal seine Rechtfertigung befreite, da seine Gläubiger

ihn zurückhielten, bis einige theilnehmende Personen sich zur Bezahlung seiner Schulden und seiner Fahrt nach Europa vereinbarten. Er langte in Lissabon an, wo eben die große Pest gehaust hatte. Was Wunder, wenn man sich unter solchen Umständen wenig um einen Dichter kümmerte? Wer sollte einem Menschen Unterhalt gewähren, der aus einem Lande kam, wo so viele andere sich bereichert hatten! Alles, was er erlangen konnte, war ein kleines Jahrgehalt, das König Sebastian, der die Widmung seines Gedichtes annahm, ihm zukommen ließ. Doch überhob dies ihn nicht der Nothwendigkeit, gar oft die Barmherzigkeit der Klöster in Anspruch nehmen oder einen javanesischen Diener, den er aus Indien mitgebracht hatte, Abends auf den Bettel schicken zu müssen, bis ihm Krankheit Aufnahme in's Spital verschaffte. Mit Recht konnte er daher sagen: „Portugal allein, zufrieden mit dem Ruhm der Waffen, verschmäht den der schönen Künste und Wissenschaften. Die Leier der Musen schmeichelt seinem Ohre nicht und der himmlische Zauber der Poesie bleibt stumm für sein Herz, aus Unkenntniß verachtet es eine göttliche Kunst". Aber anstatt einem Vaterlande, welches ihn vergaß, zu fluchen, war er von der beständigsten Liebe zu ihm beseelt und er konnte mit vollem Bewußtsein der Wahrhaftigkeit bei der Unglücksbotschaft von Alcadar-Quivir, das der portugiesischen Macht einen tödtlichen Stoß versetzte, auf dem Todbette sagen: „Ich war meinem Vaterlande so zugethan, daß ich mich glücklich schätze, nicht nur in seinem Schooße, sondern auch mit ihm zu sterben". So schied er unbeachtet, um erst über dem Grabe das traurige Glück endlicher Anerkennung zu finden.

So war es nicht Lüge, wenn er sagte: „Nicht eitlen Lohnes Sucht, sondern wahre Vaterlandsliebe begeisterte mich zum Gesange"; denn keiner der neuern epischen Dichter war nächst Dante so sehr von ihr durchdrungen wie er. Er glaubte den Ruhm desselben nicht besser erheben zu können, als durch Verherrlichung seiner Seezüge, und dies war die glücklichste Wahl. Denn die glänzenden Tage des Ritterthums waren verschwunden, die Kreuzzüge hatten jede Bedeutung verloren; im Gegensatz zu solchen hohen Ideen hatte sich der Geist mehr dem nüchternen Nützlichkeitsprinzipe zugewendet und machte Entdeckungen zum Hauptziel seiner Bestrebungen; aus ihnen zogen die Einbildungskraft und die Wissenschaft ihre Nahrung; sie vermittelten die

innigste Verbindung Europa's mit den neuen Welten. Dies war auch der einzige Zeitpunkt für die Größe Portugals, dessen Ruhm und Stolz Indiens Reichthümer und die Entdeckungen schufen. Dabei verstand Camoens Alles einzufügen, was die Vergangenheit Portugals der Erinnerung Glorreiches aufzuweisen hatte; und obgleich die Episoden wegen des allzu engen Rahmens mehr von Kunst als Natürlichkeit zeugen, mischen sich die Erinnerungen Europa's im Gedichte mit den glühendsten Farben Asiens und dies ritterliche Gefühl der Halbinsel mit dem Geiste abenteuerlicher Seefahrten.

Der Großheit der Anlage that übrigens die Nachahmung des Virgil bedeutenden Abbruch, indem der lateinische Dichter, als Ideal vollendeter Kunst geltend, genialen Auffassungen allzu enge Schranken zieht. Indessen weiß Camoens sie zu durchbrechen, und man könnte behaupten, daß, ebenso wie sein Held in weiterm Vordringen immer mehr Selbstvertrauen gewinnt, er selber so im Verlauf des Gedichtes seiner Einbildungskraft größern Spielraum gewährt und seine Phantasie die Schwinge zu höherm Fluge hebt; überall jedoch drängt sich dem Leser die Bemerkung auf, daß seine Augen Alles sahen, was er beschreibt, sein Herz bewegte, was die Helden fühlen; und die Farben, die er zur Darstellung des indischen Himmels wählte, sind im wahren Sinne des Wortes der Natur entnommen. Und in der That bildet ein Epos, das weder Schlachten noch Belagerungen beschreibt, sondern die Eroberungen der Industrie und den Kampf des Menschen mit der Natur feiert, das wahre Gedicht der modernen Anschauung.

Trefflich betitelte er es die Lusiade oder wörtlich die Lusitianer (os Lusiadas), weil sein Hauptheld die Nation selbst ist, nicht Vasco di Gama, der nur im Widerschein des Lichtes strahlt, das sein Vaterland auf ihn wirft, dessen Lobredner er ist. Der Dichter redet, wenn Gama zum König von Melinda sagt: „Das ist das süße Land, dessen Luft ich zuerst athmete; ach, möge mich, habe ich die hohe Aufgabe erfüllt, der Himmel dahin zurückführen, zufrieden dort mein Leben zu beschließen". Es ist das Herz des Dichters, welches die Abfahrt ausmalt: „Schon bannt sich (se desterra) allmälig der Blick von den heimischen Bergen, welche verschwanden; es verschwand der theure Tajo und die kühlen Höhen von Cintra, worauf umsonst die Blicke hafteten. Unsere Herzen blieben geheftet an diese so geliebte

Erde". Es ist die Vaterlandsliebe, die sich Luft macht in den Klagen über die Zwietracht (c. VII), welche Europa zerfleischt, besonders aber über die religiöse Meinungsverschiedenheit, auf deren Boden die Macht der Türken anwächst und Europa ein Joch droht, das die Bewohner der iberischen Halbinsel so heldenmüthig abgeschüttelt.

Doch zuweilen bricht auch die Klage eigenen Mißgeschicks hervor und er ruft die Nymphen des Tajo und Mondego zur Hülfe auf beim Besingen der gewaltigen Unternehmungen, indem er sich erinnert, wie das Schicksal ihn zu fernen Gestaden zog und immer neuem Unglück, in der einen Hand die Feder, in der andern das Schwert, im Kampfe mit der Dürftigkeit, verstoßen von dem Tische der Gastfreundschaft, verrathen von seinen Hoffnungen, schlecht belohnt von denen, die er hob. „Wer wird noch fürder zur Arbeit sich anschicken? Nicht bin ich müde des Gesanges, doch verdrießt es, für ein taubes und hartherziges Geschlecht gesungen zu haben".

Was die Form betrifft, so war er unter den Neuern, etwa mit Ausnahme Trissino's (in seiner Italia liberata) der Erste, der sich nach dem Vorbilde der Alten an einer regelmäßigen Epopöe versuchte unter Festhaltung der Einheit und des leitenden Gedankens, wobei die Ausschmückung der Einzelheiten nicht die volle Größe des ursprünglichen Planes außer Augen läßt. Er gewann aus den alten Classikern eine Mythologie, welche mit den modernen Unternehmungen übel in Einklang steht und die ein um so größerer Mißgriff wird, wenn er Jupiter, Venus und Bacchus in Gegensatz bringt zu Jesus und der Jungfrau; dann hebt er zuweilen selbst die Illusion auf durch die Mittheilung, daß Alles Allegorie ist. An andern Stellen überläßt er sich kühner dem Schwunge seiner Einbildungskraft, wie da, wo er bei der Umschiffung des Caps von den Blicken der unverzagten Schiffer das Unheil kündende Traumbild Adamastors erstehen läßt*). Er nahm die Octave des Ariosto an und die großartigen Erzählungen durchzieht ein Hauch von Weichheit und phantastischer Wehmuth, der an Tasso erinnert; mit der vollen Schöpferkraft verbindet er tiefes Gefühl, Wohllaut der Sprache

*) Es läßt sich nicht läugnen, daß die Beschreibung desselben zu weit ausgedehnt ist; der Schatten Banco's bei Shakspeare ist von ganz anderer Wirkung.

und Schönheit der Rede, was ihn gleich Anacreon fast unübersetzbar macht*).

Camoens, der außer den Lusiaden auch Sonette, Canzonen, Sextinen, Oden, Elegien, Eklogen, Stanzen, Redondillen, Epigramme, Satyren und drei Comödien („Amphitryo" nach Plautus, „König Seleucus" und „Liebe des Philodem") dichtete**), genügt, um den Ruhm einer Literatur zu begründen; und in der That besitzt auch die portugiesische keine andern Namen von Bedeutung. Merkwürdig ist, daß die Idylle bei ihr im höchsten Grade in Anwendung tritt; in ihr Gewand hüllt sich so gut die Didaktik, als Heldengedicht und Unterredungen. Sie kam auf durch Rodriguez Lobo († 1617), der daher auch den Beinamen des portugiesischen Theokrits führt. Seine Romane sind ausschließlich ländliche Scenen, weder durch eigenthümliche Charaktere, noch gewaltige Leidenschaften besonders hervortretend. In seinem „Landhof" oder den „Winternächten" gibt er Anweisung, wie man einen Mann von Welt erziehen solle. Wie Bembo in Italien, war er in seinem Vaterlande bemüht, ein ciceronisches Zeitalter zu begründen, indem er sich den Periodenbau des großen Römers anzueignen suchte und demselben Kraft und Präzision des Gedankens zum Opfer brachte. Jeronymo Corteréal, sein Zeitgenosse, verbrachte seine Jugend in Indien unter Kämpfen gegen den Götzendienst, nachher begleitete er den König Sebastian nach Afrika und fiel hier bei Alcasar in

---

*) Oft reiht er spanische Verse, zuweilen galizische ein; ja er hat einen italienischen: „Tra la spica e la man qual muro e mèsso (Lus. IX.).

**) Auch Sinngedichte von Schönheit und Zartheit, sowohl in der eigenen, als auch manchmal in spanischer Sprache, hat er geliefert. A. W. v. Schlegels treffliche Uebersetzung eines solchen Gedichtchens, dessen zwei erste Verse vermuthlich einem alten Volksliede entnommen sind, die in den folgenden glossirt werden, lautet wie folgt:

Innen trag' ich meine Pein,
Außen gibt sie keinen Schein.
Meine neuen süßen Plagen
Sind den Menschen unsichtbar,
Nur die Seele nimmt sie wahr,
Denn der Leib darf es nicht wagen.
Wie der Funke, nicht geschlagen,
Sich verbirgt im Kieselstein,
Trag' ich innen meine Pein. D. B.

Gefangenschaft. Wieder befreit fand er sein Vaterland unter dem Joche Philipps II und zog sich zurück, um den alten Ruhm seines Vaterlandes zu besingen, besonders aber das Geschick Manuels de Souza Sepulveda, der mit seiner Gattin Leonore de Sa beim Cap der guten Hoffnung Schiffbruch litt und beim Durchwandern der Wüste umkam. Ueberall bewährt er sich als Nachahmer des Livius; wie dieser mischt er weitläufige Reden in seine Erzählungen, und strebt er nach langen und abgerundeten Perioden, wohl mehr als der Mangel an Deklinationen in den neuern Sprachen erlaubt.

Barros. 1496—1571.

Der Fluß und Glanz, den Lobo dem Styl gab, kam nachher den Geschichtschreibern zu Gute. Ihr Haupt ist Joao de Barros, der aufgemuntert vom König Emanuel die Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen in Indien zum Gegenstande seiner Darstellung machte. Als Statthalter der portugiesischen Niederlassungen auf der Küste von Guinea, nachher Generalschatzmeister, endlich Agent der Colonien, war er im Besitze aller Mittel, den geschichtlichen Stoff zu sammeln und tiefe Blicke zu thun. Er theilt sein Werk in vier Theile: Europa, welche Abtheilung die portugiesische Monarchie seit ihren Anfängen behandelt; Afrika, über die Kriege in den Reichen Fetz und Marocco; Amerika, mit den brasilischen Colonien, und Asien, was einzig vollendet wurde. Man empfindet ein lebhaftes Interesse bei der Lesung dieser Berichte über neue Länder, von Leuten, die sie selber damals sahen. Dazu verleiht seine Parteinahme für die Portugiesen der Erzählung Wärme; und mehr als ein Roman lockt die Darstellung eines kleinen und hochherzigen Volkes, das nicht vor Hindernissen des Raumes und der Zeit zurückschreckt, sondern voll Stolz und Aberglauben meint, es sei Sache seines Ruhms und seiner Pflicht, den Götzendienst auszurotten, die Neger zu verpflanzen, und Tausende von Indianern im Meere zu ertränken, um einige Christen zu machen. Ihn setzten fort Diego de Couto und Andere, nach welchen Bernardo de Brito (1570—1617) in seiner „lusitanischen Monarchie" die Universalgeschichte seines Landes seit Erschaffung der Welt zu erzählen beschloß. Während er über die Hauptsachen weite Studien machte, nahm ihn der Tod hinweg, ehe er noch zum Anfangspunkte gelangt war. Als letzter möge hier

Jeronimo Osorio (1506—80), ein Bischof, Erwähnung finden, der mit einer auf der iberischen Halbinsel seltenen religiösen Toleranz über den König Emanuel schrieb.

Mit dem Untergange der Selbstständigkeit Portugals sank auch seine Literatur. Denn obgleich man nicht nachließ zu schreiben und hauptsächlich Verse zu verfassen, so gelang es doch Niemanden, sich dauerhaften Ruhm zu gründen, ja die Fehler der nationalen Classiker wurden nur auf die Spitze getrieben. So förderte Manuel di Faria y Souza eine unendliche Anzahl Gedichte, prosaische und kritische Werke zu Tage, wie unter andern die „Geschichte des portugiesischen Europa's" und die „Quelle Aganippa", welche einen pedantischen Commentar zu Camoens bildet. Dabei rühmt er sich, jeden Tag seines Lebens zwölf Blätter geschrieben zu haben. Der größte Theil seiner geistigen Hinterlassenschaft ist in kastilischer Sprache verfaßt, aber in dem Gongoranischen Style, der, überhaupt ungenießbar, dieß im höchsten Grade in historischer Darstellung ist.

Die Dichter bethätigten ihre Schöpferkraft in faden Eklogen und bevölkerten nach Lust die zauberhaften Ufer des Tajo mit den ewigen Galateen und Estellen, mit Elicien und Nemorinen. Francisco Xaver de Menezes, Graf Ericeyra, (1663—1744), der größte Literat seiner Zeit, suchte den guten Geschmack wiederherzustellen oder wenigstens den verdorbenen zu verbessern, was das einzige Ziel der Poetik ist. Nach ihren Grundsätzen besang er in seiner „Enricheide" die Gründung des Königreichs Portugal; wie er korrekter ist als Camoens, ist er auch kälter; seine Vertrautheit mit den Classikern lieh ihm einzelne Schönheiten und einen festen Styl, vermochte aber nicht, ihm epischen Geist einzuhauchen.

Nach ihm wüßten wir bis auf unsere Zeit keinen einzigen Namen anzugeben, der besondere Erwähnung verdiene. Die Akademie der portugiesischen Sprache (1714) und Geschichte (1720) gaben keinen großen Anstoß. Die königliche Akademie bot ein wenig mehr Regsamkeit, aber es bedurfte neuer großer Ereignisse, damit der lusitanische Genius wieder Leier und Schwert zur Hand nähme.

Englische Literatur.

Unter Elisabeth bemächtigte sich Englands eine mythologische Wuth in dem Grade, wie unter Maria Tudor die Andacht

im Schwange war; und es vergingen keine Bankette, keine Jagden oder Liebschaften ohne die Dazwischenkunft der Götter. Man fuhr eifrig fort, die Italiener, welche Chaucer kennen gelehrt hatte, zum Gegenstande tiefen Studiums zu machen: John Harrington übersetzte den Ariost, Carew und nach ihm Fairfax den Tasso. Henry Howard, Graf von Surrey, ein Anbeter Petrarca's, schweifte durch die Länder, indem er Geraldina besang, und brach zu Ehren der Schönen zu Florenz einige Lanzen, nahm aber mit seiner Ritterlichkeit ein trauriges Ende, indem Heinrich VIII, gleich unnachsichtig gegen Narren als Weise, ihn zum Tode verurtheilte (1547). Außer seinen Liedern und Sonetten hinterließ er eine Uebersetzung einiger Stellen der Aeneide in ungereimten fünffüßigen Jamben (Blankversen), welche fortan das Hauptmetrum der englischen Poesie bildeten. Er und Wyat (1503—1542), der Lieder und Balladen dichtete, gaben den Versen eine andere Form, indem sie dieselben nach Petrarca's Weise regelten. Auch die Uebersetzungen der Griechen und Lateiner wurden vermehrt. Elisabeth, die auch den Plato commentirte, übertrug den Euripides, Isokrates und Horaz; „sie las mehr Latein in einem Tage, als gewisse Pfründner in einer Woche", und Harrison fügt hinzu: „Die zu Hofe gehen, finden überall Bücher, hören überall literarische Erörterungen; man glaubt sich hier eher in einer Akademie zu befinden, als in der Wohnung der Politik und Diplomatie."

Aber die Bewunderung für das Fremde war weit entfernt, den Regeln desselben die Herrschaft zu verschaffen und den Nationalgeist zu ersticken. Philipp Sidney, (1554—86) Krieger und Reisender, weiß in seiner „Arcadia", einem poetischen Werke in Prosa, romantische Abenteuer, wozu seine Natur sehr neigte, mit Geschmack darzustellen und Thomas Sakville faßte die Idee, in auf einander folgenden Monologen (mirour of magistrates) die tragischen Geschichten seines Landes zusammenzustellen, aber er vollendete nur das Leben Heinrichs von Buckingham, was ein poesiereiches Werk ist.

Spencer. 1553—1599.

Die völlige Wiedergeburt beginnt mit Edmund Spencer, dem Liebling Sidney's, der den Klassikern und besonders den Italienern gewählte Formen entlehnte, während er von seiner Zeit den Geschmack an Allegorien als Mitgabe empfing, welche

er jedoch durch den Hauch der Schönheit, großen Reichthum an Einbildungskraft und Glanz der Farben weniger ermüdend machte. Gloriana, die Feenkönigin, beauftragt bei dem Feste, welches sie jedes Jahr volle acht Tage lang in ihrem verzauberten Palast gab, zwölf Ritter, die das Loos bestimmte, den Klagen ihrer Unterthanen gerecht zu werden. Jeder dieser Cavaliere bildet das Symbol einer Tugend; Elisabeth ist dargestellt in der Person der Feenkönigin und Sidney in der Arthurs. Daraus entwickeln sich nun zwölf Legenden zu zwölf Gesängen, deren jeder 40—60 Oktaven umfaßt. Der Plan ist nicht eben lobenswerth zu nennen, obgleich man sich keine vollständige Idee davon machen kann, da er zur Hälfte nur in Ausführung wenigstens in die Oeffentlichkeit gelangte. Der erste Theil ist bei weitem der beste; dargestellt durch den Ritter des rothen Kreuzes wird der kämpfende Christianismus durch Hülfe der Jungfrau Eins, d. i. der wahren Kirche, und unterstützt von Glaube, Hoffnung und Liebe, gerettet vor der verführerischen Duessa, welche den Papismus repräsentirt.

Man hat ihn mit Ariost in Parallele gestellt; und in der That hat der eine wie der andere Liebe und Hofleben besungen, jeder den Fürsten geschmeichelt; aber wenn Königin Elisabeth ein ganz anderer Gegenstand für poetische Begeisterung war, als die kleinen Fürsten von Este, handhabte der Italiener mit unvergleichlicher Geschicklichkeit eine schon hoch gebildete Sprache, während hinwieder diejenige, die Spencer gebrauchte, noch in der Entwicklung begriffen war, wobei er vergeblich sich bemühte, ihr ein archaisches Gepräge zu geben. Er überflügelt den Ariost an Erfindung, an Gewalt und Mannigfaltigkeit der Charaktere, an Gedankentiefe, an Fülle der Einbildungskraft, an Höhe der Auffassung, steht ihm aber bedeutend nach an Lebendigkeit, Leichtigkeit und gefälliger Anmuth. Wenn jedoch bei dem Italiener schon die Maschinerie der Zauberei den am wenigsten ansprechenden Theil bildet, wie sollen wir in dieser Hinsicht bei Spencer uns zurechtfinden, wo sie nicht eine einfache Zierrath, vielmehr den Hintergrund der Dichtung ausmacht? Ariost schreitet hüpfend, sich weit verbreitend und spottend über sich und seinen eigenen Stoff weiter; von seinem Zeitalter gebildet, glaubt er nicht an die Fabeln, ja zuweilen nicht einmal an die Wahrheit und liebt Lachen und Lust. Spencer wagt nach Luther und Cranmer festen Glauben an das Ritterthum zu affektiren, behandelt die

frivolsten Erfindungen mit Ernst und scheint sich der Wirklichkeit einer tollen und lasterhaften Welt entziehen und in eine ideale Region von Tugend und erhabener Moral flüchten zu wollen.

In der Hirtenpoesie, die damals sehr im Schwange war, verfaßte Spencer den Schäferkalender, der für jeden Monat eine Ekloge zählt und das Gepräge einer außergewöhnlich treuen Auffassung der Natur an sich trägt. Ebenso zeigt das Hochzeitsgedicht, welches er für sich selbst verfaßte, eine solche Wahrheit der Empfindung, daß es vielleicht an die Spitze aller Erzeugnisse in dieser Art zu setzen ist.

Alle Lyriker, die unter Elisabeth sangen, überragen zweifelsohne weit die namenlosen Verfasser der englischen Ballade und diese dann die der schottischen, unter denen David Lindsay († 1557), ein eifriger Parteigänger von Knox, durch originelle Reinheit, leichten Versbau und Kenntniß des Herzens hervortritt, obgleich er sehr zur Allegorie neigt.

Die Nachahmer Spencers trieben seine Fehler auf die Spitze, wie man besonders an Phineas und Gilles Fletscher erkennen kann; demnach neigte sich die allegorische Schule zum Untergang, der Engländer ward gelehrt und nachdenkend und suchte nach Sentenzen, die gewichtig und geschraubt, oder durch neue und geistreiche Anspielungen zugespitzt waren und den Menschen, wenn auch nicht immer den Schriftsteller ehren. Daraus entwickelten sich zwei Schulen, die beide mehr den Verstand als die Einbildungskraft zum Führer annahmen. Das Haupt der ersten war John Davies, Verfasser des Gedichtes: „Nosce te ipsum"; die andern repräsentirten besonders Fulk Grenville und Lord Brooke, der Gönner Jordan Bruno's, beide tiefe, aber unklare Denker.

Andere ergaben sich der räsonnirenden Poesie, der die Lage und Beschaffenheit des Landes so sehr zusagt; andere, mehr Metaphisiker, erstrebten den sentenziösen Ton und neue Gedankensphären; unter ihnen ist der älteste Donne, der berühmteste Cowley († 1667), der in seiner „Freundin" eine Reihe von Liebesgedichten veröffentlichte, die ganz angefüllt sind mit Spitzfindigkeiten und Wortspielen; doch läßt sich sein Verdienst nicht verkennen, wenn er die Ode verbesserte und die Begeisterung in die Poesie einführte.

Unter den erzählenden Dichtern besang Samuel Daniel († 1619) den Bürgerkrieg der rothen und weißen Rose in einem

reinen und einfachen, aber trockenen Styl; Michael Drayton († 1631), der auch Spencers Feenkönigin fortsetzte, verherrlichte in „Barons Ware“ die Erhebung Mortimers und beschrieb im „Polyolbion“ England in 30,000 Doppelalexandrinern in mittelmäßigem Styl, aber kerniger und klarer Sprache.

Auch die Prosa entwickelte sich männlich und bilderreich, ohne den guten Ausdruck zu vernachlässigen und sich an die conventionelle Phraseologie zu binden; doch war der Periodenbau noch mangelhaft und traten noch häufig Latinismen zum Vorschein. Die weite Verbreitung der Bibel, deren Sprache besonders unter den Puritanern gemeinlich angewandt wurde, bewirkte eine Verähnlichung des Styls in mannigfacher Hinsicht und lieferte Anspielungen, Phrasen und Sprichwörter. Walter Raleigh machte seine „Weltgeschichte“ sehr langweilig durch Digressionen über das irdische Paradies, die Wanderungen Kains und ähnliche Dinge; er gelangte nur bis zum zweiten macedonischen Kriege und seine Fortsetzer haben seinen Fehlern noch den der Affektation hinzugefügt. Die Geschichte von Daniel, die von Wilhelm dem Eroberer bis auf Eduard III reicht, ist in der Hofsprache geschrieben und rein und ohne Phrasen, während Baco sich in seiner „Geschichte Heinrichs des Achten“ ehrsüchtig und manierirt bewies.

Euphuismus.

Um Alles, was sich noch vom guten Geschmacke gerettet hatte, zu vernichten, trat John Lilly auf mit seinem „Euphues, anatomy of wit“ († 1579), der Geschichte eines jungen Atheners, den er in Neapel und England leben läßt. Mit Verschmähung aller Einfachheit schreitet er auf den Stelzen der Antithesen, Wortspiele und Geziertheiten aller Art dahin und wendet große Kräfte auf, um — Nichts zu erreichen. Als Abgott des Hofes der Elisabeth ward er das Muster des guten Tones und es gab keine Dame, die ohne Euphuismus reden wollte. Dies hatte zur Folge, daß seine Schule, welche der Gongorischen und Marinischen ähnlich ist, Zutritt ins gewöhnliche Leben und in die Conversation gewann. Es war eine Anwendung des wunderlichen italienischen Conceptenstyls der italianisirenden Poesie auf einen nichtpoetischen Gegenstand. Von keinem Einzelnen seiner Vorgänger hat Shakspeare, was die Diktion und Redeweise angeht, so viel gelernt

und überkommen, als aus Lilly in den heitern Partien seiner feinern Lust- und Schauspiele.

Den Ruhm der englischen Literatur nimmt das Drama in Anspruch. Dieses leitet hier wie auch anderswo seinen Ursprung von den Mysterien und dann von den Moralitäten her, und als es in die Hände von Schriftstellern gerieth, war keiner derselben im Stande, sich zum Leiter und Regelsteller aufzuwerfen. So behielt das englische Drama seine romantische Färbung *). „Alt-

*) Mit demselben Nachdrucke, wie die faktenreichen Mirakel das werdende Drama auf die Darstellung von Handlungen wiesen, leiteten die Moralitäten auf die sittliche Tendenz hin, indem sie den dialektischen Charakter so offenkundig trugen und ihre moralische Lehre so ganz fadenscheinig zur Schau trugen. Da auch diese Gattung, die in einzelnen Beispielen bis lange nach Shakespeare, bis in's 17. Jahrhundert, fortdauerte, wohl hundert Jahre lang, von der Mitte des 15. Jahrhunderts an bis auf die Regierungszeit der Elisabeth, in vorherrschender Pflege in England war, so stellt man sich auch hier leicht vor, wie eindringlich sich aus ihr die Nothwendigkeit eines höhern Gedankens, einer sittlichen Richtung in dem Drama den Dichtern einprägen mußte. Man sah und schuf in England, so lange das Schauspieldichten noch kein Gewerbe war, die dramatischen Werke immer aus einem sittlichen Gesichtspunkte. Sir Philipp Sidney rühmt das erste englische Trauerspiel, den „Ferrex und Perrex" (oder „Gorboduc") hauptsächlich seiner Moralität wegen und schreibt ihm in jenem horazischen Sinne den höchsten Preis der Darstellung darum zu, weil es das Sittliche zugleich in anmuthiger Weise lehre. Aus dieser ernsten Richtung des englischen Dramas konnte Shakspeare nachher jenen streng sittlichen Geist erfassen, mit dem er den tiefsten Angelegenheiten der Menschennatur und ihrer Verhältnisse nachdachte; er konnte seine Schauspiele nach jenem großen Grundsatze auferbauen, daß es dieser Kunst erster und letzter Zweck sei, Zeit und Menschen ihre Natur und Art, der Tugend ihre Züge, der Schande ihr Bild im Spiegel vorzuhalten; er konnte zu jener künstlerischen Höhe vordringen, wo eine geistige allgemeine Idee jedes seiner Werke beherrscht und so durchdringt, daß sie dem sichtbaren Körper der Handlung eine unsichtbare, aber überall durchscheinende Seele leiht. Wie endlos entfernt von diesem Höhepunkte der Kunst jene Mysterien waren, in denen die dichterische Kraft noch zu gering war, aus der Handlung den zwar naheliegenden Gedanken hervorblicken zu lassen, und jene Moralitäten, die umgekehrt den Gedanken nicht mit einer realen, körperhaften Handlung zu umkleiden wußten, so wird man doch begreifen, daß gerade die schroffe, einseitige Mißbildung dieser verschiedenen Bestandtheile des Dramas sehr dazu beitragen mußte, ihre nachherige Verschmelzung zu erleichtern und die Verflüchtigung des einen

frau Gurtons Nadel", das erste regelmäßige englische Lustspiel (1566) von John Still, später Bischof von Bath, ist zwar niedrig und obszön, aber sprudelt von komischer Lebendigkeit und

---

oder des anderen Elementes bei ihrer Verbindung zu verhindern. — Die Heiligkeit der Mysterien, die Geistigkeit der Moralitäten, die ideale Erhabenheit beider schien einen Gegensatz, die Darstellung des realen, wirklichen Lebens, den Kontrast des Niedrigen und Gemeinen herauszufordern, wenn die Elemente des Schauspiels sich vollständig zusammenfinden sollten. Waren jene höher gehaltenen Anfänge des Dramas von Kirche und Schule ausgegangen, so sollte dieser Gegensatz des Komischen und Burlesken in seiner ersten selbstständigen dramatischen Gestaltung vom Hofe ausgehen. Seit der höfischen Kunst der Troubadours und Minnesänger im 12. und 13. Jahrhundert hatten sich Sänger, Erzähler, Minstrels, Harfenspieler, Gaukler und lustige Personen reisend und dienend an kunstfreundliche Höfe gezogen. Das Bedürfniß geistiger, musikalischer Unterhaltung, sinniger und komischer Art, nistete sich so an den Höfen ein. In roheren, kriegsbewegten Zeiten, wie im 14. Jahrhundert, erscheint dies Geschlecht mehr in den Hintergrund gedrängt; in anderen milderen Zeiten, wie im 15. Jahrhundert, tauchten sie dann wieder überall auf. War irgendwo in Europa eine friedlichere Stätte gewesen, wo sie gediehen, so wanderten sie von da in alle Welt, denn ihre Kunst war trotz des Sprachunterschiedes wie ein Gemeingut. So wissen wir, daß im 15. Jahrhundert deutsche Poeten ihre Kunst nach Dänemark und Norwegen, bairische und österreichische Hofsänger nach England trugen. Gaukler, Spieler, Hofnarren und Sänger in ihren verschiedenartigen Produktionen sind so die unmittelbarsten Schöpfer dramatischer Aufführung und die Pfleger der Schaulust geworden, die seit dem 14. Jahrhundert die bescheidenere Freude des Gehörs an dem Gesange der Dichter verdrängte. Das Vergnügen an allem möglichen Schauwerk, an Verkleidungen und Mummereien ward in diesen Zeiten allgemein. Aus Frankreich kamen diese stummen Spiele, diese Zwischenspiele (entremets, interludes) nach England herüber; unter Eduard III schon werden königliche Spiele genannt, die wohl nichts anderes waren. Unter Heinrich VIII wurde dies Prunkwesen förmlicher ausgebildet; kostbare Verkleidungen und Masken waren unter ihm gewöhnlich; die Bankette am Hofe und bei Privaten wurden von Zwischenspielen unterbrochen... Die bildliche Figur, die Allegorie herrschte in allen diesen Lustbarkeiten vor. Die äußerlichste Freude an der bloßen Verkleidung führte auf sie hin, und sie mag in Schäferspielen und Hofmasken aller Art ebenso früh, ja früher eine dramatische Ausbildung erhalten haben, als in der Moralität. Gerade in den Festlichkeiten der Höfe aber trat das Drama alsdann zuerst wieder aus der Allegorie, aus der flauen Allgemeinheit heraus in die Besonderheiten des wirklichen Lebens. Wie sehr die

hat einen guten Schritt vor der regelrechten Tragödie Thomas Sakville's, dem „Garboduk", voraus. Der „Faust" des Christoph Marlov († 1563), der die Idee der Ekklesiasten, daß viel Wissen viel Unheil bringt, veranschaulicht, behauptet die erste Stelle unter den gleichzeitigen Erzeugnissen der Bühne. In seiner „tragischen Geschichte vom Leben und Tod des Doktor Faust" hielt er sich in den Hauptpunkten dem deutschen Puppenspiel ganz nahe, hat aber dessen Holzschnittfiguren zu Geist und Leben idealisirt. Doktor Faust, der alle Wissenschaften durchdrungen und nirgend die Aufklärung über die menschliche Bestimmung gefunden hat, nimmt Zuflucht zur Zauberkunst, die ihm einen guten und bösen Engel vorführt, wovon jener bestrebt ist, ihn von seinem Vorhaben nach tieferer Erörterung jener Frage abzubringen, dieser, ihn durch Versprechen dazu zu ermuthigen. Er folgt letzterem und fällt.

Man kann sich kaum einen Begriff von dem damaligen äußern Zustande des Theaters machen. In dem prächtigsten Sommertheater Londons, dem von Shakspeare und Burbadge 1595 eröffneten Globe, bildete das Parterre eine Art offenen Hofraums, ohne allen Schutz gegen die Witterung. Rings um diesen Raum zogen sich mehrere Reihen bedeckter Logen und auch die Bühne mit den dahinter liegenden Ankleidezimmern war geschützt. Der Vorhang ging nicht in die Höhe, sondern theilte sich in der

---

Allegorie auch das gewöhnliche Mittel und Werkzeug der Aufführungen gewesen war, Ziel und Zweck war doch hauptsächlich der Scherz und die Unterhaltung. Man mußte bald fühlen, daß man dazu des Umwegs durch die moralische Reflexion nicht bedurfte. Ein John Heywood, ein studirter Mann, ursprünglich ein Spieler auf dem Spinett, ein witziger Gesellschafter und epigrammatischer Kopf, schrieb um 1520 am Hofe Heinrichs VIII eine Reihe von Zwischenspielen, die der Allegorie entsagen, und sich in ganz realistischer Weise um die profansten Angelegenheiten des Lebens drehen, ohne darum die lehrhafte Richtung zu verleugnen, die nur unter Scherz und Ironie ermäßigt ist. Das Wenige, was von diesen Zwischenspielen erhalten, ist nur auf einer etwas höheren Stufe ganz den dramatischen Schwänken unseres Hans Sachs zu vergleichen. Es sind nicht eigentliche Stücke, selbst nicht einmal Szenen, die eine Handlung entwickeln, sondern mehr nur schnurrige Gespräche und Streitspiele, aus dem niedern und gemeinen Leben gegriffen, durch drolligen, derben und gesunden Volkswitz erheiternd, durch unzeitige Breite wohl auch lästig und langweilig." G. G. Gervinus, Shakspeare, Bd. I. Leipzig 1850. D. B.

Mitte. — Gemalte Coulissen, Häuser, Städte, Berge, überließ man den Hoffesten, bei denen sie schon 1568 vorkamen. Für gewöhnlich zeigte ein schwarzes Brett mit einem Namen den Ort an, den die Zuschauer sich denken sollten. Bei Trauerspielen war das Theater gewöhnlich schwarz behangen, bei festlichen Gelegenheiten ersetzten Fußteppiche die Binsen, mit denen man sonst die Bühne bestreute. — Eine Art von Gerüst im Hintergrunde der Scene, nach vorn durch einen besondern Vorhang geschlossen, diente als Thurm, als Wall, als Balkon, als Theater, je nach Bedürfniß. Auf der Scene waren Sitze angebracht, sowohl für die Schauspieler, als die Stutzer, Schöngeister und Liebhaber, hinter denen dann die Bedienten mit Pfeife und Tabak aufpostirt waren. Im Hause lief man durch einander, scherzte, verkaufte, aß und rauchte. Von einem angemessenen Kostüm der Schauspieler war keine Rede; die Desdemonen und Julien waren Männer *) und häufig spielte ein und derselbe, wie bei den alten Griechen, verschiedene Personen; Trommelschlag machte auf das Auftreten eines Fürsten aufmerksam und zuweilen mußte ein weißgekleideter Mensch die Mauer vorstellen.

Philipp Sidney, der die Pracht des italienischen Theaters gesehen hatte, schildert in seiner „Apologie der Dichtkunst" folgendermaßen den Zustand des vaterländischen: „Unsere Tragödien und Komödien beobachten nicht die Regeln der feinen Bildung, noch der Kunst. Da seht ihr Asien von der einen, Afrika von der andern Seite und dazu so viele Königreiche, daß der Spieler immer erst sagen muß, wo er sich befindet, wenn anders die Handlung einem Menschen verständlich werden soll. Es kommen drei Frauen und sammeln Blumen, dann müssen wir die Bühne für einen Garten halten. Sogleich hören wir die Erzählung eines auf demselben Platze vorgefallenen Schiffbruchs

*) Die derbe Sprache mancher Scene im altenglischen Drama hängt mit der Besetzung der Weiberrollen, sowie mit dem Umstande zusammen, daß anständige Damen nur verlarvt das Theater besuchten. Aber wie viel Intriguen, Zerstreuungen und Nebenrücksichten waren auch damit beseitigt, und welche Kunstschule mußte dazu gehören, um Knaben und Jünglinge in die Feinheiten Shakspeare'scher Frauenrollen einzuweihen, so daß sie dem Meister genügten! So weiß man auch, daß jene Schauspieler einzubringen wußten, was ihrem Theater abging, und wunderbar waren die Erfolge des Burbadge, des Freundes und Genossen Shakspeare's. D. B.

und wir würden für sehr hart gelten, wenn wir ihn nicht für einen Felsen im Meere nehmen. Es erscheint auf ihm ein schreckliches Ungeheuer mit Feuer und Rauch, und dann sind die unglücklichen Zuschauer genöthigt, ihn für eine Höhle zu halten. Inzwischen stürzen zwei Heere herein, dargestellt durch vier Schwerter und vier Schilde, und wer wäre dann so ungebildet, in diesem Platze nicht ein Schlachtfeld zu sehen? Zuweilen entbrennen zwei junge Fürstenkinder vor Liebe; nach vielen Schicksalen befindet sich die Dame in Schwangerschaft, gebiert einen Sohn; er wird verbannt, wird Mann, entbrennt auch vor Liebe und ist im Begriff, einen andern Sohn zu zeugen: alles dieses ist das Werk zweier Stunden. Die Abgeschmacktheit solcher Dinge kann sich jeder leicht einbilden, der auch nur ein Quentchen gesunden Sinnes hat."

Die beliebtesten Dichter erhielten für jedes neue Stück sechs und ein halb Livre Sterling unter Verlust des Eigenthumsrechts und bekamen zuweilen das Benefiz der dritten Vorstellung; wenn sie sich das Manuskript vorbehielten, so konnten sie das Exemplar um den Preis von 12 Pence losschlagen; dazu erwuchs ihnen ein Nebenverdienst durch die schmeichelnde Vorrede, die sie hinzufügen konnten und die der Mäcen mit der unabänderlichen Taxe von 14 Schillingen belohnte. Diese Erniedrigung trug vielleicht dazu bei, die dramatische Kunst Englands vor der Aufmerksamkeit der Pedanten zu wahren, die ihr Regelmäßigkeit und damit den Tod gegeben haben würden, während nun aber das Bedürfniß, die Neugier aller Klassen zu befriedigen, ihr große Unabhängigkeit und damit ihre Bedeutung sicherte.

William Shakspeare.*) 1564—1616.

Bei diesen geringen, doch günstigen Anfängen erhob sich der größte Dramatiker der Neuzeit, William Shakspeare, von dessen Leben uns fast Alles unbekannt ist außer seinem großartigen Genie und dem Kontraste zwischen einer erhabenen, wahrhaft königlichen Seele und einer, wenigstens in der Jugendzeit, niedrigen Lebensweise und Beschäftigung. Seine Vorfahren lassen sich bis auf die Zeiten Heinrichs VII zurückführen. Eine Reihe schlecht verbürgter und zum Theil widersprechender Nachrichten macht den Vater John zu einem Metzger oder

*) Vom Bearbeiter.

Handschuhmacher, den William zu einem Fleischerjungen, Wilddieb, Dorfschulmeister, Schreiber, Winkeladvokaten, Roßkamm. Gewiß ist, daß der spätere Dichter — der sich in allen Geistessphären und allen Berufsarten zurecht fand, aus allen die treffendsten Bilder wählte und den Commentatoren darum es leicht machte, alle möglichen Annahmen über sein Jugendleben aus seinen Dichtungen zu beweisen — die Freischule seines Heimatortes Stratford am Avon besuchte, wo er eine geringe Schulbildung erhielt, und daß sein Vater früher Alderman war und in seinen Vermögensverhältnissen zurückkam. Die Ueberlieferung weiß viel von den wilden Streichen, dem Leichtsinn des Jünglings zu erzählen, und wenn dieselben allerdings in der Thatsache gewissermaßen eine Bestätigung finden, daß er, erst achtzehn Jahre alt, eine sehr rasche Heirath mit der sieben Jahre ältern Anna Hathaway schloß, die er bald darauf verließ, um sich nach London zu begeben, so gereicht um so mehr ihm zum Ruhme, daß er aus der Schule der Irrthümer als ein geläuterter, edler und weiser Mann hervorgegangen, welchem alle Zeitgenossen auch als Menschen den Zoll der Bewunderung darbrachten. Er verließ seine Heimat, um in dem Literatur- und Kunstleben Londons einen ihm zusagenden Wirkungskreis zu finden. Neben dem Bewußtsein oder der Ahnung seiner Begabung mochte ihn der Umstand auf das Theater hinweisen, daß eine Anzahl seiner nächsten Landsleute hier eine ruhmvolle und lohnende Thätigkeit gefunden, so der Dichter Greene und der Phönix des englischen Theaters, Richard Burbadge. Derselbe leitete das Blackfriars-Theater, als Shakspeare nach London kam, und zwei Jahre darauf (1589) erscheint dieser bereits als dessen Miteigenthümer. Er nahm offenbar von vorneherein einen gewaltigen Anlauf und wurde dabei auch äußerlich vom Glück begünstigt. Seine literarischen Beschäftigungen, seine persönlichen Verbindungen, die Herzensergießungen seiner Sonette zeigen ihn bereits in den ersten Jahren des Londoner Aufenthalts in Verbindung mit den schöngeistigen und vornehmen Kreisen der Hauptstadt, in künstlerischer Beziehung noch dem Modegeschmack huldigend, um Bekanntschaft mit Großen bemüht, wohl keineswegs frei von dem aristokratischen Zuge der meisten Künstlernaturen. Seine Erstlingsrede, die erzählenden Gedichte „Venus und Adonis" und „Lucrezia" liefern hiefür Anhaltpunkte und Belege. Auf der Bühne — in jener Zeit, wo

Schauspielkunst und Dichtung noch nicht getrennt waren, erschien häufig der Dichter und Schauspieler in einer Person vereinigt — übernahm er, wie es scheint, meist kleinere aber bedeutsame Rollen, wie die des Geistes im „Hamlet", die für seine beste Leistung galt. Doch scheint die ganze Beschäftigung, namentlich wohl die zweideutige gesellige Stellung der Schauspieler, seinem durchaus vornehmen und hochsinnigen Wesen widerstanden zu haben. Schon um 1604 zog er sich von der eigentlichen Bühne zurück und lebte als Miteigenthümer des Theaters und als Dichter in gutgeordneten ökonomischen Verhältnissen abwechselnd in London und Stratford, wo er, nachdem er 1614 den andern Aufenthalt gänzlich aufgegeben, schon am 23. April 1616, muthmaßlich an seinem 52. Geburtstage starb. Zwischen 1589 und 1613, also in 24 Jahren, hatte er 36 Stücke geschaffen, von denen auch vier Ueberarbeitungen zu nennen sind. Schon um 1590 erregten seine dramatischen Arbeiten, damals noch auf Bearbeitungen älterer Stücke beschränkt, die Eifersucht Greene's. „Seht, schreibt er, die da mit unsern Federn geschmückte Krähe, die mit dem prahlt, was sie uns entriß. Unter der Narren- und Liebhaberkappe besitzt er das Herz eines Tigers. Er traut sich so viel tragische Kraft zu, als nur einer der Besten unter uns besitzt, er ist ein wahres Faktotum, er glaubt die ganze Bühne aus den Angeln heben und eine neue Epoche beginnen zu können." Spricht schon dieser Angriff eines Meisters der Kunst für den Jünger, so ist noch charakteristischer das Urtheil des gelehrten Kritikers Thomas Nash über seine Erstlingsarbeiten, die erzählenden Gedichte: „Ich würde sein Talent weit höher schätzen, wenn ich nicht wüßte, daß er Schauspiele nur schrieb, um zu leben. Seine Schauspiele haben seinem Ruhm mehr geschadet als genützt. . . . Wie herrlich sind dagegen seine andern Dichtungen: Venus und Adonis, Tarquin und Lucrezia, selbst seine Sonette, die so einfach, so sinnig geschrieben und seinem Freunde Southampton gewidmet sind. Es gibt in ganz London kein Weib von Bildung, die „Venus und Adonis" nicht besäße. In diesen Dichtungen weht der Geist Petrarca's. Alle Gedanken in ihnen sind schön und lieblich; kein gewöhnlicher Ausdruck findet sich darin; aus der Feder, welcher „Venus und Adonis" entströmte, floß Milch und Honig. — Hätte Shakspeare stets in der Manier der Italiener gedichtet, er wäre einer unserer größten Dichter geworden, größer noch als Daniel,

der größte Dichter unserer Zeit." Die Nachwelt hat das Urtheil des euphuistischen Kritikers nicht bestätigt. Eben daß er nicht in der Manier der Italiener blieb, machte ihn groß, und die Schauspiele, die er schrieb, „um zu leben", gaben ihm die Unsterblichkeit. Wie bald überflügelte der Jünger die Meister, die übrigens auch alle in frühem Alter wegstarben, wie um ihm breite und offene Bahn zu lassen! „Jedes einzelne Talent um ihn her — sagt Gervinus — hat er weit und ganz außer aller Vergleichung überboten; die einzelnen Eigenschaften, die dieser oder jener einseitig hegte, band er in Maß und Einklang zusammen; er schlug erst in die chaotische Masse der dramatischen Erzeugungen den elektrischen Funken, der die Elemente zu binden fähig war. Lernen konnte er von allen Dichtergenossen um ihn her nur das, wie man nicht dichten solle. Und dies mußte er nach seinen ersten Versuchen, in denen er sich an Vorbildern jenes Schlages aufrankte, schnell gefühlt und begriffen haben, da er in seinen ersten selbstständigen Werken frühe eine ganz unbetretene Richtung einschlug und sogleich eine bis dahin unerreichte Höhe gewann; das beste Stück seiner dichterischen Nebenbuhler ist mit dem geringsten seiner ersten Versuche nicht zu vergleichen. Ein Mann wie Chapman, der unter allen Zeitgenossen Shakspeare's in einzelnen Fällen unstreitig am nächsten an Shakspeare heranrückt, hat irgendwo geäußert, „das Glück regiere die Bühne, und Niemand kenne die verborgenen Ursachen der seltsamen Wirkungen, die von dieser Hölle aufsteigen oder von diesem Himmel herabfallen." Nichts ist vielleicht sprechender als dieser Satz, um die gesammte Schauspieldichtung um Shakspeare her zu charakterisiren und von der seinigen zu unterscheiden; die Dichter alle machen den Eindruck, als ob sie tastend nach einem unbekannten Ziele suchten, wo die Volksgunst sicher läge. Aber Shakspeare begann damit, die Million zu verachten und, indem er nach dem Beifalle der wenigen Besseren und Einsichtigen strebte, hob er sich auf die Höhe, die ihn ein größeres Kunstgesetz und einen höheren moralischen Zielpunkt zugleich finden ließ. So ist es eine allgemeine Sitte unter jenen Dichtern gewesen, daß sie zu zwei, drei, ja fünf Ein Stück zusammenarbeiteten; sie ist das sprechendste Zeugniß, daß ihnen aller Begriff und Fähigkeit zu wahren Kunstwerken abging. Shakspeare arbeitete nach Ideen, die einem geprüften Geiste und einer tiefen Lebenserfahrung selbstgeschaffen entsprangen,

und konnte dazu die Hand mechanischer Gehülfen nicht brauchen. Daß seine Vorläufer hinter ihm zurückblieben, wo Alle den ungebahnten Weg erst zu ebnen hatten, das wäre in keiner Weise auffallend; aber daß die jüngeren Zeitgenossen und Nachfolger, die das großartige Beispiel seiner Werke vor sich hatten, und darunter ein Ben Jonson, der sich selbst für einen weit klassischeren Dramatiker hielt, und wie Drayton, den Shakspeare's Bescheidenheit einen bessern Geist genannt hatte, daß alle diese zur Zeit des höchsten Flors der Bühne, unterstützt von jeder Aufmunterung, unter hunderten von Produkten auch nicht Eines lieferten, das in einem höheren Sinne die Existenz eines Vorbildes wie Shakspeare auch nur ahnen ließe, das beweist wohl am Unwidersprechlichsten, wie sehr dieser Mann über die Sehweite seiner Umgebung hinausgewachsen war. Menanders Komödie ist von Aristophenes Genius nicht so weit geschieden, wie das englische Drama nach Shakspeare von diesem. Die ethische, die politische, die ästhetische Tiefe beider ist in beiden Fällen abhanden gekommen, fast ohne eine Spur zu hinterlassen. Die Stumpfheit des ethischen Sinnes der Dichter ist gleich groß wie ihre ästhetische Hartfühligkeit und ihre intellektuelle Beschränktheit; die geistige Würde von Shakspeare's geschichtlichem Ueberblicke der Welt, der tiefsinnige Zug seiner dichterischen Schöpfung, seine moralische Feinfühligkeit waren mit einander jenem Geschlechte ein verschlossener Buchstabe. Dies Alles macht keineswegs aus Shakspeare's Erscheinung ein Wunder. Die leidenschaftliche Theilnahme des Volkes an der Kunst der Bühne, der lebensfrohe Verkehr am Hofe, das Treiben einer großen Stadt, der Flor eines jugendlichen Staates, die Fülle ausgezeichneter Männer, berühmter Leute zu See und Land, im Kabinet und im Felde, die sich in London zusammendrängten, die kirchliche, die politische Erhebung rings umher, die wissenschaftlichen Entdeckungen, die künstlerischen Fortschritte auf anderem Boden, Alles das wirkte zusammen, um den Künstler zu fördern, dem das Auge auf dieser ganzen Bewegung gefesselt ruhte. So ist auch Shakspeare's großer Zeitgenosse Franz Bacon in der Geschichte der europäischen Kultur keine Ausnahme, obwohl er damals in England ebenso allein stand wie Shakspeare."

Den Zweck der dramatischen Dichtung anderswo als im Theater suchen wollen, ist ein moderner Irrthum, wenn anders

das Wesen ihrer Aufgabe Volksthümlichkeit ist. Von diesem Gesichtspunkte aus kümmerte sich Shakspeare wenig um den aufmerksamen Leser oder den Pedanten, der am Schreibtisch sein Drama mit dem Secirmesser der Kritik zerlegt; darum auch jene historischen und geographischen Ungenauigkeiten, die ihm nachzuweisen leicht ist. Sein ganzes Streben ging dahin, Wirkung bei den Zuschauern hervorzubringen, und er hatte das Bewußtsein nicht erlangt durch Reflexion, sondern durch Eingebung, daß Fehlerlosigkeit die Mitgabe mittelmäßiger Menschen sei, daß aber das Genie für seine Fehler hinreichend durch größere Vorzüge und Schönheiten entschädige. Alles befand sich zu jener Zeit in Gährung, wie es in Uebergangsperioden überhaupt der Fall zu sein pflegt; der superstitiöse Glaube einer vergangenen Zeit hatte sich noch nicht abgelöst; da bestanden neben einander grausamer Despotismus, ein unter hartgesinnten Edelleuten noch fortwucherndes Feudalwesen, eine Mischung von alter Rohheit mit neueren feineren Sitten, unvollkommene Bequemlichkeiten des Lebens und eine hohe Kühnheit, die zur Entdeckung einer neuen physischen und geistigen Welt trieb; die Ursprünglichkeit der Nationalliteratur und die Nachahmung der klassischen Meisterwerke, der italienischen und spanischen Possen; die Bibel, die das Buch Aller geworden war, und neben ihr die muthwillige Ballade und das Schäfergedicht. Große Ereignisse stachelten die noch frischen honigsüßen Einbildungskräfte an. Heinrich VIII und Philipp II, die Inquisition von Torquemada und die von Elisabeth, die Hinschlachtung der Protestanten in Paris und der Katholiken in Irland, das Schaffot der schottischen Königin und die Hinrichtung der flamändischen Empörer, die Demüthigung Portugals und die Erhebung der Niederlande. In die gleiche Zeit fiel die Wiedergeburt der Künste, der Philosophie, häuften sich die Wunder in den künstlerischen und gewerblichen Kreisen, tauchten neue Länder aus der See empor. Bei einem solchen Wechsel und Umsturz alles Bestehenden verlassen die Menschen den gebahnten Fahrweg, an welchen in friedlichen Zeiten sie gebunden zu sein pflegen, und verrathen Eigenschaften, die sonst verborgen geblieben sein würden, wie der Funken im Feuerstein, den erst die Berührung des Stahls aufblitzen macht. Und alle Eindrücke, die die Menschheit in damaliger Zeit in Bewegung setzten, vereinigten sich gleichsam wie in ihrem verkörperten Bewußtsein in Shakspeare; in ihm spiegeln sich alle ihre Tu-

genden und Laster, ihre Lächerlichkeiten, ihr Haß und ihre Sympathie, ihre Erinnerungen und Ahnungen, Entmuthigungen und Hoffnungen, die Qualen unruhigen, wühlenden Denkens und die Stürme, die Wirkungen der menschlichen Leidenschaften, in allen Abstufungen und Lebensaltern, von der unbefangensten Kindlichkeit an bis zum unter der Jahre Last gebeugten Alter. Er stellt den Menschen dar, wie er ihn vorfand; aber während Dante ihn malt, wie er in den geheimnißreichen Tiefen des Unendlichen verborgen ist, zeichnet ihn Shakspeare in wirklich anschaulichen, begreiflichen Verhältnissen, und verbindet er, gleich wie das wirkliche Leben dies thut, Hochherzigkeit und Schwäche, Ernst und Ironie, hält er sich, mit ruhiger Einsicht und Beobachtung, ohne aber je sich selber dem Beobachteten dahin zu geben, an jene Mischung von Gutem und Bösem, von Größe und Niedrigkeit, von Licht und Schatten, die den Menschen zum Menschen macht.

„Das ist Shakspeare's künstlerische Größe — urtheilt Gervinus — daß er, in der Mitte der Zeiten, an dem Uebergange von der alten zur neuen, von der südlichen zur nördlichen Kunst stehend, auch in die Mitte dieser beiden Extreme trat, beide, das Abenteuerliche und das Conventionelle, das Vage und Enge, das Ueber- und Unternatürliche, Hyperreale und Hyperideale ausschloß, und auf die normale, gesetzgeberische Stelle aller Kunst rückte, wo sich Realität und Idealität innig verschmilzt.... Er dreht sich nicht wie die Ritter- und Zauberstücke der Spanier in abenteuerlichem Stoffe abenteuerlich herum, sondern lehnte sich auf die Geschichte und den realen Boden des Lebens, fern von dem genialen Leichtsinn eines Lope, mit dessen Schöpfertrieb er die Besonnenheit eines instinktiophilosophischen Geistes verband. Wenn die romantische Kunst durch Seltsamkeit der Motive, durch verschlungene Verwicklungen im Thatsächlichen, durch das Conventionelle, das die einfache Naturwahrheit mit Willkürlichkeiten überdeckt, wesentlich von der antiken Kunst abweicht, so rückt in diesen Beziehungen Shakspeare ihr wesentlich nahe. So wenig wie das Wunder, so wenig herrscht bei ihm die Laune und Grille. Von jenen conventionellen Dingen des spanischen Dramas weiß er nichts, alles Interesse ist bei ihm allgemein menschlichen Werthes. Wo er im „König Johann" die Verhältnisse der Loyalität zum Gegenstande hat, sind sie versetzt mit allen ächt menschlichen Regungen und Pflichten der

Vaterlandsliebe und der Sitte. Wo er die Treue schildert, ist es nicht die conventionelle, von Amt, Stand und Staatsverhältnissen abhängige, sondern die freiwillige, die auf Pflicht und Neigung beruht. Die Liebe hat bei ihm nichts mit einem traditionellen Frauendienste zu thun, und führt nicht zu stehenden Collisionen mit Standesrücksichten; wo sich bei ihm Ungleiche lieben und verbinden, kommt das natürliche Recht immer weit vor den conventionellen Vorurtheilen zur Sprache, und die sich gegen solche Verbindungen wehren, thun es weit mehr aus allgemein menschlichen Beweggründen, als aus Standesgrillen. So hat er auch fast nirgends mit dem modernen Ehrenpunkte zu thun; der Begriff der Ehre fällt bei ihm mit dem des Verdienstes, des Ruhmes, der Tapferkeit und Männerwürde zusammen. Ueberall rückt hier Shakspeare auf den rein humanistischen Standpunkt der Alten und setzt in sittlicher Beziehung das rein menschliche und wahrhaft Natürliche an die Stelle von den Verirrungen der Zeitbegriffe, ebenso wie er es in ästhetischer Beziehung an die Stelle des Uebernatürlichen und Conventionellen der romantischen Kunst schob. Und ebenso meidet er auf der andern Seite das Unternatürliche und Conventionelle der nordischen Genredichtung. Er hat sich nur Einmal, in den Windsorweibern zu der Schilderung der bürgerlichen Gewöhnlichkeit, der alltäglichen Verhältnisse, der Welt der Mittelmäßigkeit herabgelassen, und auch dies Einemal hat er dieser Sphäre durch die abenteuernde Natur des Helden ein Gegengewicht gehalten. Er hat sich nirgends in die Zeichnung von Originalen und Launern eingelassen, die sich in aparten Humoren und Grillen gefallen, wie es in Ben Jonsons Schule anfing und in den humoristischen Romanen der Engländer sich fortsetzte; seine karikirten Sonderlinge, seine Pedanten und Eisenfresser sind ein Gemeingut der Welt. Er hat nirgends das Genreartige, die dramatische Burleske, die ganz niedere Natur isolirt um ihrer selbst willen geschildert, wie Holberg, sondern nur im Kontrast zu andern Figuren. Dies ist selbst da geschehen, wo er, wie in der Zeichnung seiner Lanz oder der Kärrner in „Heinrich IV" am allertiefsten, wir wollen in diesen Fällen zugeben, tiefer herabgestiegen ist, als irgend einem Künstler rathsam wäre. — So im großen Gegensatze gegen die Extreme der südlich-romanischen und nordisch-germanischen Kunst gesehen, tritt Shakspeare von sittlicher Seite immer in die richtige Mitte zwischen Uebernatur und Un-

natur des Lebens auf die Stelle ächter, unverkünstelter Menschlichkeit, und von ästhetischer Seite in die Mitte von Wunderlichkeit und Zufälligkeit auf die Stelle allgemeiner Wahrheit. . . . Es war ihm nicht genug, daß seine Dichtung einen Inhalt habe und daß ihr äußerer Körper damit in Uebereinstimmung stehe, es kam ihm auch wesentlich darauf an, daß dieser Inhalt in sich selber rein menschlich, wahr und nothwendig sei. Mit diesem allgemein gültigsten, von Zeit und Ort und Geschmack möglichst unabhängigen Gehalte, der von allem Zufälligen und Willkürlichen gereinigt ist, besitzt Shakspeare's Dichtung das Wahre; mit seiner unnachahmlichen Gabe, es zu schildern und darzustellen, sinnlich und faßlich zu machen, mit dem Schein der Willkürlichkeit zu umkleiden, besitzt sie das Schöne, das von der Erscheinung getrennt nicht zu denken ist; so weit fällt das Wahre mit dem Schönen, die Idee mit dem Ideale zusammen. Der Dichter, der dem Abstrakten, an sich Wahren Gestalt und Erscheinung giebt, und der Andere, der das gemeine Wirkliche vergeistigt, die Materie beseelt, das Besondere verallgemeint, das Zufällige gesetzlich macht, kommen sich in einerlei Wirkung, in der Darstellung des Schönen, in der Verbindung des Realen und Idealen zusammen. . . . Sehr wenige Dichter sind überhaupt mit Einer dieser Unterscheidungen zu kennzeichnen; ein Uebergewicht wird immer nach einer der beiden Seiten hinneigen, wie bei Shakspeare das Uebergewicht des Realistischen unleugbar ist; bei keinem aber sind, wie bei ihm, Gewicht und Gegengewicht so groß, daß man leicht über der Schwere des Einen das Andere ganz übersieht. Je nach verschiedenen Seiten ins Auge gefaßt, ist er bald das Eine bald das Andere, in der That aber keines, weil er beides zugleich ist. Gegen die ritterlichen Dichter des Mittelalters gehalten ist er antik, gegen die Alten modern, gegen die französischen Dramatiker Natur, gegen seine zeitgenössische Englischen Kultur, gegen die Spanier realistisch, gegen die englischen Humoristen ideell." Die Idealität des Shakspeare'schen Dramas liegt vor Allem in der unergründlichen Tiefe, mit welcher darin die ewigen Gesetze der sittlichen Weltordnung in ihrer religiösen Verklärung als die Wahrheit aller Wirklichkeit enthüllt werden. Wenn Homer die schöne Seite des Ethnicismus darstellt, wo er die Rohheit der Natur überwunden hat und einer höhern Kultur entgegengeht; wenn Horaz die Corruption, den Untergang der Natur in der Häßlichkeit der Entsittlichung, den Ueber-

gang der Kultur in die schreckliche Barbarei der Hyperkultur bezeichnet; wenn Hiob den Mittelpunkt des Theismus, den Kampf des einzelnen Menschen mit dem Einen Gott erfaßt: so ist Shakspeare der Dichter, in welchem das Ideal der Freiheit als das des Christenthums seinen vollendetsten Ausdruck gefunden hat. In der Byzantinischen Kunst war dasselbe noch negativ als die Furcht vor dem Bösen und als die Buße dafür genommen; in der Romanischen Kunst erhob es sich zum positiven, ritterlichen Kampf für das Gute gegen das Böse, für den Glauben gegen den Unglauben, und gelangte bis zum Spott über das Böse als Narrheit und lächerliche Ohnmacht. Die englische Poesie hatte den erstern Standpunkt in den kirchlichen Dichtungen der Angelsächsischen Periode, den zweiten in der Romantik der normannisch-französischen Periode, namentlich in der Entwicklung der Mysterien und Moralitäten, durchlebt. Aus der allegorischen Figur des Vice, d. h. des Lasters, welches dem Teufel zu seiner Ironisirung beigegeben wurde, ging der Lustigmacher der Shakspeareschen Periode, der Clown oder Rüpel, hervor. Shakspeare erhob sich auf den universellen Standpunkt der Weltgeschichte selber und erkannte die Freiheit als das offenbare Räthsel derselben, wie sie das Gute sowohl als das Böse aus sich hervorbringt. Allen Wahn, alle Leidenschaft, alle Bosheit, alle Teufelei, aber auch alle Wahrheit, alle Selbstbeherrschung, alle Reinheit zeigt uns Shakspeare in ihrer Selbsterzeugung. Die Menschen sind, was sie thun. Er sondert von ihnen nicht das Wesen als eine transcendente Macht ab, die sich als eine von Außen kommende Gnade oder Strafe verhielte, sondern er läßt in der Erscheinung das Wesen selber sich realisiren. Bei den Spaniern wird vom Drama ein bestimmtes Thema, wie der Titel sogar es zu verkünden pflegt, halb symbolisch, halb scholastisch abgehandelt, so daß man über den Sinn des Ganzen gar nicht zweifelhaft sein kann. Bei den Franzosen wird die Amphibolie einer Situation oder die Einseitigkeit eines Charakters von der Rhetorik für den Verstand zur klaren Einsicht dargelegt. Bei Shakspeare ist der Sinn eines Dramas zunächst verborgen. Der Titel, ein Name oder ein zufälliger Umstand, können uns nicht leiten. Aber bald erkennen wir in jedem Drama eine eigenthümliche tragische oder komische Kollision, die irgend eine wesentliche Seite der Freiheit mit einer solchen Harmonie aller besondern Umstände, aller darin verwickelten Personen ent-

faltet, daß wir eine unendliche, sich immer mehr in sich vertiefende Perspektive daraus gewinnen und in der Betrachtung nicht ermüden, weil in diesem Einen Moment zugleich wieder die Totalität gesetzt ist. Mit seiner tiefen Erkenntniß der Freiheit ist Shakspeare der größte dramatische, wie er in Ansehung des Umfangs der Phantasie unbedingt der reichste aller Dichter ist. Er ist der größte dramatische Dichter, denn er versteht es mehr als jeder andere, uns die Genesis der Handlungen zu veranschaulichen *).

Man hat bei Shakspeare gegen 700 Personen gezählt, welche alle, selbst bis auf die kleinsten Nebenrollen herab, in Anlage und Durchführung durchaus eigenthümlich und individuell sind; stets nach der Natur gezeichnet, sind sie nichts weniger als personificirte Abstraktionen und zeigen jenes rechte Mittelmaß von Natürlichem und Idealem, welches die Helden für alle Zeiten und Orte passen läßt. Während die andern Dichter diesen oder jenen Menschen abmalen, verlebendigt Shakspeare Alles und sehr viele der von ihm geschaffenen Charaktere sind Typen geblieben. Nimmt er sie aus der Geschichte, so schmeichelt er ebenso wenig, als er verläumdet; er stellt keine Ungeheuer noch Halbgötter auf, sondern Menschen, wie sie das ihm vorhergegangene Jahrhundert schuf, groß ohne Moral, muthig ohne Rechtssinn, edel ohne Reflexion, hochherzig und zugleich Barbaren. Wahrhaftig erstaunenswürdig ist diese Vergessenheit seiner selbst und seiner Zeit, um sich als unparteiischen Schiedsrichter des Menschen und seiner Handlungen aufzuwerfen; er verwischt keine Schwäche bei den Starken, keinen Fehler bei den Tugendhaften, indem er selbst fremd den Leidenschaften bleibt, die seinen Personen Leben und Bewegung verleihen. Wir wissen, daß die Zeitgenossen in seinen Dramen jene Zartheit des Gefühls vermißten, das in seinen lyrischen Schöpfungen weht; im Drama aber hielt er sich verpflichtet, die menschliche Natur in ihrer wahren Erscheinung zu schildern, ungeschmückt und ungeschmeichelt, und so könnte man seine Dramen eine fortlaufende Satyre nennen, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß er sich, wenn zwar selten, den Eingebungen des Patriotismus, Philantropismus und brennender Liebe überläßt. Vor Allem ist er ein unparteiischer Be-

*) Karl Rosenkranz, die Poesie und ihre Geschichte. Eine Entwicklung der poetischen Ideale der Völker. Königsberg, 1855.

obachter, malt er mit strenger und unbiegsamer Genauigkeit, fällt er keine Urtheile, drängt er uns keine Meinungen oder Theorien auf. Ohne selbst irgendwie in den Vordergrund zu treten, ohne zu schulmeistern, überläßt er den Zuschauern, sich Lehren zu sammeln und läßt ihnen auf diese Weise seine eigenen Erkenntnisse zufließen. Es gibt Augenblicke, wo man empfindlich berührt wird von dieser mitleidslosen Analyse des Herzens, von dieser fast grausamen Zersetzung des menschlichen Wesens, von diesem scharfen ironischen Blicke, der weder Vergebung noch Mitleid kennt; aber in welch anderer Gestalt soll sich dem das Leben bieten, der es ohne Liebe und Glauben betrachtet?

Auf diese Weise rollt er die verschiedenartigsten Seelengemälde vor unsern Augen auf, indem er durch ein Wort die furchtbaren innern Kämpfe zwischen Leidenschaft und Charakter, zwischen Wunsch und Schicksal ahnen läßt; aber nicht erscheint bei ihm die Leidenschaft von vornherein auf dem Höhepunkte oder übertrieben, sondern sie läßt sich Schritt für Schritt in ihrem Wachsthum während der langen Dauer des Stückes verfolgen.

Aus Rücksicht für die Bühne oder die Schauspieler auferlegte er sich selbst oder seinen Personen nicht die mindeste Einschränkung; für die Einbildungskraft ist die Zeit immer kurz, sobald sie mit Handlung angefüllt ist. Indem er die menschliche Natur in ihrer individuellen Einheit und unendlichen Mannigfaltigkeit auffaßt, indem er nicht, wie die Griechen, eine einzeln stehende Thatsache, sondern den ganzen Menschen zum Gegenstand seiner Behandlung macht, tritt er aus den engenden Schranken der Regel heraus und ersetzt die artistische Einheit mit der spirituellen Verschiedenheit des Lebens, mit seiner umfassenden Einheit; daher gelten nicht bei ihm die Bedingungen der Dichtkunst als Prüfstein, sondern die innere Kenntniß des menschlichen Herzens, dient nicht als Maßstab die Verkettung der Scenen und Schürzung und Lösung des Knotens, sondern der Schritt der Leidenschaft und die unfreiwillige Enthüllung ihrer verborgenen Symptome. Aber glauben wir darum nicht an den Vorwurf seiner Unwissenheit, denn, abgesehen davon, daß er sehr belesen war, greifen die Scenen selbst da, wo sie durch Zufall auf einander zu folgen scheinen, wie mit Angeln in einander ein und bei der Betrachtung des zusammenhängenden Ganzen bemerkt man das Motiv einer jeden und die Hinwen-

dung aller zu einem bestimmten Ziele, so daß man nicht eine einzige ohne Gefährdung der harmonischen Schönheit und innern Ordnung wegnehmen kann. Er feilte an seinen Schöpfungen mit großer Bedächtigkeit; dreimal arbeitete er den „Hamlet" um, brachte den „Othello" in andere Form und vermehrte den „König Lear" nach der ersten Aufführung um ein Drittel.

Die Oekonomie der griechischen Dramen war keineswegs die einzige Folge der angewandten Aristotelischen Regeln. Aristoteles selbst war weit entfernt, die Gestalt und den Umfang des Dramas seiner Tage als ein Gesetz für alle Zeiten aufzustellen. Er erklärte ausdrücklich, daß die Größe des Dramas sich nach Gewöhnung und Geschmack richte. Er war sogar, scheint es, nicht der Ansicht, daß die Kürze der alten Tragödie gerade ihr Vorzug sei. Er schrieb daher den Dramen nicht die damals übliche Größe vor, sondern die natürliche, die durch die Handlung selber gegeben ist. „In welchem Umfang, sagt er, in einer Reihe von Begebenheiten die Umwandlung von Glück zu Unglück, oder von Unglück zu Glück nach Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit geschehen kann, dies gibt die gehörige Begrenzung der Größe eines Dramas ab." Wenn schon in diesem Satze die ganze Praxis des neueren Schauspiels ihre Rechtfertigung erhält, so noch mehr in dem folgenden: „Was die Grenze nach der eigenen Natur der Handlung angeht, so ist immer die größere, so lange sie übersehbar ist, die schönere in Hinsicht der Größe." Shakspeare's Kunstübung ist ganz so, als ob er sich diese Regel selber geschrieben hätte ... Mit dieser Regel vor Augen ging aber auch Shakspeare immer hart an diese Grenze heran. Er wählte den Stoff möglichst reich und voll, er dehnte den Umfang der Form nach Bedarf, aber nicht weiter; man wird nicht finden, daß in Einem seiner Dramen der Gedanke erschöpft sei vor dem Ende, daß in der Form eine überflüssige Ausdehnung oder in dem Stoffe eine überflüssige Fülle sei ... Darin liegt ein Haupttheil seiner ästhetischen Größe ... Denn es gibt keinen höheren Werth eines Dichtungswerkes, als die Uebereinstimmung der Form mit dem Wesen des dargestellten Gegenstandes, nach dessen eigenem, innewohnenden Gesetze, nicht nach einer äußeren Regel. Wenn man Shakspeare oder Homer nach Voraussetzung einer solchen conventionellen Uebereinkunft bemißt, so kann man ihnen gleichmäßig Geschmack und Gesetz absprechen; nach jenem höheren Maße gemessen spottet

aber Shakspeare an innerer Gesetzmäßigkeit aller der regelmäßigen Dramatiker, die von Aristoteles nicht geistige Gesetzlichkeit lernten, sondern mechanische Nachahmerei... Wie die Handlungen bei Shakspeare aus den Verhältnissen bemessen sein sollen, so auch ihr Ende nach dem Verhältniß zu den Bestrebungen der Handelnden und nach dem inneren Bewußtsein der Fallenden. Hier liegt das offene Geheimniß von Shakspeare's poetischer Gerechtigkeit. Der Tod freilich trifft im „Lear" die Vielen ohne Unterschied, aber Cordelia stirbt in der Glorie einer verklärten Retterin, Lear in Versöhnung, Gloster lächelnd, Kent mit Freudigkeit, die Anderen liegen in ihren eigenen Schlingen gefangen, ihrer Zwecke beraubt, die weltlichen Seelen der Welt verlustig gegangen, die ihnen Alles war. Wie anders fällt Macbeth durch die Hand eines Helden, den er immer gefürchtet, und Richard unter den Nachstellungen eines Schleichers, den er immer verachtet hatte! Nicht also auf den Buchstaben des Ausgangs kommt es an, sondern auf die Art, wie der Ausgang bestanden wird, ob die Menschen in den Tod gehen, verflucht oder gesegnet, scheiternd an schlechten Zwecken oder gute erreichend, mit edlem Bewußtsein oder mit geschlagenem Gewissen, in himmlischer Verklärung oder in höllischer Verzweiflung.

Dann liegen die tragischen Ausgänge nicht auf Einer Linie, sondern stufen sich von Richard bis zu Cordelia in der reichsten Mannigfaltigkeit ab. Und die erhabene sittliche Lehre, die in der Handhabung dieser Gerechtigkeit liegt, ist die, daß der Tod an sich kein Uebel, das Leben an sich kein Segen, das äußere Gedeihen kein Glück ist, sondern nur das innere Bewußtsein; daß der größte Lohn der Tugend die Tugend selbst und die größte Strafe des Lasters das Laster ist. Daher wird den wahrhaft Edlen, den Posthumus und Imagen, zuletzt kein äußeres Glück zum Lohn, es wird ihnen vielmehr entzogen, und Heinrich V gibt seine Ehren selbst weg an Gott; all ihr Lohn ist ihre innere Stimme und das Selbstgefühl der behaupteten Menschenwürde.... Shakspeare's sittliche Ansicht geht von dem einfachen Gesichtspunkte aus, daß der Mensch mit Kräften der Thätigkeit geboren wird, die er brauchen soll, und mit Kräften der Selbstbestimmung und Selbstlenkung, die diesen Gebrauch der handelnden Kräfte richtig steuern sollen. Woher in dies Leben und wohin aus ihm hinaus, diese Fragen gibt der

Dichter, wie der Geschichtschreiber, an Philosophie und Religion ab. „Dulden muß der Mensch sein Scheiden aus der Welt wie seine Ankunft; reif sein ist Alles". — „Warum bin ich? Die Frage thue deinem Schöpfer; mir ist's genug, daß du bist!" Diese beiden Sätze bezeichnen diesen Standpunkt ganz genau... So hat für den Dichter auch die instinktive Tugend der Söhne Cymbeline's ihren Reiz, aber wie sie selber, so strebt Shakspeare hinweg aus dem Naturstand, der kein Laster kennt, wie aus dem entgegengesetzten Zustand des dauernden Sündenfalls (einer Zeit wie Lear's), wo der Geist über den Trieb keine Gewalt hat, zu dem vernünftigen Bildungszustande, wo geprüfte und bewährte Tugend den Menschen über die Sünde hinweghebt und ihm ein goldenes Zeitalter schafft in seinem Gemüthe. Denn das Böse wird erst ganz überwunden sein, wenn es gekannt und von Angesicht gesehen, und die Lust, wenn ihr Sirenengesang bestanden ist; erst der, „den die Welt erzogen und geprüft hat, ist ein vollkommener Mann" .... Verderblich wie jene Lehre, daß an sich nichts gut oder schlecht sei, in den Händen der Schwärmer sein mag, die die Welt nicht kennen und nicht kennen wollen, sondern nach selbstgeschaffenen Wahnbildern umzugestalten streben: bei Shakspeare ist sie sehr unbedenklich, der diese Welt nicht allein kennt, sondern auch von ihren Uebelständen in seinem gesunden Herzen unverbittert ist, und der sie nicht besser verlangte, als die Menschen sie und sich selber machen wollen. In ihm ist die Einbildungskraft des Dichters mit dem nüchternen Verstande des Weltmannes, mit der Frische des Gemüths die Arbeit der Erfahrung, mit der Jugend des Herzens die Vernunft des Alters stets verbunden; dies waren leider in der Zeit unserer deutschen Dichtungsblüthe unversöhnte Gegensätze, aber nicht so in Shakspeare! Die Autonomie und die Selbstsucht des Individuums wäre ihm ein Greuel gewesen, die starkgeistig alles Gesetz in Politik und Sitte anfeindet und sich über die Bande der Religion und des Staats hinwegsetzt, die seit Jahrtausenden die Gesellschaft erhalten. Denn in seiner Ansicht würde die praktische Weisheit der Menschen kein höheres Ziel haben, als in die Gesellschaft die möglichste Natur und Freiheit zu tragen, aber eben darum die Naturgesetze der Gesellschaft heilig und unverletzlich zu erhalten, das Bestehende zu ehren, aber in sein vernünftiges Theil immer sichtend vorzudringen, die Natur über der Kultur nicht zu vergessen,

aber auch die Kultur nicht über der Natur"*). — So ist dieser freisinnigste Dichter auch der conservativste, wie er der größte ist. Die Schwächen, die man an ihm bemerken kann, sind wie Maale der dichterischen Manier der Zeit, die an ihm hängen geblieben, aber in's unendlich Kleine an dem ganzen gesunden Körper verschwinden. So verhält es sich mit jenen Obscönitäten und Concepten, jenem räthselhaften Tiefsinn der Rede und Ausdruck fast überall. In einzelnen Fällen, namentlich in den früheren Werken, mögen manche Entstellungen dieser Art nicht zu rechtfertigen sein. Aber wir könnten uns den Dichter so wenig dadurch verleiden lassen, wie Homer durch seine naiven Beiwörter. Das äußere Kleid der Zeit in Sprache und Sitte ganz abzulegen, geht über jedes Menschen Kraft.

Deutsche und nordische Literatur.**)

Der humanistischen Bildung gegenüber, die ganz ausschließlich auf dem griechischen und römischen Alterthum beruhte, sah sich unsere nationale Literatur stets vorwiegender auf den Schatz des eigenen Volksgeistes angewiesen. Da aber die Dichtkunst nicht im bloßen Volksliede erschöpft werden kann, und, um als Kunst zu gedeihen, der ernsten Pflege dazu Berufener bedarf, mußte die von den Gelehrten verächtlich bei Seite geschobene Poesie immer mehr zerfallen, wozu dann äußerlich nicht wenig die Zerrüttung Deutschlands, die politischen wie die religiösen Kämpfe beitrugen; und vollends alle noch übrig gelassenen Blüthen ertödtend ging der eisig kalte Sturmwind der Glaubensspaltung über die deutsche Dichtung hin, während die poetische Literatur in den von der Reformation verschonten oder wenig berührten Ländern eine bewundernswürdige Entwickelung fand. Während gleichzeitig in katholischen Ländern Literatur, Wissenschaft und Kunst ihr goldenes Zeitalter feierten, ward in Deutschland jene Begeisterung, jenes Hinstreben nach Einem Ziele, wodurch allein Großes erreicht werden kann, verkümmert, ertödtet, bis man zur widerlichen Ausländerei, zum sklavischen Nachahmen der Franzosen hier, der Engländer dort herabgesunken war. Indem ferner die Reformation, das gläubige Gefühl im Volke unleug-

*) Gervinus a. a. O. Bd. IV.

**) Vom Bearbeiter. Vergl. Bd. VIII. (Geschichte des Mittelalters Bd. IV.) Kap. XXV. S. 1008 f.

bar abschwächend, die Religion aus dem bisherigen heiteren Gebiete sinnlicher Erscheinung in eine mehr metaphysische und poetisch unfruchtbare Region verwies; indem sie endlich die Gegenwart scharf vom Mittelalter und dessen Sagen und volksthümlichen Erinnerungen abschied, hatte sie in der That alle lebendigen Wurzeln verschnitten, aus denen allein die Dichtung ihre gesunden Blüthen wieder emportreiben konnte. So blühte jetzt in Deutschland neben dem weltlichen Volksliede, das im 12. bis 14. Jahrhundert entstand, im 15. wuchs, im 16. in voller Blüthe stand und besonders das wirklich Erlebte zum Stoff nahm, in der Kunstdichtung nur noch der handwerksmäßige Meistersang, der aber keine Poesie mehr ist, so wie ganz gemäß dem Charakter der Zeit die komisch-satyrische und auch theilweise die didaktische Gattung; die eigentliche Epik, von kleineren und heiteren Erzählungen abgesehen, flüchtete in das Volksbuch, den Volksroman, der auch das Legendarische in sich aufnahm. Es erhielt und entwickelte sich zu reicher Entfaltung auch der kirchliche Volksgesang und das Kirchenlied, zwar nicht als Errungenschaft der Reformation, wohl aber haben die Reformatoren, namentlich Luther, diesen Schatz für ihre Bestrebungen zu verwerthen verstanden, wie denn überhaupt die Irrlehrer aller Zeiten ihre Lehre durch Lieder zu verbreiten, durch dieselben auf das Volk zu wirken suchten. Wird aber Luther der „Vater des evangelischen Kirchenliedes" genannt, so ist dies ebensowohl nur im uneigentlichen Sinne zu verstehen, als daß er der Vater der Reformation gewesen, wofern diese „Demonstration des Verstandes" lediglich die allerdings durch ihn herbeigeführte Krisis einer längst begonnenen Bewegung war. Er selbst war nach seinem eigenen Geständnisse viel zu wenig Dichter, als daß er es vermocht hätte, durch eigene selbstständige Lieder das Volk für seine abweichenden Lehren zu gewinnen. Er behielt die alten allbekannten Lieder bei und veränderte nur diejenigen Stellen, die mit seiner Lehre im Widerspruch standen. Hierdurch erreichte er zugleich den Vortheil, daß das Volk in dem Glauben bestärkt wurde, es sei nicht auf Kirchentrennung, sondern nur auf Reinigung der Kirche von abergläubigen Zuthaten abgesehen. Viele seiner Freunde fingen, in Folge seiner Aufforderung, an, neue Lieder im Sinne und Geiste der neuen Kirche zu dichten, denen aber meist alte bekannte Melodien zum Grunde gelegt wurden; ihre Zahl wuchs mit der Zeit gewaltig

an, jedoch waren sie meist so schlecht, daß Luther sich selbst mißbilligend darüber aussprechen mußte, in welch letzterem Sinne dann auch Göthe von der „unerquicklichen Dogmatik des protestantischen Kirchenliedes" spricht. — Was der Poesie verderblich war, gereichte indeß der Prosa zum Nutzen, da der Verstand an die Stelle der Poesie trat. Die Bibel-Forschung und Uebersetzung, die Polemik, die Predigten, katholische wie protestantische, die Nothwendigkeit für beide Religionsparteien, literarisch auf das Volk einzuwirken, um es zu gewinnen, zu überzeugen, alles dies trug mächtig zur Ausbildung der Prosa bei, wozu dann noch tüchtige Leistungen auf dem Gebiete der Geschichtschreibung und die meisterhafte, kühne, ja allzukühne und darum in's Geschmacklose überstreifende Sprachgewandtheit des größten komischen und satyrischen Talents unserer Nation, des Johann Fischart, kamen; der vielen Sammlungen von Schwänken, Possen, Anekdoten, der großen Menge kleinerer satyrischer Schriften, deren Reihen die von Thomas Murner und Ulrich v. Hutten eröffnen, nicht zu gedenken.

Es begreift sich, daß in der großen und schrecklichen Katastrophe des 16. Jahrhunderts die Poesie sich verfinsterte und verbitterte. „Sie wurde die Magd der Parteien, von ihnen auf alle Art geschändet und mißbraucht. — Niemals, weder vor- noch nachher, fühlte, dachte, redete und schrieb der deutsche Mensch roher, ungeschliffener, unflätiger, als im Zeitalter der Reformation und des ihr nachfolgenden Jahrhunderts. Wie zart waren die Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts gegen die des 15. und 16. In die Atmosphäre der Reformation eingetaucht, vergröberten sich die Geister auf eine ganz merkwürdige Weise, man kann es fast eine Besessenheit nennen. — Das Ueberhandnehmen der Teufelsgespenster, der Hexenprozesse, der magischen Künste ꝛc. hängt genau damit zusammen. Nie, weder vor- noch nachher, hatte der Teufel größere Macht in Deutschland, was selbst Die zugeben müssen, welche das wirkliche Dasein des Teufels leugnen und ihn nur in der Einbildung existiren lassen. In die schauerlichen Nachtstücke dieses Zauber- und Gespensterwesens, dieser Scenen in Folterkammern und am Rabenstein pfiffen sodann die lustigen Piccoloflöten der Humanisten hinein, von denen jeder ein kleiner Lucian sein wollte und die alte wie die neue Kirche zugleich verhöhnte, lachende lustige Teufel neben den grimmig grinsenden, wie in den gleichzeitigen

Gemälden von Callot und Höllenbreughel. — Das Gesammtbild der deutschen Dichtung im Reformationszeitalter ist ein Zerrbild, halb mit dem Ausdruck menschlichen Irrsinns, halb mit dem teuflischen Triumphes. Das wenige Gute und Gesunde, zuweilen sogar noch eine Spur des verlornen Heiligen, nimmt sich doch nur dürftig aus im Vergleich mit der breiten Masse des Schlechten und Gemeinen. Das fromme Vaterlandsgefühl äußert sich nur noch klagend unter der Tyrannei ausländischer und dämonischer Gewalten. — Die gebundene Rede wich je mehr und mehr der ungebundenen. Die Prosa wurde in jeder Beziehung Meister über die Poesie und hauptsächlich durch die große Verbreitung der unübertrefflichen Luther'schen Bibelübersetzung wurde die Schriftsprache festgestellt. Indessen war diese letztere schon lange vor Luther im sogenannten Mitteldeutsch vorgebildet, welches naturgemäß zwischen der ober- und niederdeutschen Mundart, als eine Mischung aus beiden, immer breiteren Boden gewonnen hatte. Zur Einführung einer gleichförmigen deutschen Schriftsprache half am meisten der zunftmäßige Bücherdruck. Man pflegt diese Veränderungen in Sprache und Schrift zu preisen und als segensreiche Frucht der Reformation anzusehen. Aber sehr mit Unrecht. Die deutsche Sprache hat dadurch an ihrem ursprünglichen Reichthum und an der Fähigkeit, aus dem innern Organismus heraus sich fortzubilden, so wie an Wohllaut wesentlich verloren. Sie ist viel ärmer und viel steifer geworden, als sie früher war. Mit Mühe und Noth hat man sie, und zwar erst im vorigen Jahrhundert, wieder geschmeidiger gemacht."*)

Hans Sachs. 1494 – 1576.

Die Schriften des bedeutendsten Dichters der Zeit, Hans Sachs, zeigen, daß die hergebrachte Form der kurzen Reimpaare der neueren Sprache nicht mehr angemessen war und der Verfall der poetischen Technik tritt bei ihm so auffallend hervor, daß man einsieht, wie eine gänzliche Umgestaltung der deutschen Verskunst, wie sie nachmals Opitz durchführte, eine Nothwendigkeit wurde. Dieser Nürnberger Meistersänger und Schuh-

*) Wolfg. Menzel, deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit, II. Stuttgart, 1859. Vergl. über die Sprache, in diesem Bande, Abtheil. I. Kap. 9. S. 309 f.

macher leistete das Vorzüglichste im Gebiete der heitern und komischen kleinern poetischen Erzählung. Mit ihm ging die Meistersängerei auch zu Ende, da in Folge der Reformation, an der er selbst als Freund Luthers Antheil nahm, der Renaissancestyl alle älteren Formen verdrängte. Während er in seiner dumpfen Schusterwerkstatt nur handwerksmäßig reimen gelernt hatte und seine Knittelverse um nichts besser waren, als die der andern immer roher gewordenen Verfasser der Fastnachtsspiele, zog sein mächtiger Wissenstrieb nicht nur alle poetischen Erinnerungen der Kirche, des Kaiserthums und Ritterthums, der Volkssagen ꝛc., sondern auch der antiken Welt zu sich herein, und was immer die Humanisten von alter Mythologie, Geschichte und Poesie wiedererweckt hatten, das konnte dem Heißhunger seiner Empfängnißbegierde nicht entgehen. Indem er nun die engen Wände seines Zimmers zu einem Panorama aller Zeiten und Völker ausdehnte, übertraf er an Universalismus alle seine Vorgänger und war der Erste, der überhaupt der deutschen Poesie das Ziel anwies, Weltpoesie zu werden. In ihm concentriren sich daher nicht blos seine nächste Vergangenheit und Zukunft, das Mittelalter und die Renaissance, sondern er erscheint auch als Prophet der neuesten Zeit, in der alle Geschmäcke sich gemischt haben, die deutsche Dichtung das Erbe aller Zeiten und Räume in sich aufgenommen hat. Ich will nicht verhehlen, daß mir die Stoffsucht des Hans Sachs, die Habgier, die allen poetischen Stoff der Welt zusammenplünderte, besser gefällt, als die Formsucht des berühmten Opitz, der ein Jahrhundert später bei fast gänzlicher Vernachlässigung des Stoffes nur leichtere und gefälligere Sprachformen suchte. Denn man darf nie vergessen, daß in der Poesie der Stoff allezeit die Hauptsache, die Form nur Nebensache ist. Allein die Stoffbegierde des Hans Sachs war nicht minder krankhaft und unnatürlich, wie die leere Formkünstelei des Opitz, weil er ohne Wahl alles zusammenraffte und die deutsche Poesie zu einem bloßen Packhof voll Waarenballen und Fässer machte. — Als passiver Poet war Hans Sachs einer der größten auf Erden, als activer einer der kleinsten. Seine eigene Erfindungsgabe ist schwach, nur in den Schwänken zeichnet ihn eine originelle, überall naive und treuherzige Schalkhaftigkeit aus. Seine Sprache ist aber fast ohne Ausnahme ohrzerreißend, unerträglich hart."*)

*) W. Menzel, a. a. O.

Dieser erstaunlich fruchtbare Dichter war ein eifriger Protestant, täuschte sich jedoch keineswegs über die Gefahren und Extravaganzen der neuen Lehre, fühlte sich vielmehr beständig von dreierlei Parteien umgetrieben, „erstlich von den Maulchristen, darnach von den Romanisten und von den Religiösen; sind eines Tuches drei Hosen, die er nicht ziehen kann". Seine poetische Anlage — bemerkt Eichendorff — wendet ihn noch häufig zu den altritterlichen Stoffen von Siegfried, Fortunat, der Magellone u. s. w., während er zugleich der erste ist, der, nachahmend und reproduzirend, das klassische Ritterthum volksmäßig bei uns einführt. Allein es sind weder die großen Gedanken, welche die romantische Vergangenheit belebten, noch die plastische Schönheit des heidnischen Alterthums, was ihn anzieht, sondern die darin zerstreuten kleinen Charakterzüge und moralischen Nutzanwendungen, die er in tausend wechselnden Formen verarbeitet. Und so objectiv auch oft seine Dichtung und Allegorie erscheint, so ist es doch eigentlich nur seine eigene Individualität und liebenswürdige Persönlichkeit, die Alles färbt und belebt; seine Helden, türkischen Kaiser und heidnischen Ritter sind durchaus Nürnberger Patricier, sein Patriotismus ein bürgerlicher Gemeinsinn, seine Poesie ein löbliches Handwerk, wie der ganze Meistergesang, den er vorzüglich zu Ehren gebracht.

Der Zwischengattung zwischen der Meistersängerei und der Renaissance gehören auch zwei geschichtliche Dichtungen an, die man noch zu den Chroniken zählen kann. Erstens der Thewrdank, ein auf Befehl und unter den Augen Kaiser Maximilians I von Melchior Pfinzing niedergeschriebenes allegorisches Gedicht vom Leben desselben Kaisers (gedruckt 1517, 1518; Ausgabe von Haltaus 1836). Burkard Waldis fügte 1553 eine Menge Verse mit moralischen Sentenzen hinzu. Eine viel schönere Zugabe sind die Holzschnitte des Hans Schäufelen. Das zweite Werk, der Weißkunig, ist nach Angabe Maximilians I von Marx Treitzsauerwein in Prosa gedichtet und enthält die Vorgeschichte zum Thewrdank, nämlich das Leben Kaiser Friedrichs II, worin die Anfänge seines Sohnes Max eingeflochten sind. Der weiße König ist der deutsche Kaiser, der blaue ist der König von Frankreich, die braune Gesellschaft sind die unbotmäßigen Niederländer. Alles ist hier noch verkünsteltere Allegorie und noch verstecktere politische Moral,

als im Thewrdank. Das Werk wurde durch Holzschnitte des berühmten Burgkmayer verschönt.

Joh. Fischart.

Das Verderbniß in der Kirche hatte längst zur Satyre aufgefordert. Schon seit einigen Jahrhunderten hatte man sich an den Pfaffenschwänken ergötzt. Aber die Harmlosigkeit des Spottes wurde nach und nach vergiftet durch lauernden ingrimmigen Haß, der bald in juvenalischer Entrüstung, bald in lucianischer Frivolität der Kirche einen unversöhnlichen Haß ankündigte. Wir haben gesehen, daß hierin in Italien, gleichsam unter den Augen Roms, der Ton angegeben wurde. In Deutschland, wo bald eine förmliche „grobianische" Literatur entstand, sind auf dem Gebiete der Satyre die bedeutendsten Namen Fischart, Murner, Hutten. Der Erstere — genannt Mentzer, gestorben 1581 als Stadtschreiber in Straßburg — der als Satyriker weit über dem Franzosen Rabelais steht, welchen er in seinem Hauptwerke „Gargantua" benützte, ist zwar von der höchsten Bedeutung für die Literatur- und Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts, weil er eine unerschöpfliche Fundgrube ist für Alles, was in Sitte und Sprache, in Liebe und Haß, in Anekdote und Sprüchwort, in Gesang und Lied damals noch im deutschen Volke vorhanden war; aber noch entschiedener, als dies in den neueren Bearbeitungen des Thierepos der Fall, pflanzt er die Parteifahne der hitzigen und verbissenen Befangenheit und satyrischen Bosheit wider das ganze Bestehen der Kirche auf und trägt daher eine große Schuld an der jetzt hereinbrechenden Verwilderung unserer Literatur, eine Schuld, welche die Thatsache, daß wir an ihm wohl den größten Satyriker der neuern Zeit besitzen, allerdings nicht aufzuwiegen vermag. Der vollständige Titel von Fischarts Hauptschrift lautet: „Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung von Thaten und Rhaten der von kurtzen langen weilen Vollen wolbeschreiben Helden vnd Herren Grandgusier, Gargantua vnd Pantagruel u. s. f. — Etwann von M. Rabelais Französisch entworfen, nun aber vberschrecklich lustig um einen teutschen Model vergossen u. s. f. Durch Huldreich Ellopostkleron (1575)." Dieser Titel bezeichnet Fischarts Weise und Kunst, in seltsamen Wörtern und wunderlichen Wortfügungen und Wortgebilden, „die wunderlich krabatisch in die Ohren lauten", den Leser zu wecken und zu spannen,

dabei aber schon in den Wörtern seine satyrischen Stacheln anzubringen. „In diesem bacchanalischen Gewirr von Witz und Sprachkraft kommt man vor lauter Reichthum zu nichts — urtheilt Gervinus — und die Leichtigkeit, mit der Fischart seine Gaben geltend macht, kommt dem Leser desto schwerer an. So gigantisch und ungeheuer die Großmäuler sind, seine Helden im Gargantua, so auch seine Sprache in diesem Werke, allein es ist keine Symmetrie weder in den Figuren noch in der Sprache." In seinen religiösen Streitschriften, mit welchen er seine literarische Thätigkeit begann, ist er zwar besser und besonnener als Hutten, aber schon in einem dieser Erstlingswerke, „der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit (1571)", gibt er eine gereimte Erklärung zu einem Holzstich, auf welchem der heilige Franziskus im wörtlichen Sinne in den Koth getreten wird; in einer ähnlichen Erklärung des Thieraktus im Straßburger Münster wird der Papst als Fuchs von einem Schwein und einem Bock in Prozession getragen u. s. w.; und in seiner beißendsten Satyre, dem gereimten „vierhörnigen Jesuitenhütlein (1580)", nennt er die Jesuiten, die überhaupt seiner Laune häufig herhalten müssen, bald Jesuwider, bald Sauiter oder Götzsuiter und Schüler des Ignaz Lugiovoll. Ein Jahr früher hatte er die bekannteste und wenigst seltene seiner Schriften, und die erste in Prosa erscheinen lassen, eine Umarbeitung eines holländischen Buches von Phil. Magnitz van Aldegonde (überhaupt bearbeitet er wohl fremde Stoffe, aber übersetzen kann er noch nicht; er macht den fremden Stoff vollständig sich zu eigen und benutzt ihn, um in seiner „fantastengreulichen Art" Beziehungen nahe- und fernliegender, passender und unpassender Natur anzuknüpfen, fremde Wörter komisch zu verdeutschen) unter dem Titel: „Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms" u. s. f. Ferner bearbeitete Fischart des Rabelais prognostication und die 1508 von Heinrichmann lateinisch herausgegebene prognostica in dem Büchlein: „Aller Practic Großmutter. Die Dickgeprockte Pantagruelinische Betrugdicke Proedie oder Pruchnastiket Lestafel, Bauernregel und Wetterbüchlein u. s. f. Durch den wohlbeschreiten Mausstörer Winhold Alcofribas Wüstblutus von Aristophans Uebelstatt u. s. f. (1574)." Spott über die Kalendermacher und Wetterpropheten. Sein „glückhaftes Schiff (1576)" beschreibt einfach die lustige Fahrt der Zürcher mit dem Hirsebrei, den sie auf dem Rhein noch warm nach Straßburg brachten, zu einem

dortigen Freischießen. Nicht zu vergessen ist übrigens, daß Fischart des Bodinus de majorum daemonomania, eine wüthende, für die Hexenverfolgung gegen den menschenfreundlichen Wierus gerichtete Schrift bearbeitet, empfohlen und vermehrt hat.

Thomas Murner. 1475—1536.

Fischart steht indeß noch weit höher, ist besser und besonnener als Thomas Murner aus Straßburg, ein unsteter, vagirender, eitler, Brant und Geiler nachäffender Mönch, der anfänglich für einen Freund Luthers und Reuchlins galt, in seiner „Narrenbeschwörung" und „Schelmenzunft" Geistliche und Klöster verspottet und dann ebenso maßlos gegen Luther im „großen lutherischen Narren" und in Ketzeralmanachen zu Felde zog.

Ulrich v. Hutten. 1488—1523.

Vollends kriegerisch tritt die protestantische Literatur mit Murners Gegner, Ulrich v. Hutten, auf, dem sich selbst übersteigenden, einseitig politischen Reformer. „Der leitende Gedanke in seinen Schriften — sagt Eichendorff — ist die Wiederherstellung des Urdeutschthums, so wie eines angeblichen Urchristenthums, und daher die absolute Vertilgung der Juristen und des Klerus. Da diesem reformatorischen Unternehmen aber Papst und Kaiser meist sehr unbequem im Wege standen, so wird neben den heftigsten Angriffen gegen den erstern (z. B. in seiner „Trias") auch der Gehorsam gegen Kaiser und Reich bedingungsweise als unrecht und sündhaft dargestellt, ja gelegentlich, nachdem Hutten vom Herzog von Würtemberg persönlich gekränkt worden, sogar die Tugend des Tyrannenmords gepredigt. Er stützt sich überall auf das Volk, und doch sollen die Pfaffen und Juristen nur durch rohe Waffengewalt des Adels ausgerottet werden. Er will deutsche Einheit durch Einigkeit der Gesinnung, und doch lockert er einerseits sophistisch an dem einzigen politisch noch zusammenhaltenden Reichsverbande, während er andererseits gerade der Eifrigste ist, die einige Volksgesinnung in ihrer Wurzel zu spalten und in wüthenden Religionsparteien Deutsche gegen Deutsche auf Tod und Leben an einander zu hetzen. Hutten, mit seinen großen Talenten und Leidenschaften, ist ein warnendes Beispiel der modernen Zerrissenheit und hat die Poesie des Hasses bei uns eingeführt." Hutten gehört übrigens nur

mit einem geringen Theil seiner Schriften der deutschen Literaturgeschichte an, denn sie sind ursprünglich lateinisch geschrieben, und verlieren in der Uebersetzung, was auch von dem „Gesprechbiechlein new Karstheus", dessen Uebersetzung er selbst besorgte, gilt. Die „Beklagung der Freistelle deutscher Nation", die „Klage vnd vermahnung gegen die vbermeßige vnd vnchristliche gewalt des Papstes vnd der vngeistlichen geistlichen" sind nicht satyrischen Inhaltes. – An der Fortsetzung der lateinischen „Briefe der Dunkelmänner" von Crotus betheiligte der fränkische Ritter und abenteuernde Humanist sich gleichfalls. „Man muß das große Talent Huttens gelten lassen und ihn wegen seines Mißgeschickes bemitleiden. Man darf auch seine krankhafte Erhitzung und maßlose Leidenschaft mit seinem körperlichen Zustand entschuldigen. Allein seine Affektationen können uns nicht gefallen und uns auch keine Achtung vor ihm einflößen. Die Eitelkeit und der Drang, sich um jeden Preis vor Andern geltend zu machen, haben ihn doch viel mehr beherrscht, als echte Begeisterung. In seiner patriotischen Erzürnung vermissen wir das sittliche Moment, und in seinem Reformationseifer den Glauben." (Menzel, a. a. O.)

Thierdichtungen und Volksbücher.

Indem wir von den allegorisch-satyrischen Thierdichtungen, die ganz eigentlich dieser Periode angehören, des Georg Rollenhagen (1542—1609) „Froschmeuseler" oder der Frösch vnd Meuse wunderbare Hofhaltung", eine Nachahmung der homerischen Batrachomyachie, wegen der anschaulichen, lebendigen Darstellung und Schilderung, der reinen Sprache und des geschickten Versbaues erwähnen, und von den zahlreichen Sammlungen von Schwänken, Anekdoten und Possen des Franziskaners Joh. Pauli (eines ehemaligen Juden und Herausgebers der Predigten von Geiler) „Schimpf (Scherz) und Ernst", gehen wir zu den volksmäßig bearbeiteten Volkssagen und eigentlichen Volksbüchern über. Zu jenen gehört vor allen die von Dr. Faust, welche den immer weiter aus einandergehenden Zwiespalt der Zeit, den Gegensatz von Glauben und Verstand, des Volkes Ueberlieferung von der siegreichen Gewalt des Glaubens über den widerchristlichen, verneinenden, hoffärtigen Verstand, tiefsinnig und scharf bekundet. Auf einen wahrscheinlich zu Kreidlingen in Schwaben gebornen und von Paracelsus, Sickin-

gen u. A. gekannten Faust, weil er sich durch magische Künste und wunderliche Streiche bekannt gemacht, übertrug die Volksüberlieferung alle die Thaten und Fahrten und Zaubereien, welche der Aber- und Wunderglaube seit Jahrhunderten einzelnen merkwürdigen, durch großes Wissen ihrer Zeit auffallenden (Albertus Magnus), abenteuerlichen oder mythischen (Zauberer Virgilius) Persönlichkeiten zugeschrieben hatte. In diesem Sinne gehört denn auch der Faust zu den komischen Volksbüchern, wie „Eulenspiegel", „Lalenbuch", „Finkenritter" u. A., die gleichsam als Typen erscheinen, um welche sich die vereinzelten lächerlichen und abenteuerlichen Sagen gruppiren, so daß, wie Faust als Held des Wunder- und Aberglaubens und des damit verbundenen Komischen und Wunderlichen, der „Eulenspiegel" — diese treffende Bezeichnung des thörichten Klugen, in welchem der Mensch seine eigenen Thorheiten belacht, diese Selbstverspottung aber ebenso wenig gewahr wird, wie die Eule im Spiegel ihre Häßlichkeit sieht — als Personifizirung der Streiche und Witze des auf Kosten der Einfältigen lebenden verschlagenen Landfahrers erscheint, die „Schildbürger" im „Lalenbuche", die Einfalt und Albernheit der sich weise dünkenden Bürger und städtischen Vorstände erscheinen, und im „edlen Finkenritter mit dem tapfern Kavalier Hans Guck in die Welt" die fantastisch lügenhafte aber witzige Prahlhanserei humoristisch behandelt, die abenteuerliche Lust zu reisen und diese Reisen zu beschreiben trefflich parodirt wird, als Vorbild für den „Schelmufski" des 17. und den „Münchhausen" des 18. Jahrhunderts. Es spiegelt sich in diesen Büchern recht lebendig der Humor jener Zeit, der sich über Alles lustig macht und karikaturartig alles Verkehrte in den Zuständen verhöhnt, welches Verkehrte der Mutterwitz des Volkes überhaupt so trefflich herauszufinden weiß. Erst allmälig trat jene Selbstironie hinzu, hinter welcher der deutsche Volksgeist, indem er mit der alten Zeit und seiner poetischen Selbstständigkeit abschloß, seinen Unmuth und seinen Druck verbarg. Dann trugen die Religionswirren die zersetzende Verbitterung und den verdummenden, entsittlichenden Hexen- und Teufelsspuk hinzu, bis endlich der große deutsche Krieg Alles in jene schon geschilderte grauenhafte Verwilderung auflöste.

„Der durch die Reformation tief zerrüttete Katholizismus in Deutschland mußte sich in seiner Noth an Italien und Spanien anlehnen (nicht an Frankreich, welches trotz seiner Katho-

lizität aus politischen Gründen dem Calvinismus und Protestantismus in Deutschland Hülfe bot). In Italien und Spanien war aber die Renaissance, die Wiedererweckung des antiken Geschmacks, schon übermächtig geworden. Wie in der kirchlichen Baukunst, Skulptur und Malerei, so auch in der Poesie, wurde der ältere germanische, fränkische oder gothische Styl durch den der Renaissance verdrängt. Der Papst selbst machte sein Rom zur Musterschule dieses neuen Geschmacks und der die ganze katholische Welt beherrschende Jesuitenorden kannte keinen andern. Aus diesem Grunde nun wurde auch das katholische Deutschland demselben unterworfen. Alle deutschen Bischöfe, die sich in ihren Sitzen behaupteten, alle Väter der Gesellschaft Jesu, die in Deutschland ihre prächtigen Kollegien bauten, alle katholischen Fürsten endlich, die mit ihrem Ansehen und mit ihren Reichthümern die Kirche eifrig unterstützten und ihre Feste mit kaum je vorher gesehener Pracht begingen, wetteiferten in der Einführung des Renaissancestyls und opferten demselben die alten gothischen Kirchen und Kunstwerke, welche erwiesenermaßen in katholisch gebliebenen Ländern häufiger niedergebrochen worden sind, als in lutherischen, im katholischen Franken und Bayern z. B. öfter als im lutherischen Sachsen und Württemberg. — Auf die katholische Poesie in Deutschland mußte dieser Umschwung der Dinge wesentlichen Einfluß üben. Jene heilige Einfalt und Demuth, die in den Dichtungen unseres Mittelalters vorwalteten, mußten verschwinden. An ihre Stelle trat, wie in der Kirchenmalerei, so in der kirchlichen Poesie, das antike Pathos, die Schwunghaftigkeit und Koquetterie des Renaissancestyls. Wie Michel Angelo und die Carracci christliche Märtyrer nur noch wie den leidenden Laokoon, Herakles und Philoklet darstellten, wie sie überall gewaltsame Situationen und Affekte heraussuchten, so gefielen sich auch die katholischen Dichter in leidenschaftlichen und übertriebenen Schilderungen. Die merkwürdigste Neuerung aber war der Gebrauch der antiken Mythologie selbst noch in ausschließlich christlichen Dichtungen. Sannazar ging hier mit dem Beispiel voran, dem auch die deutschen Jesuiten fast alle nachfolgten. — Wer begreift nicht, daß es eigentlich die Aufgabe der katholischen Poesie gewesen wäre, an der Gothik festzuhalten und die Renaissance denen zu überlassen, die kein Mittelalter, weder in der Kirche noch im Reiche mehr anerkennen wollten! In neuerer Zeit wird dies in Frankreich einge-

sehen und tief empfunden, und man kehrt dort zur Gothik zurück. In Deutschland aber konnte vor dreihundert Jahren diese Einsicht nicht reifen, weil man sich in einem höchst bedrängten Kriegsstande befand und mit dem Schutze Roms und Spaniens die Renaissance gleichsam mit in den Kauf nehmen mußte" *).

Niederländische Literatur.

Im 15. Jahrhundert, der Periode so großer Fruchtbarkeit an ausgezeichneten Geistern, hatten die Niederländer nichts von hervorragender und selbstständiger Bedeutung aufzuweisen. Indessen bildete sich die Sprache durch Uebersetzungen aus und setzten sich die Regeln des Versbaues fest. Was an Blüthen sich angesetzt hatte, das verkümmerte unter den bürgerlichen Unruhen und dem langen Streite zwischen den Hoekschen und den Kabbeljawschen (Angeln und Kabeljaus); selbst der Handel sank und die Studien wurden vernachlässigt, freilich um im folgenden Jahrhundert um so mehr zu gedeihen.

Zur Entwicklung der Volkssprache trugen wesentlich die Rednerkammern (Kamers der Rederykers), eine den Meistersängerstuben ähnliche Einrichtung, wesentlich bei. Ein jeder dieser Sängervereine legte sich einen Blumennamen mit einer Devise bei und die Mitglieder bildeten eine Art von Hierarchie: Kaiser, Fürst, Aeltester, dann Macher, Finder (vinder); die Einen hatten eine bestimmte Art von Versen zu liefern, die Andern ordneten die Ceremonien. Man zählte bis zu 200 dieser Kammern, und alle waren stark besetzt; hohe Personen bewarben sich um die Mitgliedschaft und auch Philipp von Burgund gehörte dazu. In einer Versammlung zu Antwerpen im Jahre 1561 vertraten 1473 Personen die Vereine von eilf Städten. Indem sie für die eine oder die andere Faktion Partei ergriffen, übten sie Einfluß auf die Politik, und kamen mit der Satyre, dem Epigramm, dem Lied dem Schwert und dem Feuerrohr des Soldaten zu Hülfe. So sah sich denn schon der Herzog von Burgund genöthigt, ihren Uebergriffen beschränkend entgegenzutreten. In der Reformationszeit setzten dann die Rederykers die religiösen Lehren in Scene oder nahmen sie zu Gegenständen ihrer dichterischen Aufgaben; ebenso kräftigten sie den Widerstand gegen die Spanier und forderten die Strenge des Herzogs von Alba heraus.

*) Menzel, a. a. O.

Damals war es, wo Erasmus durch eine Gelehrsamkeit, die der Feinheit seines Geistes gleich kam, sich berühmt machte. Um sich von seinen Kämpfen mit den Protestanten zu zerstreuen, übersetzte Coornhert einige der besten Bücher des Alterthums. Marnix schrieb religiöse Satyren. Die Schwestern Wischer und Spiegel richteten ihr Streben auf Reinigung der Sprache und Verfeinerung der Poesie. Der Held der letztern war der in Holland noch unerreichte Vondel († 1679). Bor ward der Geschichtschreiber der Niederlande; Plantin stellte einen Thesaurus teutonicae linguae zusammen; Peter Hooft war Historiker und Dramatiker; Cats war trotz seiner Eintönigkeit und Frivolität sehr gern gelesen, vielleicht wegen seiner eifrigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Die Gelehrsamkeit und namentlich die Philologie machte große Fortschritte, und die lateinischen Poeten, wie Grotius, Heinsius, Barlaeus, blühten hier noch um 1600, als in andern Ländern ihre Blüthe bereits im Vergehen war. So folgte auf das goldene Zeitalter der holländischen Literatur die klassische, bis sie in der Zeit Ludwigs XIV zur bloßen Nachahmung der französischen Schriftsteller herabsank.

Nordische Literatur.

Indem die noch in der Bildung begriffenen skandinavischen Sprachen sich abschliffen und vervollkommneten durch die Bibel-Uebersetzungen, gereichte die Reformation der Literatur in jenen Ländern zum Vortheile. Erst spät ward das schwedische Idiom geschrieben, obgleich Euphemia, Königin von Norwegen, Großmutter des Magnus Smeck, Königs von Schweden, bereits 1508 die Geschichte Alexanders und Karls des Großen übersetzen ließ, der Bischof Nicolaus Hermanni gab sodann eine Uebersetzung des Lebens des hl. Ansgarius. Die Unionskönige, welche zumeist in Dänemark ihren Sitz behielten, kümmerten sich wenig um die Literatur. Die Klöster waren reich, aber die Geistlichen unwissend. Die Kenntniß des Lateinischen war so gering, daß der Regierung häufig die zur Führung des Schriftverkehrs in dieser Sprache geeigneten Personen fehlten; Volksunterricht gab es gar nicht. Das Hauptstudium war die Theologie, und bereits im 14. Jahrhundert hatte Mathias, Canonicus von Linköping, auf den Wunsch der hl. Brigitta die Bibel übersetzt. Steno Sture stiftete eine Schule für

die höhern Studien, um zu verhindern, daß die jungen Schweden zu ihrer Ausbildung nach Kopenhagen gingen und von Christian gewonnen wurden. Sixtus IV bewilligte Upsala eine Universität mit den Privilegien derer von Bologna, Gustav Wasa ließ jedoch diese Hochschule verkümmern. Uebrigens begünstigte dieser König die Wissenschaften und gründete eine Bibliothek, während zugleich mit der Reformation neue Studien eingeführt wurden. Laurenz Pederson, der die Bibel übersetzte, schrieb zugleich das erste Lustspiel in schwedischer Sprache, den „Tobias".

In den nachfolgenden Kriegen wurden Wissenschaften und Literatur vernachläßigt. Doch aber brachte Karl IX sein eigenes Leben in Verse; Gustav Adolf stattete die Universität mit den Gütern seines Hauses aus, vermochte aber nicht, ihr eine dauernde Ordnung zu geben. Seine Tochter Christine wandte auf die Studien eine ganz besondere Sorgfalt, und da die Gelehrten in zu geringer Anzahl vorhanden oder mit den Staatsangelegenheiten beschäftigt, in der Kirche oder der Armee angestellt waren, so berief sie Ausländer, denen wirklich Schweden das Wiederaufleben der geistigen Kultur verdankte. Es bekundeten nun auch mehrere vom Adel Geschmack für die Literatur und für die klassische Gelehrsamkeit. Und als sodann die Reformation das Band zwischen Schweden und Deutschland enger knüpfte, war auch der geistige Wechselverkehr ein lebhafter. Die bereits im Jahr 1483 in Stockholm eingeführte Buchdruckerei erhielt sich, weil sie als ein Regal betrachtet wurde, und erst im Jahr 1613 entstand die erste Papierfabrik im Lande.

Georg Stjernhjelm, als Sohn eines dalekarlischen Bergmanns im Jahr 1598 geboren, studirte, reiste und dichtete „Hercules" so wie ein Lehrgedicht „von der Tugend".*) Die beiden Historiker Johann und Olaus Magnus erzählten in schönem Latein sinnlose Fabeln. Die Brüder Olaus und Laurenz Paderson schrieben beide Geschichten von Schweden, und um deren Kenntniß mehr zum Gemeingut zu machen, wollte Johann Massenius, Sammler vieler geschichtlicher Denkmäler, fünfzig historische Schauspiele für die Jugend schreiben, vollendete indeß nur fünf derselben.

---

*) Marmier, Hist. de la literature en Danemark et en Suède. Paris, 1839.

Hedraeus († 1659) gründete ein Observatorium. Unter Karl IX begann man eine trigonometrische Messung des Reiches, von welchem Andreas Buraeus im Jahr 1626 die erste Karte lieferte; die von Olaus Magnus entworfene kann nämlich nicht in Betracht kommen. — Die Medizin war nur Empirismus und Charlatanismus. — Die einfache Gesetzgebung forderte kein erhebliches Wissen.

Wir fügen hier, als Nachtrag zu diesem Kapitel, einen Exkurs bei über einen Gegenstand, der, um so weniger er irgendwie gründlich gekannt ist, desto mehr geeignet sein dürfte, das Interesse der Freunde dieses Werkes in Anspruch zu nehmen. Der Gefälligkeit des in diesem Spezialgebiete äußerst bewanderten Herrn Professor Dr. Chr. Schlüter in Münster verdanken wir nämlich noch nachfolgende Abhandlung über die

Lateinische Poeten der Gesellschaft Jesu.

So wie in der mythologischen Symbolik und Emblematik und in der Erforschung des Ideengehalts der ältern Religionssysteme, zeichneten sich die Väter der Gesellschaft Jesu auch im Studium der Poeten des Alterthums, vor Allen der Römer aus. Allein sie begnügten sich nicht, eine Theorie der Poetik aufzustellen und jene großen Dichter von welthistorischer Bedeutung nach dem Maßstabe einer großen Theils aus ihnen selbst geschöpften, aber durch das Evangelium erleuchteten Kritik zu beurtheilen, sondern bei ihrer gründlichen Kenntniß, namentlich der lateinischen Grammatik, bei ihrer Gewandtheit in der lateinischen Sprache, bei ihrer umfassenden und gründlichen Belesenheit in der lateinischen Literatur und bei den von der Regel und Einrichtung des Ordens selbst herbeigeführten rhetorischen und poetischen Uebungen in diesem Idiom, verbunden mit der religiösen Begeisterung für die Kirche, einer kosmopolitischen und selbstständig freien Gesinnung und dem mächtigen Selbstgefühl des Ordens in dessen gewaltiger Gliederung nach Innen und gleicher Unabhängigkeit nach Außen, fühlten sie sich gedrungen, auch die Poesie zu reformiren und gleichsam christlich zu regeneriren und ihr das großartige Gepräge und den individuellen Charakter ihres Ordens, der die Welt geistig zu erobern bestimmt schien, aufzudrücken, wobei es sehr merkwürdig ist,

wie trotzdem universellen gemeinsamen Gepräge die Individualität jeder einzelnen Persönlichkeit, die an diesem Werke Theil nahm, auf's Schärfste und Bestimmteste hervortrat. Sie hatten zu Vorgängern und Vorbildern nächst den Klassikern einen Prudentius, den ältesten christlichen Horaz, einen Boethius, einen Augustinus, Ambrosius, Fortunatus und andere christliche Poeten aus der Zeit der Väter, die herrlichen Kirchengesänge und Sequenzen eines Notker, Johannes von Fidanza, Thomas Aquinas und anderer großer kirchlicher Poeten des Mittelalters, den Septimelensis*), entfernter, obgleich der Zeit nach näher, den geniereichen, wenn auch ungeregelt übersprudelnden Baptista Mantuanus, auch Spagnoletto genannt, und die zahlreiche Schaar namentlich der italienischen, in der Form mit Römern und selbst Griechen wetteifernden, wenn auch größten-

*) Erst nach Abfassung des Vorstehenden ward es uns möglich, von dem für unsern Gegenstand wichtigen Werke: Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus ou Notices bibliographiques

1. de tous les ouvrages publiés par les membres de la compagnie de Jésus depuis la fondation de l'ordre jusqu'à nos jours;

2. des apologies, des controverses réligieuses, des critiques littéraires et scientifiques suscitées à leur sujet. Par Augustin et Alois de Backer de la même compagnie. Liège. Grandmont-Donders. 1853. II. série 1854. III. série 1856. für kurz Einsicht zu nehmen. Es enthält mitunter ausführlichere Angaben über das Leben, die Werke und verschiedene Ausgaben unserer neulateinischen Dichter, ja mitunter bedeutende Berichtigungen Jöchers u. A. So findet sich z. B. in der 2. Serie, Seite 48. Albert d'Augières, der Dichter, geb. zu Arles 1634, gest. 1653, als besondere Person verschieden von Edmund d'Augières, mit dem ihn Jöcher identificirt zu haben scheint. Wir ersuchen daher den geneigten Leser, bei unserm Aufsatz dieses Werk zu Rathe zu ziehen, da es uns nicht vergönnt war, unsere sämmtlichen Angaben mit den in selbem enthaltenen zu vergleichen und sie darnach zu ergänzen und nöthigenfalls zu berichtigen. Ueberhaupt aber betrachten wir unsere Darstellung nur als einen vorläufigen Versuch, wodurch einer ausführlicheren und besseren Arbeit die Bahn gebrochen werden möge. In einer solchen aber würde namentlich den Epen und den Dramen der Poeten des Ordens eine vollständigere Aufmerksamkeit zu widmen, dann auch noch diejenigen Dichter desselben besonders zu erwähnen sein, welche, wie schon der vortreffliche Pater Spee und in neuerer Zeit Denis in der Muttersprache zu dichten versuchten und die Fesseln des fremden Idioms, das doch immer in nicht geringem Maße den freien poetischen Flug hemmen mußte, von sich zu werfen wagten.

theils an Inhalt fast völlig heidnischen Poeten des Leonischen Zeitalters im 16. Jahrhundert, einen Francastoro, die Flaminier, namentlich den Marcus Antonius Flaminius, einen Naugerius, Cotta Castiglione und Vida, die Poeten der Humanisten von Deventer und Münster, einen Rudolph von Langen, Joannes Murmelius, Hermann von dem Busch, den ermländischen Bischof Dantiscus und manche nicht unbedeutende lateinische Dichter der Franzosen und Niederländer, die zum Theil ähnlich den Dichtern des Leonischen Zeitalters und anders als die von Deventer und Münster, sich ganz an den alten Götterolymp der Griechen und Römer verkauft hatten oder doch abwechselnd im christlichen und im Geiste des Heidenthums und der heidnischen Weltanschauung dichteten und meistens beide Elemente seltsam vermischend, zwischen beiden schwankten. Indem sie aber selbst Poeten wurden, war ihnen die Wahl der Weise bei der Stellung, die sie zur Kirche und zur Welt einnahmen, nicht zweifelhaft: die Poesie sollte und mußte nicht nur eine christliche, sie mußte eine römisch-katholische, zugleich aber unter ein und demselben Charakter eine vollendet kosmopolitische werden; innerhalb dieser Idee und Bestimmung jedoch durfte der Falke des Genies nach individueller Begabung nach jeder Richtung und zu jeder ihm gestatteten Höhe auffliegen und seine Beute erschauen. Innerhalb derselben Idee war der individuellen und nationalen Bestimmtheit jedes einzelnen Geistes die freieste, reichlichste Berechtigung gestattet; ja der ganze Götterolympus durfte auftreten, frei schalten und walten im Gebiete der Poesie; die Kraft der Idee, die Gewalt des Glaubens und die mächtige Begeisterung konnten ihn ohne irgend eine Gefahr ertragen und im freien Spiele der Poesie zu deren Triumph verwenden. Aber nicht nur in einem Feld und Gebiet, in einer Gattung der Poesie mußte die umfassende Regeneration stattfinden; wie durch einen höheren Instinkt erstreckte sie sich über alle und befaßte Epos, Lyrik und Drama, und so sehen wir im Gebiete des Ordens eine neue, neulateinische poetische Literatur- und Dichterwelt vor und nach vor unsern Augen sich aufrollen, in welcher Erscheinungen und Leistungen hervortreten, die den größten aller Zeiten nicht nur dem Geiste und Inhalt, sondern auch der Form nach, kühn sich zur Seite stellen dürfen, wie bereits Gottfried Herder von vielen unter ihnen, namentlich aber in Beziehung auf Jakob Balde in seiner Ter-

psichore u. a. O. nachgewiesen hat. Dem Balde aber stehen ein Sarbievius, Vanierius, Gazaeus, Hosschius, Becanus, Rapinus und viele Andere ehrenvoll zur Seite. Allein die Richtung des Zeitgeistes und der Geist der modernen poetischen Literatur, zugleich antichristlich und antihistorisch, hat diese und andere Heroen der christlichen Poesie nach Möglichkeit in Schatten zu stellen und dem Vergessen zu überliefern gesucht. Ja, selbst katholische Geschichtschreiber der Geschichte des Ordens nennen in ihren bändereichen Werken nur wenige seiner großen Dichter, welche sie dazu nur im Vorübergehen charakterisiren, meistens sehr oberflächlich, oft noch dazu ganz verkehrt und falsch. Es kam noch hinzu, daß die Wahl des Idioms seitens dieser Dichter, die in der majestätischen, aber todten, wenngleich dennoch im christlichen Kultus, in Wissenschaft und Kunst ewig lebendigen Sprache, das Beste, was sie gedacht und empfunden, wie in einen Felsen einzuhauen gedachten, wo dasselbe weithin sichtbar und allen gebildeten Geistern für alle Zeiten zugänglich sein sollte, bei der späteren Wendung des Geistes der Literatur unter den ersten neueuropäischen Kulturvölkern zum Nationalen nach Inhalt und Form, zu deren Ungunst ausschlug. Ihre großen Erzeugnisse wurden fast nur noch von Gelehrten, die noch dazu es meist vorzogen, ihre poetischen Genüsse an der Quelle, d. h. bei den altrömischen Dichtern selbst zu suchen, bevor sie sich den Nachgebornen zuwandten, studirt und gelesen. Eben dadurch wurden zugleich die Exemplare stets seltener und schwerer zugänglich. So erachten wir es denn nicht für unzweckmäßig, hier wenigstens an die Namen einer Reihe von größtentheils ausgezeichneten Dichtern des Ordens wieder zu erinnern, die uns nur zufällig vor und nach zur Kunde gelangten, von denen aber die Meisten nur vereinzelt aufzufinden und deren Namen in Werken, wo man sie am ersten suchen sollte, nicht erwähnt werden, dann aber wenigstens auf einige von ihnen etwas näher einzugehen und ihre vorzüglicheren Werke nach Inhalt und Form genauer zu charakterisiren. Wir nennen der Hervorragenderen vierundzwanzig nach der Folge ihrer Geburt und ihres Auftretens:

D'Augières, Cabillavius, Gazaeus, Guinisius, Hugo, Kreihing, Joninus, Sarbievius, Avancinus, Hosschius, Wallius, Bisselius, Remondus, Balde, Masenius, Becanus, Sautelius,

Ines, Rapinus, Commirius, Frizon, Ceva, Sanadon, Vanierius.

Nach ihnen nennen wir ohne besondere Ordnung noch Folgende:

Rocetus, Bencius, Susius, Parthenius, Zamagna, Nihusius, Montmorencius, Vincartius, De Kerck-Gede, Widl, Ruaeus, Carrera, Musculus, Dondinus, Balbinus, Cevius, Cellottus, Donatus, Grumselius, Malapertius, Sanctius, Bidermannus, Van der Hagen, Bauhusius, Sabeus, Kautius, Alfius, Falinarius, Harbequius.

D'Augières, Edmund, aus Troyes in der Champagne, starb 1590 zu Como, wurde 1550 zu Rom Jesuit, war Rektor in verschiedenen französischen Collegien und Provinzial von Guienne; er war ein vortrefflicher Redner und ausgezeichneter Dichter. Ueber Leben und Schriften des merkwürdigen Mannes vergl. Jöcher, allgemeines Gelehrtenlexikon, Leipzig 1750, Bd. I p. 638. Wir heben unter seinen Gedichten hervor: die treffliche epische Schilderung: Rache wegen der sicilischen Vesper; die Ode Johannes der Täufer; die Aufmunterung zur Philosophie; seine merkwürdige Epistel an F. v. Fürstenberg.

Cabillavius, Balduinus, geb. 1568 zu Ypern, gest. 1652 im 84. Lebensjahr; er war lector literarum humaniorum, scholarum praefectus, vier Jahre lang Missionär. Von seinen höchst vortrefflichen Gedichten voll Zartheit, reicher Poesie und treffenden Witzes sind bekannt: lemmata novo-antiqua, pancarpia ex natura, historia, moribus, illigata tetrastichis, Ypris 1614. Epigrammata selecta; Magdalena, elegiacum carmen. Antw. 1625. Phosphorus, sive Joannes Baptista ejusque nativitas, vita, mors, lyricis, symbolicis, epigrammatis, elegiis; Magdalea silva; Epistolae Heroum et Heroidum; Venatio sacra; Agar secundo exul. Lov. 1642. Ausgaben: Antverpiae 1636, Norimbergae 1698. Seine sinnvollen Naturbilder sind bald erhaben, bald reizend; ebenso ausgezeichnet die Epigramme auf Pythagoras, Heraklit, Epikur, Homer, Virgil und Thomas a Kempis.

Gazaeus, Angelinus, geb. 1568 zu Arras, starb 1653. Er lehrte Rhetorik und griechische Sprache fünf Jahre lang; ward Präfekt der untern Klassen des Jesuitenkollegs zu Lüttich, später Rektor der Collegien zu Arras, Valenciennes, Cambray, und war drei Jahre lang Sekretär beim Ordensgeneral Claud.

Aquaviva. Er schrieb Pia hilaria 2 Bde. und Elegiae. Sie erschienen in einer schönen Ausgabe zu London 1657, zu Köln 1731, (Vgl. die deutsche Uebersetzung aus den Pia hilaria im Versmaß des Originals, Münster bei Theissing, Einleitung). An den Alten gebildet, unter denen er vorzüglich den Plautus bewundert und vor Augen gehabt zu haben scheint, verbindet er mit schlagendem Witz und köstlichem Humor eine wahrhaft Shakspearische Beobachtung der Natur und menschlicher Gemüthsart und Sitten. Bald ist er erschütternd erhaben, namentlich im moralischen Gebiet, bald tief rührend und ergreifend, immer fein, scharf und bestimmt und voll lebendiger frischer Naturwahrheit. Als humoristischer, fein komischer, mitunter auch sarkastischer Dichter steht er einzig nicht nur unter den Neulateinern, sondern unter den Dichtern überhaupt da. Balde hat im encomium torvitatis, in welchem ihm der Satz omnes ingeniosi melancholici zum Thema dient, vorzüglich dem Angelinus Gazaeus ein großes Lob gespendet, den Balde mehr als den Martialis um seine Scazonten beneidet. In „de studio poet.“ sagt er über ihn: Haud absimili melancholia praeditum fuisse accepimus A. Gazaeum, ipsissimum auctorem piorum hilarium, ut publicae professionis titulum statim intelligas. Idem morosus ac laetus, dulcis et acidus, facundus et taciturnus, comis et aver, jucundus et torvus fuit. Ita perhibent viri fide dignissimi. Gustatis ejus salibus dicendum st aliquid Samsonicum: De torvo exiit hilaritas et de amaro egressa est dulcedo. Tales orbe toto plures maximi nominis viros, philosophos ac poetas (wir können Ariost und Garrick nennen) cum temperamento melancholico torvos fuisse contendo, hodieque vis alios reperiri. In hunc finem integra paraenesis proponitur, vultuosae torvitatis encomium, juventuti ad ardua tendenti festire insinuans. cf. Balde Cyr. 2, 49 v. 19.

Gazaeus, bemerkt ein neuerer Kritiker, scheint mit der Sprache etwas frei umzugehen. Aber den Muthwillen seiner komisch-ernsten Genialität an die polirte Sprache des Augustin'schen Zeitalters binden zu wollen, wäre unnatürlich. Was kümmert es ihn, ob Plautus oder Cicero oder Apulejus das Wort gebraucht hat, wenn er nur seinen Witz darin aussprechen kann? Der mit solchem Humor auch die einfachsten Erzählungen zu würzen versteht, wie z. B. im praeludium: hic nivem hanc

novam sibi visus Apenninus opperirier, sed falsus ille tam fuit, quam longus est, oder in Conaxa: Crevere nasi haeredibus palmos decem, der muß auch neue Wörter schaffen dürfen, was er aber dennoch nicht thut. Wie seine Scazonten sind seine Jamben vortrefflich und besser als die Terentianischen.

Guinisius, Vincentius, aus einer adeligen Familie zu Lucca, trat 1601 in den Orden, gest. 1653, war zu Rom Professor der Rhetorik, dann Sekretär beim Ordensgeneral. Er schrieb: Poesis vario carminum genere, drama de s. Ignatio. Guinisius ist ein ausgezeichneter, reich begabter Dichter; unter andern feiert er auch wiederholt Papst Urban VIII, der als Kardinal Barberini höchst vortreffliche lateinische Poesien herausgab, welche in glänzenden Folio- und Octav-Ausgaben mehrmals erschienen. Er schildert ihn Ode IV als einen christlichen Plato, Ode V als einen christlichen Pindar, Ode III als einen Ambrosius rc. und scheint zu ihm eine ähnliche Stellung eingenommen zu haben, wie Ferdinand von Fürstenberg zu Papst Alexander VII, als Gesandter in der Geschichte des westfälischen Friedens unter dem Namen Kardinal Chisi bekannt, dessen vortreffliche Poesien unter dem Titel philomathi philomusi lusus juveniles mehrfach erschienen und unter andern von Balde, Barlaeus und Nihusius in seinem panegyricus in den Himmel erhoben und dem Größten an die Seite gestellt wurden, was je die weltliche und heilige Poesie Herrliches hervorgebracht habe.

Hugo, Hermannus, geboren 1588 zu Brüssel, starb 1629 als Almosenier des spanischen Feldherrn Spinola als Opfer seines Eifers an der Pest. Er schrieb Pia desideria gemitus et suspiria in dreimal 15 Elegien, Gotha 1701 und 1707 bei Gottfried Vockerodt, Leipzig 1721. — Diese vortrefflichen Elegien sind vielfach übersetzt, z. B. Französisch 1627, Deutsch 1628, Flämisch 1629, Englisch 1686, Holländisch 1724. Sie liegen den wundervollen Gesängen des spanischen Jesuiten Pedro de Salas zu Grunde, welcher sie gleichsam poetisch transfigurirte. Vergleicht man beide Dichter, so findet man sich unwillkürlich geneigt, das Original für eine Uebersetzung und die Gesänge des Salas für die ursprünglichen Poesien zu halten, die in die lateinische Elegienform nicht ohne Nachtheil eingezwängt wurden. An Tiefe, Wahrheit und Feuer des Gefühls, mächtigem Seelenschwung, Kühnheit und Erhabenheit der Phantasie dürfte Hugo kaum eines Gleichen unter den neulateinischen Dichtern haben. Auch

sind seine Gedichte rein christlich, und er nimmt aus der Mythologie der Alten nur diejenigen Erzählungen und Züge auf, welche als allgemein religiöse oder moralische Symbole für alle Zeiten und auch im christlichen Gebiete ihre volle Geltung haben, ähnlich wie es auch Dante that. In allen Ausgaben des Hermann Hugo finden sich Vignetten in Kupferstich oder Holzschnitt, in welchen die Seele ihrem himmlischen Vater oder ihrem Heiland gegenüber in den verschiedensten Lagen, Stellungen und Verrichtungen als ein Kindchen abgebildet ist.

Kreihing, Joann, aus Deventer, Rektor zu Bamberg und Erfurt, Beichtvater des Kurfürsten von Mainz, schrieb sechs Bücher poemata aposcholasmatica, emblemata ethico-politice carmine explicata, starb zu Würzburg 1670 im 75. Lebensjahr. Er wetteiferte mit Properz, den er vorzüglich zum Vorbilde gehabt zu haben scheint. Vergl. Elegie X: Ueber die Eitelkeit der Mädchen. Mit Auszeichnung ist auch die Elegie: Klage der Mutter Gottes über das verlorene Jesuskind zu nennen, so über den Gehorsam, auch: der Seesturm am Vorgebirge der guten Hoffnung.

Sarbievius, Mathias Casimirus, der polnische Horaz genannt, geb. 1595, lehrte zu Wilna, ward Dr. theol. und königlicher Hofprediger, starb zu Warschau 1640 den 2. April. Er schrieb vortreffliche lateinische Oden 4 Bücher, ein Buch Epoden und Epigramme. 1747 kamen zu Wilna Sarbievii Odae VII, quae in libris lyricorum non habentur, nach Manuskripten heraus. Es existiren von seinen Gedichten viele Ausgaben, z. B. im kleinsten Sedez 1634 Antverpiae. In klein 8. Parisiis, typis Barbou 1759, sehr schöne Ausgaben; in groß 8. Budae stereotypo regiae universitatis Hungaricae, 1824, Taschenausgabe stereotyp, edd. Friedemann. Lipsiae, Wigand. Ratzmann übersetzte ihn, etwa die Hälfte seiner Oden auch Rechfeld, einzelne sehr vortrefflich Silbert und Moritz Bachmann. Urban VIII ließ auch durch ihn den Hymnen des Breviers eine bessere Form geben. Tiefes religiöses Gefübl und Patriotismus sind die belebende Seele seiner Oden. Sehr viele sind an den polnischen Adel, andere an die hohe Geistlichkeit gerichtet. Wir heben hervor die überaus zarten und hochpoetischen Oden, welche ihre Themata aus dem hohen Liede nehmen, z. B. l. IV. Od. XIX. und XXI., die unvergleichlich herrliche Ode Buch IV. Ode XXVII. über die Sündfluth und ihren Patriarchen und die an Erhaben-

heit und Pracht unerreichte Ode an die himmlische Weisheit, die sechste unter den Epoden, von welcher Silbert eine vortreffliche dem sapphischen Versmaß angenäherte Uebersetzung in Reimen in seinem Dom heiliger Sänger geliefert hat. B. IV. Od. XX. an die heilige Jungfrau, ein Votivgesang. An Eleganz und Klassicität in Sprache und Vers wird dem Sarbievius der Vorrang vor Balde gegeben, welcher überhaupt minder antik, dafür aber viel mannigfaltiger, erfindungsreicher und genialer ist. Horaz würde vielleicht die Gedichte des Sarbievius pulchra, die des Balde aber dulcia genannt haben, indem jene durchgänglich mehr für die Phantasie und den Verstand geschrieben scheinen, diese aber gleichsam unwillkürlich sich des Herzens bemächtigen und das Gefühl bezaubern. Witz, Humor und Scherz sind dem Sarbievius völlig fremd. Gilbertus Joninus, Hoschius und viele andere neulateinische Dichter feiern ihn hoch.

Ein gründlicher Kenner der neu- wie altlateinischen Poesie spricht sich neuerdings über ihn also aus: Er ist reiner in der Sprache als Balde, wird aber an dichterischer Fähigkeit von ihm übertroffen. Die Kürze, nach welcher er strebt, macht ihn oft dunkel. Wer sich von dieser Kürze und seiner antiken Empfindungs-, Anschauungs- und Ausdrucksweise überzeugen will, der mag nur seine zweite Ode des ersten Buches lesen, die dem Horaz unterschoben werden und namentlich durch den Schluß selbst einen Scaliger, den schwärmerischen Bewunderer des Quem tu, Melpomene, semel entzücken könnte. Vergl. Daniel in seiner Schrift über Gaume.

Joninus Gilbertus, geb. 1596 in der Auvergne, starb 1638. Er war ein fruchtbarer trefflicher Dichter, schrieb vier Bücher Oden und ein Buch Epoden, Anthologia sacra, Musae Gratiae religiosae, Anacreon Christianus etc. Auch griechische Gedichte. Siehe Jöcher l. II. p. 1962. Man sehe seine Oden an Sarbievius.

Avancinus, Nicolaus, aus Tyrol, starb 1685, lehrte zu Grätz und Wien, war Rektor der Kollegien zu Grätz, Passau und Wien und Visitator in Böhmen. Er schrieb lyrica Od. lib. IV und Epod. lib. I., welche wiederholt herausgegeben wurden, z. B. Viennae Austriae 1670. Ferner poesis dramatica etc. cf. Jöchers allgemeines Gelehrtenlexikon. Avancinus als Dichter ist geistvoll, elegant, streng, kräftig, oft von großer spekulativer Tiefe (vergl. Epoden VII.), doch nie weich, noch lieblich und

mannigfaltig wie Balde und Bissel; er ist durchgängig erhaben. Man vergl. I. 1. 28, 30, 26, und Epod. 22.

Hosschius, Sidronius, geb. 1596 zu Markem bei Ypern, starb 1669 zu Tongern. Er hütete in der Kindheit bei seinem Vater die Schafe, gelangte aber durch seine Poesien nach dem Tode zu solchen Ehren, daß er, wie behauptet wird, auf Geheiß Papst Alexanders VII von den vornehmsten lateinischen Dichtern besungen wurde. Er lehrte humaniora, schrieb vier Elegien de Ganda, sechs Bücher Elegien, de cursu vitae humanae, de Christo patiente, de lacrimis S. Petri etc. Seine Gedichte wurden 1656 zu Antwerpen in 8., 1688 mit denen des Jacob Wallius zusammen in 12. herausgegeben. An Reinheit und Eleganz der Latinität wie an Vollendung der Verse wird er dem Balde und selbst dem Sarbievius vorgezogen, obwohl er dem ersten an Genie, dem zweiten an Großartigkeit der Poesie bei weitem nicht gleichkommt. Viele seiner Elegien erinnern indeß durch ihre Anmuth und Lieblichkeit an die des Tibull. Vergl. Silberts Dom h. Sänger. Noch erwähnen wir der Elegien: An die Elegie, an Sarbievius und an den Schlaf. Ein Freund und Kenner der neulateinischen Poesie spricht sich über ihn so aus: In Bezug auf Sidronius Hosschius unterschreibe ich das von Baillet mit französischer Zierlichkeit ausgesprochene Urtheil, das in der zu Brüssel 1839 erschienenen Ausgabe der Werke des Dichters sich findet. C'est par nécessité, plutôt que par bienséance, que j'ai cru devoir marquer le temps de la naissance et de la mort, aussi bien que la qualité et le pays de Sidronius Hosschius, de peur qu'on ne s'y trompât en le croyant né aux siècles les plus heureux de Rome florissante sous prétexte qu'il égale les premiers d'entre les anciens Poètes Latins qu'elle a produits, et que ces écrits semblent nous porter à le confondre avec eux". Nichts wahrer als dieses, nur daß er in der Eleganz, Leichtigkeit und Durchsichtigkeit der Verse Catull, Tibull und Properz entschieden und Ovid beinahe übertrifft, wenigstens ihm gleichsteht. Das Ovidische

Sponte sua carmen numeros veniebat adeptos

scheint auch bei Hosschius der Fall gewesen zu sein. Die Anmuth seines ersten Distichon seiner ersten Elegien ist in allen, nirgends Härte oder Zwang. Durchgehends, wo es der Rythmus erfordert, wenn auch minder in der zweiten Hälfte und in dem ersten und letzten Worte des Hexameters, wo oft das Gegen-

theil anmuthiger ist, greift ein Theil des Versfußes aus dem vorhergehenden Worte ins folgende und bringt auch dadurch den Versaccent in die schöne Opposition mit dem Wortaccent. Die Cäsur, sei es die einfache oder doppelte, ist ohne Tadel. Von gleicher Schönheit sind die Pentameter. Nur zweimal in seinen sämmtlichen Elegien schließt ein mehr als zweisylbiges Wort, lacrimis lib. II. 7. und chrysolithis lib. III. 4., während bei Ovid dieser Mißklang gegen zehnmal vorkommt. In den seltenen Fällen, wo er nicht ein zweisylbiges Wort gebraucht, setzt er nach den Regeln des Wohlklangs zwei einsylbige, sat est, oder elidirt die vorletzte Sylbe. Ein Catullianisches Troja virum et virtutum omnium acerba cinys oder dictaque factaque sunt hat er sich nirgends erlaubt. Die Ursache, warum seine Sprache und Form so vollendet, findet Perlkamp in den eigenen Worten des Dichters lib. III. 3:

Nam mea dum priscis committo carmina scriptis,
Sive tuis, Naso, sive Tibulle tuis:
Et pudet et nostrae subeunt factidea venae,
Meque rudem quamvis non putor, esse queror.

Wallius, Jac., geb. 1599 zu Courtrai, gest. 1680, lehrte humaniora und war an verschiedenen Orten Missionär. Er schrieb viele lateinische Gedichte, die zu Antwerpen 1656, 1657 und 1699 zusammen erschienen. Er strebte nach vollendeter Reinheit und Eleganz in Sprache und Versbau und erlaubte sich in dieser Beziehung nichts, was er nicht durch Stellen in den Klassikern rechtfertigen konnte. Unser Kritiker sagt über ihn: dem Sidronius (Hosschius) steht sein Freund Wallius würdig zur Seite. Er wird von Brouckhousius ad Propert. I. 2. omnibus poeticae artis laudibus florentissimus und ad Tibul. I, 1. omnium Jesuitarum longe cultissimus genannt. Was seine Gedichte unter seiner scharfen Feile geworden sind, spricht Hosschius in der schönen, über alles Lob erhabenen Elegie aus: Flos et amor vatum etc. Steht er dem Hosschius würdig zur Rechten, so möchte ich den Becan ihm zur Linken stellen.

Bisselius, Joan, geb. 1601 zu Babenhausen in Schwaben, starb 1677 zu Amberg. Er lehrte eine Zeitlang Poesie, Rhetorik, Ethik und polemische Theologie zu Dillingen, Ingolstadt und Amberg. Er war Freund des Bischofs Ferdinand von Fürstenberg. Unter seinen Gedichten sind die vorzüg-

lichsten: Deliciae veris, deliciae aestatis, argonauticon americanorum libr. XV. veteris et novi testamenti tuba jambica, Icaria, silvicastrium, cliens marianus palma boica. Latinität und Versbau sind etwas nachlässig, doch ist sein Vortrag leicht, natürlich, mannigfaltig. In einer überreichen Fülle von Poesie wechseln in den zwei ersten Werken die feinsten, zartesten, originellsten Naturbeschreibungen, kleine Reisebeschreibungen und Schilderungen aus seinem Privatleben mit poetisch ausgeführten Erzählungen aus dem alten und neuen Testamente, aus der Legende, seltener aus der Profangeschichte. Unter den Erzählungen in den Ergötzungen des Frühlings heben wir als Beispiel die von dem dankbaren Storch und die überaus schöne von dem Gang der Jünger nach Emaus, von den übrigen des Dichters Museum, unter denen des Sommers die bekannte Legende von Vigilantius Vitalis hervor (Sommers El. 6), der im Anblicke der Schönheit eines seltenen Vogels und indem er seinem Gesange lauschend nicht merkt, wie Tage, Monde, Jahre, Jahrhunderte unterdeß vergehen, den Psalmisten nicht tadeln lernt, wenn er sagt: Tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag. Reich an den seltensten und originellsten poetischen Schönheiten ist vor allem der Cliens Marianus, der von Manchen sogar dem Balde zugeschrieben wird. Man vergl. z. B. das Marienbild des französischen Königs im Walde; nie vielleicht ist ein poetisches Stillleben mit dem Zauber gemalt oder gedichtet worden. Bissel ist ein feiner Beobachter der Natur, seiner selbst und menschlicher Sitten, ein durchaus ursprünglicher Dichter; mit dem ganzen Götterolymp hat er nichts zu schaffen. Er ist zu reich an eigenem Vermögen, zu voll von christlichen Gefühlen und Anschauungen, als daß für ihn noch Platz wäre. Zum Theil um dieser Eigenschaften und zugleich der Frische, Naivität und Wahrheit seiner Beobachtungen willen war er der Liebling der Dichterin Antonette von Droste, die ihn mit innigstem Ergötzen las, wie kaum einen andern Dichter und ihn hoch über alle neulateinischen Poeten setzte. Ganz besonders bewunderte sie des Dichters Museum und die Erzählung von Susanna. (El. 4.)

Remondus, Franc., geb. zu Dijon 1558, starb 1631 zu Mantua an der Pest, ein feiner, vortrefflicher Dichter; er lehrte an verschiedenen Orten Theologie und Philosophie mit großem Ruhme. Er schrieb epigrammata, elegiae VIII. de divinis amoribus und VII, die er alexias nannte. Die Schriften er-

schienen zusammen Antwerpen 1623 in 8. — Seine Epigramme namentlich über die heilige Jungfrau sind nicht so sehr witzig und scharfsinnig als zart und poetisch; es sind kleine, überaus schöne Miniaturbilder. Auch in der poetischen Epistel ist er ausgezeichnet.

Balde, Jacobus, geb. zu Ensisheim 1603, starb zu Neuburg 1668, lehrte Rhetorik, war churbaierischer Hofprediger zu München. Ueber sein Leben cf. Herders Terpsichore und die Ausgabe seiner carmina lyrica cur. Franc. Hipler, Münster, 1857, in der Einleitung, wo auch alle Ausgaben seiner Gedichte und die Uebersetzungen derselben ins Deutsche genannt werden. Unter seinen vortrefflichen, allgemein bewunderten lateinischen Gedichten hebt man nebst den vier Büchern Oden und einem Buch Epoden hervor: batrachomyomachia, in zehn Büchern, voll Anspielungen auf Personen und Ereignisse des dreißigjährigen Krieges und schon in dieser Beziehung merkwürdig und wichtig, Urania victrix, encomium torvitatis, vergl. das oben unter Gazäus angeführte, de abusu tabaci, de vanitate, mundi, silva lyrica, satyra de eclipsi solari die 12. Augusti 1654, de laudibus Mariae, vor Allen den unvergleichlichen Schwanengesang des Dichters, poesis osca s. drama georgicum, in quo belli mala, pacis bona repraesentantur; Maximilianus I. Austriacus redivivus, endlich das Drama Jephte. So vortrefflich seine lateinischen Gedichte sind, so mittelmäßig und übel gerathen sind seine wenigen deutschen. Balde's Feder erwarb ein Rathsherr von Nürnberg und verwahrte sie in einer silbernen Kapsel. Gedichte 1660 zu Köln in 12. Vollständige Ausgabe in 8 Bdn. Monachii 1729. Carmina selecta edidit et notis illustravit Jos. Conr. Orellius Turici 1818, carmina lyrica ed Benno Müller, Monachii 1844, item Franc. Hipler, Monaster., 1857. Unter den neulateinischen Dichtern ist unstreitig Balde der bei Weitem ausgezeichnetste an Charakter, Geist, Genialität, poetischer Fülle und Mannigfaltigkeit, Gelehrsamkeit und tief besonnener Kunst. Er kennt die Natur, das Leben und die Menschen, ist kindlich und männlich zugleich, bis zum Heroismus, vereint Gefühl und Verstand mit Phantasie, Witz und Humor, ist der Sprache und des Verses auf eine erstaunenswerthe Weise mächtig und unerschöpflich an neuen Ausdrücken, Wendungen und Figuren, gleichsam ein lyrischer Shakspeare, und erledigt ein jegliches Thema mit tiefem Verstande und auf

eine überraschende, die Erwartung übertreffende Weise. Seine zartesten, geniereichsten und schönsten Gedichte sind seine Mariengesänge, in denen er eine Raphaelische Anmuth und Mannigfaltigkeit zeigt; doch ist er auch bei jedem andern Gegenstand und Thema und in jeder Dichtgattung ausgezeichnet und leistet Außerordentliches. Bei seiner reichen Ader und klaren Einsicht in das Wesen und die Regeln der Poesie verschmäht er doch die klassischen Vorbilder nicht, die ihm gegenwärtig und geläufig waren wie Wenigen. Ein wie selbstständiger Dichter er aber war, und wie unabhängig von großen gefeierten Mustern, bei aller Anerkennung und gerechten Bewunderung, die er ihnen zollte, zeigt namentlich seine Abhandlung über die Dichtkunst und besonders sein Urtheil über Horaz. Wir verweisen den Leser auf das schöne Denkmal, welches Herder in der unserm Dichter gewidmeten Zeitschrift Terpsichore Balde, dem Dichter, dem Menschen, dem Philosophen, dem Patrioten aufgestellt hat. Nach allem diesem darf es uns nicht wundern, wenn Balde der christliche Horaz genannt ward und wenn er als der König der neulateinischen Poeten angesehen wird. Göthe schreibt über ihn an Herder: Recht herzlich danke ich für Deinen Dichter (Balde); er bleibt bei jedem Wiedergenuß Derselbe, und wie die Ananas erinnert er einen an alle gut schmeckenden Früchte, ohne an seiner Individualität zu verlieren. Zum Beweis, wie kühn und geschickt zugleich er die Mythologie zu benutzen versteht, nennen wir l. I. Ode 2 An Guelfus Lasius; centies repetita placebit, als Beispiel seiner Erhabenheit und hohen Schwunges die Marienode l. 2. Ode 11: Waldrast, als Probe seines tiefen Naturgefühls und der Fülle und Schönheit seiner Naturbilder l. 3. Ode 45: Lob des Hirtenlebens, ein Gegenstück zu Horazens Beatus ille; l. 2. Ode 20: die schwebenden Gärten und Ode 36: an den Schlaf, der nichts an Lieblichkeit gleich kommt, als Exempel seiner Stärke im Anmuthigen und Niedlichen l. 3. Ode 43: An seinen Hänfling, worin er des Catullus berühmten Sperling zu überbieten strebt. Von seiner beispiellosen Gewandtheit, Mannigfaltigkeit und Feinheit im Ausdruck l. 1. Ode 10: der zur Besinnung zurückgekehrte Samson. Endlich seiner Stärke in Kontrasten und kühner Genialität l. 3. Ode 4: Die sterbende Genovefa, der wir weder aus alter noch aus neuer Zeit noch aus irgend einer Sprache eine ähnliche an schauerlicher Erhabenheit an die Seite zu stellen wüßten.

Unser schon wiederholt angezogener Kritiker sagt von ihm: Was könnte ich über Balde dem hinzufügen, was Herder, Orelli und ein M. im Conversationslexion von Binder gesagt haben. Er ist, sagen sie, minder klassisch als Sanazar, Sadulet und andere italienische Dichter; dies sage ich auch; er steht in dieser Beziehung auch unter den lateinischen Dichtern Belgiens. Ob er dem goldenen oder silbernen Zeitalter ein Wort, eine Redensart entlehnt, das kümmert ihn nicht sehr, wenn es dem Ausdruck seiner Gedanken nur dient. Wallius hielt es für nöthig, respectu sui durch ein Beispiel aus Ovid sich in einer besondern Note zu rechtfertigen. Solche ängstliche Sorgfalt kennt Balde nicht, wie man aus seinen Gedichten und aus seiner dissertatio de studio poetico ersehen kann. Was aber den Versbau betrifft, so möchte ich wissen, ob die gelehrten Philologen auch daran Etwas zu tadeln finden. Er ist Herr über die Form, und sie fügt sich ihm willig, wie der Lehm unter der Hand des Töpfers. Wo ist bei ihm ein Flickwort, wo auch nur eine Spur von einer durch Wortarmuth erzeugten Construction? Man vergleiche in diesem Punkte den größten aller Latinisten, den Muret, als Dichter mit Balde: welcher Abstand! Muret wollte nur klassisch schreiben, er hat es gethan, er konnte Klassikern Fragmente unterschieben, die einen Scaliger täuschten. Aber um die Klassicität mit keinem Worte zu verletzen, wie hat er im Bau der Verse ringen müssen! Denn daß ihm, wie er selbst sagt, das Versemachen nur Spiel gewesen sei, das glaube ich ihm nicht. Wenn er bei erlittenem Tadel seine schlechten Verse durch schlechte Verse aus Catull vertheidigt und dabei im Aerger über die Recensenten seiner Zeit Hoccine saeculum! ausruft, so ist das eine Rechtfertigung, die eines solchen Latinisten sehr unwürdig und, abgesehen von andern Beweisen, ein nicht rühmliches Licht auf die vorgegebene Leichtigkeit seiner Versification wirft. Wenn aber Balde einige seiner Gedichte extemporalia nennt, so glaube ich ihm sehr gerne. Uebersetzungen: Herder, Neubig, Aigner, Silbert.

Masenius, Jacobus, geb. 1606 zu Dahlen im Jülichschen, starb am Ende des 17. Jahrhunderts, lehrte Rhetorik. Außer seinen lateinischen Poesien schrieb er palestra eloquentiae, palaestra stili Romani, speculum imaginum veritatis occultae per symbola, emblemata, palestra poetica. Sein Hauptgedicht ist Sarcotis, eine Art allegorischen Epos; Sarcotis (die Mensch-

heit) in Beziehung auf den Abfall und die Erlösung. Herder stellt ihn hoch; Milton soll die Sarcotis bei seinem verlornen Paradiese vielfach benutzt haben.

Becanus Guilielmus, geb. 1608 zu Ypern. Unter seinen lateinischen Werken zeichnen sich die Idyllen auf die Geburt Jesu in elegischen Versen aus, welche von hoher, poetischer Schönheit, auch in der äußern Form vortrefflich sind. Silbert übersetzte sie im Dom heiliger Sänger „das Kindlein Jesu in zehn Elegien" 3—40. Sein Latein und seine Kunst im Versbau wird bewundert. Ed. Norimbergae 1738.

Sautelius, Petrus Justus, geb. 1613 zu Valence in der Dauphinée, starb 1662 zu Tournon, lehrte zwölf Jahre Rhetorik und schöne Wissenschaften. Er war ein hochbegabter, durch Feinheit des Geschmacks, Eleganz und aus den Dichtern der Alten geschöpfte Geistesbildung, die er kannte wie Wenige, höchst ausgezeichneter Dichter. Seine Poesie gehört nach Inhalt, Erfindung und Form entschieden zu dem Besten, was die Neulateiner geleistet; mitunter behandelte er auch Stoffe aus der Mythologie und Profangeschichte, und wagte es, mit den Alten zu wetteifern, z. B. in der wunderschönen Elegie (Buch 3 El. 7) von Arion und dem Delphin. Er schrieb Epigrammata, elegiae, annus sacer poeticus, das 1665 zu Paris in 16. erschien, endlich das Leben der hl. Magdalena in elegischem Versmaß, in dessen letzterem Theile der Legende folgend, Ed. Coloniae Agrippinae 1684.

Jnes, Albertus, ein Pole, geb. 1620, lehrte humaniora und war Prediger. Er war zugleich ausgezeichnet in der Poesie und schrieb vier Bücher Oden und eines Epoden acroamatum epigrammaticorum VII Centuriae; Lechias s. ducum principum et regum Poloniae elegia historico-politica. Er starb 1658. Seine Oden nähern sich an Großartigkeit denen des Sarbievius, den er sich zum Vorbilde nahm; andere, namentlich einige Marienoden, sind von seltener Anmuth und Lieblichkeit. Unter seinen Oden findet sich auch ein feuriger Aufruf an die christlichen Völker und ihre Fürsten gegen die Türken, wie dergleichen auch bei Balde und den meisten neulateinischen Dichtern des Ordens anzutreffen.

Rapinus, Renatus, geb. zu Tours 1621, erwarb sich durch seine Poesie großen Ruhm. Seine vier Bücher, horti, die 1672 nebst seinen eclogae, odae und der dissertatio s. liber

de carmine pastorali zu Leiden in 12. und in eben dem Jahre mit seiner dissertatio de cultura hortensi, dem arboretum sacrum des Joh. Meursius, dem rusticus des Angelus Politianus, den leges hortenses des Joan Lipsius und dem carmen de vita rustica des Laz. Bonamicus zu Utrecht in 8. herauskamen, werden sehr geschätzt. Er starb 1687, und seine sämmtlichen Schriften erschienen 1709 in Amsterdam in drei Bänden 12. So im Lehrgedicht wie in der Idylle war Virgil sein Vorbild, mit welchem er an Eleganz, Fülle, Lieblichkeit und Grazie wetteifert. Dreizehn ausgezeichnete Idyllen feiern die hl. Jungfrau in den verschiedenen Lagen und Hauptstadien ihres Lebens; eine ausgezeichnete, schöne und zarte idyllische Ode schildert das Jesuskind zur Seite seiner Mutter, mit dem Lämmchen spielend, in einer sonntäglich friedlichen Sommerlandschaft.

Commirius, Joan., geb. 1620 zu Amboise, gest. 1702 zu Paris, legte sich auf Theologie und schöne Wissenschaften, war ein sehr offenherziger und gottesfürchtiger Mann, schrieb viele ausgezeichnete lateinische Gedichte (wir machen aufmerksam auf p. 168: An Santolius Victorinus, daß der Lohn der Dichter, welche lateinisch schreiben, unsterblich sei, p. 170, p. 174: Auf den Tod des Cossartius), welche bei seinem Leben öfters, z. B. 1678 zu Paris in drei Büchern in Folio herauskamen.

Frizon, Leonard, geb. zu Perigueux 1628, lehrte Rhetorik und Sprachen, schrieb silvas, musas parthenias und andere Poesien, starb zu Bordeaux 1700 im Colleg seines Ordens, nachdem er art poetique in vier Oktav-Bänden lateinischer Poesien herausgegeben hatte. Er war Freund des Bischofs Ferdinand von Fürstenberg, der es ihm auch möglich machte, seine Gedichte herauszugeben. Seine Poesien zeichnen sich durch Kraft, charakteristische Bestimmtheit, an den Klassikern gebildeten Geschmack, zuweilen auch durch große Lieblichkeit und Zierlichkeit aus. Landschaften stellte er häufig mit poetischer Meisterschaft dar.

Ceva, Thomas, geb. 1648 zu Mailand, gest. 1737, lehrte vierzig Jahre lang Mathematik, ward in seinem hohen Alter blind, fast ganz taub und lahm. Seine poetischen Werke sind: Ein Gedicht über die Rückkehr des Kindes Jesu und Mariä aus Egypten, ein Buch poetischer Wälder. Sein Hauptgedicht wurde ins Deutsche übersetzt. Er wird von Lessing und Wachler als Dichter hochgestellt, doch tadelt man die vielen hiatus, die häu-

fige Vernachlässigung der Cäsuren und die Flickwörter, welche den Genuß der schönen Dichtung stören.

Sanadon, Natalis Steph., geb. zu Rouen 1676, lehrte zu Caen und an andern Orten humaniora, zu la Flêche und Paris Rhetorik, wurde nach des Cerceau Tode Informator beim Prinzen Conti und sodann Bibliothekar im Collegium Ludovici, wo er nach einer langwierigen Krankheit 1733 starb. Er war ein vertrauter Freund des berühmten Huetius, und nicht allein ein guter Redner, sondern auch einer der größten lateinischen Dichter seiner Zeit in Frankreich. Von seinen Gedichten gab er selbst 1715 zu Paris eine Sammlung heraus. Außerdem von ihm eine Ausgabe des Horaz in 12. und eine andere in 2 Quartanten, mit Uebersetzung und Anmerkungen; auch oratio de abusu ingenii, welche auf seinen Ordensbruder Porrie zu Paris gezielt haben soll. Unter seinen Gedichten sind der Gesang auf die Geburt des Heilandes, ein Gespräch zwischen Tag und Nacht (29), sowie auf die Anbetung der hl. drei Könige (75) und die Selbstschilderung der liebenswürdigen Dichterin Francisca Varangière hervorzuheben (116). In einer Ode (47) sagt er, gern wolle er nach dem Tode als ein Aschenhäufchen in dem Winkel eines einsamen Ackers liegen, wofern sein Dichtername nur unsterblich fortlebe.

Vanierius, Jacobus, geb. 1691, schrieb das Lehrgedicht praedium rusticum Parisiis 1746 und carmina minora selecta. Editio altera in Germania Wirceburgi 1791. Ein höchst origineller, reicher und an den Alten gründlich gebildeter Dichter von mächtigem Genius, von Dichtern der Engländer, Italiener und Franzosen gelesen, studirt und bewundert. Sein praedium rusticum darf sich an Poesie, wie an Gründlichkeit der Behandlung und Vortrefflichkeit der mit voller Sachkenntniß in alle Besonderheiten seines Gegenstandes eingehenden Beschreibungen Virgils Gedicht vom Landbau an die Seite stellen; wieder und wieder vertieft man sich darin mit stets neuem Ergötzen; es ward sehr oft aufgelegt, auch in die deutsche und andere Sprachen übersetzt. Man sehe auch die erhabene, innige und schwungvolle Betrachtung über die Liebe zu Gott, Ekloge p. 77 und die achte Ekloge über den Frühling (p. 121).

Unser wiederholt angeführter Kritiker sagt von ihm: Vanierius hat eine reine Sprache, fließende Verse. Das

werden alle Kenner gern gestehen, sie mögen sein praedium oder seine Elegien lesen. Er mag wohl auch, wie Sarbievius, den Virgil sechszig Mal durgelesen haben.

Ohne bestimmte Ordnung und Folge nennen wir die folgenden neulateinischen Dichter des Ordens, unter denen noch manche höchst vortreffliche vorkommen:

Carolus Rocetus, schrieb ein Gedicht: de Iride et aurora boreali, Romae 1747.

Franciscus Bencius, geb. 1542 zu Aquapendente im Toskanischen, lehrte Rhetorik und Philosophie zu Rom, orationes et carmina 1602. Ingolst. item quinque martyres. Colon. 1603. Er starb 1594 zu Rom.

Nikolaus Susius, geb. zu Brügge 1572, starb zu Cortryk 1619. opuscula literaria. Elegiae marianae. Lusus Anacreontei, drama comicum. Antwerpiae 1620.

Nicolaus Parthenius. Piscatoria et Nautica. Editio altera, auctior et emendatior (wohl nach dem Vorbilde des auch von Camoes bewunderten Sannazar). Wachler stellt ihn sehr hoch.

Bernardus Zamagna, navis Aeriae et elegiarum monobiblos. Romae 1768.

Franciscus Montmorencius, ein Niederländer aus gräflichem Geschlechte, geb. zu Aire, starb zu Davay 1640 im 62. Lebensjahr. Er schrieb poetica sacrorum canti corum expositio et idyllia sacra; paraphrasis poetica psalmi 41, pietas victrix psalmis VII. Cyrice expressa. Ingolstadii.

Joh. Susius, geb. zu Bethune. Er schrieb carmina sacra, dramata Mariae Magdalenae ad Christi sepulchrum stantis, threni erotici etc. etc.

Joh. Vincartius, ein Niederländer, geb. zu Ryssel 1593, in den schönen Wissenschaften und vornehmlich in der Poesie wohl bewandert. Er lehrte griechische Sprache, Rhetorik und Poesie, war über dreißig Jahre lang Prediger und lebte noch 1674. Er schrieb sacrarum heroidum epistolae in elegischen Versen. Sehr vorzüglich ist seine Elegie „die Eltern suchen das verlorne Jesuskind und finden es im Tempel".

Clem. Paul Macode Kerck-Gede. Carminum libb. III. Basiliae 1783.

Adanius Widl. Lyricorum libb. III, epodon lib. I. Ingolstadii 1724.

Franc. Carrera aus Sicli in Sicilien, geb. 1629, lehrte sechs Jahre lang schöne Wissenschaften, dann zwölf Jahre Rhetorik unter den Seinen; er hielt sich 1674 zu Palermo auf und schrieb lyricorum lib. IV et epodon lib. I. Coloniae 1706.

Joa. Baptista Musculus, geb. zu Neapel 1583, gest. daselbst an der Pest 1656. Er war von sehr kleiner Gestalt, brachte es in den Wissenschaften weit. Er schrieb Vesuvianum incendium. Encomia coelestium s. illustrium virorum et foeminarum veteris sacrae historiae una cum collatione exterorum qui cum illis fuere synchroni; lyricorum libb. XV etc. Tertia editio aucta argumentis odarum et ideis Horatianis Antwerpiae 1645.

Guil. Dondinus, geb. zu Bologna 1606, lehrte Rhetorik und erklärte die hl. Schrift zu Rom. Er schrieb Venetum de piratica classe triumphus; Variorum heroum spectacula (accessit Samson), Coloniae Agrippinae 1770, in welchem Buche auch Heldinnen vorkommen. Die lebendigen, kräftigen Schilderungen enthalten Thaten des Heroismus den Elementen, Thieren und Menschen gegenüber, Besonnenheit, Unerschrockenheit, Muth im Angriff, kalte Ausdauer und selbstopfernde Hingebung gegen den Angriff, in Vertheidigung und Behauptung, leiblichen und geistigen, thätigen und leidenden Heroismus.

Bohuslavus Aloys. Balbinus, geb. zu Königsgrätz in Böhmen, starb 1689. Er war Professor der Rhetorik zu Prag und Präfekt der Schulen und Congregationen der seligsten Jungfrau. Er schrieb: diva Wartensis, welche Beschreibung des Marienbildes zu Warte er der seligen Jungfrau widmete; diva Turzanensis; examen Melissaeum s. epigrammatum libb. VI; legatio Apollinis coelestis ad universitatem Pragensem; sodalis Marianus etc. Pragae 1665.

Cellottus, geb. zu Paris, lehrte Theologie, Rector der Collegien zu Rouen und La Flêche, starb 1658. Seine Schriften cf. Jöcher 1 Bd. p. 1798.

Alexander Donatus, geb. zu Siena 1584, starb 1640. Er war Professor der Rhetorik zu Rom und schrieb einen Band Gedichte, welche durch Phantasie und Diction ausgezeichnet sind. Suevia Aragoedia; ars poetica; Constantinus Romae liberator in epischen Versen. Man vergl. vorzüglich das schöne Gedicht: Auf die Geburt der großen Jungfrau.

Guil. Grumsel, geb. 1607 zu Lüttich, lehrte Rhetorik

und humaniora, war neun Jahre lang Professor der Theologie; er schrieb in Versen jucundi seu synaxei amores seu Christus in Eucharistia.

Carolus Malapertius aus Bergen im Hennegau, starb 1630 zu Madrid; er schrieb unter Anderm Sedecias, eine Tragödie und 20 Elegien in Christum patientem.

Leo Sanctius, geb. 1584 zu Siena, starb 1651. Er schrieb poemata, Tragödien ꝛc. Romae et Moguntiaci.

Jac. Bidermann aus Ehingen in Schwaben, lehrte zu Dillingen Philosophie, zu Rom Theologie, starb am Schlage 1639. Er schrieb heroum epistolae, utopia unter dem Namen Didacus Bernardinus, deliciae sacrae, poemata, epigrammatum libb. III.

Van der Hagen: Amor divinus; Elegiae lib. IV, Antverpiae 1703.

Ruaeus, meistens mit Commirius zugleich abgedruckt. Ruaeus Car. (de la Rue) geb. 1643 zu Paris, gest. daselbst 1725. Er schrieb 1667 ein Gedicht auf die Eroberungen des Königs, welches Corneille in französische Verse übertrug, bei der Ueberreichung aber zum Könige sagte, daß seine Uebersetzung dem Original des jungen Jesuiten nicht gleichkomme. Alle seine Gedanken waren auf eine Mission nach Canada gerichtet, man machte ihn aber zum Professor der Rhetorik, zuletzt war er königlicher Prediger und stand vierzig Jahre lang in diesem Amte. Der König sandte ihn nach Languedoc, die rebellischen Unterthanen zur Besinnung zu bringen, wobei er sich drei Jahre lang in bedachter Provinz aufhielt. Er gab den Virgil in usum Delphini heraus, ebenso Gabr. Cossartii orationes et carmina. Seine eigenen vier Bücher carmina et tragoediae erschienen in 4. Corneille soll aus seinen Dramen viel gelernt, ja Manches entlehnt haben. Als Probe nennen wir: Lob der h. Cäcilia, an die Fama.

Bauhusius (Bernh.), geb. zu Antwerpen, war Priester zu Löwen; er starb 1690, 44 Jahre alt. Seine Schriften sind: 9 libb. epigrammatum; pergula spiritualis melodiae sive liber piarum cantionum.

Ein höchst ausgezeichnetes Gedicht von einem ungenannten Jesuiten ist: „Michael der Sieger und Lucifer der Erlieger".

Siebentes Kapitel.

Juridische, politische, moralisch-philosophische, theologische, spekulative, historische und gelehrte Literatur.

Politische Philosophie.

Die großen und seltsamen Umwälzungen, welche unter den Augen der Menschen vor sich gingen, mußten ihre Aufmerksamkeit von der Abstraktion auf die mächtige Realität hinlenken und sie lehren, das Sittengesetz nicht mehr blos auf die Persönlichkeit, sondern auf die Gesellschaft anzuwenden, um die Regeln und Ursachen der Ereignisse, welche die Welt erfüllten, kennen, deren Berechtigung abschätzen zu lernen.

Bereits haben wir gesehen, daß in Italien Machiavel und Guicciardini eine Politik, welche die Mächtigen begonnen hatten ins Leben einzuführen, zu einem Lehrsysteme gestalteten *). Während die Thatsachen die Völker zur unbeschränkten Monarchie hinzogen und die Könige, ohne moralische Rücksichten in der Wahl der Mittel, auf die Vernichtung der feudalen Privilegien hinarbeiteten, stellten sich vier allgemeine Ideen, unabhängig von den besondern Umständen, diesen Bestrebungen entgegen: zuerst die Erinnerungen an Griechenland und Rom, welche, wenn sie zu einer Zeit den Gedanken einer Centralgewalt hervorgebracht hatten, fortan den der Freiheit und des Tyrannenhasses nährten; sodann das noch nicht verschwundene Bild von den im Mittelalter den Monarchien gesetzten Schranken; ferner die von den Calvinisten gepredigten Lehren der Gleichmachung; endlich die Ansprüche der Kirche, welche um so selbstbewußter an der Wiederherstellung ihrer Herrschaft arbeitete, je mehr diese bedroht war, und nie unterließ, die Völker ihre Rechte, die Könige ihre Pflichten zu lehren.

---

*) Mackintosh, Progress of ethical philosoph. — H. Wheaton, Hist. des progrès du droit des gens en Europe, depuis la paix de Westphalie jusqu'au congrès de Vienne, Leipzig 1841. — Stewart, Preleminary dissertation on the progress of metaphysical and ethical philosophy since the revival of letters in Europe. — Ompteda, Literatur des Völkerrechts. Regensburg 1785.

Etienne de la Boëtie (1530—63), ein katholischer Schriftsteller, eng befreundet mit Montaigne, der seine Schriften sammelte und herausgab, als er sehr jung starb, war, in höherem Grade als sein Freund, tugendhaft, selbstständig, gläubig, thätig und besaß jenen Ernst, der nicht ohne Milde und Phantasie ist. Im „Widersinn (Contre-sens)" oder der Abhandlung über die freiwillige Knechtschaft, eifert er mit einer bei einem Franzosen seltenen Kühnheit gegen die Mißbräuche der Gewalt, insbesondere zur Zeit Heinrichs II. Nach ihm ist die Freiheit das Recht der Nationen, die aber auf verschiedenen Wegen, die er untersucht, sich selbst in die Knechtschaft begeben. Die Tyrannen sind Menschen wie die andern, nur daß ihre Ueberhebung aus der Langmuth der Unterthanen hervorgeht, welche doch immer ihre Hände, Füße und Augen sind *). La Boëtie ist somit

*) Celuy qui vous maitrise tant n'a que deux yeulz, n'a que deux mains, n'a qu'un corps, et n'a aultre chose que se qu'a le moindre homme du grand nombre infiny de vos villes; sinon ce qu'il a plus que vous tous, c'est l'advantage que vous luy faictes pour vous destruire. D'où a il prins tant d'yeulx d'où il vous espie, si vous ne les luy donnez? Comment a il tant de mains pour vous frapper, s'il ne les prend de vous? Les pieds dont il foule vos citez, d'où les a il, s'ils ne sont des vostres? Comment a il aulcun pouvoir sur vous que par vous aultres memes? Comment vous oseroit-il courir sus, s'il n'avoit intelligence avec-ques vous? Que vous pourroit-il faire si vous n'estiez receleurs du larron qui vous pille, complices du meurtrier qui vous tue, et traistres de vous-mesmes; Vous semez vos fruits, à fin qu'il en face le degast; vous meublez et remplissez vos maisons, pour fourrir à ses voleries; vous nourrissez vos filles, à fin qu'il ayt de quoy saouler sa luxure; vous nourrissez vos enfants, à fin qu'il les mène, pour le mieulx qu'il face, en ses guerres, qu'il les mène à la boucherie, qu'il les face, les ministres de ses convoitises, les exécuteurs de ses vengeances; vous rompez à la peine vos personnes, à fin qu'il se puisse mignarder en ses délices; et se vautrer dans les sales et vilains plaisirs; vous vous affoiblissez, à fin de la faire plus fort et roide à vous tenir plus courte la bride. Et de tant d'indignitez, que les bestes mesmes ou ne sentiroient point, ou n'endureroient point, vous pouvez vous en délivrer, si vous essayez, non pas de vous en délivrer, mais seulement de le vouloir faire. Soyez résolus de ne servir plus, et vous voylà libres. Je ne veulx pas que vous le poulsiez, ny le branliez; mais seulement ne le soubstenez plus, et

ein Republikaner und entfernter Vorläufer der Revolution, gleich andern Schriftstellern dieser Zeit, welche erst die Autorität der Kirche läugneten, und dann die der Könige angriffen. Er blieb Katholik, aber seine Schriften leisteten den Calvinisten, als sie die demokratischen Lehren aufstellten, großen Vorschub *).

Hubert Languet (1518—81) aus Burgund, Melanchthon's Freund, wollte beweisen (Vindiciae contra tyrannos), daß Tyrannei der Religion widerspreche, Empörung rechtmäßige Selbsthülfe, die einzige rechtmäßige Souveränetät die des Volkes sei; nicht ein Abgesandter Gottes, sondern sein Vasall sei der Fürst; nur für Frieden und Krieg und hinsichtlich außerordentlicher Abgaben und Bedürfnisse könne er aus freiem Antriebe handeln, habe aber auch in solchen Fällen sich bei den Abgeordneten des Volkes Rath zu erholen; werfe er sich zum Gewaltherrscher auf, so habe er das Leben verwirkt. — Auch der Deutsche Johannes Althauser behauptete gegen Albericus Gentilis, Barclay und andere Vertheidiger des passiven Gehorsams, daß nicht der Einzelne, wohl aber die Stände eines Reiches zum Widerstande gegen den Tyrannen berechtigt seien. Das jus majestatis beruhe im Volke, jedoch nicht in seinem ersten Beamten, der jedoch stets dessen Verwalter sei. Die Stände könnten dieses Rechtes sich gar nicht begeben, gleich wie kein Mensch des Rechtes zu leben sich begeben könne.

Der Pariser François Hotman (1524—90) behauptete in der „Franco Gallia", die Anwendung des Erbrechtes auf Kronen sei falsch und gefährlich und führte eine Menge von Aussprüchen alter Autoren an, um zu zeigen, daß dem Volke Antheil an der Souveränetät gebühre. Er stellt die Stände über den König.

Dabei blieben die liberalen Protestanten stehen. Sie widersetzten sich der Autorität im Namen des Rechtes, nicht der Pflicht; sie verabscheuten die unbeschränkte Gewalt, gingen aber nicht bis aufs Volk zurück; die Bürgschaften der Freiheit suchten sie in den Vorrechten einer Körperschaft, und sie verehrten den Monarchismus, vorausgesetzt, daß er Werkzeug, nicht Prinzip

---

vous le verrez, comme un grand colosse à qui on a desorbé la base, de son poids mesme fondre en bas, e se rompre.

*) Charles Labitte, de la démocratie chez les prédicateurs de la Ligue, Paris, 1841.

sei. Ueberhaupt waren alle diese Schriftsteller und Gelehrte nicht von aufrichtigem Freiheitsgefühl bewegt, d. h. von dem Willen, dem Volke zu Hülfe zu kommen und es von den feudalen Knechtungen zu befreien, sondern von Leidenschaften und aristokratischen Ansprüchen; und selbst wo sie aufrichtig sind, eifern sie aus unerfahrenem, unerleuchtetem Patriotismus, der das Uebel, aber nicht die Schwierigkeit seiner Beseitigung erkennt. Insbesondere zur Zeit der Liga ward jede Handlung Heinrichs III von den Kanzeln herab bemäkelt, wie dies heut zu Tage in den Parteiblättern geschehen würde, und die Unbotmäßigkeit erhielt von daher ihre Ermunterung: gar häufig bezeichnete die Stimme des Predigers dem Messer des Meuchlers oder dem Beile des Scharfrichters das Ziel. Als „die guten Bürger und Bewohner von Paris" sich bei der Sorbonne Rath erholten über ihre Auflehnung gegen Heinrich III, begutachtete dieselbe (1589), obgleich sie die königliche Prärogative stets vertheidigt hatte, daß das Volk seines Eides entlastet sei und sich demnach versammeln, bewaffnen und besteuern könne zur Vertheidigung der katholischen Religion gegen die Angriffe der Könige. Wir haben schon gesehen, daß in jener Epoche der Mord nicht blos eine gewöhnliche Thatsache, sondern gewissermaßen eine legale Art war, gewisse Fragen zu lösen. Unter den von den verschiedenen Regierungen Vertriebenen oder vor ihnen Geflohenen traten förmliche Lobredner des Tyrannenmordes auf. Der Engländer John Poynet stellte ihn dem Gottesurtheil gleich; die Protestanten sprachen Poltrot, den Mörder des Herzogs von Guise, frei. Ueber diese vom Kostnitzer Konzil verdammte Lehre und insbesondere die Stellung der Jesuiten zu derselben haben wir uns schon früher ausgesprochen *).

Die Theologen behaupteten die Ueberlegenheit des Papstes über die weltliche Gewalt, weil jene göttlichen Rechtes sei. Auf den Einwand, auch das Recht der Fürsten müsse göttlichen Ursprungs sein, worauf denn sonst es sich gründen solle? antworteten sie: auf das Volk, dessen Souveränetät sie somit anerkannten. Nach Bellarmin hat Gott die zeitliche Gewalt keinem einzelnen Menschen, sondern allen in der Gesammtheit verliehen, d. h. dem Volke, welches sie einem Einzelnen oder Mehreren anvertraut, indem es sich das Recht vorbehält, mit

*) Vergl. Band IX, Abtheilung II. S. 328.

diesen Formen zu wechseln. Im „Leitfaden für Beichtväter" untersucht Saa, ob das Volk einen König absetzen kann, wenn er Tyrann wird oder seine Pflichten verabsäumt, und ob es einen andern mit Stimmenmehrheit wählen kann. Wir haben schon *) Mariana's (1557--1624) Buch De rege et regis institutione erwähnt. Dasselbe, Philipp III gewidmet und eifrig von dem königlichen Censor empfohlen, kommt zu dem Schlusse, daß die beste Regierungsform das Erbkönigthum sei, vorausgesetzt indeß, daß der König die vorzüglichsten Bürger in den Rath berufe, und einen Senat zur Seite habe. Er stellt übrigens die Autorität des Volkes höher als die der Könige und erklärt, es sei ebenso unweise, Seitens eines Volkes seine Rechte einem Könige zu überliefern, als es Seitens eines Königs unweise sei, dies anzunehmen. Bis zur Uebertreibung eifert er für die Freiheit und das Volkswohl. Er erklärt es für erlaubt, einen wirklichen Tyrannen zu tödten **), aber wie soll bewiesen werden, daß er wirklich ein Tyrann sei? Das beste Mittel sei, daß das Volk, welches den Willen hat, sich Gerechtigkeit zu verschaffen, in einer Versammlung zusammentrete, um zu beschließen, und zwar mit Gesetzeskraft ***). Wenn aber nicht möglich, die Nationalversammlung zu berufen? Wenn der Staat sich am Rande des Abgrundes befindet? Mariana zaudert, entscheidet indeß endlich: Haudquaquam inique cum fecisse, existimabo wer den Tyrannen tödete. Wegen dieser Lehren wurde sein Buch in Frankreich verurtheilt. Er selbst wurde in Spanien gefangen gesetzt, nicht aber wegen dieses Buches, sondern weil er die Unordnung in den Finanzen, die Münzverschlechterung, die Uebel, von denen das Land bedroht war, aufgedeckt hatte. Als er starb, rief der Präsident des Rathes von Castilien aus: Heute hat unser Rath seinen Zügel verloren.

Der italienische Jesuit Santarelli behauptete gleichfalls, der Papst könne über die Könige körperliche Strafen verhängen

---

*) A. a. O.

**) Merkwürdig ist, daß er leugnet, man dürfe ihn vergiften. Es ist, als habe er dem Tyrannenmörder den Muth vindiziren wollen, dem Tode zu trotzen.

***) Atque ea expedita maxime et tuta via est, si publici conventus facultas detur; communi consensu statuendum sit quid deliberare, fixum ratumque habere quod communi sententia steterit.

und, aus gerechten Ursachen, die Unterthanen von dem Eide der Treue entbinden. Vergeblich zog der Orden auch dieses Werk zurück: das Pariser Parlament und die Sorbonne verurtheilten das Buch, welches verbrannt wurde. Die Jesuiten mußten diese Verurtheilung anerkennen und einen Ausspruch zu Gunsten der Unabhängigkeit des Königs thun.

In dem gleichen Ideenkreise bewegte sich ein anderes Mitglied dieser Gesellschaft, Francisco Suarez von Granada (1548—1617), der jedoch sich enthielt, solche kühne Folgerungen zu ziehen. Die „Provinzialbriefe" haben ihn dem Hohn der Welt preisgegeben. Und doch gesteht Hugo Grotius, daß es kaum seines Gleichen gebe unter den Theologen und Philosophen. In seinem Traktat De legibus ac Deo legislatore entwickelte er den Unterschied zwischen dem natürlichen Recht und den Grundgesetzen, worüber die Nationen übereingekommen seien; noch vor Grotius und Pufendorf behandelt er vollständig alle Theile des allgemeinen Rechtes *), und er zuerst wies darauf hin, daß dieses Recht nicht blos aus den, auf die zwischen den Staaten bestehenden Beziehungen angewandten Grundsätzen der Gerechtigkeit sich aufbaut, sondern auch aus Gebräuchen, die seit einem gewissen Zeitverfluß beobachtet, und sodann als Gewohnheiten anerkannt werden. Alle gesetzgebertsche und väterliche Gewalt, sagt er, kommt von Gott, weil, selbst wenn diese Gewalt eine menschliche, der Mensch doch nur der Stellvertreter Gottes ist. Wenn es dem Fürsten zukommt, die Gesetze zu machen, so ist dies allein deshalb der Fall, weil das Volk ihm diese Aufgabe anvertraut hat; das Wesen der Gesetze ist, auf das öffentliche Wohl hinzuwirken; wollen sie dies nicht, so verpflichten sie das Gewissen nicht; indeß ist die Auflehnung doch nur gegen einen Usurpator gestattet.

---

*) Tractatus de legibus ac Deo legislatore in decem libros distributus, utriusque fori hominibus non minus utilis quam necessarius. — Seltsam ist es, wie er die Weltgeschichte aus dem astrologischen und kabalistischen Gesichtspunkte betrachtet. Die großen Constellationen der Gestirne treten in den Augenblicken der großen Katastrophen ein: so wiederholt sich die große Conjunktion, welche eintrat, als die römische Republik unter die Gewalt Cäsars fiel, im Jahr 630, zur Zeit Muhammeds, sodann im Jahr 1464, in den großen Umwälzungen. Er berechnet die Ziffern der Dauer der Reiche vermittelst Annäherungen und Aufstellungen, an welche heutzutage Niemand denken würde.

Großes Aufsehen rief in Frankreich die Schrift über „die kirchliche und politische Gewalt" von Edmund Richer, Syndik der theologischen Fakultät von Paris (1560—1631), hervor. Dieselbe stellt auf, indem sie die Rechte der gallikanischen Kirche vertheidigt und die päpstliche Suprematie angreift, daß jede Gemeinschaft das unantastbare Recht der Selbstregierung habe, daß ihr, und nicht irgend einer Person, die Jurisdiktion und die Gewalt zukommen, und um so mehr der bürgerlichen Gesellschaft. Es könne daher dieses göttliche und natürliche Recht weder durch Zeitverfluß, noch durch lokale Privilegien, noch auch durch Ansehen Einzelner sich Vorschriften geben lassen. Daraus folge, daß die Stände des Königreichs dem Könige überlegen seien und daß Heinrich III als Verräther der von ihm den Ständen zugeschwornen Treue mit Recht getödtet worden sei. In der Synode von Sens verwarfen die Bischöfe diese Lehre, welche indeß eifrige Vertheidiger fand.

Wir können hier nicht den Pariser Advokaten Etienne Pasquier (1529—1615) übergehen, der zu Bologna unter Mariano Socino*) sich bildete. In den „Recherches sur la France" beleuchtet derselbe viele historische Punkte, und in dem „Pourparler du prince" entwickelt er seine Ideen über die Regierung, indem er alles auf den öffentlichen Nutzen zurückführt und mit Unwillen den Einwand, daß die Völker für die Könige da seien, zurückweist.

Unter den Protestanten begünstigte die Reformation, indem sie auf das persönliche, subjektive Element einen besondern Nachdruck legte, die Forschungen über die geschichtlichen und philosophischen Anfänge der Institutionen. Je nach den Ländern war man den freisinnigen Lehren günstig oder feindlich. Holland, Genf, Schottland, welche sich aus anti-royalistischen Tendenzen der Reformation zugewendet, stellten sich auf die Seite der Republikaner, während England und Skandinavien, die auf königlichen Befehl protestantisch geworden, an den monarchischen Prinzipien festhielten. George Buchanan behauptete (De jure regni apud Scotos), unter besonderer Hinweisung auf die schottischen Zustände, das königliche Recht hange von der Volks-

*) Welcher, wie Pasquier sagt, so großen Ruf erlangt hatte, daß die Mehrzahl der Italiener fünf bis sechs Monate in seiner Nähe zubrachten, um von ihm Rath zu erlangen.

wahl ab, durch die Krönung erkenne es dieselbe an und nach der Schrift dürfe ein Tyrann getödtet werden. Sogar zur Zeit des Despotismus der Elisabeth vertheidigte Richard Hooker in England das Einmischungsrecht des Volkes mit fast demokratischem Eifer. Umgekehrt heischte die Universität Oxford von den Candidaten des Doktorats das eidliche Gelöbniß, keine anderen als die hier aufgestellten socialen Lehren anzunehmen, die nämlichen, welche Alberich Gentile (De potestate principis absoluta, et de vi civium in principes semper injusta, 1605), Nicol. Hemming (Apodictica methodus de lege naturae, Leipzig 1562), Barclay (De regno et regia petestate) aufgestellt hatten und die, übersehend, daß es ein Gesetz außerhalb der Gesellschaft und älter als sie gebe, in den positiven Absolutismus oder die tyrannische Legalität verfielen. Weder jemals in Spanien, noch auch im Orient wurde ein so zügelloser Despotismus gelehrt wie in England unter Elisabeth und Jakob I. In der Widmung seines Werkes an den letzteren schreibt Raleigh: „Die Bande, welche die Unterthanen mit dem Könige verknüpfen, müssen aus Eisen gewebt sein, die den König an die Unterthanen binden, aber aus Spinngeweben.“ Er fügt hinzu, das Gesetz verpflichte den König nur allein in seinem Interesse, und wenn dieses Interesse schwinde, brauche er auch das Gesetz nicht weiter zu berücksichtigen.

In jener Zeit tauchte die Behauptung auf, eine patriarchalische Gewalt sei bereits in den Anfängen der Menschheit durch Erstgeburt an den rechtmäßigen Erben gekommen, daher die Nationen an die Person ihres natürlichen Oberhauptes gebunden seien. Da jedoch nicht möglich sei, festzustellen, wer dieses Oberhaupt sei, so gehe das Recht auf den Vertreter des Ersten über, von dem historisch nachweisbar sei, daß er ein Volk regiert habe. Suarez vernichtete diesen Wahn, indem er das patriarchalische Recht (Oeconomicum) von dem politischen Rechte unterschied.

Die Protestanten beschuldigten die Katholiken, dem Widerstande gegen willkürliche Handlungen das Ansehen der Rechtmäßigkeit zu verleihen und zu verlangen, daß die Gewalt, welche sie einzig und allein auf die Fürsten beschränkten, mit der Kirche getheilt werde, dann etwas den gesellschaftlichen Uebereinkünften Ueberlegenes vorauszusetzen, während sie, die Protestanten, in der Autorität die einzige Quelle der Verpflichtung anerkannten; endlich mit dem hl. Thomas zu lehren, daß der den Gesetzen

der Gerechtigkeit gebührende dem den Fürsten zukommenden Gehorsam vorgehe. Man ersieht daraus, auf welcher Seite sich die wahre Freisinnigkeit befand.

Zu den hervorragendsten Publizisten zählt der Piemontese Giovanni Botero (1540—1617), Geheimschreiber des Carlo und des Federico Borromeo, sodann Erzieher der Söhne von Carlo Emanuele. In seinen Schriften über „die Staatsraison und die allgemeinen Beziehungen" bekundet er große Schärfe und Feinheit des Denkens, ausgedehnte Belesenheit, reiche Beobachtung und die Gabe, davon mitunter glückliche Anwendung auf seine Zeit zu machen. „Der Staat — sagt er — ist eine dauerhafte Herrschaft über die Völker; die Staatsraison ist die Kenntniß der geeigneten Mittel, um diese Herrschaft zu gründen, zu erhalten, auszudehnen. Die Regierungen müssen sich um jeden Preis aufrecht erhalten." Gemäß dieser Anschauung tritt er als Lobredner der Bartholomäusnacht auf, tadelt dagegen den Herzog von Alba, daß er Egmont und Horn geräuschvoll hinrichten ließ, „statt sich ihrer so still wie möglich zu entledigen". Uebrigens denkt er sich den Menschen so, wie er sein sollte, nicht so, wie er wirklich ist, so daß den schönen Einrichtungen, die er vorschlägt, die Anwendbarkeit, das Praktische abgeht. Er hält für unnütz, die Heirathen zu begünstigen, und fürchtet nicht, daß eine theilweise Ehelosigkeit die Bevölkerung vermindere, welche sich durch die Existenzmittel ausgleiche*) ganz vernünftige Theorien, welche die spätere Wissenschaft verdunkelt oder entstellt hat. Die Kolonien der Spanier und Portugiesen mißbilligt er, indem er in denselben nur abenteuerliche Hoffnungen und wirkliche Zerstörungen erblickt, die ihn behaupten lassen, man werde statt neuer Welten neue Wüsteneien gewinnen.

Trajano Boccalini von Loreto (1556—1613), ein überaus scharfsinniger und zugleich mit einer äußerst lebhaften Phantasie begabter Mann, brachte in die politischen Systeme die Ausschweifungen, welche seine zeitgenössischen Landsleute in die Schreibart und Darstellung eingeführt hatten. Wie Machiavel

---

*) „Zwei Dinge sind gegeben für die Vermehrung der Völker, die Zeugung und die Erziehung; obgleich aber die Menge der Heirathen für jene sehr förderlich, so ist doch zugleich sicher, daß sie dieser ein Hinderniß bereitet."

den Livius, so nahm er Tacitus zum Thema und entlehnte ihm den düsteren Blick in die menschlichen Beweggründe, nur daß er seine Entrüstungen in heiterer Weise ausdrückte. Im „Politischen Prüfstein" enthüllt er die Wunden, welche die Fremden dem schönen italienischen Körper beigebracht haben, und zeigt, daß es für Italien nicht schwer wäre, deren Joch abzuschütteln, während den Fremden unmöglich gelingen würde, daselbst heimisch zu werden, sich dem Klima und der Volksart anzubequemen.

Das Studium der politischen Schriftsteller ist überaus wichtig, weil sie die Richter über die Thatsachen ihrer Zeit sind und weil in ihren Meinungen und Ansichten die Gründe dieser Thatsachen zu Tage treten. So rechtfertigt Gabriel Naudé in seinen „Staatsstreichen" alle Missethaten, auch die Bartholomäusnacht, und behauptet in seinen an Richelieu gerichteten Denkwürdigkeiten (unveröffentlicht, angeführt von Capefigue), es sei nothwendig, geradezu auf's Ziel loszugehen, ohne sich durch kleinliche Betrachtungen aufhalten zu lassen; die einzige Aufgabe eines Ministers sei, erfolgreich zu sein. Pontano dagegen stellt in seiner Abhandlung vom Fürsten Politik und Moral als eines und dasselbe dar und will, daß die Grundlagen aller Regierungen Freiheit und Milde seien! Der Engländer Selden (De jure naturali et gentium juxta disciplinam Hebraeorum, 1640) untersucht, welches die Meinung der Hebräer hinsichtlich des Naturgesetzes und Völkerrechts gewesen sei, nämlich hinsichtlich der moralischen Verpflichtung, unabhängig vom mosaischen Gesetz.

Ravaillac zeigte, wohin die vom individuellen Urtheile angewandte Lehre des Königsmordes führen konnte. Die Gewalten hatten sich bereits befestigt. Diejenigen, welche die Suprematie des heil. Stuhles vertheidigten, waren vom Volke nicht gerne gesehen, standen aber auch nicht mehr so schroff den Fürsten gegenüber. So kam mehr Ruhe in die Politik, welche die unbeschränkte Gewalt besser durch Schweigen als durch Handeln unterstützte. Nun erwachte das Interesse für die Statistik, welche, in Italien geboren, und in den Gesandtschaftsberichten zuerst angewendet, sich darauf verlegte, die Kräfte der alten und neuen Regierungen zu untersuchen und deren Einrichtungen zu erklären. Die Elzevir stellten in kleinem Handformat die europäischen Staatsverfassungen zusammen, und zwar das Thatsächliche, ohne

philosophische Erörterungen. Auch verfaßte man Länderbeschreibungen, wodurch noch wenig Bekanntes mehr und mehr Gemeingut wurde.

Donato Giannotti, Nachfolger des Machiavelli als Sekretär der Signoria von Florenz, stellte gründliche Untersuchungen über die venetianische Magistratur und die florentinische Republik an, und war Gegner der Medici. Der Venetianer Paolo Paruta (1540—98) zeigt sich in seinen „Politischen Reden" wenn nicht scharfsinnig und kräftig, so doch freimüthig in der Beurtheilung der Römer und der Zeitgenossen. Wäre seine Form nicht so abschreckend roh, so könnte man aus ihm viele Ideen schöpfen, die man Montesquieu zugeschrieben hat. Auch in seiner „Geschichte Venedigs", die er übrigens im Solde der Republik schrieb, sind bedeutende politische Beobachtungen enthalten. Unparteiischer beschreibt er den Krieg mit den Türken, der wahrhaft die Epopöe jener katholischen Erhebung, an welcher — wie aus einer wenig bekannten autobiographischen Skizze, einer Art Bekenntniß seiner innern Kämpfe, hervorgeht — Paruta selber sich betheiligt zu haben scheint. — Man kann hier Bernardo Segni, Francesco Sansovino und Vida (De optimo statu civitatis) anreihen. J. Bodin (1530—96) schrieb auf französisch sein Werk über die Republik und übersetzte es dann in's Lateinische. Es ist nach einem Entwurfe angelegt, für den es noch kein Muster gab. Während Machiavel die zügellosen Berechnungen der Politik zusammenstellte, wollte Bodin deren wahrhafte Grundlagen feststellen, jener nahm als Prinzip das besondere Interesse des Fürsten an, dieser das allgemeine Interesse der Gemeinschaft. Nach Bodin ist der Hauptzweck des politischen Einverständnisses die größtmögliche Wohlfahrt jedes Bürgers, woraus die Wohlfahrt der ganzen Gemeinschaft sich ergibt. Die Uebung der dem Menschen eigenthümlichen Tugenden und die Kenntniß der natürlichen, menschlichen und göttlichen Dinge führen zu diesem Ziele. Die Familie ist die Rechtsregierung Mehrerer unter einem einzigen Haupte, gleichwie die Republik (oder, wie wir jetzt sagen, der Staat) die Regierung vieler Familien ist. Die patriarchalische Regierung ist die vorzüglichste von allen; das Weib muß vom Willen des Mannes abhängen, so daß derselbe es verstoßen kann. Hierin zeigt der Verfasser, daß er die mosaische Lehre über das christliche Gesetz stellt. Er thut dies in noch vielen andern

Punkten; so glaubt er auch, die Sklaverei könne mit gewissen Einschränkungen bestehen, jedenfalls nur durch abgestufte Emanzipationen abgeschafft werden. — Das Gesetz schafft nicht die Personenrechte, denn diese Rechte bestanden, bevor Macht, Gewalt, Ehrgeiz, Habsucht oder Rache den Mensch gegen Mensch bewaffneten oder der Krieg die Einen den Andern unterordnete; von daher kommen die Herren und Knechte, die Fürsten und Unterthanen, mit einem Worte die Republik. — Der Bürger ist ein freier Mann, gehalten, einer höhern Macht zu gehorchen. Erkennt der freie Unterthan den Souverän an und beschützt dieser jenen, so ist die Stadt (der Staat) eingerichtet. Die Eroberung und die Unterwerfung genügen dafür nicht, und die Vorrechte des Bürgers können nicht einem jeden von Außen Gekommenen zugestanden werden. In den Monarchien wird die Einheit des Staates erhalten durch die Erblichkeit, und trotz ihrer Mißstände ist diese Staatsform die geeignetste, um die Gleichheit der Unterthanen aufrecht zu erhalten. — Die Souveränetät (majestas) ist die oberste und beständige Gewalt, frei von jedem Gesetz. Nützlich ist der Zusammentritt von Parlamenten um ihres Rathes und ihrer Zustimmung willen, aber der König ist nicht an ihre Entscheidung gebunden. — Vermöge der Untheilbarkeit der Souveränetät, d. i. der gesetzgebenden Gewalt, verwirft Bodin die gemischten Regierungen und erkennt nur die drei Hauptgattungen derselben an; wie Montesquieu jedoch unterläßt er jede Andeutung über die charakteristischen Schattirungen, welche die Monarchie von dem Despotismus unterscheiden, da hierin lediglich der Charakter des regierenden Fürsten maßgebend sei. In dessen Auftrag fungirt die mit öffentlichem Ansehen bekleidete Obrigkeit. Der Richter muß Befehlen, die den natürlichen Gesetzen nicht widerstreben, gehorchen, und selbst wenn diese Befehle jenen Gesetzen widersprächen, würde doch der Gehorsam besser sein, als dem Volke das Beispiel des Widerstandes zu geben. Der Staat kann ohne Körperschaften und Innungen nicht bestehen. — Die unbeschränkte Regierung ist für Bodin ein so unantastbares Dogma, daß er behauptet, der Fürst selber könne seine Gewalt nicht beschränken, mit Unwillen die Meinung verwirft, welche die Stände über den Fürsten stellt, das Beispiel Englands geradezu ignorirt, in der Formel der Justiz von Aragon nur eine Ceremonie erblickt; es sei unwahr, daß der Fürst zum Tyrannen werde, sobald er sich über den Willen des

Volkes hinaussetze, „sonst wäre der Fürst nichts als ein Beamter"; es sei Majestätsverbrechen, die Unterthanen auf gleiche Stufe mit dem Souverän zu stellen.

Zusagender ist seine Behandlung der Entwicklung, der vollständigen Ausbildung, des Zerfalls und endlichen Untergangs der Staaten, was für sie das ebenso unvermeidliche Ziel, wie für alle menschlichen Dinge. Sein großes historisches Wissen, das allerdings zuweilen die Klarheit seines Gedankenganges überwuchert, ist ihm von wesentlicher Hülfe bei der Erklärung dieser Umwälzungen. Schwere Unglücksfälle befördern die Umwandlung der demokratischen in aristokratische Regierungsformen, glückliche Verhältnisse bewirken das Umgekehrte. Im Allgemeinen führt die Demokratie zur Monarchie, und wird diese Regierung tyrannisch, so führt sie die Demokratie wieder herbei. In einer Aristokratie ist zu fürchten, daß ein Ehrgeiziger das Volk gegen die Großen bewaffne. Kleine Staaten sind eher Veränderungen unterworfen als die andern, weil dort das Volk sich leichter in Faktionen spaltet. — Von den Mitteln zur Verhütung der Revolutionen redend, urtheilt Bodin, daß die Gestirne hierauf nicht ohne Einfluß seien, obgleich die Unwissenheit der Beobachter verhindere, aus ihren Andeutungen Nutzen zu ziehen. Er ist nicht einverstanden mit Copernicus und stellt Vermuthungen über die Zahlen an, weil, nach Plato's Wort, die Staaten aus Mangel an Verhältniß fallen.

Schon Hippokrates hatte die Mannigfaltigkeit der Sitten und Einrichtungen auf die Verschiedenheit der Klimate gegründet. Bodin entwickelt diesen Grundsatz, indem er die Charaktere der Nation nach ihrer physischen und moralischen Erscheinung untersucht.*) Er bemerkt, daß gegen die Pole hin die körper-

---

*) Er theilt die Menschen in drei Klassen: Orientalen, Occidentalen und Mischlinge. „Non assentiemur Polybio et Galeno, qui coeli et soli „naturam necessaria quadam vi mores hominum immutare, contendunt. „Ut enim ex naturalibus causis vitia nasci possint, extirpari tamen „et omnino tolli, ut is ipse qui ad ea propensus fuerit a tantis vitiis „avocetur, non est id positum in naturalibus causis, sed in voluntate, „studio, disciplina: quae tolluntur omnia, si necessitati locum de„mus. Quae ut planius percipiantur, trifariam regiones ab aequa„tore ad polum utrumque dividemus; ita ut cuique regioni partes „coeli triginta dentur: tot enim ab aequatore ad utrumque polum „numerantur. Prima regio, quae ab aequatore propius abest, ab

liche Kraft, gegen die Wendekreise hin die geistige Kraft zunehme, beide sich mischen in den dazwischen liegenden Gegenden, die Gewaltthätigkeit im Norden, der Aberglaube im Süden, der Verstand in den gemäßigten Strichen vorherrschen. Hierin erscheint er als Vorläufer Montesquieu's, und wie dieser, doch entschuldbarer, häuft er falsche oder falsch verstandene Thatsachen. — Was die Eigenthumsfragen anbelangt, so betrachtet er die Aufhebung der Schulden als ungerecht, und als widersinnig die Gütertheilung; die Testamente thun der Gleichheit Eintrag, und die Weiber dürfen nicht mit gleicher Berechtigung zur Erbfolge zugelassen werden, damit sie nicht hierauf gleichen Anspruch in der häuslichen Gesellschaft gründen. Wie mit den Strafen, beschäftigt er sich auch mit den Belohnungen,

---

„ardoris intemperiae calidissima esse dicitur; at quae ad aquilonem „spectat, frigiditate rigidissima; inter utramque calore ac frigore „modice temperata interjacet. Rursus regiones singulas bifariam „subdividemus. Nam regio quae partes coeli quindecim priores ab „aequatore capit, temperatior est, contra quam plerique magno errore „putant, quam quae tropicis utrisque subest. Item regio quae „a XXX circuli meridiani parte ad XLV porrigitur, multo mitior „est quam quae a XLV ad XV, propter utriusque poli propinqui„tatem. Hinc ad LXXV, regiones quidem multo frigore rigent, „coluntur tamen, ac populorum multitudine abundant. Postrema re„gio quindecim partium coeli a LXXV ad XC, etsi omnino deserta „non videatur, illic tamen tanta est frigoris ac nivium intemperies, „ut non satis commode vivi, ac ne vivi quidem possit; sed quidquid „hominum restat, fere in antris ac latebris bestiarum more versatur, „aut vagatur in sylvis.

„Ut igitur Australis ater est, sic Aquilonius ex albo rubescens; „hic longus, ille brevis; hic robustus, ille debilis; hic calidus, hu„midus, ille frigidus, siccus; hic pilosus, ille glaber; hic laetus, „ille timidus; hic vinosus, ille sobrius; hic sui et alieni negligens, „ille circumspectus; hic juste arrogans, ille demisso vultu elatus; „huic rauca vox, illi clara; hic prodigus, ille parcus; hic minime „salax, ille salacissimus; hic sordidus, ille nitidus; hic simplex, „ille versutus; hic miles, ille sacerdos; hic opifex, ille philosophus; „hic in manibus spem ponit rerum suarum, ille in mente; hic terrae „venas ac fodinas, ille coelestes inquirit. Consequens est igitur, „ut si Afri pertinaces, quemadmodum Plutarchus scribit, Scythae „leves sint. Qui vero medias regiones sortiti sunt, constantiam illam „et animi fortitudinem, in qua decus est omnium virtutum, melius „quam utrique tuentur."

und er begreift, wie vortheilhaft für eine Nation die kriegerischen Sitten und die Festungen sind.

Man wird erkennen, daß Bodin noch die Politik mit den Rechtsfragen vermengt, da diese doch älter sind als jene. Indeß, bei all seiner gezierten und pedantischen Gelehrtthuerei, Redseligkeit und mathematischen Redeweise, besaß er doch in außerordentlichem Grade Geschichts- und Gesetzkunde, beobachtete er wahrhaft als Philosoph, und, der Erste nach Machiavel, behandelte er die Politik in großartiger und selbstständiger Weise, geleitet von dem Gedanken, die Philosophie des Menschen sei in seiner mit Freimüthigkeit erforschten Vergangenheit zu suchen. Seiner veralteten Form halber wird er kaum mehr gelesen, aber zu seiner Zeit war er von großem Einfluß; sein Buch ward in alle Sprachen übersetzt, und während es zum Vorbild diente für die ernsthafte Behandlung politischer Fragen, regte es zu Arbeiten an, die es späterhin in den Hintergrund drängten.

In der „Utopia" des Thomas Morus finden sich einige der in neuester Zeit von Saint-Simon und Fourier aufgestellten Lehren.*) Den Plan zu diesem Werke faßte Morus während seiner diplomatischen Sendungen im Umgange mit dem munteren Peter Aegidius von Antwerpen. Des Erasmus Aussagen zufolge ward das zweite Buch, die eigentliche Beschreibung der Insel, zuerst gefertigt und gelegentlich das erste Buch hinzugefügt. Nicht wie die Menschen sind, sondern wie sie unter glücklichen, naturgemäßen Gesetzen sein könnten, wollte More in's Auge fassen. So entstand nicht ohne Einwirkung von Plato's Republik bei ihm der Gedanke, eine solche neue Welt, gesäubert von politischen und andern Auswüchsen, zu construiren, sich zur Erheiterung, seinen Freunden zur angenehmen Unterhaltung. — Damals, wo eine Entdeckung die andere drängte, wo im Westen dem erstaunten Europa eine neue Welt aufgeschlossen ward, mußte eine Schrift von der größten Wirkung sein, welche auf ein solch neues Land, mit neuen, bis jetzt unerhörten Instituten aufmerksam machte. Schon entdeckte More, wie Viele seine Darstellung für baaren Ernst aufnahmen. Nur Wenige unter den Gebildeteren bemerkten, daß sie eine feine Satyre auf so viel Verderbtes im Staate und in der Kirche enthalte. Der erste, später gefertigte Theil der „Utopia" zeigt

*) Vergl. Band IX, II. S. 566 ff.

More's Unterhaltungsgabe und dessen Leichtigkeit im Dialogisiren, gibt ihm Gelegenheit, manche Mißbräuche im Vaterlande zu geißeln, und bildet die Einleitung zur Beschreibung des Landes und der Verfassung der Utopier im zweiten Buche.

Raphael Hythlodäus — eine fingirte Person, — der gelehrte und vielgereiste Portugiese, des Amerigo Vespucci Gefährte, ein Mann, der mit den Augen eines scharfen Beobachters und Philosophen die Welt durchzogen, machte zu Antwerpen bei Peter Aegidius des Sir Thomas Bekanntschaft. Was er in Ansehung der Institute bei verschiedenen Völkern gesehen und bemerkt, schien anziehender, als märchenhafte Beschreibungen von Ungeheuern und Menschenfressern und anderem abenteuerlichem Zeuge mehr. Seine neuen Freunde wunderten sich, warum er, als ein Mann, der über die verschiedenen Verfassungen der Nationen auf eine Weise redete, daß man glaubte, er sei in allen jenen Ländern sein ganzes Leben lang gewesen, und mit so herrlichen Erfahrungen ausgestattet, sich nicht an irgend einen Regenten anschließe, dem er mit Rath an die Hand gehen könnte. Hythlodäus aber entschuldigte sich mit seiner Scheu vor Sklaverei, und bemerkte, daß es eine gefährliche Sache um das Rathgeben bei Hofe sei, und wenn auch Plato behaupte, nur jene Staaten seien glücklich, die entweder von Philosophen regiert würden, oder wo die Könige philosophirten, so habe dieser Weltweise selbst hierüber bei Dionys seine Erfahrungen machen können. Ueberhaupt seien die Machthaber noch allzu wenig von jenen Grundsätzen durchdrungen, welche das wahre Wohl ihrer Untergebenen bezwecken. Wollte man dergleichen einführen, so würden sie keinen Eingang finden. Wo es Privateigenthum gebe, wo Alles nach Geld bemessen werde, könne unmöglich Gerechtigkeit im Staate sein. — Die äußerst klugen und heiligen Institute der Utopier machen mich, sagte Hythlodäus, gegen Plato's Republik billiger denken; und, sich an More wendend, fuhr er fort: Wärest du, wie ich, über fünf Jahre in Utopia gewesen, so würdest du gestehen müssen, daß nirgendwo ein Volk mit besseren Einrichtungen zu treffen sei, als eben dort. — Vor etwa 1200 Jahren wurde ein Schiff mit Römern und Egyptern dahin verschlagen; von diesen lernten die Utopier. Aufgefordert, diese Insel mit ihren Instituten recht umständlich zu beschreiben, unterzog sich der gefällige Portugiese dem Geschäfte mit großem Vergnügen. — Die Insel Utopia, so erzählt er, hat in der Mitte,

wo ihre größte Breite ist, eine Ausdehnung von 200,000 und einen Umfang von 500,000 Schritten. Sie ist wegen verborgener Klippen ohne utopische Führer unzugänglich; die steilen Ufer können mit weniger Mannschaft leicht vertheidigt werden. Die Insel hat 54 schöne und prächtige Städte, die sich in Allem nach Thunlichkeit der Lage gleichen. Die Hauptstadt heißt Amaurotum. Die Utopier sind Städter und Bauern zugleich, weil der Ackerbau durch Entsendungen aus der Stadt betrieben wird. Die abgeschickten Individuen kehren nach Ablauf eines Jahres zur Stadt, auf das Land aber wandert wieder für ein Jahr eine den Einrückenden gleiche Zahl aus jeder Familie. — Wer eine utopische Stadt gesehen, kennt alle, so ähnlich sind sie einander. Amaurotum, am Flusse Anydrus, liegt am sanften Hange eines Berges, und ist beinahe im Viereck gebaut. Eine steinerne Bogenbrücke führt über den Strom; die Stadt ist wohlbefestigt mit hohen, breiten Mauern, mit Thürmen und Bollwerken. Die Häuser nebst den Gärten werden mit jedem Jahrzehent durchs Loos gewechselt. Alljährlich erwählen je dreißig Familien eine obrigkeitliche Person, welche sie in ihrer alten Sprache Syphogranten, in der neueren Phylarchen heißen. Zehn Syphogranten mit ihren Familien steht nach altem Ausdruck der Traniborus, jetzt der Protophylarch vor. Zweihundert Syphogranten, die geschworen haben, nur den Tüchtigsten zu erkiesen, wählen aus den vier Individuen, die ihnen das Volk bezeichnet, einen zum Fürsten; denn aus jedem Viertel der Stadt wird einer ausgewählt und dem Senate vorgeschlagen. Der Fürst ist auf Lebenszeit, nur der Versuch, eine widerrechtliche Obergewalt zu erstreben, kürzt diese Zeit ab. Die Traniboren werden jährlich gewählt. — Sie versammeln sich jeden dritten Tag zum Rath des Fürsten, nach Erforderniß öfter, und berathschlagen das Staatswohl, schlichten die — sehr seltenen — Streitigkeiten der Bürger. Immer und jeden Tag sollen neue Syphogranten, und zwar deren zwei, im Senate sitzen. In den Versammlungen der Syphogranten werden von diesen den ihnen untergebenen Familien die Sachen von Wichtigkeit eröffnet, hierauf berathen, und der Beschluß dem Senat mitgetheilt. Inzwischen geht die Sache an den Rath der ganzen Insel. Vorschläge werden nicht am selben Tage, an welchem sie im Senate vorgebracht wurden, discutirt, sondern auf die nächste Sitzung verschoben. — Das Haupthandwerk der Utopier ist der Ackerbau,

welche Beschäftigung schon von früher Kindheit Männern und Weibern gleichmäßig eigen ist. Nebst dem lernt noch jeder sein besonderes Handwerk. Die Weiber verrichten die leichtern, die Männer die schwereren Arbeiten. Meist lernt jeder seines Vaters Hanthierung. Wer Anderes treiben will, kommt in eine solche Familie, die seiner neuen Profession entspricht. Ebenso wird es gehalten, wenn einer, nachdem er eine Kunst erlernt, noch eine andere sich aneignen will. Die Syphogranten wachen, daß Niemand müßig gehe. Sechs Stunden sind für die Arbeit bestimmt. Viele ergeben sich den Studien. Täglich finden öffentliche Vorlesungen statt, denen in der Regel Jene beiwohnen, die sich besonders den Wissenschaften weihen. Im übrigen können beide Geschlechter an denselben Theil nehmen. Wer sich den Studien ergibt, ist frei von aller andern Arbeit; entspricht er aber den Erwartungen nicht, so muß er zum Handwerk zurück. Dagegen steigt mancher Handwerker, angeregt durch die Vorlesungen und durch emsiges Benutzen der Zeit zu seiner Ausbildung, zur Klasse der vom Handwerk Befreiten auf. Aus dieser Klasse der wissenschaftlich Gebildeten werden die Priester, die Traniboren und der Fürst selbst genommen. — Der Aelteste jeder Familie ist deren Haupt. Weiber und Kinder dienen dem Manne und den Eltern. Jede Stadt ist in vier gleiche Theile getheilt, in der Mitte jedes Theiles ist der Marktplatz; dort sind die Arbeiten jeder Familie aufgehäuft und geordnet, dort holt jeder Familienvater, was er bedarf, unentgeltlich. Die Syphogranten mit ihren unterhabenden Familien speisen gemeinschaftlich. Außerhalb der Stadt befinden sich vier vortrefflich eingerichtete Krankenhäuser. Die gesammte Syphograntie wird durch Trompetenschall zum Mahle gerufen, wobei der Priester und der Syphogrant den Ehrenplatz einnehmen. Vorlesungen und Musik würzen dasselbe. Die Reiseerlaubniß ertheilen Syphogranten und Traniboren ohne Schwierigkeit, der Reisende hat nicht nöthig, irgend Etwas mitzunehmen, denn überall ist er wie zu Hause, weil die Bewohner der ganzen Insel nur Eine Familie ausmachen. — Auf zwei Jahre ist wegen eines etwa eintretenden Mißjahres Vorrath gesammelt. Der Ueberfluß von jeder Art Erzeugnissen wird ausgeführt, so daß die Armen der fremden Länder den siebenten Theil erhalten; das Andere wird um mäßige Preise verkauft, und dagegen das, woran die Utopier Mangel haben, angeschafft. Auch viel Gold und Silber bringen sie bei

dieser Art von Handel in ihr Land zurück. Beide Metalle sind jedoch wenig geachtet. In Fällen der Gefahr ist der Staatsschatz aufgehäuft, fremde Söldner zu bezahlen. Dagegen wird Eisen höher geschätzt, als Gold und Silber, ja, während die Utopier irdener und gläserner Gefäße zum Essen sich bedienen, fertigen sie aus den edlen Metallen Gefäße zu niederem Gebrauch. Perlen sind Spielzeug der Kinder, die Kleiderpracht ist durchgängig verachtet und Reichthum allein erwirbt bei ihnen keine Hochachtung.

Ihre philosophischen Prinzipien sind: 1) Unsterblichkeit der Seele, welche durch Gottes Güte zur Glückseligkeit bestimmt ist. 2) Belohnung der Tugend, Strafe des Lasters. 3) Naturgemäßes Leben ist Tugend. — Was zu meiden und was zu suchen sei, hierin gehorcht jeder der Vernunft. Diese muß uns erstens zur Liebe und Verehrung Gottes entzünden, dem wir unsere Existenz danken, sowie, daß uns vergönnt wird, glücklich zu sein, zweitens uns anspornen, ein möglichst wenig ängstliches und möglichst frohes Leben zu führen, und allen jenen, die uns die Natur zu Gefährten gegeben hat, gleichfalls dazu zu verhelfen; denn wer unterstützt nicht gerne Nothleidende, wer wandelt nicht gerne ihre Mühseligkeiten in Freude um? Dies schließt drittens alle Eigenliebe aus, da ja die Natur einladet, einander das Leben zu erheitern, aber nicht auf Kosten Anderer sich die Vortheile des Lebens zu verschaffen. 4) Der Ausdruck Wonne bezeichnet bei den Utopiern jenen Zustand der Seele und des Leibes, in welchem man sich unter der Leitung der Natur und Vernunft wohl befindet. Die ächte Wonne aber ist zweierlei: Wonne der Seele, welche der Verstand, und durch ihn die Betrachtung des Wahren gewährt, sodann das Andenken an ein gut geführtes und die unzweifelhafte Hoffnung auf ein zukünftiges Leben. Zur Körperwonne zählt Essen, Trinken, Verdauen, Kinderzeugen, Musik und Gesundheit überhaupt. — Nicht Kriegsgefangene oder Söhne von Sklaven sind die Sklaven der Utopier, sondern schändliche Thaten bringen Knechtschaft, und in Sklaverei Jene aus fremden Ländern, die wegen begangener Verbrechen zum Tode verurtheilt sind. Diese Sklaven sind gefesselt; auch fleißige Diener anderer Völker, die sich freiwillig melden, bilden eine Art von Knechten; solche werden jedoch beinahe ebenso gelinde wie die Bürger behandelt, und sie können die Insel nach Belieben verlassen, was aber nicht häufig geschieht. — Kranke, selbst wenn sie unheilbar sind, werden mit großer Sorgfalt behandelt

Solchen Unheilbaren und furchtbar gequälten Menschen rathen ihre Priester den freiwilligen Tod an. Den Selbstmörder, der ohne der Priester und des Senates Wissen und Genehmhaltung gehandelt, werfen sie in eine Pfütze und lassen ihn unbegraben. — Die Ehe wird meistens erst durch den Tod getrennt; doch begründet der Ehebruch Scheidung, der beleidigte Theil erhält vom Senate die Erlaubniß zur zweiten Ehe, der andere führt ein schmachvolles Leben, ohne heirathen zu dürfen. Harmoniren beider Eheleute Charakter durchaus nicht, und finden sie andere Personen, mit denen sie sich besser auszukommen getrauen, so trennen sie sich mit des Senats Erlaubniß freiwillig und schreiten zur zweiten Ehe. — Die schwersten Verbrecher werden mit Knechtschaft bestraft. Zeigen sie sich in ihrem Sklavenstande widerspenstig, oder gar aufrührerisch, so werden sie alsdann erst, gleich nicht zu zähmenden Thieren, umgebracht, während den Geduldigen nicht alle Hoffnung geraubt wird. — Zur Tugend ermuntern ehrende Auszeichnungen verdienter Männer. Die Utopier haben nur sehr wenige Gesetze. Advokaten sind bei ihnen überflüssig, jeder soll seine eigene Sache selbst führen. Bei der Einfachheit und Klarheit der Gesetze ist Jedermann ein Gesetzkundiger. — An bestimmten Tagen nehmen die Utopier kriegerische Uebungen vor, an denen auch das weibliche Geschlecht Theil hat. Sie ergreifen jedoch die Waffen nur zum Schutze ihrer Grenzen, oder der Länder ihrer Freunde, oder der unter dem Drucke der Tyrannei schmachtenden Völker. Alsdann suchen sie durch große Versprechungen, die auf Zetteln, mit dem Staatssiegel munirt, verzeichnet sind, und welche an der feindlichen Grenze aufgesteckt werden, vor Allem den Fürsten in ihre Gewalt zu bekommen, indem sie dafür halten, es sei besser, daß wenige Schuldige untergehen, als in blutigen Treffen eine Menge Schuldloser.

Auf der Insel herrschen verschiedene Religionen. Sonne, Mond und Irrsterne, auch Heroen werden als höchste Wesen verehrt. Die meisten Utopier aber glauben an ein unbekanntes, überirdisches, ewiges, unermeßliches, unbegreifliches, über das Weltall ergossenes Wesen; dieses nennen sie Vater. Von ihm kommen alle Dinge, und nur ihm gebühren göttliche Ehren. Selbst die übrigen, wenn sie auch Verschiedenes glauben, haben doch mit diesen das gemein, daß es ein höchstes Wesen, den Werkmeister und Fürsorger des Weltalls, gebe. Nach und nach haben sich alle zur vernünftigeren Religion vereint. Das Christenthum

fand unter solchen Umständen leichten Eingang und viele Utopier empfingen die Taufe. Die zur reinen Lehre Christi Uebergetretenen begehrten sehnlich, jene Sakramente zu empfangen, welche bei uns nur Priester ertheilen können. Schon besprechen sie unter sich häufig, obwohl ohne des christlichen Oberhirten Sendung irgend ein Utopier von seinen Landsleuten gewählt, die Priesterwürde erhalten dürfe. – Selbst Jene, die dem Christenthum ihre Zustimmung nicht geben, schrecken Niemanden von demselben zurück, noch bekämpfen sie die neuen Anhänger. Ein altes Gesetz, von Utopus selbst gegeben, der die Religionszwistigkeiten der Utopier zum Siege über diese benutzt hatte, bestimmt, daß Jeder nach irgend einer Religion leben könne, und daß keine Gewalt, Jemanden zu einer andern zu bekehren, angewendet werden dürfe. Den Dawiderhandelnden trifft Exil oder Knechtschaft. Utopus überließ Jedem, was er glauben wolle. Nur der Glaube an den Untergang der Seele, das Leugnen der Vorsehung war verboten. Bestrafung des Lasters und Belohnung der Tugend sollte geglaubt werden. Wer die Meinung hege, daß die Seele mit dem Körper untergehe, zähle nicht unter die Menschen und könne nicht Bürger in Utopia sein. Ein solches Individuum verhöhnt die vaterländischen Gesetze entweder heimlich, oder sucht sie mit Gewalt umzustoßen, indem es nur seinen Begierden fröhnt und außer den Gesetzen keine Furcht, außer seinem Körper, mit dessen Untergang Alles aus ist, keine Hoffnung kennt. Von allen bürgerlichen Ehren ausgeschlossen, trifft einen Solchen die allgemeine Verachtung, keineswegs aber der Tod. Die Utopier drohen ihm auch nicht, daß er sich verstelle, sondern verwehren ihm blos, seine Ansicht dem Pöbel darzulegen. Dagegen fordern sie ihn zur Vertheidigung derselben vor den Priestern und andern einsichtsvollen Männern auf, in der Hoffnung, die Vernunft werde endlich über solche Thorheiten siegen. — Die Utopier glauben an den Aufenthalt der Verstorbenen mitten unter den Lebenden, wo sie Zeugen der Worte und Thaten sind, so daß die Utopier mit größerem Vertrauen an ihre Arbeit gehen und von heimlicher Unehrbarkeit durch die Gegenwart ihrer Voreltern abgeschreckt werden. Augurien und andere abergläubige Divinationen verlachen sie. Wunder aber, welche ohne alle Beihülfe der Natur geschehen, verehren sie gleichsam als Werke des gegenwärtigen höchsten Wesens und als Zeugen seines Daseins. Die Betrachtung der Natur halten sie für eine Gott angenehme Verehrung; Andere,

und deren nicht wenige, um nach dem Leben die künftige Seligkeit zu verdienen, setzen ein Verdienst in Ausübung guter Werke, z. B. Kranke pflegen, Wege ausbessern, Gräben reinigen u. a. m. und thun mehr, als selbst die Sklaven. Je mehr sie sich nun als Knechte erzeigen, desto höher werden sie von Allen geehrt. Solcher Individuen gibt es zweierlei Sekten. 1) Solche die sich der Liebe gänzlich enthalten und ehelos leben, kein Fleisch genießen und alle Vergnügungen und Lüste als dem gegenwärtigen Leben nachtheilig verwerfen. Durch Wachen und Anstrengung trachten sie, das künftige Leben ehestens zu erlangen. Sie sind indessen munter und rüstig. 2) Die Anhänger der andern Sekte, obwohl ebenso begierig auf Arbeit, ziehen den Ehestand vor. Auch fliehen sie jene Vergnügungen nicht, welche sie nicht von ihren Arbeiten abhalten. Sie lieben das Fleisch vierfüßiger Thiere aus dem Grunde, weil diese Speise sie kräftiger zu jeder Arbeit macht. Diese Sekte halten die Utopier für kluger, die erstere für heiliger. Würden die Ehelosen und das rauhe Leben Liebenden ihre Lebensart zu vertheidigen, auf Gründe sich stützen, so würden die Utopier sie verlachen; da sie aber bekennen, es geschehe aus Trieb zur Religion, so werden sie verehrt, denn die Utopier vermeiden sorgfältigst jede kecke, absprechende Aeußerung über irgend eine Religion. — Die utopischen Priester sind von ausnehmender Heiligkeit, und d arumdren nur sehr wenige. In jeder Stadt nicht mehr denn dreizehn für ebenso viele Tempel. Allen steht der Oberpriester (pontifex) vor. Das Volk wählt in geheimer Abstimmung — um Umtriebe zu vermeiden — die Priester; die Gewählten werden vom Priesterkollegium geweiht. Sie versehen den Gottesdienst und üben das Censor-Amt. Es wird für eine große Schande gehalten, wenn Jemand wegen eines wenig geregelten Lebens vor jene gefordert wird. Ihr Amt ist blos, zu ermahnen und zu warnen; das Züchtigen aber steht dem Fürsten und den Magistraten zu. Nur unverbesserliche Böse werden vom Gottesdienste ausgeschlossen. Diese Strafe ist die gefürchtetste, denn die höchste Infamie ist mit derselben verbunden. Bereuen sie nicht schleunig, so leiden sie die Strafe der Gottlosigkeit, welche der Senat über sie verhängt. — Der Unterricht der Knaben und Jünglinge ist in den Händen der Priester. — Die Priester haben Weiber, und zwar die auserlesensten aus dem Volke. Aber auch Weiber können das Priesterthum erlangen, jedoch seltener, und nur Wittwen und bejahrte. Keine öffentliche

Würde ist höher geehrt, als die priesterliche, so daß, wenn die Priester irgend ein Laster zulassen, sie keinem öffentlichen Urtheil unterworfen sind, sondern nur Gott und sich selbst überlassen werden. Außer der Ehre haben die Priester keine Macht. — Der erste und letzte Tag jedes Monats und Jahres wird durch Feste gefeiert. Jeder Tempel ist so eingerichtet, daß man in demselben nichts Anderes sieht und hört, als was allen Religionen gemeinschaftlich ist. Hat eine Sekte in ihrer Gottesverehrung etwas Eigenes, so mag dies in den Privatwohnungen statt haben. In den Tempeln finden sich daher keine Abbildungen von Göttern, damit Jedem unbenommen sei, unter welcher Form er sich die Gottheit vorstellen wolle. — Vor den Endfesten, und ehe Weiber und Kinder in den Tempel gehen, bitten erstere ihre Männer, letztere ihre Eltern wegen begangener Fehler, die sie offen bekennen, um Verzeihung. Auf diese Weise werden die Gewölke, welche am häuslichen Horizonte aufgestiegen sein könnten, zerstreut, so daß sie heiteren und reinen Gemüths der Andacht beiwohnen können. — Die Utopier haben keine blutigen Opfer, sie bedienen sich des Weihrauchs und anderer Wohlgerüche, so wie auch sehr vieler Wachskerzen. Im Tempel erscheint Alles mit weißen Gewändern angethan. Die Priester aber tragen bunte, in Schnitt und Arbeit wunderwürdige, jedoch keineswegs prächtige Kleider, denn Gold, Silber und Edelsteine fehlen an denselben, und sie sind aus den Federn der Vögel sehr kunstreich zusammengesetzt. Die Gebete werden zur Erde geneigt hergesagt, alsdann erhebt man sich und geht zum Speisen. Der übrige Tag gehört dem Spiele und kriegerischen Uebungen. — Hythlodäus lobt die Verfassung der Utopier im Vergleiche mit unsern Staaten, in denen der Kontrast der herrschenden Reichen und Edlen mit den darbenden und nützlichen Arbeitern doch allzuschneidend sei. — Manches, fügt More hinzu, mißfiel ihm an den Einrichtungen der Utopier, andererseits gestehe er, daß manches darin anzutreffen, was er für die Staaten mehr wünsche als hoffe *).

In vielen Punkten zeigte sich Thomas Morus in dieser Beschreibung von „Nirgendsheim" den Staatsmännern seiner

*) Nach Dr. G. Th. Rudhart, Thomas Morus. Aus den Quellen bearbeitet. Nürnberg, 1829. D. B.

Zeit überlegen; namentlich gilt dies von seinen Ansichten über Staatsverwaltung und Polizei.

Einige Aehnlichkeit mit der „Utopia" findet man in der „Sonnenstadt" von Thomas Campanella (1568—1639), welcher, von der Ueberzeugung ausgehend, daß das Wohl der Menschheit von der Wiederherstellung der Reinheit und Harmonie der Macht, der Weisheit und Liebe abhängig sei, eine Gesellschaft schildert, deren Oberhaupt Gott vertritt und dem drei Minister zur Seite stehen: einer, der den Gebrauch der Kräfte leitet, ein zweiter, dem die Verbreitung der Wissenschaft obliegt, ein dritter, der für die gesellschaftliche Einigkeit und für die Erhaltung des Lebens sorgt. So weit wäre dies die Universalmonarchie des heil. Stuhles. Aber Campanella verlangt noch ferner Gemeinschaft der Güter und Weiber, Aufhebung der Familie und Knechtschaft; der häusliche Dienst soll in eine öffentliche Beamtung umgewandelt, die Leitung der Arbeiter auf jeder hierarchischen Stufe von einem Manne oder einem Weibe ausgeübt werden.

„Wer sich in irgend einer Wissenschaft oder mechanischen Kunst hervorthut, wird zum Magistrat gemacht, und diese Vorsteher betrachtet Jedermann als Meister und Richter; ihnen liegt ob, die Felder und Heerden zu beaufsichtigen; derjenige, welcher die meisten Handwerke versteht und sie am besten ausübt, erlangt die größte Achtung." Das ist die von den Saint-Simonisten gepredigte Hierarchie der Fähigkeit, und es fehlt dabei nicht einmal der „père suprême", der industrielle Papst. — Diese Magistrate sollen eine ausgedehnte Gewalt besitzen, richten, verhängen, sogar summarisch, die Todesstrafe, vereinigen mit der exekutiven und richterlichen Gewalt die religiöse, empfangen von jedem Untergeordneten die Ohrenbeichte, und übermachen sie mit der eigenen ihren Obern. Campanella schreckt nicht zurück vor den nothwendigen Folgen des Communismus, dem härtesten Druck, der je auf der Menschheit lasten kann; sogar das Zeugen soll von Oben geregelt werden, um die stufenweise Verbesserung der Race zu erlangen. Eine vollständigere Unterdrückung der Freiheit kann also gar nicht gedacht werden. Die Weiber bieten ihre Reize aus; eigens hiefür angestellte Magistrate wählen die Paare nach Normen aus, die in der „Sonnenstadt" mit cynischer Nacktheit und nach planetarischen Combinationen entwickelt werden, über welche sich Campanella

mit einer wahrhaft leidenschaftlichen Vertrautheit verbreitet. — Die Sonnenbrüder gelangen durch ihre astronomischen Kenntnisse zu großen wissenschaftlichen und technischen Fortschritten, beherrschen und ändern nicht blos die moralische, sondern auch die physische Natur.

Inmitten dieser Träume und Phantasien macht übrigens Campanella auch tiefe und neue Bemerkungen über die Geschichte und die hohe Politik des römischen Hofes. Aus dem Kerker wendet er sich (1598) an Philipp II mit der Bitte, ihn über Dinge unterhalten zu dürfen, welche für Spanien von der größten Wichtigkeit seien; und ohne Bücher, seit zehn Jahren in enger Zelle eingeschlossen, erkennt er die Ursache des Niedergangs dieser damals auf dem Höhepunkte befindlichen Macht.*) Er zuerst deutet auf die hochmüthige Vereinsamung der spanischen Race hin, und um derselben ein Ende zu machen, räth er, Heirathen mit Flamändern, Deutschen, Neapolitanern zu begünstigen; hiedurch würde auch die Abneigung schwinden, welche diese Völker gegen die Spanier nährten, indem sie doch ihre Sitten und Trachten nachahmten; die stolzen Spanier würden aber nicht zu vermögen sein, sich den Bräuchen der Ausländer anzubequemen, folglich müßten diese veranlaßt werden, spanische Weise anzunehmen. Ein starker Beweis des Stolzes der Spanier sei, daß sie wohl Großes und Glänzendes vollbrächten, jedoch verschmähten, davon zu berichten. „Euere Barone und Euere Grafen — sagte er dem Könige — machen Euch selber arm, indem sie Euere Unterthanen arm machen. Sie wollen nur Vizekönige oder Statthalter sein, um sinnlos zu verschwenden, sich Anhänger zu verschaffen und sich aus Genußsucht zu Grunde zu richten; sind sie dann durch den Luxus so weit gebracht, so kehren sie nach Spanien zurück, um sich wieder zu erholen; sie stehlen rechts und links, und sind sie auf's Neue reich geworden, so fangen sie wieder von Vorne an und kennen tausend Mittelchen, die armen Unterthanen auszupressen."

Er traf genau die Schwäche, welche Schuld war, daß Spanien bis an die Schwelle gleichsam der Universalmonarchie gelangte, um in den Abgrund zu stürzen. Aber wer die Wahrheit vor der Zeit sagt, ist weder den Königen noch den Völkern

*) Seine Schrift über die spanische Monarchie ward zu Berlin im Jahr 1840 neu gedruckt.

angenehm, die beide gleicherweise Freunde der Schmeichler sind. So ward auch dieser Dominikanermönch von den Völkern nicht gehört, von den Königen verfolgt; deckte er doch die schlechte Vertheilung der Steuern auf, indem er zeigte, daß sie nur auf den Armen lasteten, daß die Adeligen sie auf die Bürger, diese auf die Handwerker und Landleute abschüttelten. Er schlug dafür ein System vor, das unsern direkten und indirekten Steuern entspricht, denn die nothwendigsten Lebensbedürfnisse will er nur mit einer kleinen Abgabe belegt, hauptsächlich aber die Gegenstände des Luxus und der Unterhaltung besteuert wissen. Er verwirft die Kopfsteuer und verlangt eine Grundsteuer.*)

Solche gesunde ökonomische Grundsätze stellte er auf, lange bevor die Wissenschaft sie systematisch lehrte! Er denkt außerdem an Invalidenhäuser, an Marineschulen, an Asyle und Ausstattungs-Institute für Soldatentöchtern, an Leihhäuser zum Besten der Armen, an Banken, worin die Bürger ihre Ersparnisse anlegen können unter Rechnungsablage über Verwendung von Kapitalien und Zinsen. Er empfiehlt die Unterhaltung einer guten Flotte, weil der Schlüssel des Meeres der Schlüssel der Welt, und warnt in den Kolonien und den eroberten Ländern vor der Nachahmung der Franzosen, qui quum multa acquisiverint, nihil servaverunt, weil sie nicht Maß zu halten wissen und auf der einen Seite sich zu viel Freiheit anmaßend, auf der andern deren zu viel gestattend, heute ihre Unterthanen mit alles gewährender Güte, morgen mit gewaltthätiger Strenge behandeln. Er ermahnt auch, die Geister von den theologischen Spitzfindigkeiten fern zu halten, sie dagegen auf Geschichte und Erdkunde, auf die wirkliche Welt hinzuweisen. Er verlangt ein einheitliches Gesetzbuch, Zulassung jedes Befähigten zu den Aemtern, Beschränkung der Begünstigung des Geburtsadels und des Glückes, dagegen Anregung der Ruhmliebe und des Ehrgefühls, aber auch Hinweisung des Ehrgeizes auf hohe Ziele; Herstellung der Einheit im Münzwesen, Ermuthigung der Fabrikation, Verbesserung des Bergwerkbetriebs. — Indem er sodann der großen Entdeckungen gedenkt, tröstet sich Campanella in seinem Gefängniß mit dem erfreulichen Gedanken an die sichern Fortschritte der Menschheit. „Die Reform der Gesellschaft — sagt er —

*) Vectigal exigatur pro necessariis rebus parvum, pro superfluis largius.... Non alia bona quam certa et stabilia graventur.

wird im folgenden Jahrhundert vollendet sein; zuerst Zerstörung, sodann Wiederaufbauung; eine neue Monarchie und gänzliche Umgestaltung der Gesetze." Zu solchem Vertrauen bewog ihn, noch mehr als die Entdeckungen, die Kraft des menschlichen Wesens. „Wie sollte — ruft er aus — die freie Entwicklung des menschlichen Geschlechts sich hemmen, da eine achtundvierzigstündige Tortur nicht den Willen eines armen Philosophen zu brechen, ihm nicht einmal ein Wort zu erpressen vermochte?"

Politische Oekonomie.

Zur Zeit der italienischen Republiken kannten die Männer, welche sie verwalteten, vertraut mit dem Privatleben, den Werth und die Wichtigkeit der Sparsamkeit und der Arbeit, deren Regeln sie auf die bürgerliche Familie anwandten. Es läßt sich daher sagen, daß die politische Oekonomie, welche nicht mehr allein im Kriege die Kraft der Staaten bestehen ließ, in Italien aufkam. Als sodann große Monarchien entstanden, wußten die durch Geburt oder Kabale gehobenen, durch Intriguen gehaltenen Minister nur die zusammengerafften Schätze zu vergeuden für die zügellosen Launen ihrer Herren. Diese hinwieder, indem sie die allgemeine Staatsleitung an sich zogen, bedurften fortwährenden Geldzuflusses, um der Unterhaltung der Beamten und der Soldaten zu genügen; und währenddeß nahm der Handel einen ganz neuen Aufschwung. So kam man nothwendig darauf, die Haushaltung der Staaten systematisch zu behandeln. Die ersten wissenschaftlichen Versuche in dieser Richtung gingen von Italienern aus. Antonio Serra aus Cosenza, Gefangener der römischen Vicarie als Genosse des Campanella, richtete an den Grafen Lemos eine Abhandlung über die „Ursachen, welche den Staaten Ueberfluß an Geld und Silber verschaffen können" (1613). Nach ihm sind die Quellen der Reichthümer theils natürliche, wie die Bergwerke, theils zufällige gemeinsame und zufällige besondere, d. h. solche, die sich in allen, oder solche, die sich in einigen Ländern finden können. Gemeinsame sind die verschiedenen Manufakturen, der Charakter der Bewohner, ein ausgebreiteter Handel, eine weise Regierung, zu den besonderen gehören fruchtbarer Boden, günstige Lage. Er zieht die Industrie dem Ackerbau vor, weil sie die Erzeugnisse in unbeschränkter Weise vervielfältigen kann; ein Grundstück, das hundert Malter Getreide trägt, bringt nicht mehr,

wenn es auch für hundertundfünfzig besäet wird, während die Fabriken ihre Erzeugung verhundertfachen können, ohne daß sich die Kosten im Verhältnisse steigern.

Serra gehört somit zu den wenigen Italienern, welche sich für das Industrialsystem aussprachen, und zwar zu einer Zeit, wo solche Wahrheiten noch gänzlich neu waren. Wie alle damaligen Politiker bewundert er Venedig, welches, aller natürlichen Hülfsmittel beraubt, Dank seinem Handel und der Stabilität seiner weisen Verfassung, an Reichthum Neapel übertraf, wo die Regierung mit jedem Vizekönig sich änderte, wie im Kirchenstaat mit jedem Papste.

Praktisch herrschten die merkantilischen und ausschließlichen Ideen. Großer Baarbestand ward als der Reichthum eines Landes betrachtet und darauf geachtet, ihn zu vermehren, wenn auch zum Schaden der andern Produktion; man stützte sich auf Privilegien, verlangte von den Regierungen Schutzverordnungen und eine beständige Thätigkeit. Heinrich VII von England setzt den Preis der Tücher, der Hüte, die Höhe des Tagelohns fest und Bacon billigt dies; Heinrich IV von Frankreich bestätigt nicht blos die Edikte Karls IX über die Gilden, sondern unterwirft, außer den Kaufleuten, auch die Handwerker denselben. Insbesondere versündigte sich Karl V an der Staatswirthschaft, denn er suchte Quellen des Reichthums in den Kriegsereignissen wie in den Feudalzeiten, führte in die Verwaltung die Irrthümer und unwissende Routine ein, welche sich darin unter der Aegide seines Namens erhielten, erklärte den Negerhandel für gesetzlich, behielt die Arbeit gewissen Klassen bevor und opferte die Kolonien dem Mutterlande durch unsinnige Schutzgesetze und Vorrechte.

Die Münzverfälschung, schon häufig von den Regierungen als ein Finanzmittel betrachtet und benutzt, ward fortgesetzt zu diesem Zwecke gebraucht, trotz der unheilvollen Ergebnisse dieses Mittels. Man begann indeß sich mit diesem Gegenstande wissenschaftlich zu beschäftigen, und Gaspare Scaruffi, Münzwardein zu Reggio, machte (1579) in seiner „Abhandlung über das Gold und das wahre Verhältniß zwischen Gold und Silber" Vorschläge zu einer durchgreifenden Verbesserung, durch welche die Comptanten zur Uebereinstimmung in Werth und Gepräge gebracht werden sollten — was seitdem oft genug versucht, aber

bis jetzt immer nur ein frommer Wunsch geblieben ist. Andere Arbeiten über das Gold- und Bankwesen sind nicht bedeutend.

Jurisprudenz.

Der eigentlichen Jurisprudenz kam die Verbindung mit der Philologie insofern sehr zu Statten, als letztere neue Aufschlüsse über die wirkliche Bedeutung der legalen und technischen Ausdrücke bei den römischen Juristen gewährte. Als einer der ersten großen Wiederhersteller der Jurisprudenz gilt der Mailänder Andrea Alciato (1492—1550), der zu Bourges lehrte und häufig Franz I unter seinen Hörern sitzen sah, dann zu Pavia, Bologna und Ferrara. Noch bedeutender sind Jaques Cujas von Toulouse (1522—90), namentlich für das Civilrecht, und Guill. Budé aus Paris (1467—1540), welcher in geeigneter Weise Philologie und Geschichte für das römische Recht anwandte. Charles Dumoulin (1500—66), der l'Hôpital-Schützling, beschäftigte sich gründlich mit dem Lehenswesen.*) Nachdem die französischen Könige den politischen Feudalismus allmälig vernichtet hatten, gebot Heinrich III 1579 eine geheime Untersuchung über die Vergewaltigungen des Adels, was nicht eben für ein sicheres Gefühl der Stärke spricht. Jedenfalls schmachtete, während in den höheren Klassen eine Umwälzung schon vor sich gegangen war, das Volk noch unbeachtet unter dem schweren Joch der Lehensherren, deren Ungerechtigkeit ihre Macht überlebt hatte. Dumoulin nun setzte sich zur Aufgabe, bis zum Volke die Folgen der politischen Fortschritte gelangen zu lassen, wobei er allerdings rechtlich erworbene Rechte nicht anzutasten, wohl aber ihr Maß und Ziel zu bestimmen gedachte. Er erlangte kein erhebliches Resultat, aber er verminderte doch die Herrenrechte, welche auf allem Thun des Vasallen lasteten, und fand Schranken für denselben im römischen Recht wie in der Vernunft. Er erwarb indeß größern Ruhm durch seine „Observations contre les petites dates", geschrieben zur Widerlegung der Ansprüche Julius II, womit er so erfolgreich war, daß der Connetable Anne de Montmorency zu Franz I sagte: „Was nicht Euere 30.000 Soldaten zu thun vermocht, das ist diesem kleinen Mann mit seinem

*) Lobrede auf Dumoulin, von Hello am 8. Juni 1839 in der Akademie der moralischen Wissenschaften zu Paris gehalten.

kleinen Buch gelungen." Vielleicht nahm er die Lehren der Reformirten an, die er in dieser Schrift unterstützte, und durch welche sein Leben sich sehr wechselvoll gestaltete. An die Spitze seiner Gutachten pflegte er die Worte zu setzen: Ich, der vor Keinem zurücksteht und den Keiner etwas lehren kann.

Die Protestanten hatten in ihrem Widerspruch gegen das katholische Ideal die Kraft, die Thatsache, die Beherrschung des Geistes auf den Thron gesetzt. Ihre Jurisprudenz fuhr fort, die Statistik der socialen Thatsachen zu sein, durch welche die Welt besessen wird, doch strebten sie auch nach Herstellung des Naturrechts, um dadurch zu einer wahrhaften Legitimität zu gelangen. Sie glaubten jedoch dieses Recht im römischen Gesetzbuch zu finden und sie bildeten sich ein, die darin festgestellten gesellschaftlichen Beziehungen seien das Höchste an bürgerlicher Ordnung. Ihr metaphysisches Prinzip war nicht die sittliche Nothwendigkeit, die Vervollkommnung der Menschheit zu verwirklichen, sondern die allgemeine und gewöhnliche Neigung zum Guten; demzufolge, da das Recht und Unrecht sich als dasjenige ergibt, was zur Glückseligkeit hinleitet, oder dies nicht thut, blieb das persönliche Gefühl, statt der allgemeinen Vernunft, zuständiger Richter.

Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts ist das goldene Zeitalter der Jurisprudenz genannt worden. Es genügt zu nennen: die Franzosen Duaren und Brisson, von den Sechszehnern zu Paris gehenkt (1591); den Portugiesen Govea; den Piemontesen Giulio Claro, Verfasser von Sententiarum receptarum opus und einer Civil- und Kriminal-Praxis; Giacomo Menochio († 1607), Professor zu Pavia, an der neuen Universität von Mondovi und andern Hochschulen, dessen Schriften noch jetzt Geltung haben, den Holländer Arnold Vinnius, Erklärer der Institutionen; den Römer Farinacio und D. Odofredus, dessen Ausgabe des Corpus juris civilis klassisch ist. Andere ließen sich die Verbesserung der Handschriften, von den Kopisten vielfach entstellt, angelegen sein; aber nicht minder die der Tribonianischen Verfälschungen. Eine besondere Kühnheit, doch auch zugleich umfassendes und eindringendes Verständniß bei der Interpretation entwickelte der Savoyarde A. Favre; Hotman (Antitribonianus) beschuldigte den Tribonian, den Verlust der Originallegisten verschuldet, die Stellen verstümmelt und versetzt zu haben, und indem er das Verdienst der römischen

Rechtsgelehrten anerkennt, verwirft er die Compilation des Justinian, zeigt, was darin veraltet und wie thöricht daher sei, solche verrostete Formeln beizubehalten. — Alessandro Turamini von Siena schrieb eine Abhandlung **De Legibus** von den Pandekten, welche die Geschichtsschreiber der Rechtswissenschaft nicht hätten vergessen sollen. Er zeigt, daß die meisten römischen Vorschriften aus dem natürlichen Gesetze abgeleitet sind, welches er, von Ulpian abweichend, mit dem hl. Thomas Ausfluß des ewigen Gesetzes in dem verständigen Gesetze, Wille des Schöpfers, bekundet durch die gesunde Vernunft, nennt. — Zur Verbesserung des **Decretum Gratiani** ernannte Pius **IV** eine Congregation, welche unter Gregor **XIII** ihre Aufgabe zu Ende brachte. Da erschien eine prächtige Ausgabe des gesammten canonischen Rechts, allerdings vielfach verbessert, aber immer noch mit vielen Irrthümern und falschen Dekretalen.

Völkerrecht.

Die Jurisprudenz gewann an Tragweite durch die Bildung des Völkerrechts, welches anfänglich auf theologische Fälle, auf Analogien des positiven und lokalen Rechts, auf Gewohnheiten, Beispiele und einige Erinnerungen aus dem Alterthum sich stützend, wie das Heroldsrecht, jetzt auf einer Equität von breiterer Grundlage sich ausbildete; man erkannte dem Feinde Rechte zu und ließ Vernunftgründe mehr gelten, als die Thatsachen einer widerchristlichen Eroberung. Noch sind die Hauptschriftsteller Theologen, wie der Dominikaner Francisco de Vittoria, Professor zu Salamanca (Praelectiones theologiae), welcher die Regierung auf göttliche Einsetzung zurückführt und aufstellt, gleichwie die Mehrheit einer Nation den König wähle, so wähle die Mehrheit der Christen den Kaiser. Nach seinem Beispiele behauptete sein Schüler Dominico Soto, die Indianer könnten über ihre Besitzungen und die Souveränetät verfügen, verwarf den Negerhandel und gab durchaus jene Gerechtigkeit und Menschlichkeit kund, welche unter den spanischen Theologen ebenso häufig wie selten unter den spanischen Staatsmännern. Balthasar Ayala, Richter-Advokat der spanischen Armee in den Niederlanden unter Farnese, handelt in seinem Werke „von dem Rechte und den Pflichten des Krieges und der militärischen Disciplin", von der Ungerechtigkeit des Krieges,

und leugnet das Recht, die Ungläubigen wegen des blos religiösen Grundes selbst unter päpstlicher Gutheißung zu bekriegen, da die Ungläubigkeit nicht der Herrschaftsrechte beraube.

Alberico Gentile (1551—1611), italienischer Protestant und Professor zu Oxford, beschränkte sich nicht auf das — damals in England, wo das Civilrecht den ungeregelten Schulen des gemeinen Rechts (Inns of court) überlassen war, allein wissenschaftlich gelehrte — römische Recht, sondern untersuchte die natürliche Jurisprudenz, zeigte die Wichtigkeit und Heiligkeit der Gesandtschaften (De legationibus), und daß die Verschiedenheit der Religion nicht des Rechtes, Gesandte zu schicken, beraube, erwies, daß Civilklagen gegen öffentliche Beamte vor die gewöhnlichen Gerichte gebracht werden können. Er war der Erste, der nach wissenschaftlichen und freisinnigen Grundsätzen das Völkerrecht im Kriege behandelte (De jure belli), und er gab durch sein Buch vielleicht die Idee, jedenfalls den Gedankengang für die Untersuchungen des Hugo Grotius, der alle früheren Schriftsteller als Wiederhersteller des natürlichen Rechtes durch ein System übertraf, in welchem indeß die Elemente, die später klar geschieden wurden, noch verwirrt sich darstellen.

Hugo Grotius. 1583—1646.

Dieser hervorragende Geist erschien in der Periode, wo Machiavelli, Luther, Calvin, Karl V, Richelieu das alte öffentliche Recht untergraben hatten. Die grausamen Kriege und die Umwälzungen, deren Zeuge er war, stachelten ihn an, ein Heilmittel aufzufinden und Diejenigen wie er sagt — zu widerlegen, welche behaupten, es bestehe keine wechselseitige Verpflichtung zwischen den Völkern und in Kriegszeiten sei alles gestattet.

Aus diesem Grunde vielleicht betonte er in seinem Buch das Kriegsrecht (De jure belli et pacis, Paris, 1625), statt des Völkerrechts, und stellt er sich auf das Schlachtfeld, um das internationale Recht zu lehren. Um aber die öffentliche Ueberzeugung zu gewinnen, mußte trotz der Verschiedenheit der religiösen Ansichten und in Folge dessen der politischen Interessen, so wie der Auffassungen der Gerechtigkeit, etwas Gemeinsames aufgefunden werden. Dieses Gemeinsame war wohl nur allein die Achtung vor dem Alterthum; und so ging auch

Grotius von demselben aus bei seinen Entwicklungen der Idee des Rechts, bis zu dem Grade, daß sogar da, wo diese Idee sich im menschlichen Gewissen schon vorfindet, er dies in Anschlag bringt nur inwiefern es sich aus der alten Geschichte erweisen läßt. Er forscht daher in Homer, Virgil, Tacitus, Thucydides nach den Verpflichtungen, die der Friede, nach den Mißbräuchen, welche der Krieg gestattet,*) ohne die neuen Beziehungen einer von der antiken ganz verschiedenen Gesellschaft, einer auf der Industrie und der Freiheit Aller gegründeten christlichen Gesellschaft — im Gegensatz zu der auf Müßiggang und Sklaverei beruhenden antiken — zu berücksichtigen. Die hiedurch zu Tage tretenden Folgerungen konnten nur grausame sein; allein da die Ideen, unter deren Herrschaft er gebildet wörden, in ganz anderer Weise sich auf die Eingebungen des Gewissens stützten, so führte ihn dies zur Aufstellung einer seinem Ausgangspunkte völlig fremden Unterscheidung und zur Annahme, nebst dem aus dem Vergesellschaftungstriebe des Menschen abgeleiteten Naturrechte, eines im eigentlichen Sinne so genannten Völkerrechts; zur Unterscheidung der juridischen von der moralischen Verpflichtung, der eingebornen Gerechtigkeit von der Zustimmung der Völker, von der Mäßigung, welche eine großmüthige Seele abhält, ohne eine unbedingt zwingende Nothwendigkeit, das Böse zu thun.

Er theilt demgemäß jedes Recht in ein natürliches und ein

---

*) Es ist jedoch zu bemerken, daß er diese Anführungen nicht als unbedingt autoritative macht, sondern lediglich zur Bezeugung des gemeinsamen Gefühls, und zwar zu einer Zeit, wo man mehr an die Texte, als an die Vernunft glaubte. Er sagt: Ich habe mich zum Beweis dieses Gesetzes des Zeugnisses der Philosophen, Geschichtsschreiber, Dichter, Redner bedient, nicht als wenn man sie für unparteiische Autoritäten halten sollte, denn sie opferten häufig die Wahrheit den Vorurtheilen der Sekte, der Natur des Gegenstandes oder dem Interesse ihrer Sache; aber wenn mehrere Autoren aus verschiedenen Jahrhunderten und Ländern darin übereinstimmen, den nämlichen Satz zu bestätigen, so kann dieses allgemeine Zusammentreffen auf irgend eine umfassende Ursache bezogen werden, was in den Fragen, die uns beschäftigen, nur eine wahrhafte Deduktion der Grundsätze der natürlichen Gerechtigkeit oder irgend einer gemeinsamen Zustimmung sein kann. Jenes deutet auf das Naturrecht, dieses auf das Völkerrecht hin. De jure belli et pacis, proleg. 40.

freiwilliges. Das natürliche Recht definirt er als „eine von der gesunden Vernunft uns eingegebene Regel, nach welcher wir nothwendig urtheilen, daß eine Handlung ungerecht oder sittlich, je nachdem sie der vernünftigen Natur gemäß oder nicht gemäß ist, und welche demnach Gott, der Urheber der Natur, gebietet oder untersagt". In dieser unbestimmten Definition ist noch die Idee der Sittlichkeit enthalten; allein er kommt darauf zurück, das natürliche Recht auf der allgemeinen und absoluten Vernunft zu begründen, wie schon Cicero mit den Stoikern gethan. *) — Das freiwillige Recht entstammt den Gesetzen und ist menschlich oder göttlich; das göttliche Recht stimmt vollständig mit dem Naturrecht, und ist allgemein oder besonders. Das allgemeine Recht ist von Gott der ganzen Menschheit offenbart, zuerst nach der Schöpfung, dann nach der Sündfluth, zuletzt durch Christus; das besondere eignet sich dem hebräischen Volke und die Christen sind nicht daran gebunden. Das menschliche Recht sodann ist bürgerlich, überbürgerlich und international. Das erste entfließt den von der souveränen Gewalt erlassenen Gesetzen; zum zweiten gehören das Patrimonialrecht, das Herrenrecht und andere der schon erwähnten Gewalt unterstehende Rechte; das letzte wird obligatorisch gemacht durch den übereinstimmenden Willen mehrerer Völker. Hiemit ist ein Uebergang gegeben zu den besonderen Verpflichtungen des Friedens und des Krieges. Er erkennt die Unabhängigkeit der Nationen, nicht aber die Freiheit der Völker an; er setzt eine unbeschränkte Gewalt, die patrimonialen Regierungen, die nicht aus der Natur, sondern aus der politischen Verfassung ihren Ursprung ableitende Souveränetät voraus; und davon handelnd, ob die Könige an die Erfüllung ihrer Versprechungen gebunden seien, findet er die Sittlichkeit an und für sich im Widerspruch mit der Meinung der Zeiten. — Grotius läßt also das Recht nicht aus einer einzigen Quelle stammen, sondern theils aus der Vergesellschaftung, theils aus der Gewohnheit oder den allgemeinen Empfindungen der Natur. Daraus folgt, daß seine Entwicklungen der Genauigkeit und Festigkeit ermangeln und er zuweilen zu dem Eingeständniß genöthigt ist, er vermöge nicht die wissenschaftlichen Motive für die

---

*) Est quidem vera lex recta ratio, naturae congruens, diffusa in omnes, constans, sempiterna, quae vocet ad officium jubendo, vetando a fraude deterreat (De republ.).

trefflichen Schlußfolgerungen zu geben, welche ihm das Gefühl eingibt. Mackintosh, vielleicht der einzige klassische Publizist unserer Zeit und großer Bewunderer des Grotius, gesteht zu, daß seine Methode weder wissenschaftlich noch angemessen ist. Während die natürliche Ordnung zeigt, daß wir zuerst die Elemente der Wissenschaft in der menschlichen Natur aufsuchen, hierauf sie zur Regelung des Benehmens der Individuen anwenden und endlich darauf zurückkommen müssen, um die verwickelten Fragen in den Beziehungen von Nation zu Nation zu entscheiden, verweilt Grotius im Gegentheile zuerst bei dem Kriegs- und Friedensstande und prüft nur zufälligerweise die ursprünglichen Prinzipien in dem Maße, als sie aus den Fragen sich ergeben, die er behandeln muß. Demzufolge entwickelt er diese begründenden Regeln nicht hinreichend, führt sie nicht bis zu dem Punkte, wo ihre Behandlung erst recht lehrreich werden würde. Durch seine Taciteische Orakelhaftigkeit zuweilen dunkel, wird sein Styl an anderen Stellen dogmatisirend geschwätzig, und die Raisonnements, obgleich gelehrt und scharfsinnig, behindern die Klarheit seines Ganges, welcher mehr der eines Gelehrten als eines Philosophen ist.

Demungeachtet war sein Einfluß auf die praktische und politische Welt ganz so groß wie derjenige Bacons auf die Denkweise. Um ihn zu erläutern, wurde die erste Lehrkanzel des Natur- und Völkerrechts zu Heidelberg gegründet. Die deutschen und die holländischen Universitäten wetteiferten darin, sich mit seinen Doktrinen zu beschäftigen, und die bisher den Klassikern vorbehaltene Ehre ward ihm zu Theil, cum commentis variorum gedruckt zu werden. So stellte Grotius eine von gewaltsamen Leidenschaften zerstörte Wissenschaft wieder her. Er lenkte die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die Fragen, welche er nicht löste, und gab, indem er das öffentliche Recht von den bisher damit verbundenen häßlichen Mißbräuchen befreite, einen Codex von Regeln, abgeleitet aus willkürlichen und noch der Anerkennung entbehrenden, aber doch heilsamen Grundsätzen, weil sie das auf die äußeren und inneren öffentlichen Interessen angewandte natürliche Recht sind. Da das religiöse Band einmal zerrissen war, so konnte dasjenige, welches es ersetzen wollte, noch nicht vollkommen sein, allein vergleichsweise der beste Ersatz dieser Art war doch der dem Menschen innewohnende Geselligkeitstrieb. Dieses Prinzip, welches vor den umbarmherzigen Theoremen

Machiavels und Rousseau's schützt, ward von Pufendorf angenommen und von den andern Publizisten bis auf Gerard de Rayneval, indem dabei der Autorität des Gewissens und den geschichtlichen Thatsachen mehr und mehr Rechnung getragen wurde. So ist das Völkerrecht rationell geworden mit der Philosophie, und wurde sogar bei einzelnen Neueren mit dem eigentlich sogenannten Naturrecht zusammengeworfen.

Als diese neue Wissenschaft der natürlichen Jurisprudenz Anwendung gefunden auf die Bestimmung des Benehmens der Einzelnen in der Gesellschaft, dehnte sie sich auf die Prinzipien aus, welche die Staaten, als moralische Wesen betrachtet und in einer gemeinsamen Gesellschaft ohne positive Gesetze lebend, leiten müssen. Hieraus entstand die gemischte Wissenschaft des natürlichen und internationalen Rechts; und häufig nöthigte die von den Vertretern dieser neuen Wissenschaft gelenkte öffentliche Meinung die Fürsten, Gerechtigkeit und Menschlichkeit besser zu achten, als die Alten thaten, und lieh den Schwachen einen Schutz gegen die Vergewaltigung.

Hugo Grotius, Sohn des Bürgermeisters von Delft, schrieb als Generaladvokat von Holland, Seeland und Westfriesland das Mare liberum, um die gemeinsame Herrschaft zur See und damit die Freiheit des holländischen Handels in Indien zu vertheidigen. Als Rathspensionär von Rotterdam mit Sitz in der allgemeinen Ständeversammlung der Generalstaaten erklärte er sich für Barneveldt und für die Arminianer, ward in deren Streitigkeiten verwickelt und im Jahre 1619 von den Anhängern des Prinzen Moritz v. Oranien zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf Schloß Loevestein verdammt, aus welcher ihn jedoch 1621 die List seiner Gattin, die ihn in einem Bücherkasten aus dem Gefängniß tragen ließ, rettete. Aus Frankreich durch Richelieu vertrieben, ward er von Christine von Schweden (1634) als schwedischer Gesandter wieder nach Paris geschickt. Aber er verstand es nicht, sich den Hofsitten anzubequemen, und im königlichen Vorzimmer pflegte er sich in einen Winkel zurückzuziehen, um in seiner griechischen Bibel zu lesen. Er kehrte 1644 nach Schweden zurück, nahm seinen Abschied und wollte eben nach Holland zurückreisen, als er zu Rostock, wohin er durch Sturm verschlagen worden, starb.

Theologie.

Die ersten wissenschaftlichen Streitigkeiten zwischen den Katholiken und den Religionsneuern waren mehr oder minder schwache Versuche, weil die Geistlichkeit ohne tüchtige Bildung und an die scholastische Methode gewöhnt war; diese Methode aber war eine gegen Angriffe ganz anderer Natur ungeeignete Fechtart, denn den neuen Gegnern gegenüber fehlte der scholastischen Argumentation die Majora, nämlich die Autorität der Kirche, der gemeinsame Grund des Glaubens. Bald jedoch widmeten sich einzelne Mitglieder des Klerus dem Studium der orientalischen Sprachen und der Hermeneutik, und besonders in Italien erschienen verschiedene Widerlegungen der lutherischen Irrthümer. Indeß, obgleich einigen dieser Schriften das Verdienst der Zeitgemäßheit zukommt, so hat doch keine von ihnen ihre Zeit überlebt. Es erregt in der That Erstaunen zu sehen, welch unfähigen Vorkämpfern Rom damals seine Sache überließ. Im Allgemeinen erkannte keiner derselben die volle Tragweite der aufgeworfenen Frage; und man beschränkte sich auf eine nur das Einzelne ins Auge fassende Behandlung vor einem untergeordneten Tribunal, wie es die individuelle Vernunft war. Die Katholiken fanden die schwache Seite der Reformation nicht heraus und versäumten es, deren Vertheidiger in bestimmt gezogene Schranken einzuschließen. Aber auch unter den Protestanten, wenn man nicht etwa Beza ausnehmen will, ward anfänglich die volle Bedeutung der begonnenen geistigen Umwälzung nicht erkannt; und ohne alle Folgerungen der aufgestellten Doctrin zu ziehen, setzten sie an Stelle der einen niedergeworfenen Autorität eine andere, welche sie die legitime nannten; sie warfen sich zu Verfolgern auf, weil sie auf den ausschließlichen Besitz der Wahrheit Anspruch machten und sich darum die Pflicht zuschrieben, den Irrthum zu bekämpfen. Beanspruchte die katholische Kirche das gleiche Recht, so sprachen sie es ihr ab, da sie in der Finsterniß von Gott verlassen weile; aber es thaten sich doch Sekten auf, die zwar den gleichen Haß gegen die römische Kirche bekundeten, aber nicht minder die gleiche Freiheit in der Auslegung der heiligen Schrift beanspruchten. Wie ihnen antworten? Ein solcher Widersinn öffnete aber den Protestanten die Augen nicht: sie befreiten den menschlichen Geist, und doch wollten sie ihn durch das Gesetz regieren; sie verkündeten die

freie Forschung, und stellten Symbole und Bekenntnisse und Autoritäten auf *).

Einige indeß versuchten eine Verbindung der beiden in den Kontroversen gebräuchlichen Methoden, nämlich der positiven, die sich an die unmittelbare Autorität der Schrift und der Väter hielt, und der sogenannten scholastischen, welche Induktionen zog aus jenen Grundautoritäten. Hieraus ergaben sich theologische Systeme, die man loci communes nannte und welche sowohl bei Katholiken wie bei Protestanten in sehr häufigem Gebrauche waren. Sie waren aber insbesondere jenen von Nutzen, um durch strenge Beweisführung die Nichtigkeit der Sophismen aufzuzeigen. Die hervorragendsten waren die Loci theologici des Melchior Cano (Salamanca, 1563), wo die in zierlicher und gewandter Form auftretende Gediegenheit Philosophie und Theologie in glücklicher Weise vereinigt.

Als es aber Rom, gestützt auf das Tridentiner Concil, gelungen war, alle Elemente des sittlichen und geistigen Lebens an sich zu ziehen und sich neu zu kräftigen durch Neuaufbau des Dogmas und Verbesserung der Praxis, da bändigte es in den südlichen Ländern die reformatorischen Tendenzen, machte die hervorragenderen geistigen Bestrebungen sich dienstbar und suchte siegreich die Irrenden zu sich zurückzuführen. Seine Vorkämpfer ergriffen die Offensive wieder, stellten absolute Normen der Wahrheit auf und zeigten, daß außerhalb derselben kein Heil sei. Gleich wie die Trümmer einer geschlagenen Armee sich um den Generalstab sammeln, so empfanden die Katholiken die Nothwendigkeit, sich um den Papst zusammenzuschließen; und insbesondere die vom Geiste des verjüngten Katholizismus erfüllten Jesuiten widmeten sich der Unterstützung des einzigen Hirten, zu dessen Füßen es nur Eine Heerde geben soll.

Bellarmin. 1542—1621.

Der bedeutendste unter diesen Vorkämpfern war der Jesuit Robert Bellarmin von Montepulciano, den Clemens VIII zum Kardinalat erhob, quia ei non habet parem Ecclesia Dei

---

*) Le droit d'examiner ce que l'on doit croire, est le fondement du protestantisme. Les premiers Réformateurs ne l'entendirent point ainsi: ils croyaient pouvoir placer les colonnes d'Hercule de l'esprit humain au terme de leurs propres lumières. M. De Staël.

quoad doctrinam. Auf das Ansehen der Schrift, der Concilien, der Väter sich stützend, gleichwie auf die Uebereinstimmung der Theologen, beschimpft er seine Gegner nicht, sondern legt ehrlich und gerade ihre Meinungen dar, und ohne Beweisgründe der Schule zu Hülfe zu nehmen, widerlegt er sie mit Klarheit und bestimmter Kürze. Er vergleicht die weltliche Gewalt dem Körper, die geistige der Seele, stellt jedoch nicht die unmittelbare Prärogative des Papstes und den Vorrang des göttlichen Rechts vor dem politischen auf. In die bürgerlichen Angelegenheiten soll der Papst sich nicht mischen, ausgenommen in den Vasallenstaaten der Kirche, in allem aber, was die geistige Ordnung anbelangt, ist er völlig unbeschränkt. Es steht ihm unter keinen Umständen zu, nach Gutdünken Könige zu entsetzen, die nicht Vasallen der Kirche sind, aber er kann, wo das Heil der Seelen es verlangt, ihr Reich an Andere übertragen. In wie hoher Geltung die Schriften dieses katholischen Polemikers standen, ergibt sich aus der Unzahl seiner Gegner *).

Für Bellarmin traten Labbe, Baronius, Sirmond mit geschichtlichen Beweisgründen ein, während Blondel, Daille, Salmasius, Usser, Primas von Irland, den römischen Primat bekämpften. Richer, der die Unfehlbarkeit des heiligen Stuhles bestritt und die geistliche Regierung mit einer durch die Aristokratie der Bischöfe beschränkten Monarchie verglich (1611), fand einen Gegner im Kardinal Du Perron, Erzbischof von Sens. Dieser Prälat war einer der Ersten, welche der christlichen Controverse eine breitere Grundlage gaben, indem sie dieselbe auf das Wesentlichste hinlenkten, auf den Angelpunkt von der Kirche, und zeigten, daß dem Protestantismus das eigentliche Kennzeichen einer öffentlichen Religionsgesellschaft abgehe, da er kein einheitliches, heiliges, allgemeines, apostolisches und beständiges Priesterthum habe**). Nothwendig

---

*) Einen Antibellarmin schrieben: Adam Scherzer, Sam. Huber, Konr. Vorstius, G. Albrecht, Wilh. Amesius u. A.; Polen schrieb ein Collegium antibellarmianum, L. Crell Disputationes Antibellarm. Auch König Jakob Stuart und Duplessis Mornay (Mystère d'iniquité, Histoire de la papauté) gehören zu seinen Gegnern.

**) Vergl. Gerbet, Coup d'oeil sur la controverse chrétienne. Paris, 1831.

mußten nun die Protestanten hinwieder der Kirche den Charakter einer öffentlichen Gesellschaft absprechen, um sie nur als geistige Gesellschaft zu betrachten, die vom Glauben in einigen Hauptartikeln begründet sei.

Dem gegenüber galt es dann wieder, den Beweis zu führen, daß das Grundprinzip des Protestantismus, indem es den Glauben zerstört, auch die Wesenheit der geistigen Gesellschaft vernichtete. Von da an war der Schritt zu einer Erweiterung des Kampfgebiets dadurch vorgezeichnet, daß zu behaupten war, das Privaturtheil sei eine unzureichende Autorität. Dieses that von einem allgemeinern und freiern Standpunkte Papin, indem er die persönliche Intelligenz mit der Autorität verglich. Er theilt die Menschen ein in Glaubende und Prüfende; sie seien daher das eine oder das andere, oder alles oder nichts, oder stets unabhängig oder stets unterworfen in Glaubenssachen. Wer sich unterwirft, ist katholisch, wer prüft, für den hat die Wahrheit keinen obligatorischen Charakter mehr, nichts mehr, was sie von irgend welchem Irrthum unterschiede. Der Protestant kann nicht den Juden, den Deisten, den Atheisten verdammen, sonst müßte er den von ihnen geltend gemachten Gründen die Autorität entgegenhalten. — Von diesem Standpunkte aus entwickelte man dann weiter, daß die Grundlage des Katholizismus nicht eine besondere Thatsache, sondern daß er der eigentliche Grund aller menschlichen Gewißheit sei. Daher erhoben die Gegner die Beschuldigung des Skepticismus, weil die Katholiken durch die Prüfung zu nichts Positivem gelängen; diesen indeß genügte, das Autoritätsprinzip befestigt zu haben.

Im Allgemeinen bekundeten die Theologen des 17. Jahrhunderts große Gelehrsamkeit und eine fortgeschrittene Kritik. Es genügt zu nennen, außer den Historikern, Cornelius a Lapide, auch unter den Protestanten geachtet, die Lutheraner Gerhard und Glaß, den Calvinisten Rivet. Die Jesuiten zählten die tüchtigsten Theologen in ihrer Gesellschaft: Sirmond führte eine überaus heftige Polemik über die Kommunion unter beiden Gestalten; Macdonald machte bemerklich, daß die Fortschritte der Geschichte der heiligen Schrift Erklärungen von verschiedenartiger Gestaltung auferlegen, und kam, mit weniger Kühnheit und mehr Geist, dem Rich. Simon zuvor in der Begründung der Bibelkritik; in seiner so überaus nützlichen Compilation über die theologischen Dogmen legte Peteau den Grund

zum zukünftigen Bündniß zwischen der Dogmatik und der höhern Philosophie; er ward übrigens des Socianismus verdächtigt.

Einige Schriftsteller außerhalb der Kirche verstiegen sich bis zur Leugnung der Offenbarung; so unter Andern der Franzose Charron in einer Abhandlung über die Weisheit, welche dem Scheine nach zur Vertheidigung des Christenthums bestimmt sein sollte, und der Italiener Vanini in dem Buche De admirandis naturae reginae deaeque mortalium arcanis, zu Paris (1616) mit königlichem Privilegium herausgegeben. Im 50. der 60 Gespräche über physische und moralische Gegenstände legt er seine Zweifel dar und bekennt, kein anderes Gesetz anzuerkennen, als dasjenige, was die Natur ins menschliche Herz gepflanzt habe. Wir kommen auf die beiden Genannten zurück. Uebrigens war der Unglaube Modesache an den Höfen von Ludwig XIII und Karl I, und ohne Schleier zeigt er sich in den Schriften von La Mothe le Vayer, Naudé, Guy Patin u. A.

Diesen Schriftstellern gegenüber erschien Andern geboten, die Wahrheit der geoffenbarten Religion zu beweisen; es that dies namentlich Grotius in seinen „Anmerkungen über das alte und neue Testament" (1633) *), die vielfach neu aufgelegt worden. Den Calvinismus verwerfend, weil er Willensfreiheit verwerfe, neigte er sich dem Arminius zu, der die entgegengesetzte Lehre aufstellt. Aber wenn er die Freiheit nicht vernichtet wissen wollte, kam er doch dazu, die wahrhafte Gnade zu leugnen; er fand, daß der heilige Augustinus diese Materie verdunkelt habe, in deren Betreff nur die Griechen und die Semipelagianer die richtige Lehre bewahrt hätten, und er übt eine kühne Kritik über die heilige Schrift aus, in welcher er seltsame Dogmen entdeckt. Er gerieth sogar in die Irrthümer der Socinianer, die er jedoch später abschwur. Zwischen den verschiedenen Bekenntnissen schwankend, deren keines ihn vollkommen befriedigte, gelangte er dahin, sich einzubilden, sie alle entbehren zu können; allein mehr und mehr machte sich in ihm doch das Bedürfniß nach Ruhe in der Autorität geltend, und so würde er sich vielleicht mit der Kirche versöhnt haben, wenn er länger gelebt hätte. Das Gleiche

---

*) Annotationes ad V. T. Paris, 1644, 3 Bände, Neue Ausgabe von Döderlein, Halle, 1775. Annotat. in N. T. Amsterdam 1641—46, 2 Bde. N. A. Halle, 1679.

war mit Is. Casaubon der Fall, und große Staatsmänner, berühmte Gelehrte sagten sich von der Reformation los.

In deren Schoße wurden unausgesetzt neue und alte Fragen angeregt; der Arminianismus gewann mehr und mehr Boden, und dessen Hauptvorkämpfer, Simon Episcopius, ist insbesondere darum bemerkenswerth, weil er die Glaubensartikel auf die wenigen beschränkte, deren nothwendiger Gegenstand, Zweck und Beziehung sich ausdrücklich oder in entsprechend deutlicher Weise in der Bibel vorfinden *).

Hier warf sich auch die sociale Frage auf, bis zu welchem Grade die Obrigkeit Macht habe über die Kirche und ob überhaupt und wie weit für die Unterthanen ein Recht bestehe, sie nicht anzuerkennen oder sich zu einem andern Kultus zu bekennen? Erastus gab seinen Namen einem Systeme, welches an die Stelle der kirchlichen Censuren und Excommunicationen eine Oberaufsicht der bürgerlichen Obrigkeit über den Glauben und die Praxis der Kirchen setzen wollte. Der Engländer Hooker entwickelte dieses System weiter („Kirchliche Verfassung"), welches in England unter Heinrich VIII eingeführt wurde; die schottische Presbyterialverfassung konnte sich aber damit nicht vertragen. Grotius (De imperio summarum potestatum circa sacra) erklärt sich für die englische Anschauung, und für die Verpflichtung zum leidenden Gehorsam in unbeschränkten Monarchien, nicht aber in solchen Ländern, wo der Fürst durch Vertrag oder durch die Mitwirkung eines Senats oder von Ständen in der Regierung beschränkt sei; nach ihm besitzt der König allein das Recht, die falschen Religionen aufzuheben und deren Bekenner zu bestrafen. Und fragt man ihn, welche Religionen er falsche nennt, so antwortet er: diejenigen, die dem Könige mißfallen, denn ihm kommt die Wahl der Religion zu **); woraus

*) Vergl. Caldor, Life of Episcopius. London, 1835. — Nicholles, Calvinism. and Arminianism.

**) In arbitrio est summi imperii quaenam religio publice exerceatur; idque praecipuum inter majestatis jura ponunt omnes qui politice scripserunt. Docet idem experientia; si enim quaeras cur in Anglia, Maria regnante, romana religio, Elisabetha vero imperante, evangelica viguerit, causa proxima reddi non poterit, nisi ex arbitrio reginarum, aut, ut quibusdam videtur, reginarum ac parlamenti; p. 242.

sich ergab, daß die Verschiedenheit religiöser Ansichten zu einem Staatsverbrechen wurde.

Die Verfolgung wegen Heterodoxie wurde in allen Confessionen als eine rechtmäßige betrachtet. Einige Regierungen versuchten einen Vermittlungs- und Uebergangsweg einzuhalten, keine aber bekannte sich zum Grundsatze der Toleranz. Die gemäßigtsten Schriftsteller beschränkten sich darauf, über die Art und das Maß der Strafen zu handeln, namentlich hinsichtlich der Todesstrafe. Justus Lipsius, einer der begabtesten Geister jener Epoche, schrieb als Professor in den Niederlanden (1579), den Dissidenten gegenüber könne von keiner Milde die Rede sein, man müsse sie zerhacken oder verbrennen *). Als ihm vorgehalten wurde, daß er damit die blutige Strenge Karls V und des Herzogs Alba rechtfertige, entschuldigte er sich damit, jene Worte seien nur als rhetorische Figuren gemeint, man müsse gegen die Ketzer die Todesstrafe nur selten und dann nur im Geheimen in Anwendung bringen, aber Verbannung, Vermögensentziehung und Büßungen dürften ihnen nicht erspart werden.

Episcopius insbesondere, da dem Arminianismus die Duldung versagt wurde, stritt eifrig für die Religionsfreiheit, und nannte das Beispiel Calvins „verdammlich und ein Abscheu für Alle" **). Seitdem findet sich übrigens die Todesstrafe für Ketzerei nicht mehr in Anwendung gebracht. Die Independenten in England rühmen von sich, daß sie zuerst allgemeine Religionsduldung gelehrt hätten. Jeremas Taylor (Liberty of prophesying, 1647) verlangte deren Ausdehnung auch auf die Katholiken, ausgenommen wenn sie sagen, der Papst könne die Könige absetzen. Er ging hauptsächlich von dem Satze aus, daß es in der Kirche sehr wenige ganz zuverlässige und bestimmte Glaubenspunkte gebe, wie das Symbolum der Apostel u. s. w., das Uebrige sei Gegenstand der Controverse. Aber zuerst staatsrechtlich anerkannt erscheint die Toleranz erst in der Verfassung von Nordamerika, insbesondere in den katholischen Kolonien, wie Maryland.

---

*) Clementiae non hic locus; ure, seca, ut membrorum potius aliquot, quam totum corpus intereat. Civil. doctr. IV. 3.

**) Apol. pro confess. remonstrant., c. 24.

Der Traum wohlmeinender Männer war noch die Vereinigung aller Bekenntnisse zu Einem Glauben, unbeschadet der Duldung von gewissen abweichenden Meinungen und Gebräuchen. Grotius versuchte dies, Georg Calixtus, von der Universität Helmstädt, behauptete, es sei im Calvinismus nichts enthalten, was die Katholiken nicht annehmen könnten, stellte weise Regeln zur Vereinigung der Dissidenten auf *), und verlangte, jede Kirche, welche behaupte, was die übrigen leugnen, solle gehalten sein, dies durch die Schrift, durch die einstimmige Ansicht der alten Kirche und durch Argumente zu beweisen. **)

---

*) De tolerantia Reformatorum circa quaestiones inter ipsos et augustanam Confessionem professos controversas consultatio. Desiderium et studium concordiae ecclesiasticae.

**) Solche irenische Versuche sind bekanntlich bis in die jüngste Zeit fortgesetzt worden. Natürlich, vorgebliche gegenseitige Zugeständnisse in der Absicht zu bekehren, haben selbst auf dem Felde der Politik noch selten einen Erfolg gehabt; auf dem Gebiete der Kirche aber war dies noch nie der Fall. Interessant sind die irenischen Versuche des großen Bossuet mit dem ausgezeichneten protestantischen Abt von Locum und dem berühmten Leibnitz. Bossuet brachte unstreitig die herzlichste Bereitwilligkeit zu dieser Unterhandlung und zur Nachgiebigkeit mit, und die Letztern besaßen den besten Willen zur Einigung und die feurigste Liebe zur Wahrheit. Bossuet ging bis zur äußersten Grenze der Zugeständnisse, und als er diese und die, durch die Reformatoren entstellten katholischen Dogmen in ihrer reinen Auffassung in seinem ausgezeichneten Werke: „Expositio doctrinae Catholicae“ ausführlich entwickelte, konnten selbst die gelehrtesten Protestanten in ihrem Erstaunen den Zweifel nicht verhehlen, ob die in diesem Buche enthaltenen Aeußerungen nicht bloße Lockungen und Beschönigungen, und ob sie im Einklange mit den Lehren und mit der Disziplin der römischen Kirche wären. Daher wendete er sich an den apostolischen Stuhl, und obschon der Papst und die Cardinäle ihre Beistimmung durch ihre Unterschrift feierlichst erklärten, und alle Ursache war, zu hoffen, daß die erwähnten berühmten Gelehrten nach der Aufklärung aller ihrer Zweifel und nach der siegreichen Widerlegung aller ihrer Einwürfe der anerkannten Wahrheit huldigen würden, wurde ihnen dennoch die Gnade des Glaubens versagt, und als der erste von ihnen von den Verhandlungen zurücktrat und Leibnitz hingegen verlangte, daß er die Oecumenicität des Tridentiner Conziliums angreifen, und dennoch mit Beseitigung der auf demselben gefaßten dogmatischen Beschlüsse die weitere Verhandlung und Einigung fortsetzen können solle, brach auch Bossuet jede fernere Unterhandlung ab. — Hieher gehört, was Prof. Dr. Roßhirt in Heidelberg (Allgem. Kirchenlexikon von Dr. Aschbach, Bd. I.) von Fe-

Der obengenannte Taylor war der vorzüglichste Prediger Englands, voll Wärme, Frömmigkeit und Liebe, und von einer Beredsamkeit, welche nicht selten in das Gebiet der Poesie überging. Die schweizerischen Prediger waren einfach, volksthümlich und philosophischer als die Engländer; die Holländer liebten wortreiche Gelehrsamkeit. Die Franzosen zeigten bereits den Geschmack und die sorgfältige Form, welche ihnen im folgenden Jahrhunderte den literarischen Vorrang verschafften.

Während Grotius in seinen Adnotationes nur die buchstäbliche Auslegung, mit Ausschließung einer jeden anderen annimmt, und derselben sein ausgebreitetes Wissen widmet, findet umgekehrt Coccejus überall einen verborgenen Sinn, und ist ihm das Alte Testament von Anfang bis zu Ende eine fortlaufende dunkle Darstellung des Neuen. Zugleich wendet er auf die Exegese die technische Sprache der Juristen an und betrachtet die Beziehungen zwischen Gott und dem Menschen als Rechtsverträge. Damit fügte er sich übrigens der holländischen Sitte seiner Zeit, die dann auch nach England überging. — Auch unter den Lutheranern, so strenge sie an die symbolischen Bücher sich hielten, gab es Freunde des innern, geistigen Lebens. So war Arnd in seinem „Wahren Christenthum" (Magdeburg, 1610) einer der ersten Protestanten, der von der starren äußern Orthodoxie sich abzuwenden wagte. Auf der Höhe der Erbauungsliteratur jener und der spätern Zeiten steht jedoch des hl. Franz v. Sales „Philothea" (1606).

---

bronius sagt: „Es war kein Leichtsinn, welchem Febronius sich hingab, sondern ein unüberlegtes Zeichen einer von tausend Seiten gestachelten Zeit, — des französischen Voltairianismus, der gallicanischen Kirchenansichten, der politischen Philosophie eines Joseph II, der freundlichen Annäherung des Protestantismus, der hochmüthigen Bestrebung einer Zeit, die mehr in einer indifferentistischen wie in einer gläubigen Wissenschaft den Ruhm des Gelehrten findet. — Das Buch des Febronius war der Refrain eines einzelnen Gedankens, eine Tendenzhistorie, die, wie Febronius selbst im Widerrufe höchst wahr sagt, den Zweck hatte, Manches gegen den Primat und gegen die Einheit der katholischen Kirche zu thun, um den Protestantismus zu gewinnen, der damals schon den Standpunkt hatte, entweder uns in einem verdorbenen Protestantismus zu vereinigen, oder in sich einer auflösenden Idee entgegen zu gehen."

Casuistik.

Da die Moralwissenschaft berufen ist, im Beichtstuhle die Gewissen zu leiten und die besondern Zweifel eines jeden Gläubigen zu lösen, so ist der Beichtiger einer furchtbaren Verantwortlichkeit ausgesetzt, indem die Sünde einer von ihm angerathenen oder zugelassenen oder wohl gar absolvirten Handlung auf ihn zurückfallen könnte! Deßhalb verfaßte man eigene und systematische Abhandlungen, nicht sowohl über die Moral im Allgemeinen oder auch nur mit Darlegung der Fälle in Form von Beispielen, sondern unter Ausführung jedes möglichen Falles im Einzelnen, in der Weise der Juristen. Hieraus entstand eine ganz neue Literatur, die insbesondere durch die zwischen den Jesuiten und Jansenisten sich ergebenden Streitigkeiten bemerkenswerth wurde. — Die evangelische Moral ist beständig geneigt, den mildesten und großmüthigsten Weg anzurathen, aber in Zwiespalt gesetzt mit der verderbten menschlichen Natur und mit den individuellen Interessen, geräth sie in Gefahr, durch die Gebote des Zweckmäßigen oder durch die Leidenschaften verdunkelt zu werden. Welche Sünde auch den Menschen beflecke, nimmer will die Kirche, daß Verzweiflung auf ihm laste; sie ruft den Sünder zur Reue und Buße auf; indeß ist dem Bereuenden doch nicht stets die Wiedergutmachung möglich, oder dieselbe ist wenigstens nicht in genau entsprechendem Verhältniß zu bestimmen. Ueberdem bestand in verschiedenen Ländern die Inquisition mit ihren Regeln von großer Strenge, und der Sünder verfiel dem Arme dieses rücksichtslosen Tribunals, wenn er ein Jahr lang ohne Lossprechung blieb. So ergab sich die Nothwendigkeit, die Hülfsquellen und Ausgleichungen zu studiren, welche, ohne die Rechte des Gewissens anzutasten, auf Vergebung Vertrauen einflößen könnten, ohne zugleich durch übertriebene Leichtigkeit zur Verlockung zu werden.

In solcher Weise entstand die, wohl zu sehr verleumdete, Wissenschaft, welche Casuistik genannt wird. Man unterscheidet die objektive Rechtlichkeit der Handlungen von ihrer subjektiven, d. h. das Gebiet der Vernunft von dem des Gewissens, die guten und bösen Handlungen an sich von der Absicht, in welcher sie begangen wurden. Die Ethik als Wissenschaft kann nur mit der objektiven Sittlichkeit sich beschäftigen; auf die geistige Natur des Menschen nun und auf seinen Willen wird sie in Anwendung gebracht vermittelst des Casuismus, der sich auf das

Axiom gründet: daß wir, so weit es uns gegeben ist, kennen sollen was gut ist und es in's Werk setzen müssen. Indeß, wie groß und zahlreich sind in der Anwendung die Schwierigkeiten, wie viele Skrupel und Entschuldigungen verhindern, so zu handeln wie man soll! Der Beichtvater richtet lediglich über dasjenige, was ihm durch den Pönitenten vorgetragen wird, und sohin hat er vor allem an die Absicht sich zu halten; denn wer eine That bekennt, zeigt hiedurch, daß sein Gewissen ihm daraus einen Vorwurf macht, während derjenige, welcher gegen sein Gewissen handelt, sündigt, möge auch die That an sich unschuldig sein. Aber keineswegs unschuldig sind die Handlungen, welche das Gewissen nicht verdammt, denn dieses kann sich irren und jene leiten ihre Moralität aus einer höheren und unfehlbareren Quelle ab. Und was noch wichtiger, der Beichtiger soll Rathschläge für die Zukunft ertheilen. Da er das Gewissen und den Willen des niedrigen Menschen wie des Fürsten in seiner Hand hat, so muß er zwischen der subjektiven und objektiven Rechtlichkeit jenen Einklang suchen, in welchem die Vollkommenheit der moralischen Handlung besteht. Aber wie zahllos sind eben die Fälle, welche vorkommen können! welche Spitzfindigkeiten sind zu lösen, wie unabsehbar die zu beurtheilenden Verhältnisse! Hier werfen sich alle Zweifel der Moral auf, und zwar nicht mehr als Gegenstand von Schulstreitigkeiten, sondern eine unmittelbare Anwendung heischend. Soll man sich an den genauen Buchstaben des Gesetzes halten, oder versuchen, es auszulegen? Zwei in der Praxis schon alte Schulen bilden sich nun auch literarisch; die eine hält sich unwandelbar an das Gesetz, die andere will es erklären und auslegen.

Noch größere Schwierigkeiten warfen sich auf hinsichtlich der Regeln der Wahrhaftigkeit und der aus dem Versprechen sich ergebenden Verpflichtung. Die Einen behaupteten, ein Versprechen, wäre es auch aus Unwissenheit gegeben, durch List erlangt oder mit Gewalt erpreßt, verpflichte in allen Fällen, welches Prinzip der vom Evangelium vorgeschriebenen Selbstverläugnung gemäß ist. Andere erkannten dagegen die Nothwendigkeit, nach den Umständen und den Leidenschaften sich zu richten, um wenigstens das Reich des Gewissens zu retten. Schon hatte in zu viel Fällen das persönliche Interesse Sophismen gefunden, um der Erfüllung eines Versprechens auszuweichen;

aber insbesondere die Jesuiten wurden beschuldigt, ein ganzes System einer biegsamen Moral aufgestellt zu haben.

Nicht im rigoristischen Orient und nicht im heroischen Zeitalter des Christenthums entstanden, sondern im Zeitalter Machiavels und Montaigne's, in den Arbeiten des Apostolats, nicht in der Kasteiung ihren Beruf findend, heldenmüthig dem Tode trotzend, aber der monastischen Strenge sich nicht widmend, weniger der Ascese als dem praktischen Nutzen der Menschheit sich hingebend, den sie als enge verbunden mit dem Triumphe des apostolischen Stuhles betrachteten — befanden sich die Jesuiten häufig in Verhältnissen, wo sie auf unbesiegliche Hindernisse in dem Streben nach diesem Ziele gestoßen sein würden, hätten sie nicht geglaubt, dieselben umgehen zu können, indem sie nur an die Löblichkeit des Zweckes sich hielten. Berufen, den Großen Rathschläge zu ertheilen, vermochten sie da immer die Zweckdienlichkeiten und die Nothwendigkeiten der Politik mit der strengen oder engherzigen Ehrlichkeit und Geradheit zu vereinen? Oder sollten sie, jenen erhabenen Beruf verschmähend, sich selber eines so mächtigen Mittels berauben, um der Kirche und der Menschheit zu dienen?

Noch weniger hätten sie sich mit den Casuisten von äußerster Strenge verständigen können, welche das genaue Gesetz nicht für genügend erachteten und eine Härte verlangten, welche die Vernunft nicht billigt, und wo das innere Forum mitunter Regeln darbot, welche von denen des äußern gänzlich verschieden.

Die Welt, zwischen die beiden Gesetze des Fleisches und des Geistes gestellt, ist nur zu sehr gewohnt, beständig Ausgleichungen zu versuchen, gleichsam auf der Diagonale der beiden Kräfte zu verharren. Mancher würde, in der Doktrin, eine weniger als strenge Moral nicht dulden, der sich doch tadelnswerthe Handlungen gestattet, indem er Entschuldigungen findet, sich auf Beispiele und Meinungen Anderer stützt. Noch öfter verläßt sich Derjenige, welcher Zweifel hegt über den Werth einer Handlung oder über die Strenge einer Pflicht, auf die wahrscheinliche Meinung, nämlich auf eine solche, die bereits behauptet worden.

Hieher gehören nicht die Schriftsteller, welche der Logik und des Sophismus sich bedienen, um Entschuldigungsgründe aufzufinden, und wo das traurige Ergebniß die Untergrabung der Grundlagen der sittlichen Rechtlichkeit ist. Diese gestatteten z. B. den Gebrauch des zweideutigen Ausdrucks, wahr in einem

Sinne, jedoch falsch in jenem, der gewöhnlich damit verbunden wird; den innern Vorbehalt, vermittelst dessen man etwas ausspricht, indem man gewisse Bedingungen darunter versteht; die unbeschränkte Herrschaft des Menschen über das Wort, die erlaubt, demselben einen gewünschten Sinn zu unterlegen. Sie übertrieben auch den Probabilismus, indem sie zuließen, man könne, im Falle des Zweifels, das für minder gut gehaltene ausüben, vorausgesetzt, daß man sich dabei auf irgend einen Casuisten stütze: dies war aber nicht schwer, da über diese Materie überaus viel geschrieben wurde, zum Theil auch blos als logische Uebung.

Einer der berühmtesten Casuisten ist Thomas Sanchez von Cordova. Seine Abhandlung über die Ehe (Genf, 1602) kann durchaus als das Vortrefflichste in ihrer Art bezeichnet werden. Doch aber geht er bei Untersuchung der Fälle in ungehörige Einzelheiten ein, die vielleicht in den Beichtstuhl, aber nicht vor die Oeffentlichkeit gehören. Ohne daß dies entfernt seine Absicht war, hat er damit viel Aergerniß gegeben. Nach ihm sind noch zu nennen Tolet, Leß, Busenbaum, dessen Medulla casuum conscientiae (Münster, 1645) 52 Auflagen erlebte, und Escobar, dessen Theologia moralis (Lyon, 1648) in 40 Auflagen verbreitet ist. Des großen Moralisten Suarez von Granada geschah bereits unter den politischen Schriftstellern Erwähnung. Gleich andern juristischen Theologen langweilt er durch Längen, durch zu weit getriebene Systematik in den Eintheilungen seiner Stoffe, durch das Bemühen einer ganz erschöpfenden, alle Folgerungen entwickelnden Behandlung. Diese fast peinlich erschöpfende Behandlung des Gegenstandes, so daß kaum eine noch so untergeordnete Einwendung ihnen entgeht, ist übrigens eine bemerkenswerthe Folge der Meisterschaft in Anwendung der scholastischen Methode, die indeß doch diese Schriftsteller nicht abhält, von den Besonderheiten des vorliegenden Falles sich zu allgemeinen Anschauungen zu erheben. Andererseits verwickeln sie sich allerdings in ein Netz von Unterscheidungen und gerathen aus Achtung vor der Autorität in incohärente Aufstellungen. — Weit untergeordnet sind die protestantischen Casuisten, von denen keiner ein vollständiges System darbietet.

Moralisten.

Abgesehen von dieser so unmittelbaren und wichtigen An-

wendung, ward die Moral im Allgemeinen von vielen Schriftstellern dieser Epoche behandelt. Baldassare Castiglione (1478—1529), den Scaliger selbst als Lateindichter pries, schilderte im „Höfling" das Leben der damaligen feinen Welt, und zwar in einem Style, der nicht an den Hof erinnert. Und doch lebte er an einem solchen, der ein Vereinigungspunkt der Blüthe aller italienischen Bildung, alles dessen war, was damals in Italien in irgend einer Weise sich auszeichnete, nämlich am Hofe des Herzogs Gudobaldo von Urbino und seiner Gemahlin Elisabeth Gonzaga. Die hier beobachtete feine und gebildete Sitte und Lebensart wollte nun auch Castiglione in seinem „Höfling" in lebhafter Weise darstellen, wobei er sich der Gesprächsform bediente. Mit großer Umständlichkeit stellt er den Typus eines Hofmannes dar, aber sein Ideal ist im Grunde nur unmoralisch und elegant. — Er hatte Vorbilder an Agostino Nifo (De viro aulico et de muliere aulica) und Mutio, der außer schwachen theologischen Schriften einen „Edelmann" verfaßte. Hier behauptet er, der Adel sei persönlicher Art und daher größer im Gelehrten als im Krieger. Er ist auch, nebst andern ähnlichen kleinen Sachen, der Verfasser der „Fünf nothwendigen Kenntnisse für einen jungen Herrn, der an den Hof geht", welche Kenntnisse darin bestehen: sich zu erinnern, daß man Mensch, Christ, edel, jung und vornehm sei. Mutio war einer der Ersten, der die Gebräuche des Zweikampfes — der überhaupt viele Theologen beschäftigte, von denen nicht alle ihn verwarfen; einige stellten sogar Regeln dafür auf — und die Spitzfindigkeiten des Ehrenpunktes systematisch wie eine Wissenschaft behandelte.

J. Sadolet (1477—1547) verfaßte als Bischof von Carpentras eine Abhandlung über Erziehung (De liberis recte instituendis), um, so weit dem Einzelnen dies möglich, einem wesentlichen Mangel der neuern Gesetzgebungen abzuhelfen, welche die Zucht der Willkür und damit dem Wechsel und der Vernachlässigung überlassen. Er bezeichnet die Erhaltung der Uebereinstimmung der Leidenschaften mit der Vernunft und des Gleichgewichts unter jenen als das Wesen der rechten Weise zu leben. Der Erzieher habe darum seinen Zögling anzuleiten, sein Inneres ordentlich zu regieren, damit er sich gewöhne, Genuß nur im Guten zu finden und von dem Entgegengesetzten abgestoßen zu werden. Dazu werden die Religion, die einzige Quelle wahr-

hafter Glückseligkeit, und das Vorbild der Eltern verhelfen. Was den Geist anbelange, so müsse er mit Hülfe einer gesunden Philosophie gebildet werden, welche den Zögling lehren wird, sich klare und genaue Begriffe von den Dingen zu bilden, dadurch dem blendenden Einfluß des falschen Wissens, dem größten der Uebel, sich zu entziehen. Nachdem er gelernt gut zu denken, müsse er lernen sich gut auszudrücken; letzteres umfasse die Dichtkunst, die Beredsamkeit, die schöne Schreibart und die ritterlichen Künste. Man sieht, der Verfasser hat keine kühnen und eigenthümlichen Anschauungen, allein was er sagt ist einfach, gesund und vernünftig.

Die drei Dialoge — Guevara, Marc Antonius, die Fürstenuhr — von Sperone Speroni, welcher in der Volkssprache über Philosophie zu schreiben wagte, sind schwach und allgemein lehrhaften Inhalts, wurden jedoch vielmals gedruckt. Einige andere italienische Schriften und Schriftsteller ähnlicher Art und Richtung bedürfen keiner näheren Erwähnung. Im Allgemeinen pflegen diese Italiener nicht mit dem Menschen im Allgemeinen, sondern mit Gattungstypen sich zu beschäftigen. Nichts zeigt deutlicher die Schwäche dieses Systems als die Allegorie, welche Tasso an die Spitze seines Gedichts stellt, gleichwie die Fehler desselben den Widersinn der Methode aufdecken. Entsprechend dieser Künstelei und Affektation bewegte sich die gebildetere Klasse, namentlich der Adel, in einer durchaus künstlichen Atmosphäre, während um die Masse, mit Ausnahme der Priester, sich Niemand kümmerte.

Die strenge Tyrannei der Tudors und der argwöhnische Charakter der Königin Elisabeth hatten bei den Engländern eine ihrem Wesen eigentlich fremde Zurückhaltung und Unsicherheit eingeführt. In den moralischen Abhandlungen des großen Denkers Francis Bacon genügt die Angabe, sie seien „bestimmt, die Handlungen auf ein Ziel hin zu lenken, mit angemessenen Rathschlägen für denjenigen, der groß und weise sein will", um zu zeigen, was seine Tendenzen sind und was er bezweckt. Er hat in der That mehr die Politik als die Moral, weniger den Menschen als den Bürger im Auge. Ueber die Staatsgewalt, über Auflehnungen wider dieselbe, über Neuerungen und im Allgemeinen über die Art, wie die Großen das Volk zu leiten haben, stellt er treffende Sätze auf, geistreiche, wenn auch in der Form etwas schwerfällige Denksprüche, die aber durchweg nur das

Interesse der Regierenden wahrnehmen. — Die Religio medici des Thomas Brown ist in mehrere Sprachen übersetzt worden. Beziehungsreiche, zuweilen sogar glänzende Analogien und eine wissenschaftliche Haltung sind dieser Arbeit nicht abzusprechen; im Grunde jedoch ist sie blos fantastisch und paradox, ohne originell zu sein; der Verfasser schreibt kräftig, aber hart, und ein düsterer Egoismus läßt ihn beständig von Todten und Gräbern reden. — Seldens „Tafelreden" zeichnen sich durch Kraft und nationale Eigenthümlichkeit aus, so wie durch Verachtung der Halbgelehrten, deren Menge stets zahllos war.

Joh. Val. Andreae († 1645 zu Stuttgart), welcher gegen die unfruchtbaren dogmatischen Grübeleien und Streitigkeiten seiner Zeit und seiner Landsleute mannhaft kämpfte, war den pedantischen Gelehrten und orthodoxen Theologen im damaligen protestantischen Deutschland weit überlegen. Er deckte rücksichtslos die menschlichen Schwächen und Irrthümer auf, aber nur um sie zu bessern. Seine Mythologiae christianae, sive virtutum et vitiorum vitae humanae imaginum libri tres (Straßburg, 1618) gehört zu der Gattung von Schriften, welche Herder paramythische nennt. Da er in seiner Schrift: Reformation der ganzen weiten Welt und: Fama fraternitatis dichterisch einer Brüderschaft des Rosenkreuzes erwähnt, ward diese von damaligen Schwärmern als bereits bestehend angenommen, später wirklich gegründet und ihre Stiftung ihm zugeschrieben.

Michael Montaigne. 1533—92.

Nicht an die Akademien und Gelehrten, sondern an die gute Gesellschaft richtete sich Montaigne in seinen „Essais" voller gesunder Gedanken, Mannigfaltigkeit und Scharfsinn, weshalb sie auch, obgleich dem Inhalt wie der Sprache nach veraltet, noch immer mehr Leser haben, als irgend ein anderes französisches Buch dieses Jahrhunderts. Montaigne, der im Grunde weniger Aufrichtigkeit und Geradheit besitzt, als er vorgiebt *), scheint uns unter den Moralisten derjenige zu sein, der am meisten jener schon mehr berührten Erneuerung des Heidenthums sich hingab und darnach strebte, sich mit Denkungsart und Anschauungen in die vorchristliche Zeit zu versetzen. Sein Vater,

*) Er fängt an: C'est icy un livre de bonne foi.

der einigermaßen, Philosoph, in Italien Soldat gewesen und die Welt gesehen hatte, pflegte ihn mit Geigenspiel aus dem nächtlichen Schlummer zu wecken und gab ihm zum Erzieher einen Deutschen, mit dem er Lateinisch als erste Sprache reden mußte. Er ließ ihn auf dem Lande heranwachsen, damit er sich gewöhne, keinen Menschen zu verachten, und neben den Lehren seiner eigenen Erfahrungen gestattete er ihm kein anderes Studium als das der Sprachen. Im Kolleg, wohin er den Sohn dann schickte, mußte derselbe weit besser gehalten werden als die übrigen Schüler. Hier ward des jungen Montaigne Lieblingsbuch des Ovid Metamorphosen; von dieser leichten Poesie ging er zu dem schwülstigen Lucan über und dann lernte er Virgils sorgfältig ausgefeilten Styl kennen. Ihm sagten die Gemälde des Terentius und Plautus zu, gleich wie der italienischen komischen Erzähler. So vorgebildet und ohne eine romantische Ader in seinem Wesen, schätzte er an der Liebe nur den Genuß. Voll Verlangen indeß, Vergleichungen nicht minder in den Sitten als in der Geschichte aufzusuchen, „sein Hirn an dem Anderer zu reiben", begann er zu reisen, insbesondere in Italien, die Vergangenheit herbeisehnend, unter den Meisterwerken der Renaissance. Er hielt sich abseit von den Bürgerkriegen, bekleidete Aemter ohne Ehrgeiz und war stets bereit und geneigt, die Toga auszuziehen, um wieder Mensch zu werden. Er blieb sich übrigens nicht gleich; er war freigebig, als er nichts besaß, und ward geizig, als er zu Vermögen gelangte, erst später fand er die rechte Mitte. Nachdem er ein Weib genommen, entsagte er dem Leichtsinn und ging mit Ruhe dem Alter entgegen. „Ich habe das Grün, die Blüthen, die Früchte des Lebens gesehen; ich sehe auch dessen Reißig; ich bin damit zufrieden, denn es ist natürlich."

Obgleich Gelehrsamkeit in jener Zeit kein seltenes Verdienst war, so trug er doch die seinige gern zur Schau, indem er in seine Arbeiten häufig von Andern entlehnte Stellen und Bruchstücke verwebte; er that dies als einer, der viel gelesen hat und dem das Gelesene so sehr im Gedächtniß haftet, daß es ihm geeigneten Falls von selbst in den Mund kömmt. Im Umgang mit den Alten, für die er eingenommen (embaboyné) ist, will er die Schatten seiner Zeit vergessen und Frieden wenigstens auf ihrem Grabe finden. Darum urtheilt er aber doch mit Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit, und es sieht fast so aus, als bediene er sich der Namen Plutarchs, Senecas, Lucans nur, um

seine eigenen Ideen anzubringen. Er begiebt sich nicht ins Schlepptau dieses oder jenes Gewaltigers des Geistes, sondern denkt auf eigene Hand, und was er beobachtet, spricht er als offenen Erguß eines einfachen und lebhaften Geistes aus. Da er aber vorzugsweise sich selber beobachtet, so redet er auch am häufigsten von seiner eigenen Person *). Es sieht aus, als wolle er dem Verdacht gewöhnlicher Ehrsucht entgehen, wenn er seine Laster und sogar seine Schwächen bekennt; es ist das jedoch ein bloßer Kunstgriff, denn was er bekennt, mißbilligt er nicht, er möchte sogar, daß man ihn deshalb um desto mehr schätze. Selbst wo er von wirklichen Mängeln und Vergehen spricht, zeigt er keine Reue, vielmehr erklärt er, sollte er noch einmal geboren werden, er würde doch kein anderer sein. Auch der Gedanke an den Tod ändert hieran nichts, denn er ruft aus: „Stumpfsinnig stürze ich mich in den Tod, ohne ihn zu bedenken oder ihn zu erkennen, wie in eine stumme und dunkle Tiefe, welche mich mit Einemmale verschlingt und in einem Augenblicke erstickt, voll des mächtigen Schlafes, der Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit." So gewährt er dem Hochmuth das klägliche Vergnügen, bei ihm seine eigenen Fehler wieder zu finden, ohne darob erröthen zu müssen und giebt das traurige Beispiel jener Bekenntnisse, worin seitdem so Viele sich mit einer Darlegung ihrer Laster gefallen, um damit Parade zu machen.

Montaigne erkennt, daß die Prosa den Charakter der Plauderei annehmen müsse, dieser den Franzosen so eigenthümlichen Gabe. Stets malerisch selbst in den Abstraktionen, gibt er die Ideen nur in den Formen von bunten, leichten, durchsichtigen Gemälden. Um die Sprache kümmert er sich nicht viel, und doch ist er klassisch, und beginnt mit ihm die eigentliche französische Literatur**). Die den Franzosen eigene herzliche Munterkeit, ihre lebendige, durchdringende, schalkhaft

---

*) Me trouvant entièrement despourvu et vuide de toute autre matière, je me suis présenté moy-mesme à moy pour argument et pour subject. Lib. II. c. 8.

**) Le parler que j'aime, c'est un parler simple et naïf, tel sur le papier qu'à la bouche; un parler succulent et nerveux, court et serré, non tant délicat et peigné comme véhément et brusque... La recherche des phrases nouvelles et des mots peu connus, vient d'une ambition scholastique et puérile. Peusse-je ne me servir que de ceux qui servent aux hales à Paris. Montaigne. I. 25.

neckische, jedoch nicht tückisch böswillige Klugheit, dazu das Ansehen von Zutraulichkeit, das er sich zu geben weiß, indem er in seinem Werke beständig sich selber schildert, alles dies macht, daß seine Lectüre anspricht wie ein anziehendes Gespräch, wie die Unterhaltung eines guten Alten, der viel erlebt hat. Sein Ton des harmlosen Erzählers einer bunten Reihe von Anekdoten gefällt um so mehr, als er niemals irgend eine Absicht hervortreten läßt, sondern nie etwas anderes zu wollen scheint, als ein Sittenmaler zu sein, gleich wie man in den Akademien nur darum das Nackte kopirt, um daran zu studiren. Er beobachtet das sich dazu Darbietende und veranschaulicht es durch einen treffenden Ausdruck, und so gewöhnt er die Seele, über sich selbst nachzudenken, obgleich sie hinwieder hiedurch nur zu geneigt wird, das Handeln zu vernachlässigen und einsam ihre Freiheit und Kraft zu genießen.

Montaigne lebte in einem Jahrhundert, wo alles in Frage gestellt und in die Debatte gezogen war, wo man in dem einen Lande Heiligkeit nannte, was in dem andern als Aberglaube betrachtet wurde, hier für Empörung galt, was anderswo den Namen der Freiheit trug. Der große Haufe kam nicht zur Ruhe in dieser Ungewißheit, und während dieselbe zur Duldsamkeit hätte rathen müssen, waren doch allerwärts nur Dogmatismus, Leidenschaftlichkeit, Verfolgungssucht an der Tagesordnung. Dem Denker, schien es, blieb keine andere Zuflucht, als der Zweifel; ihm überläßt sich auch Montaigne ganz behaglich. Er nennt den Menschen „ein fluthendes und ungleiches Wesen", und sagt weiterhin: „In dieser Universität lasse ich mich unwissender- und nachlässigerweise durch den allgemeinen Glauben der Welt handhaben... Ach welch sanftes und weiches Ruhekissen ist die Unwissenheit und die Theilnahmlosigkeit für ein wohlbeschaffenes Haupt!... Die Unschlüssigkeit meines Urtheilvermögens wird in den meisten Vorkommnissen dermaßen hin und her gewogen, daß ich gerne mich der Entscheidung des Looses und der Würfel heimgeben würde." So gebraucht er den Zweifel, um die menschliche Vernunft ob ihrer stolzen Ungenügendheit zu beschämen. Er gefällt sich darin, die Verirrungen der Gesellschaft zu beleuchten, und zwar nicht aus Mitleid, sondern im Tone des Spottes, wenn auch nicht ohne Groll, wie die Beobachter zu thun pflegen; den Meinungen die Meinungen, den Sitten die Sitten gegenüberzustellen, wobei er ohne Wahl und

Kritik die Berichte der Reisenden zu Grunde legt; und da ihm jede langwierige Anstrengung widerwärtig, weicht er vor den Schwierigkeiten zurück, indem er sie für unüberwindlich erklärt. Wenn dann die Vernunft seine Zweifel vervielfältigt, so nimmt er zur Offenbarung seine Zuflucht, dabei eigentlich doch nur getrieben von der Nothwendigkeit, an irgend etwas zu glauben. Aber in seiner Literatur scheint der Katechismus ebenso wenig eine Stelle gefunden zu haben, als die Gnade unter seinen Gemüthsregungen. Er muß wohl auch vom Kreuze reden, allein er rückt es weit hinweg, auf einen so hohen Berg, daß die Ehrfurcht es nicht erreichen kann, und die Gleichgültigkeit es nicht erreichen will. Unmöglich, daß er nicht das Christenthum empfand, welches alle Ideen und alle Sitten durchdrang, sogar dem Scepticismus das verlieh, was ihn achtungswerth macht; aber, indem er sich nicht die Mühe gibt, es zu bekämpfen, verfährt er, als wenn es überhaupt nicht vorhanden wäre, als wenn niemals die Verderbtheit der menschlichen Natur gelehrt worden wäre, als wenn man nicht mit ihr ringen, sondern ihr gar zu Hülfe kommen müßte. In einem Thale der Buße und Sühnung will er die Dornen aus dem Wege räumen; er kennt nicht Entsagung im Genusse, überhaupt nicht irgend eine Beschränkung desselben als das Uebermaß, welches ihn beeinträchtigt, ebenso wenig weiß er von Schwierigkeiten und Klippen in der Erziehung. In vier bis fünf Tagen behauptet er die Logik zu lehren; die Weisheit setzt er in die Mäßigung, und diese seine angebliche Weisheit würden Religion, Ueberlieferung, heilige Schrift in der freien Entwicklung stören. Er will nicht einmal durch das behindert sein, was er früher gesagt hat oder später sagen wird. Im Nothfall hält er sich an sein „bewunderns-würdig ungetreues" Gedächtniß.

Seine Philosophie wurzelt daher nicht besonders tief, und die launenhafte Mannigfaltigkeit der Wahrscheinlichkeiten läßt nicht zu, ein System aufzustellen. Gleich wie die Aehren des Getreides aufrecht, so lange sie leer, sich beugen, sobald sie gefüllt sind, ebenso, sagt er, demüthigen sich die Menschen, sobald sie Kenntnisse erworben haben, und sehen ihre Unwissenheit ein. Man darf nichts Systematisches, Zusammenhängendes von ihm fordern; und mit Recht wird er beschuldigt, vermittelst des Zweifels und zugleich des Glaubens die Geister von dem aufrichtigen Suchen nach Wahrheit abgewendet, die Unachtsam-

keit in Fragen von der höchsten Wichtigkeit zur Mode gemacht, den Egoismus in die Moral, die Leichtfertigkeit in die Literatur eingeführt zu haben. Seine Paradoxen wider die Gesellschaft und seine Gedanken über die Erziehung wurden späterhin von J. J. Rousseau aufgenommen, welcher, indem er sie übertrieb, dem Montaigne einen Einfluß verlieh, den er auf seine eigene Zeit in dem Maße nicht ausgeübt hatte.

Wenigstens veranlaßte ihn aber der Scepticismus zur Duldsamkeit in einer Zeit, wo dieselbe noch eine unbekannte Tugend war. Ruhig inmitten der Leidenschaftlichen, fordert er die Pedanten heraus und verlacht sie, zweifelt am Zauber- und Hexenspuck, erblickt Unsinn im Verkauf der Richterstellen, in der Käuflichkeit der Justiz, in der Anwendung der Folter zur Erpressung von Geständnissen. Er liebt die Reformatoren nicht, weil sie ihm zu unruhig, aber auch nicht deren Gegner, weil sie ihm zu heftig sind. Er verdammt jede Art von Verfolgung, und unter so vielen Irrthümern und Einseitigkeiten bewahrt er wenigstens den Freimuth seiner eigenen Ansicht.

Auch des schon kurz erwähnten Pierre Charron (1541 bis 1603) Buch „von der Weisheit (De la sagesse)" ist eine Wissenschaft, der Vernunft gemäß zu leben. Eine mehr edle als reine Moral lehrend, und als Führer nur das innere Gefühl anerkennend, ist er zu dem Bekenntniß genöthigt, daß der Mensch die ganze und vollkommene Tugend nicht auszuüben vermag, sondern zuweilen durch unzulässige Mittel zum lobenswerthen Zwecke zu gelangen suchen muß — entsetzliche, aber nothwendige Folgerung des Scepticismus und der Uebertreibung der menschlichen Schwäche. Geordneter und zusammenhängender, doch minder originell in den Gedanken und minder lebhaft im Ausdruck als Montaigne, ahmt er ihn häufig nach, wobei er ihn des Ungehörigen, Selbstsüchtigen und frivol Oberflächlichen zu entkleiden sucht, auf der andern Seite aber ihn übertreibt, indem er die Zweifel als Axiome faßt. Montaigne hatte gesagt: Was weiß ich? Charron sagt: Ich weiß nichts. Jener sucht nach Unabhängigkeit der Ideen, dieser leugnet jede Regel und behauptet, nur der Scepticismus führe zur philosophischen Freiheit. Auch gegen die positiven Religionen macht er den Zweifel geltend, und da er das Wahre blos als Gegenstand des Geistes und Gemüths betrachtet, verwirft er den äußern Kultus. — Aus dieser Schule ging La Mothe le

Vayeur hervor, der Erzieher Ludwigs XIV, welcher, vorzugsweise in der Religion Sceptiker, auch das moralische Gefühl geringschätzt. Er und Montaigne und Charron, nebst Hobbes und Gassendi, bildeten eine sceptische Schule, welche die Autorität der Vernunft und des Gewissens verwirft, gleich der natürlichen Gerechtigkeit und dem natürlichen Recht, und überhaupt nichts anerkennt, als die Macht und die Gewohnheit. Immerhin hat sie jedoch die Philosophie von den Schulbänken erlöst und praktisch gemacht, dieselbe der pedantischen Formen entkleidet und dem Verständniß Aller erschlossen durch das Gespräch, die Plauderei, die Abhandlung. Es war dies ein Gewinn, wenn auch sicherlich nicht für die Moral, so doch für die Schriftsteller, welchen alles zum Vortheil gereicht, was sie dem Volke näher bringt.

Spekulative Philosophie.

Nachdem einmal durch die stolze Verkündigung der Rechte der Vernunft den Geistern der Anstoß gegeben war, konnte die Philosophie doch kaum in den alten Banden verbleiben. Zwar verfolgten Universitäten und Akademien nach wie vor ihren bekannten Beruf, jeder Neuerung sich entgegenzustemmen; die ernste Sorbonne verhandelte darüber, ob man sagen könne ego amat, erklärte sich wider Diejenigen, welche qui und quanquam nach deutscher und italienischer Weise, statt ki und kankan nach französischer ausgesprochen haben wollten, entzog sogar einem Professor, der jene Aussprachweise vorzog, seine Pfründe, und endlich mußte das Parlament den Streit schlichten. Die spanischen Gelehrten hatten mit dem Aristoteles entlehnten Gründen die Erfahrungssätze des Colon über die neue Welt bekämpft und Juan Ginesio Sepulveda von Cordova vertheidigte wider Las Casas die Rechtmäßigkeit der Unterdrückung der amerikanischen Eingebornen. Die Anhänglichkeit an Aristoteles ward so weit getrieben, daß, als ein Arzt an der Leiche einem dieser starren Aristoteliker bewies, daß die Leber nicht auf der linken Seite liege, dieser antwortete: Das mag so sein, indeß Aristoteles sagt es doch. — Aber die Scholastik ward mit verschiedenen Waffen bekämpft von den Humanisten, Platonikern, Neu-Platonikern, Neu-Pythagoreern, Mystikern, Stoikern, Sceptikern und namentlich von den Protestanten; die veralteten Formeln und die ehrwürdige Ueberlieferung erschienen als unge-

nügend und man erhob den Anspruch, die Aussprüche der Doktoren mit der „Originalhandschrift Gottes", d. h. mit der Welt und Natur, zu vergleichen. Der Spanier Luis Vives (De corruptis artibus et tradendis disciplinis) griff die Scholastik im Namen der menschlichen Wissenschaften an; Erasmus folgte diesem Beispiele und suchte die barbarischen Argumentationsformeln durch eine klare und elegante Besprechung zu verdrängen. Luther, welcher die Scholastik für die Grundlage des Katholizismus, wenigstens für etwas demselben sehr Wesentliches hielt, ereiferte sich mit der ihm eigenen Heftigkeit gegen Aristoteles, und wurde dabei von Melanchton unterstützt, der jedoch in seiner Initia doctrinae physicae, voller Astrologie und Vorurtheile, als Anhänger der alten Methode sich erwies.

Peripatetiker.

Durch die sich ausbreitende Kenntniß des Griechischen erlangte man bessere Ausgaben des Aristoteles und somit den Schlüssel zu seinem vollkommenern Verständniß. Man lernte jetzt auch den Alexander aus Aphrodisias kennen, den geschätztesten Ausleger des Peripatetikers, schlechthin der Exegete genannt, und es theilten sich die Anhänger des Aristoteles in zwei Parteien: neuere Alexandreer oder Schüler jenes Exegeten, welche mit ihm das Dasein der Seele leugneten, und Anhänger des Averroes, der die Unsterblichkeit der Seele glaubte, obgleich er dieselbe nicht für ein individuelles Wesen mit eigenthümlicher Natur und Selbstbewußtsein hielt. Zu den Erstern gehört P. Pomponazzi aus Mantua, Sim. Porta aus Neapel und Ces. Cremonini. Andr. Cesalpino neigte sich dem Pantheismus zu; er behauptete, gleich wie die Insekten aus der Fäulniß entstünden, entwickele sich alles ohne Keim im Zeitpunkte der größten himmlischen Wärme. Ihn widerlegte Nicola Torello aus Montbeliard, Professor zu Altdorf, in einer Schrift, in welcher bis zum Titel hin*) alles Uebertreibung ist. Wir erwähnen der Sache nur, um zu zeigen, wie die Systeme der in ihrer Einbildung so großen Philosophen des 18. Jahrhunderts nur dürftige Stoppeln aus den Ernten einer Zeit waren, die zu verachten sie sich die Miene gaben.

---

*) Alpes Cesae (Anspielung auf den Namen), hoc est A. Cesalpini monstrosa et superba dogmata discussa et excusa.

Vanini. 1585—1619.

Der schon erwähnte neapolitanische Priester Lucilio Vanini oder Julius Cäsar — wie er sich in Paris und den Niederlanden nannte, bereiste Europa als Prediger, aber statt des Evangeliums erklärte er den Averroes, indem er sich als des Pomponazzi und Cardano Schüler bezeichnete und den Teufel stärker als Gott nannte, da sich täglich etwas begebe, was Gott nicht wollen könne. Er bedient sich jedoch der Taktik, seine gegen das Christenthum gerichteten Kritiken in den Mund eines Andern zu legen und darüber entsetzt zu sein; so gibt er sich auch für einen Vertheidiger des Tridentiner Conzils aus und thut, als sei er eifriger Gegner Luthers, während er selber das Christenthum bekämpft, als Philosoph im „Amphitheatrum aeternae providentiae (Lyon, 1615)", als Physiker in „De admirandis naturae arcanis (Paris, 1616)", bald Pantheist, bald Materialist. Im ersterwähnten Buche erklärt er, was Gott sei, handelt von der Vorsehung und vom Schicksal, und indem er sich das Ansehen gibt, die Atheisten zu bekämpfen, stellt er ihre Gründe an das Licht; die Beweise für die Vorsehung dagegen beschränkt er auf die Orakel, die Sybillen und die Wunder, deren schwache Seite er unter der übrigens sehr durchsichtigen Maske schonender Gutmüthigkeit hervorhebt. Als Naturforscher schreibt er die Entstehung des Menschen der Fäulniß und der allmäligen Vervollkommnung der Gattungen zu, und dessen Bestimmung findet er nicht in der Sittlichkeit, weil diese nur das Produkt der Gesetze. Auch in physischer Kraft sei das Thier dem Menschen überlegen; man könne daher nicht sagen, daß derselbe dem Thier überlegen sei durch seine Bestimmung, und so sei das Gerathenste, zu leben und sich des Daseins zu freuen, und „verloren ist die Zeit, die man nicht dem Lieben widmet". Mit solchen Mitteln bekämpfte er das Christenthum. Zu Toulouse hielt er geheime Conventikel, verführte die Jugend und ward bei der Gährung, die ohnehin durch die Religionskriege herrschte, sehr gefährlich. Es wurde ihm daher der Prozeß gemacht, und da eine bei ihm gefundene große Kröte, die er in einem Becher aufbewahrte, ein schweres Indicium gegen ihn abgab, erfolgte seine Verurtheilung als Zauberer und Gottesläugner. Er ward erdrosselt und dann verbrannt.

Petrus Ramus 1502 - 72.

Ueberhaupt wurden aus dem Aristotelismus so schändliche und gefährliche Lehren entwickelt, daß nicht zu erstaunen, wenn Leo X und weltliche Fürsten Verbote gegen das Studium des Peripatetikers erließen. Bereits aber hatte als Gegengift sich das Studium des Plato aufgethan; von Italien aus geben Marsilio Ficino und andere Glieder der florentinischen Akademie hiezu die Anregung. Sogar an der Pariser Universität, wo Aristoteles seinen Thron aufgeschlagen hatte, wagte gegen denselben Petrus Ramus (Pierre la Ramer) aufzutreten. Nach dreijährigem Studium der Logik prüfte er, in wie weit dadurch seine Kenntniß der Thatsachen zugenommen oder sein Vortrag sich vervollkommnet oder auch seine poetischen Anlagen sich ausgebildet hatten, und er fand, daß dies Studium ihm in keiner Weise zur geistigen Förderung gereicht hatte. Dies bewog ihn, sich dem Plato zuzuwenden, bei dem er weit schlüssigere und gediegenere Denkformen zu finden glaubte. Dies allein war ihm übrigens bestimmend, nicht irgend eine Vorliebe für den Philosophen, denn er pflegte zu sagen: Würde mir ein Lastträger etwas Vernünftigeres sagen als Plato, so würde ich diesen verlassen, um jenem nachzufolgen. Er unternahm daher in seinen Animadversiones aristotelicae und Institutiones dialecticae den Kampf gegen den Stagiriten und seine Kommentatoren mit scharfem Wort, feinem Geschmack und großer Gelehrsamkeit; aber die Universität nahm an seinem Auftreten ein schweres Aergerniß, beschuldigte ihn des Verraths gegen Wissenschaft und Religion, und zog den König selber in den Streit, der des Ramus Lehre verdammen und den Ausspruch durch ganz Europa verbreiten ließ, zum großen Triumphe der Aristoteliker. Jedoch die Fürsten herrschen nicht im Reiche des Gedankens. Der Cardinal von Lothringen hob das gegen Ramus gerichtete Lehrverbot wieder auf, und derselbe wandte sich nun der Mathematik, als einer seinen Ideen günstigen Wissenschaft, zu. Bald aber fiel er als eines der Opfer der Bartholomäusnacht. Er war inzwischen in Deutschland gewesen und hatte sich zu Heidelberg den Reformirten angeschlossen. Noch lange währte übrigens der Streit zwischen den Ramisten und Antiramisten.

Auch der Modenese Nizzoli*) erklärte sich gegen die Logik und Metaphysik des Stagiriten, aber auch gegen die mit den Thatsachen uneinstimmigen platonischen Ideen, und setzte eine gesunde Philologie dem Wuste wunderlicher Schul-Ausdrücke entgegen. Leibnitz verschaffte diesem Schriftsteller Geltung, indem er von seinem Werke eine Ausgabe veranstaltete als exemplum dictionis philosophiae reformatae.

Es war allgemeine Sitte unter diesen Gelehrten, sich zu der Devise irgend eines alten Philosophen zu bekennen, und so erklärte sich Justus Lipsius zum Nachfolger des Eklektikers Potamon. Obgleich er als philosophische Methode einen systematischen Eklekticismus aufstellt, so zeigt er doch Vorliebe für die Stoiker. Im Allgemeinen indeß ist er mehr Philolog als Philosoph, gleichwie Casaubon und Scaliger.

Patrizi. 1529—97.

Eigenthümlicher verfuhr Francesco Patrizi aus Cherso in Illyrien, welcher, nachdem er versucht, Aristoteles mit Plato und den andern Philosophen in Uebereinstimmung zu bringen, mit einer Leugnung der Aechtheit der Werke des Stagiriten auftrat, indem er sie Plagiate und Compilationen ohne Geschmack und Urtheil nannte. Das Unternehmen schadete sich selbst durch seine Uebertreibung und die dadurch hervorgerufenen groben Katzbalgereien, aber es ward doch damit das Beispiel einer bisher unerhörten Kritik gegeben. Er behauptete ferner, die Lehren des Stagiriten stünden im Widerspruch mit denen des Christenthums, während diejenigen Plato's mit denselben in dreiundvierzig Punkten übereinstimmten. Er richtete darum an Gregor XIV die dringende Aufforderung, den Aristoteles aus den Schulen zu verbannen**). Aber wen wollte er an dessen Stelle setzen? Hermes, Zoroaster, Orpheus, von den mystischen Neuplatonikern wieder zur Geltung gebracht. Unter den letztern übte hervorragenden Einfluß der schon besprochene Paracelsus, der die Wissenschaften unmittelbar von Gott entstammen ließ. Der Mensch ist nach ihm ein kleines Weltall, gebildet aus den

*) De veris principiis et vera ratione philosophandi contra pseudo-philosoph. Parma, 1555.

**) In einer Poetik will er die Dichtung auf das Wahre und Geschichtliche begründen — die anticipirte Romantik.

vier Elementen, den Gestirnen, der Weisheit und der Vernunft, daher kann er, mit Hülfe der von der Magie gelehrten Mittel, der Tugenden der Gestirne theilhaftig werden. Beim Tode des elementarischen Körpers führt der siderische Körper seine Existenz fort, bis er von den Gestirnen wieder absorbirt wird; bis dahin setzt er auch seine Thätigkeit wie im Leben fort; daher die Erscheinungen von Todten bei den im Leben geliebten Personen und Gegenständen. Wer die siderischen Körper zu beherrschen weiß, kann große Dinge ausführen.

Eine ganze mystische Schule knüpft sich an diesen Namen, und man kann hier den Engländer Robert Fludd nennen, der sehr verschiedenartig beurtheilt wird. Weit hievon verschieden ist die edle und reine deutsche theosophische Schule, an deren Spitze Joh. Tauler steht.

Jakob Böhme. 1575—1624.

Hier ist die Stelle, von Jakob Böhme zu reden, einem der herrlichen Geister, die ihr ganzes Leben der Betrachtung des Ewigen weihten. Er kämpfte mit gewaltiger Kraft, um den Schleier zu heben, welchen unser Schicksal über die Tiefen des Daseins ausgebreitet hat. Seine zahlreichen, von den mächtigsten Gedanken und den großartigsten Anschauungen durchleuchteten Werke sind der bald mehr, bald minder glückliche Ausdruck dieser erhabenen Anstrengungen. Allein während Böhme durch seine Geistesgewalt ein ruhmwerthes Zeugniß von den Reichthümern gab, welche in dem deutschen Volke liegen, gingen die deutschen Forscher lange an ihm vorüber, ohne seiner zu achten. Oder es hatten auch Einige für den Görlitzer Schuster wenige Worte der Verachtung und Schmach, welche nichts bündiger beweisen, als daß sie ihn nicht verstehen. Spätere umgekehrt ergossen sich über ihn in so warmen Ausdrücken der Bewunderung, daß an der Oberflächlichkeit ihrer Kenntniß ebenso wenig zu zweifeln. — J. Böhme wurde zu Alt-Seidenberg, einem Dorfe bei Görlitz in der Oberlausitz, geboren. Sein Vater war ein schlichter Bauer. Der Knabe lernte das Nothdürftigste und mußte frühzeitig das Vieh hüten. Dieses Geschäft, das ihn in die Einsamkeit führte, begünstigte wohl den Hang zum Sinnen, der frühzeitig an ihm sich wahrnehmen ließ. Später kam er zu einem Schuster in die Lehre. Streng und ehrbar erzogen, blieben seine Sitten rein. Er las einzig in der Bibel

und besuchte die Kirche fleißig. Das that er auch während der Wanderschaft. Die von Luther hervorgerufene tiefe Bewegung beherrschte damals die Zeit, und auch Böhme, der auf seinen Wanderungen Gelegenheit hatte, verschiedene Gestalten des kirchlichen Zwiespalts zu sehen, wurde mächtig von der Bewegung ergriffen. Voll tiefer Unruhe arbeitete er, um in den Wirren die Wahrheit zu finden. Dieses schwere gewaltige Ringen seines Geistes hatte die Folge, daß er in Zustände verfiel, die man vielleicht als magnetische bezeichnen könnte. Er glaubte auf einmal den Schleier der Wahrheit gehoben zu sehen, von göttlichem Lichte umleuchtet zu sein, in die Tiefen des Alls hinunterzuschauen, und fühlte sich von jener seligen Lust bewegt, welche die Begeisterten zu empfinden versichern, wenn ihnen das Ewige entgegentrete. Diese Versenkung in das Innere dauerte sieben Tage. Nach der Wanderzeit ließ er sich in Görlitz nieder, verheirathete sich und trieb als Meister sein Handwerk. Still und einfach ging Anfangs sein äußeres Leben hin; die Art seiner Arbeit hinderte nicht nur nicht das innere Geistige, das in ihm zu arbeiten begonnen hatte, sondern ließ ihm vielmehr freien Lauf. Zwischen 1600—1610 wiederholten sich die Zustände, in welche er zum Erstenmale auf seinen Wanderungen gefallen war. Diese Versenkungen waren für ihn von großer Bedeutung. Sie trugen dazu bei, die Schmerzen des Zweifels zu lösen, die früher an seiner Seele genagt hatten. Sie setzten wohl auch die Mittelpunkte für die eigenthümlichen Gedankenkreise, die er allmälig ziehen mußte, getrieben von seinem rastlos nach Licht strebenden Geiste. Ferne jedoch von jeder selbstgefälligen Eitelkeit, hielt er die Gebilde, die in ihm hervorblühten, zurück und freute sich mit stiller Innigkeit über ihren Besitz. Erst im Jahr 1612 fing er an, die Lehren über Gott, Natur, Geist, Geschichte, Christus, die er aus sich herausgearbeitet hatte, niederzuschreiben, keineswegs in der Absicht, sie zu veröffentlichen, sondern um dem gewaltigen ihn beherrschenden Drange, das was sein Inneres bewegte äußerlich darzustellen, Genüge zu geben, und um Stützpunkte zu gewinnen, an denen er sich in den Stunden der Verdüsterung und Erschlaffung wiederum aufrichten könnte. So entstand das Werk: „Morgenröthe im Aufgang."

Man kann daraus entnehmen, daß Böhme bisher manche mehr oder minder wissenschaftliche Schrift gelesen hat, daß aber

vor Allem die Bibel seine Schule war. Hier empfing er großartige Anschauungen, hier entfaltete sich sein tiefsittlicher Geist, der klagend hinunterschaut in die sündenvolle Welt, hoffend hinauf zu dem erbarmungsvollen Gott. Indeß, so groß der Einfluß war, den die heil. Schrift auf ihn ausübte, so fühlte er sich doch durch sie nicht gebunden, sondern schritt frei und kühn über die Grenzen, welche ihr, als einem Volksbuche, gezogen sind, hinaus, von nothwendigen, ewigen Gedanken geleitet. Ehe dieses Werk beendigt wurde, kam es in die Hände eines Edelmanns, Karl v. Endern, der zufällig davon gehört und den Verfasser gebeten hatte, es ihm auf kurze Zeit mitzutheilen. Die Eigenthümlichkeit des Inhalts zog denselben so sehr an, daß er in Eile Abschriften verfertigen ließ, welche, von ihm verbreitet, bald einen großen Leserkreis fanden. Unter denen, welchen das Buch bekannt wurde, war der damalige Obergeistliche von Görlitz, Gregorius Richter, ein zornmüthiger starrer Zelot. Er erblickte in dem Buche die gefährlichsten Irrlehren, und griff es mit rohem Ungestüme an und unter den härtesten Schmähungen gegen den Verfasser, welcher mit Ruhe das Ungewitter bestand. Aber der Einfluß des Eiferers brachte es dahin, daß der Magistrat dem Böhme die Handschrift abforderte und ihm die Weisung ertheilte, fernerhin nur sein Handwerk zu treiben. Der Zwiespalt zwischen dem Gebote seiner Obrigkeit und dem innern Drange bereitete ihm schwere Kämpfe, und Fragen und Zweifel warfen ihn hin und her, bis er endlich, durch den Zuspruch von Freunden ermuthigt, seine Bedenklichkeiten überwältigte und wieder zur Feder griff. Er schrieb nun (1618) die „Drei Prinzipien des göttlichen Wesens". Sie sprechen, wie seine erste Schrift, von Gott, Natur und Geist, entwickeln indeß die Lehren über den Menschen und Christus vollständiger als die frühere, welche nicht vollendet werden konnte. — Er wurde fortan immer selbstbewußter und entschiedener, und je mehr sein Muth, seine Zuversicht wuchsen, desto mehr nahm sein Ruf, die Zahl theilnehmender Freunde zu. Das Handwerk wurde allmälig aufgegeben, indem die Unterstützungen bemittelter Gönner ihm nicht blos erlaubten, sondern auch die Weisung gaben, Zeit und Fleiß den höheren Aufgaben zu widmen. Eine große Reihe von Schriften trat nun in rascher Folge an's Licht. Kaum hatte er die drei Principien des göttliche Wesens beendigt, so fing er (1619) seine dritte Schrift

an: „Vom dreifachen Leben des Menschen". Sie entwickelt zwar auch die Lehre von Gott, ihr Hauptgegenstand aber ist der Mensch. — Die vierte Schrift, mit zwei Beigaben, hat die Aufschrift: „Vierzig Fragen von der Seele". Die erste Beilage ist „das umgewandte Auge", die zweite „das jüngste Gericht" betitelt. Dieses Buch handelt von dem Ursprung der Seele, ihrem Wesen, ihren Kräften, ihrem Verhältnisse zu dem Körper, ihrem Schicksale nach dem Tode. Die erste Beilage enthält einen kurzen Abriß der Seelenlehre, die zweite, deren Inhalt aus ihrem Titel sich vermuthen läßt, ist verloren gegangen. — Die fünfte Schrift: „von der Menschwerdung Jesu Christi", wahrscheinlich im Frühjahr 1620 verfaßt, zerfällt in drei Theile. Der erste erörtert den Eintritt Jesu in die äußere Welt, der zweite die Bedeutung und Nothwendigkeit seines Todes und seiner Auferstehung, der dritte den Ursprung und die Wirkung des Glaubens an Christus. — In das nämliche Jahr fallen ferner drei kleinere Schriften: „Die sechs theosophischen Punkte", „die sechs mystischen Punkte", „das irdische und himmlische Mysterium". Die erste zeichnet die Grundlinie seines ganzen Lehrgebäudes. Die zweite spricht von dem Wesen des Willens und der Entstehung des Guten und Bösen. Die dritte handelt von dem Verhältnisse des Himmlischen und Irdischen. — Aus diesem Jahre sind auch zwei Aufsätze, welche mit ebenso viel Scharfsinn und Milde die in dem Buche von Paul Kaym: „Biblische Rechnung, wie lange die Welt gestanden und noch zu stehen habe", entwickelten Ansichten widerlegen. — Im folgenden Jahre schrieb Böhme auf die Bitte eines Bekannten, der Anfällen von Schwermuth unterworfen war, das Schriftchen „von den vier Complexionen". Er schildert darin die Hauptcharaktere der Seele, setzt die Gefahren auseinander, denen jeder derselben zumeist blosgestellt ist, und gibt die entsprechenden Verhaltungsregeln. Nachher verfaßte er, durch Freunde veranlaßt, zwei Schutzschriften wider einen schlesischen Edelmann Rilke, der eine Widerlegung der „Morgenröthe im Aufgange" und Bemerkungen zu der „Menschwerdung Jesu Christi" hatte erscheinen lassen; ebenso ein Bedenken über Esaj. Stiefel, der in einem Buche „dreierlei Zustand des Menschen und dessen neue Geburt" ungebührlich für die Sache des Geistes sich aussprach. Dieses Bedenken vertheidigt dagegen die Rechte der leiblichen Seite des menschlichen Wesens. Aus gleichem Anlaß veröffentlichte

er 1622 eine zweite Streitschrift wider diesen Autor. — Das erste Werk des Jahres 1622: „von der Geburt und Bezeichnung aller Wesen" entwickelt die Lehren über die Natur und ihre mannigfachen Gestalten. Es ist ein merkwürdiger Beleg für die Behauptung, daß diejenigen sich sehr irren, welche glauben, der höhere Denkergeist sei in seinen Bewegungen von den Zuständen der sogenannten Erfahrungswissenschaft völlig unabhängig, daß aber diejenigen das Wahre ebenso wenig treffen, welche meinen, er schreite nie mit glücklichem Erfolg über sie hinaus. Er legt auch Böhme's tiefen Sinn für das Leben der Natur dar; er schaute ihre Wunder theils mit Furcht, theils mit Liebe an; die klare Besonnenheit jedoch, die um seine Thätigkeit stets die gebührenden Schranken zog, hielt ihn von jenen ausschweifenden Versuchen zurück, an welche damals so viele Naturfreunde Zeit, Geist und auch Gold vergeudeten.

Von der Natur wandte sich Böhme zum Menschengeiste urück. Eine Folge davon war eine Reihe kleinerer Schriften, welche die Anfänge, die Fortschritte und die Gipfelpunkte des religiösen Lebens besprechen. Sie handeln: „von wahrer Buße", „von wahrer Gelassenheit", „vom übersinnlichen Leben", „von der neuen Wiedergeburt", „von göttlicher Beschaulichkeit". Besonders schnell verbreiteten sich diese Schriften, von denen der Verfasser versichert, daß sie einen Theil der Geschichte seines innern Lebens enthalten. Allein dadurch wurde der Haß und Neid seines alten Feindes in Görlitz, der nie völlig geruht hatte, noch größer. Er griff ihn mit erneuerter Wuth an, überhäufte ihn von der Kanzel herab wie in einer Flugschrift mit rohen Lästerungen und Schmähungen. Die Anfälle dieses Geistlichen, der nach Böhme's Ausdruck unter dem Purpurmantel Christi des Satans Hammer trug, hatte er lange still erduldet; nun glaubte er, so sehr er auch Kämpfe dieser Art scheute, die seinen Seelenfrieden trübten, es sei Zeit, sein Schweigen zu brechen, und schrieb seine „Schutzrede wider Gregoris Richter" mit außerordentlicher Kraft und Beredsamkeit.

In den Anfang des Jahres 1623 fällt das Buch „von der Gnadenwahl". Es wurde durch den Gegensatz veranlaßt, in welchem Luther und Calvin wegen dieser Frage sich befinden. Böhme selbst erklärt diese Schrift für eine seiner besten und gründlichsten. Daran reihen sich die Aufsätze „von Christi Testamenten". Auch sie wurden durch die theologischen Zwistigkeiten,

welche damals so lauten Widerhall unter den Laien hatten, hervorgerufen, und erörtern die Lehre von der Taufe und dem Abendmahl nach lutherischen Grundsätzen, denen Böhme überhaupt gänzlich ergeben war. Leider bethätigte der sonst so milde und duldsame Mann diese Anhänglichkeit mit der ganzen Leidenschaft seiner Zeit, mit dem heftigsten Ungestüm gegen die katholische Kirche. Für sie, für Haupt und Glieder, die er „Sachwalter Lucifers" nannte, hatte er nur bittere Schmähungen und Spott.*) — Mit dieser Reihe von Schriften hat Böhme die verschiedenen Theile seines Lehrgebäudes dargestellt.**)

„Seine Schriften stehen mit einander in keinem Widerspruche; sie gehen von dem nämlichen Grundgedanken und den nämlichen Grundanschauungen aus; sie ergänzen sich gegenseitig. Fast jede dieser Schriften spricht bald mehr, bald minder ausführlich von den Urgründen des Seins, indem sie alle Erscheinungen, auch die äußerlichsten, aus ihnen zu erklären versuchen. Was ihre Form betrifft, so ist sie ungleich, manchmal treffend und bezeichnend schön und kräftig, von den farbenreichsten Blumen eines leuchtenden Dichtergeistes durchwoben; manchmal dagegen weitschweifig, abstoßend und nachlässig, von den Schlacken theophrastisch-bombastischer Schule getrübt. Böhme arbeitete äußerst schnell, das Feuer der Begeisterung riß ihn fort; die Hand folgte nur mit Mühe dem kühnen Geistesfluge. — Das Jahr 1624 bekundete, daß Böhme's Lebensaufgabe gelöst war. Er brachte darin nichts wirklich Neues zu Tage. Die „Tafeln göttlicher Offenbarung" geben blos einen Ueberblick über die Hauptbegriffe des aufgestellten Lehrgebäudes; die „177 theosophischen Fragen", welche unvollendet sind, wiederholen, der „Schlüssel der vornehmsten Punkte" erklärt die gebrauchten Kunstausdrücke; das „Gespräch einer unerleuchteten und erleuchteten Seele", welches einerseits den in das Elend der Sünde versunkenen und wieder zum Lichte sich emporarbeitenden Geist,

---

*) Doch hat gerade das Studium Böhme's nicht weniger als das Suso's und Taulers dazu beigetragen, den tiefsinnigen Spruchdichter Angelus Silesius in den Schooß der katholischen Einheit zurückzuführen.

D. B.

**) Obiges folgt vorzugsweise Dr. Wilh. Ludw. Wullen, Jakob Böhme's Leben und Lehre. Stuttgart, 1836. Derselbe gab heraus: Blüthen aus Jakob Böhme's Mystik. Stuttgart und Tübingen, 1838.

D. B.

andererseits den Frieden eines frommen, göttlichen Gemüths darstellt, hat mehr eine erbauliche Richtung, als eine wissenschaftliche; ebenso das unvollendete Buch „von dem heiligen Gebete", das eine Anleitung zum wahren Beten gibt, und einige Gebete enthält. — Unter dieser schriftstellerischen Thätigkeit erfuhr Böhme verschiedene Schicksale. Seine Heimath versagte ihre Anerkennung. Der alte Gegner in Görlitz schmähte und lästerte fort und fort. Es kam sogar einmal so weit, daß Böhme die Stadt verlassen mußte; er durfte indeß bald wieder zurückkehren. Allein während die Mitbürger, um das alte Wort zu erfüllen, ihn Nichts gelten ließen, schenkte ihm eine große Anzahl Auswärtiger ihre Hochachtung und Freundschaft. Es waren dies meist Gelehrte, Gebildete, Aerzte, Geistliche, Edelleute... Mit Leuten aus dem niedern Volke befreundete er sich weniger; absichtlich, wie es scheint, weil Verbindungen der Art zum Sektenwesen, das er von ganzem Herzen haßte, hätten führen können. — Unter Anerkennung und Verkennung endlich müde geworden, schloß er im November 1624 sein Leben, diesen schönen, erhebenden Beweis, daß wahre, die ewigen Urbilder verehrende Geisteskraft das feindliche Schicksal zu preiswerthen Zugeständnissen zwingen kann. — Böhme wurde von seinem Freunde Balth. Walther philosophus teutonicus genannt. Er war der Art, daß ihm der Name eines tiefen und eines deutschen Denkers gebührt."

Eine eigenthümlich-schöpferische Kraft zeichnet ihn in hohem Grade aus. Er hat Manches aus der heil. Schrift und andern Büchern sich angeeignet, aber die Hauptgedanken seines Lehrgebäudes, die Grundsteine, auf denen es ruht, die Säulen, von denen es getragen wird, hat er aus den reichen Schachten seines Geistes ohne Unterweisung der Schule zu Tage gefördert... Es geben sich Diejenigen eine Blöße, welche ihn als Schwärmer bezeichnen, und man muß ihnen den Rath ertheilen, über diesen gewaltigen Geist, wie Hegel ihn nennt, fernerhin stille zu sein, damit nicht das Mitleid der Kundigen zu sehr in Anspruch genommen wird... Wenn ihm vermöge dieser Vorzüge der Name eines großen Denkers gebührt, so gebührt ihm der Name eines ächt deutschen Denkers, wegen des Tugendernstes, der in jedem seiner Worte sichtbar ist, und der hohen Frömmigkeit, die mit heiliger Gewalt durch sein ganzes Leben zog. Er strebte nach Wahrheit, weil er glaubte, es sei Forderung der Sittlich-

keit, nach Wahrheit zu streben. Er strebte nach Sittlichkeit, weil er überzeugt war, daß ohne Sittlichkeit, ohne Herzensreinheit die Wahrheit nicht gefunden werde. In dem Einen sah er ein sicheres Beförderungsmittel für das Andere. Das Eine und das Andere aber bezog er auf den Mittelpunkt, um den alle seine Anstrengungen, alle seine Mühen, alle Kräfte seines Geistes, Tiefsinn, Scharfsinn, Phantasie, mit bewunderungswürdiger Folgerichtigkeit kreisten, auf das Göttliche. Sein reines Auge war immer zum Himmel gerichtet, sein Hauptziel Gottesdienst und Gottesverherrlichung — sein ganzes Forscherleben ein Streben, im Reiche des Denkens und Seins, der Freiheit und der Nothwendigkeit, des Geistes und der Natur, des Guten und des Bösen, das Wandeln Gottes zu erkennen.*)

Bernardino Ochino von Siena leugnete, daß man mit Hülfe der Vernunft zur Wahrheit gelangen könne und nahm dafür die göttliche Autorität in Anspruch. Da jedoch die heil. Schrift nicht ausreicht, wenn eine unfehlbare Erleuchtung sie nicht erläutern hilft, war er gezwungen (da er die Autorität der Kirche durch seinen Abfall verworfen hatte), zum Mysticismus und zur unmittelbaren inneren Erleuchtung seine Zuflucht zu nehmen.

Andere, die dies verschmähten, wandten sich dem Scepticismus zu. Jener Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim (1487—1535), welcher davon ausging, die Geheimwissenschaften und die cabalistischen Künste anzugreifen und damit endete, sich ihnen zu ergeben, scheint auf den ersten Anblick ein leichtgläubiger, blinder Dogmatiker. Doch aber führt er die Scepsis bis an ihre äußerste Grenze in der Schrift „Eitelkeit und Ungewißheit der Wissenschaften" (Köln, 1527), wo er nicht einmal zuläßt, daß der Mensch sogar seiner eigenen Unwissenheit gewiß sei.**) Die Mathematik stellt er über die

---

*) Dr. Wullen, a. a. O. D. B.

**) Die charakteristische Ueberschrift dieses Buches lautet:

Inter divos nullos non carpit Momus,
Inter heroas monstra quaeque insectatur Hercules,
Inter daemones rex Erebi Pluton irascitur omnibus umbris,
Inter philosophos ridet omnia Democritus,
Contra deflet cuncta Heraclitus,
Nescit quaeque Pyrrhias,
Et scire se putat omnia Aristoteles,

andern Wissenschaften in Ansehung der Gewißheit und noch mehr wegen der Uebereinstimmung ihrer Lehren. Er erhebt indeß auch gegen dieselbe den Vorwurf, daß in der Wirklichkeit nichts der Idee der Zahlen entspreche, daß sie sich zuweilen getäuscht haben und nicht dazu beitragen, den Menschen gut und glücklich zu machen. Sogar die Arithmetiker seien nicht ganz einstimmig, gleichwie die Geometer von einander abweichen hinsichtlich der Begriffe von Einheit, Punkt, Linien, Oberfläche, und unlösliche Probleme haben. Dann diene auch die Arithmetik dem Aberglauben und der Gewinnsucht. Die Geschichtschreiber werden angegriffen, welche verwerfliche Thaten, wie die der Eroberer, preisen, statt in letzteren bloße Mörder zu erblicken. Sein Scepticismus ist daher ein praktischer, angewandt auf die Wissenschaften, wie sie zu seiner Zeit waren, mit Einbegriff aller der Kunstgriffe oder Einbildungen, welche von Habsucht, Ehrgeiz, Wollust, dem Verlangen, durch jedes Mittel sich Bahn zu brechen, eingegeben und gelehrt wurden. Die Geistlichkeit nimmt er zum Hauptziel seiner Ausfälle, und er verschont nicht die Mönchsgelehrsamkeit, die Scholastik, die Entartung des Ordenslebens. Sein Auftreten beweist jedenfalls, wie groß die Duldsamkeit der Kirche vor der Reformation war.*)

Da der Portugiese Francesco Sanchez († 1632) wegen der Landesgesetze die Aristoteliker nicht geradezu angreifen durfte, bekämpfte er im Allgemeinen den Dogmatismus in einem Werke, das er „die sehr edle Wissenschaft des Nichtwissens" betitelte und worin er in lebhaftem Style die Gehaltlosigkeit einer Wissenschaft darlegte, welche nicht zu den Gegenständen an sich selber gelangt, sondern sich mit den Früchten der Einbildungskraft und Worten begnügt. Er beginnt seine Fragen mit quid und beendigt sie mit quid. Der leichte Ton, den er absichtlich gebraucht, kann nicht darüber täuschen, daß die Angriffe, welche er lange vor Bacon gegen die syllogistische Logik richtet, sehr ernstlich

---

Contemnit cuncta Diogenes.
Nullis his parcit Agrippa,
Contemnit, scit, nescit, flet, ridet, irascitur, insectatur, carpit omnia,
Ipse philosophus, daemon, heros, deus et omnia.

*) Chr. Meiners Lebensbeschreibungen von Männern aus der Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften, Zürich, 1776 f., gibt über Agrippa ziemlich vollständige Nachrichten.

gemeint seien. Seine Schlußfolgerung ist, man könne die Wahrheit finden durch das Zusammenfallen der Vernunft und Erfahrung, während sie getrennt zu nichts taugten. — Hieronymus Hirnhaym († 1672) behauptete gleichfalls (De Typo generis humani), alle Wissenschaft sei Vorspiegelung, und die Gewißheit könne nur durch die Offenbarung erlangt werden.

Während jedoch diese Vernünftler zweifelten und zerstörten, widmeten sich bereits andere Denker dem Aufbauen. Bernardino Telesio von Cosenza (1508–88) studirte in Zurückgezogenheit Mathematik und Philosophie, trat im Alter von 60 Jahren zu Neapel als Lehrer der Naturphilosophie auf und gründete die gegen Aristoteles gerichtete Telesianische Gesellschaft. Von der Natur der Dinge (de rerum natura juxta propria principia, 1545) handelnd, nimmt er drei Prinzipien an, nämlich: zwei unkörperliche, Hitze und Kälte, ein körperliches, die Materie, welche Principien nicht blos thätig, sondern auch intelligent sind, das Bewußtsein ihrer eigenen Handlungen und der gegenseitigen Eindrücke haben. Aus ihnen und ihren Veränderungen gingen die Dinge hervor. Die Hitze, vereint mit dem feinsten Stoffe, hat ihren Sitz im Himmel. Der Mittelpunkt der Erde ist die Region der Kälte, und der Stoff ist da am dichtesten; der dazwischen liegende Raum ist ihr Schlachtfeld. Es ist dies eine große Vereinfachung der Physik des Aristoteles, indem die Genien, die Kraftwesenheiten und der ganze scholastische Kram beseitigt sind. Ueber die Bewegung der Himmelskörper, den Fall schwerer Körper, den Einfallswinkel, die Reflexion des Lichtes, die Richtung der Strahlen, die Hohl- und spherischen Spiegel stellt Telesio neue Ideen auf, und Bacon nennt ihn amatorem veritatis et scientiis utilem, et non nullorum placitorum emendatorem et novorum hominum primum.

Giordano Bruno. 1550—1600.

Ueberhaupt kommt den Italienern das Verdienst zu, zuerst den neuen Weg zum Studium der Naturwissenschaften gezeigt zu haben. So that namentlich Giordano Bruno aus Nola, dessen bewegtes Leben Theilnahme einflößt. Nachdem er das Ordenskleid bei den Dominikanern genommen, verließ er bald das Kloster und flüchtete nach Genf; hier aber gerieth er in Zwiespalt mit Calvin und Beza, deren Lehren er angenommen

hatte, und wandte sich nach einander nach Frankreich, England und Deutschland,*) allein er fand nirgendwo Ruhe; der Grund hievon lag vorzugsweise an seinem ungemessenen Stolze,**) dann aber auch an seiner zur Schau getragenen Verachtung der Aristotelischen Philosophie, während er für Raimund Lullus voller Bewunderung war. Von Sehnsucht nach dem Vaterlande verzehrt, kam er nach Venedig zurück, allein er wurde ergriffen und der römischen Inquisition ausgeliefert, welche ihn, da er nicht zum Widerruf zu bewegen war, der weltlichen Gerechtigkeit überlieferte „ut quam clementissime, et citra sanguinis effusionem puniretur". Zum Scheiterhaufen verurtheilt, sagte er den Richtern: „Ihr habt mehr Furcht, den Spruch zu fällen, als ich, denselben zu empfangen".

Die neuern deutschen Spinozisten und Pantheisten, welche

---

*) Er war überaus dankbar gegen die Fürsten, die ihn beschützten; man vergl. seine Oratio consolatoria habita in illustri academia Julia in fine solemnissimarum exequiarum illustrissimi et potentissimi principis Julii ducis Brunsvicensium, 1. julii 1589. Helmstadii. Von sich selber redend sagt er: In mentem ergo, in mentem, Itale, revocato, te a tua patria, honestis tuis rationibus atque studiis pro veritate exulem, hic civem; ibi gulae, et voracitati lupi romani expositum, hic liberum; ibi superstitioso insanissimoque cultui adstrictum, hic ad reformatiores ritus adhortatum; illic tyrannorum violentia mortuum, hic optimi principis amaenitate atque justitia vivum.

**) Er schrieb: Ad excellentissimum Oxoniensis academiae procancellarium, clarissimos doctores atque celeberrimos magistros, Philotheus Jordanus Brunus, Nolanus, magis laboratae theologiae doctor; purioris et innocuae sapientiae professor; in praecipuis Europae academiis notus, probatus et honorifice exceptus philosophus; nullibi praeterquam apud barbaros et ignobiles peregrinus; dormitantium animorum excubitor; praesumptuosae et recalcitrantis ignorantiae domitor; qui in actibus universis generalem philanthropiam potestatur; qui non magis italum quam Britannum marem quam faeminam, mitratum quam coronatum, togatum quam armatum, cucullatum hominem quam sine cucullo virum, sed illum, cujus pacatior, civilior et utilior est conversatio, diligit; qui non ad perunctum caput, signatum frontem, ablutas manus, et circumcisum penem, sed (ubi veri hominis faciem licet intueri) ad animum ingeniique culturam maxime respicit; quem stultitiae propagatores et hypocritunculi detestantur; quem probi et studiosi diligunt, et cui nobiliora plaudunt ingenia: excellent. clarissimoque aead. Oxon. procancellario cum praecipuis ejusdem universitatis S. P. D.

in Giordano Bruno ihren Vorläufer erkannten, stellten sein in Italien fast vergessenes Andenken wieder her. Sein Geist war ebenso eindringend, wie kräftig seine Phantasie, aber die Vernunft hielt letztere nicht in Zügeln, und ersterer wird verdunkelt durch seine Eitelkeit und seine Leidenschaftlichkeit. Sehr vertraut mit den Griechen und der alten Philosophie, entwickelte er Ideen, die denen der alexandrinischen Eklectiker, und namentlich des Plotinus, sehr ähnlich. Mit großer Eigenthümlichkeit vertheidigt er die Freiheit des philosophischen Denkens, aber er versteht nicht seinen Gegenstand zu beherrschen und rechtzeitig abzuschließen. Seine Schriften — die italienischen, in den Originalausgaben sehr selten, hat A. Wagner in den „Opere di Giord. B., 2 Bde., Leipzig, 1830, herausgegeben; Gfrörer hat sie lateinisch in seinem Corpus philosophorum, Stuttgart, 1834—36, zu sammeln angefangen — sind wunderlich betitelt, wie „Cabala dell cavallo pegaseo (Kabala des Pferdes Pegasus)", „La Cena delle ceneri (Das Aschen-Abendmahl)"; letzteres ist ein Gespräch über die physikalische Theorie der Welt, worin er dem Copernicus beistimmt, den er nicht nur wegen seines Wissens, sondern auch wegen seines Muthes preist;*)

---

*) Heic ego te appello, veneranda praedite mente,
Ingenium cujus obscuri infamiae saecli
Non tetigit, et vox non est suppressa strepenti
Murmure stultorum, generose Copernice, cujus
Pulsarunt nostram teneros monumenta per annos
Mentem, cum sensu ac ratione aliena putarem,
Quae manibus nunc attrecto teneoque reperta,
Posteaquam in dubium sensim vaga opinio vulgi
Lapsa est, et rigido reputata examine digna,
Quantumvis Stagyrita meum noctesque diesque
Graecorum cohors, Italumque Arabumque sophorum
Vincirent animum, concorsque familia tanta;
Inde ubi judicium, ingenio instigante, aperiri
Coeperunt veri fontes, pulcherrimaque illa
Emicuit rerum species (nam me Deus altus
Vertentis saecli melioris non mediocrem
Destinat, haud veluti media de plebe, ministrum),
Atque ubi sanxerunt rationum capere veri
Conceptam speciem, facilis natura reperta:
Tum demum licuit quoque posse favore Mathesis
Ingenio partisque tuo rationibus ut

jedoch fand er die Hypothese von der Schwerkraft widersinnig, da jede Bewegung ihrer Natur nach zirkelförmig sei. „Die Ausbietung des triumphirenden Thieres, vorgeschlagen von Jupiter, ausgeführt vom Rathe, verkündigt vom Mercur, berichtet von Sophia, vernommen von Saulinus, eingetragen von Nolanus „Spaccio della Bestia trionfante, proposte da Giove, effettuado dal Consiglio, rivelato da Mercurio, recitato da Sofia, udito da Saulino, registrato da Nolano)“ ward als etwas Entsetzliches gegen Rom betrachtet, während es nur eine allegorische Beschreibung der Tugenden und Laster als Einleitung zu einer Moralphilosophie ist. — Im Buche „Della causa, principio e uno“ entwickelt er seine, in einem zwiefachen Pantheismus bestehende Metaphysik. Die Welt ist von einer überall gegenwärtigen Intelligenz belebt, welche die erste Ursache aller Formen, die die Materie annehmen kann, aber nicht der Materie selbst ist, welche das einzige physische Agens, das in allen Dingen lebt, wenn sie auch nicht zu leben scheinen. Die Einheit ist das Sein; was vielfach ist, ist zusammengesetzt; folglich gibt es nur die Einheit, und in dieser befinden sich das Endliche und das Unendliche, der Geist und die Materie zusammen. An sich genommen, ist die Einheit Gott; insofern sie sich in der Zahl manifestirt, ist sie die Welt, und auch die Welt ist Gott.*) Eine ursprüngliche Einheit liegt jener Erscheinung von Gegenständen zu Grunde, und vor ihr sind dieselben alle gleich; beobachtet man die Gegenstände, so bemerkt man an ihnen keine besonderen Substanzen, wohl aber die Substanz im Besondern. Es gibt daher ein erstes Princip des Bestehens, nämlich Gott. Dieses Princip kann alles sein, und ist alles. Die Kraft und die Thätigkeit, die Wirklichkeit und die Möglichkeit sind in ihm eine untheilbare und untrennbare Einheit. Es ist der innere Grund und nicht blos die äußere Ursache der Schöpfung; es lebt in allem was lebt. — Das ist der theilweise von Schelling reproduzirte Pantheismus, gleichwie Fichte den Giordano Bruno im Mißbrauch der Neologismen nachgeahmt hat. Es gibt keine wahren Ideen außerhalb des göttlichen Wesens, dessen

---

Ut tibi Timei sensum placuisse libenter
Accepi, Agesiae, Nicetae, Pythagoraeque.

*) Est animal sanctum, sacrum et venerabile, mundus. De Innumerabilibus, Immenso et Infigurabili. Frankfurt a. M., 1591.

Wirkung und unvollkommener Ausdruck das Weltall ist, und aus diesem Weltall gewinnen wir unsere Kenntnisse, welche keine Ideen, sondern Schatten von Ideen sind. In seiner „Metodo" handelt Bruno von der Weise, die Principien aufzusuchen, zu entdecken, zu beurtheilen, zu ordnen, anzuwenden und sie der Erinnerung zuzuführen. Indem er hierauf die Beziehung des göttlichen Intellects mit dem universellen und mit den besonderen Intelligenzen feststellt und den Nexus zwischen der göttlichen Wahrheit, der Wahrheit der Dinge und der unsern Intelligenzen eigenen Wahrheit aufdeckt, folgert er hieraus die Uebereinstimmung aller Dinge unter sich. Nachdem er diesen Zusammenhang gefunden, hofft er das Ideale und das Reale, das Vernunftwesen und das bestehende Wesen in eine einzige Kategorie zu bringen, welche in ihrer Universalität das auf seine einfachste Einheit zurückgeführte Sein umfassen sollte. Zu diesem Behuf wollte er die Ars magna des Lullus vervollkommnen, allerdings ein schlimmes Vorbild.

In der Betrachtung der Welt jedoch ist er reiner Metaphysiker. Er sucht nicht in der Materie selbst die Ursache der Erscheinungen, sondern er weist auf einen unendlichen Raum hin, voll von Welten, die in ihrem eigenen Lichte leuchten, voll von Weltseelen, von Beziehungen der höchsten Intelligenz mit dem Universum. Er verläßt sich auf das „innere Licht", auf die „natürliche Vernunft, auf die Erhabenheit des Intellects", und so gibt er sich Vermuthungen, wenn auch zuweilen glücklichen, hin über die Bewegungen der Fixsterne, die planetarische Natur der Kometen, die unvollkommene spherische Gestalt der Erde.

Thomas Campanella. 1568—1639.

Nicht minder kühner Denker war der aus Calabrien gebürtige Dominikaner Campanella. Für die Ideen seines Landsmannes Telesio eingenommen, versuchte er, vor Bacon, auf die Erfahrung eine Naturphilosophie zu begründen. Hätte er, statt seine Aufmerksamkeit auf so viele Wissenschaften als deren Reformator zurichten, auf eine einzige seine Thätigkeit beschränkt, so würde er Großes geleistet haben. Auch ihm ist die Aristotelische Metaphysik nur ein unverständliches Gerede; er schenkt jedoch Albertus Magnus und Thomas von Aquin ebenso wenig Vertrauen, und er konstruirt das philosophische Erkennen auf die Natur in Verbindung mit dem Supernaturalism, d. h. mit

der Offenbarung, welche das Fundament der Theologie ist, während das Fundament der Philosophie die Natur. Die Intelligenz läßt er im Empfinden bestehen, d. h. im Innewerden der Umgestaltung unseres Wesens; und Gedächtniß, Reflexion, Phantasie sind verschiedene Bestimmungen des Empfindungsvermögens; der Gedanke ist das Ganze der in die Empfindung gelegten Erkenntnisse, welche nur die individuellen Gegenstände zu erkennen gibt, nicht ihre Wirklichkeit und ihre allgemeinen Beziehungen.

Allein statt mit den Sensualisten hierbei stehen zu bleiben, erkannte er und drückte er aus das Bedürfniß des rationellen und theologischen Wissens, obgleich er weit hinter der Befriedigung dieses Bedürfnisses zurückblieb. Nach ihm besteht die ganze Schöpfung im Sein und Nichtsein; das Sein besteht aus Kraft, Weisheit und Liebe, und hat zum Zwecke das Wesen, die Wahrheit, das Gute; das Nichts ist Ohnmacht, Haß, Unwissenheit. Im höchsten Wesen sind die drei ursprünglichen Eigenschaften in unbegreiflicher Einfachheit vereinigt, ohne Beimischung des Nichts; sie sind eins, obwohl unterschieden. Das höchste Wesen, indem es die Dinge aus dem Nichts zieht, überträgt, unter der Bedingung der Zeit und auf Grund des Raumes, seine unerschöpflichen Ideen in die Materie; es theilt den endlichen Wesen die drei Qualitäten mit, welche die Prinzipien des Weltalls werden unter dem dreifachen Gesetz der Nothwendigkeit, der Vorsehung, der Harmonie.

Auf dieser Metaphysik erbaut er eine physische, eine psichologische und eine soziale Wissenschaft. In der physischen Philosophie betrachtet er das Weltall als ein Ganzes von materiellen Erscheinungen, die sich in der Zeit und im Raume entwickeln. Die in dieselben gelegte Materie ist ein nicht konstruirter, aber zur Konstruktion geeigneter Körper, und sie wirkt vermittelst zweier Agentien, der Hitze und der Kälte. Jene bildete den Himmel, diese die Erde, je nachdem sie den Stoff ausdehnten oder verdichteten; und alle Erscheinungen entstehen aus ihrem Zusammenwirken. Das Licht ist eins und dasselbe mit der Wärme, nur die Benennung ist verschieden, je nachdem sie auf das Gefühl oder auf das Gesicht wirken. Dies stimmt mit den neueren Fortschritten der Physik nahe überein. In der Physiologie, wo er die Wesen als lebendige und empfindende betrachtet, unterscheidet er im Menschen ein dreifaches Leben, entsprechend einer dreifachen Substanz: die Intelligenz; deren Vehikel den Geist;

den Körper, Vehikel des Geistes und der Intelligenz. Indeß, da alle Wesen streben sich zu erhalten, sind sie mit Instinkten versehen und, nach verschiedenen Graden, mit der Fähigkeit zu empfinden ausgestattet. Wenn der Mensch eine unsterbliche Intelligenz besitzt, um so mehr die Welt, das vollkommenste aller geschaffenen Wesen: ihre Hände sind die ausdehnbaren Kräfte, ihre Augen sind die Sterne und ihre Sprache sind die Strahlen, welche dieselben aussenden; durch welche Sprache vielleicht die mit einem überaus fein empfindenden Leben ausgestatteten Gestirne mit einander verkehren. Die seligen Geister, welche sie bewohnen, sehen alles was in der Natur und in den göttlichen Gedanken ist. Der Magnet und die geschlechtliche Scheidung der Pflanzen sind ihm Beweis des Lebens.*) Er beschreibt mit großer Beredsamkeit die Sympathien der Natur und die Ausgießung des Lichtes über die Erde, deren Theile es alle durchdringt vermittelst unzähliger Thätigkeiten, die sich nur durch eine unermeßliche Wollust vollbringen können. Anders als durch gewaltsame Mittel vermag sich in der Welt kein leerer Raum zu bilden, indem die Körper bei ihrer gegenseitigen Berührung Genuß empfinden.

Allerdings behauptet Campanella weit mehr, als er zu beweisen im Stande ist, und seine durch Einsamkeit und Leiden aufgestachelte Einbildungskraft lockt ihn auf Abwege. Vorzugsweise emsig bemüht erscheint er um die Auffindung eines philosophischen Dogmatism, um den Zweifel zu widerlegen, indem er auf das von der Vernunft empfundene Bedürfniß sich stützt, zur Wahrheit zu gelangen, kraft welchen Bedürfnisses der Sceptiker selbst zur Bekämpfung der Wahrheit gewisse Erkenntniß-Anfänge nothwendig hat. In seiner Politik bekämpft er gleichzeitig den Atheismus und den Machiavellismus, indem er die Freiheit der Wissenschaft und die Rechte der Vernunft vertheidigt. — Seine Zeit betrachtete und behandelte ihn als einen Verbrecher. Aus politischen Gründen gefangen gesetzt, blieb er 27 Jahre lang

*) Inveniemus in plantis sexum masculinum et foemineum, ut in animalibus, et foeminam non fructificare sine masculi congressu. Hoc patet in siliquis et in palmis, quarum mas foeminaque inclinantur mutuo alter in alterum, et se se osculantur; et foemina impregnatur nec fructificat sine mare; immo conspicitur dolens, squalida, mortuaque, et pulvere illius et odore reviviscit.

eingekerkert, bis Urban VII, der seine Auslieferung von Neapel nach Rom verlangte, unter dem Vorwande, ihn zu richten, ihm die Freiheit gab. Er ging dann nach Frankreich, wo Richelieu sein Beschützer war.

Wir wollen nicht den Paolo Sarpi übergehen, der in der „Kunst gut zu denken" behauptete, daß die Sinnen niemals täuschen, da sie sich darauf beschränken, dem Verstande zuzuführen, was sich ihnen darbietet, und daß die Axiome für die Entdeckungen keinen Nutzen gewähren. Auch Giambattista Porta ist zu erwähnen als Vorläufer von Lavater und Gall; er lehrte (de humana phisiognomia), daß die Körper nicht unberührt bleiben von den Bewegungen der Seele, daß sich vielmehr zwischen beiden ein gegenseitiges Bündniß bilde, welches sich in der äußern Erscheinung bekundet, und daß aus den Stimmungen und Temperamenten die Sitten entstehen.

So war der Aristotelismus von allen Seiten untergraben. Telesio und Campanella hatten jenen Berg von Vorurtheilen, gestützt auf Sätzen a priori, umgewühlt. Der Eine hatte darauf hingewiesen, die Geheimnisse der Natur mit Hülfe der Induction und der Erfahrung zu ergründen, der Andere hatte gestrebt, den ganzen Kreis der menschlichen Kenntnisse von der Metaphysik aus, ohne welche er nur eine ungeheure Leere fand, zu überschauen. Campanella und Thomas Morus hatten den traurigen Machiavellismus ihres Jahrhunderts angegriffen, um der Politik vernunftgemäße Grundlagen zu geben. Bereits waren die dem menschlichen Geiste gezogenen Schranken durchbrochen und war die Aussicht auf neue und unerschöpfliche Eroberungen eröffnet, die ihn durch die Tugend und durch die Intelligenz dem Bösen entziehen sollten. In dieser Methode, die Natur zu prüfen vor den Büchern, den Erfahrungen Vorzug zu geben vor den Vernunftschlüssen, mit dem Zweifel zu beginnen, das Nichtwissen zu bekennen und nicht zu glauben, alles zu wissen, weil man von allem spreche, — hatten wenig Vorschriften, aber große Beispiele gegeben Leonardo da Vinci und Galileo, indem sie jenes scholastische Dogma, daß die Besonderheiten keine Wissenschaft ausmachen, über den Haufen warfen.

Francis Bacon. 1561—1626.

Das ganze Verdienst jener vereinzelten Versuche wurde je-

doch dem Francis Bacon aus London zugeschrieben, den man den Wiederhersteller der Philosophie nannte. Sigelbewahrer der Königin Elisabeth, ward er mit sechszig Jahren Großkanzler und zum Baron von Verulam, hierauf von Jakob I zum Vicegrafen von St. Alban erhoben. Wegen Bestechungen und Unterdrückungen in Anklagestand versetzt, ward er auf sein Eingeständniß zu einer Geldbuße von 40,000 Pfd. Sterl., zum Gefängniß und zur Entsetzung von allen Würden verurtheilt. Es gelang ihm übrigens, nicht blos die Freiheit und den Nachlaß der Geldstrafe zu erlangen, sondern auch, was seiner Höflingsnatur besonders wichtig erschien, wieder an den Hof zu kommen.

Für einen so viel beschäftigten Mann konnte die Philosophie nur eine Erholung sein, demohngeachtet ist er an die Spitze der neuern Philosophen gestellt worden. Er war weder Erfinder, noch stellte er ein vollständiges System auf, allein er bot dem menschlichen Geiste eine Methode und eine Ordnung, die geeignet waren, denselben seine Thätigkeit auf die von den Empfindungen hervorgerufenen Ideen nützlich ausüben zu lassen. Weder von den alten noch von den neuen Systemen befriedigt, war er überzeugt, es bedürfe des Zurückkommens auf die Erforschung der Thatsachen, die Klassifikationen, die Methode, um zur Wahrheit zu gelangen. Darum untersucht er vor allem die alltäglichsten Irrthümer, deren Quellen und Heilmittel. — Vier Vorurtheile — „Götzen" — hatten bis dahin der gesunden Erkenntniß Hinderniß bereitet: Die allen Menschen gemeinsamen Vorurtheile (idola tribus), die individuellen Vorurtheile (idola specus), die von dem Einen dem Andern mitgetheilten Vorurtheile (idola fori), die bei den Meistern eingesogenen Vorurtheile, die der Schule (idola theatri). Zu den letzteren zählen alle falschen Fortschritte der rationellen, der empirischen und der superstitiösen Philosophie; die rationelle Philosophie empfängt die abstrakten Begriffe, wie sie sich darbieten, ohne sie im Schmelztiegel zu prüfen; die empirische Philosophie beginnt mit der Prüfung, verirrt sich aber bald in Hypothesen; der Aberglaube, eine Mischung von Philosophie und Theologie, findet sich bei Plato und vielen christlichen Schriftstellern.*)

---

*) De dignitate et augmentis scientiarum, 1605. — Novum organum scientiarum, 1620.

Diese Irrthümer erzeugen die „falsche Betrachtung" der Natur, wie bei Aristoteles, welcher sie verkleinert, damit sie in seinen Rahmen passe; ferner die „falsche Entwicklung aus Mangel an Erfahrung". Die menschliche Intelligenz hat fast stets geschlummert, ausgenommen in den drei Epochen der Griechen, der Römer und der Neueren.

Denen, welche sich der Philosophie widmen, schadet, daß sie mit allzu vielen Sorgen sich beschäftigen und daß sie durch ihr persönliches Interesse gelenkt werden; entweder lassen sie sich durch Wort und Laune des Höheren bestimmen, oder sie ermatten leicht und wähnen sich am Ziele, während sie noch kaum die Bahn betreten haben. Wer aber in der Wissenschaft vorwärts kommen will, muß die Natur in ihrer Thätigkeit ergreifen, die Erscheinungen erklären und verbinden (instantiae naturae), sie darauf leichtverständlich klassifiziren (comparationes instantiarum), um sich dann mit Hülfe der Induction zum wirklichen Begreifen der Natur zu erheben. Bacon entwickelt hier die verschiedenen Regeln der Induction, einer Art zu schließen, die er an die Stelle des Syllogismus setzen möchte, welche indeß schon von Kepler, Galileo, Copernicus gebraucht, von Tycho Brahe und da Vinci erklärt worden war.

Als wenn hiedurch die Wissenschaften erworben wären, unternimmt nun Bacon, ihnen eine Ordnung zu geben und eine „Beschreibung der geistigen Weltkugel" aufzustellen. Er führt die Hervorbringungen des menschlichen Geistes auf drei Fähigkeiten zurück: Gedächtniß, Einbildungskraft, Vernunft. Dem Gedächtniß entspricht die Geschichte, der Einbildungskraft die Poesie, der Vernunft die Wissenschaft im engern Sinne. Die Geschichte berücksichtigt die individuellen Wesen und Thatsachen; die Poesie schafft eingebildete Formen für Dasjenige, was das Gedächtniß darbietet; die Wissenschaft verallgemeinert und erklärt die Thatsachen. Die Geschichte ist eine Führerin, die Poesie ein Traum, die Wissenschaft ein Erwachen. — Die Geschichte ist eine natürliche, bürgerliche oder menschliche. Die erstere zerfällt in drei Zweige, je nachdem die Natur ihren freien Lauf verfolgt (regelmäßige Erscheinungen), oder davon abweicht (Ungeheuer), oder vom Menschen unterworfen wird (Künste). Die eigentliche Geschichte ist Gemälde der Werke Gottes, der Menschen, der Natur; daher die Unterscheidung in heilige, prophetische, kirchliche Geschichte; alte und neue Ge-

schichte; Ephemeriden, Annalen, Alterthümer; allgemeine und literarische Geschichte. Die letztere ist noch nicht geliefert, und doch gleicht ohne sie der menschliche Geist dem einäugigen Polyphem. *)

---

*) „Historiam civilem in tres species recte dividi putamus: primo sacram, sive ecclesiasticam; deinde eam, quae generis nomen retinet, civilem; postremo litterarum et artium. Ordiemur autem ab ea specie, quam postremo posuimus, quia reliquae duae habentur, illam autem inter desiderata referre visum est. Ea est historia litterarum. Atque certe historia mundi, si hac parte fuerit destituta, non absimilis censeri possit statuae Poliphemi, eruto oculo, cum ea pars imaginis desit quae ingenium et indolem personae maxime referat. Hanc licet desiderari statuamus, nos nihilominus minime fugit, in scientiis particularibus jurisconsultorum, mathematicorum, rhetorum, philosophorum, haberi levem aliquam mentionem, aut narrationes quasdam jejunas de sectis, scholis, libris, auctoribus et successionibus hujusmodi scientiarum; inveniri etiam de rerum et artium inventoribus tractatus aliquos, exiles et infructuosos. Attamen justam atque universalem litterarum historiam nullam adhuc editam asserimus. Ejus itaque et argumentum et conficiendi modum et usum proponemus.

„Argumentum non aliud est, quam ut ex omni memoria repetatur, quae doctrinae et artes, quibus mundi aetatibus et regionibus floruerint; earum antiquitates, progressus, etiam peragrationes per diversas orbis partes (migrant enim scientiae, non secus ac populi), rursus declinationes, obliviones, instaurationes commemorentur Observetur simul per singulas artes inventionis occasio et origo, tradendi mos et disciplina, colendi et exercendi ratio et instituta. Adjiciantur etiam sectae et controversiae maxime celebres, quae homines doctos tenuerunt, calumniae quibus patuerunt, laudes et honores quibus decoratae sunt. Notentur auctores praecipui, libri praestantiores, scholae successiones, academiae, societates, collegia, ordines, denique omnia quae ad statum litterarum spectant. Ante omnia etiam id agi volumus (quod civilis historiae decus est et quasi anima) ut cum eventis causae copulentur: videlicet, ut memorentur naturae regionum ac populorum; indolesque apta et habilis, aut inepta et inhabilis ad disciplinas diversas; accidentia temporum, quae scientiis adversa fuerint aut propitia; zeli et mixturae religionum, malitiae et favores legum; virtutes denique insignes, et efficacia quorundam virorum erga litteras promovendas, et similia. At haec omnia ita tractari praecipimus, ut, non criticorum more, in laude et censura tempus teratur, sed plane historice res ipsae narrentur, judicium parcius interponatur.

Die Poesie ist erzählend, oder dramatisch, oder parabolisch, d. h. eine Fiction, in welcher eine Wahrheit dargelegt werden soll.

Von den Wissenschaften läßt der Mensch einige in der Welt entstehen, andere kommen vom Himmel durch Offenbarung. Die menschliche Wissenschaft oder die Philosophie umfaßt so viele besondere, als es Objekte gibt; so daß, um aus ihnen die Einheit zu gestalten, eine allgemeine Wissenschaft nöthig ist, welche allen besonderen gemeinsame Axiome stellt. Diese zerfallen in Wissenschaften Gottes, der Natur, des Menschen. Zu den Ersten gehören natürliche Theologie, Astrologie, Zauberei, die Zweiten sind die speculativen (Physik und Metaphysik) und operativen (Mechanik und Magie), als Nachtrag die Mathematik als instrumentale Wissenschaft. Die Dritten betreffen die Natur des Menschen oder die bürgerliche Gesellschaft. Diese letztere spaltet sich in drei, je nach den Gütern, welche die Gesellschaft ver-

---

„De modo autem hujusmodi historiae conficiendae, illud inprimis monemus, et materia et copia ejus non tantum ab historiis et criticis petatur, verum etiam ut per singulas annorum centurias, aut etiam minora intervalla, seriatim (ab ultima antiquitate facto principio), libri praecipui, qui per ea temporis spatia conscripti sunt, in consilium adhibeantur, ut ex eorum non perlectione (id enim infinitum quiddam esset), sed degustatione et observatione argumenti, styli, methodi, genius illius temporis litterarius, veluti incantatione quadam, a mortuis evocetur.

„Quod ad usum attinet, haec eo spectant, non ut henor litterarum et pompa per tot circumfusas imagines celebretur; nec quia, pro flagrantissimo quo litteras prosequimur amore, omnia quae ad earum statum quoquo modo pertinent, usque ad curiositatem inquirere et scire et conservare avemus, sed praecipue ob causam magis seriam et gravem; ea est (ut verbo dicamus), quoniam per talem, qualem descripsimus, narrationem, ad virorum doctorum, in doctrinae usu et administratione, prudentiam et solertiam, maximam accessionem fieri posse existimamus; et rerum intellectualium, non minus quam civilium motus et perturbationes, vitiaque et virtutes, notari posse, et regimen inde optimum educi et institui. Neque enim b. Augustini, aut b. Ambrosii opera ad prudentiam episcopi aut theologi tantum facere putamus, quantum si ecclesiastica historia diligenter inspiciatur et revolvatur. Quod et viris doctis ex historia obventurum non dubitamus. Casum enim omnino recipit, et temeritati exponitur, quod exemplis et memoria rerum non fulcitur.“

schaffen soll: Hülfe gegen Vereinsamung, Beistand in den Geschäften, Vertheidigung gegen Unbilden (Gesetze, Staatsökonomie, Handel). Da der Mensch aus Seele und Leib besteht, so theilt sich die ihn betreffende Wissenschaft einmal in eben so viele Zweige, als es körperliche Güter gibt. — Die Heilkunde entspricht der Gesundheit, die Kosmetik der Schönheit, die Gymnastik der Kraft, die Musik und Malerei dem Vergnügen —; zum andern handelt die Wissenschaft von der Seele, von deren Wesen oder ihren logischen oder moralischen Fähigkeiten und der Art, sie nutzbar zu machen. Die Logik ist entweder erfindend, um das Wahre aufzufinden, oder fortpflanzend, um es zu lehren (Grammatik, Rhetorik, Kritik, Pädagogik). Die speculative Moral studirt die Charaktere, die praktische pflegt die Affekte.

Dies ist Bacons berühmter Baum der menschlichen Wissenschaften;*) dies die Dienste, welche die Wissenschaft ihm dankt. Bereits im Mittelalter begegneten wir verschiedenen mehr oder minder unglücklichen Versuchen zu einer Anordnung der menschlichen Encyclopädie; indeß auch dieser eben entwickelte zeigt, abgesehen davon, daß er keineswegs vollständig ist, wie sehr die Lehre von der menschlichen Erkenntniß sich noch in der Kindheit befand. Erzeugerin der Wissenschaften ist lediglich die Vernunft, das Gedächtniß ist deren Verwahrer, die Phantasie bietet nur Materialien und anmuthiges Gewand. Bacon gibt keine Andeutung über die logische Ableitung der Wissenschaften und ihre Geschichte, und statt der objektiven Eigenschaften, welche die Wissenschaften ausmachen wie die logische Entwickelung ihrer Objekte, sind die Fähigkeiten derer, die sie erfinden sollten, gesetzt.

Mehr geneigt, die Aehnlichkeiten der Natur zu erkennen, als deren Verschiedenheiten aufzuzeigen, wie dies Männern von lebhafter Phantasie und erregbarem Wesen gemäß ist, vermochte Bacon schlecht sich auf strenge Vernunftgründe zu beschränken;

---

*) Er soll denselben dem Franzosen Jaques de Chavigny entlehnt haben. Viel früher hatte Angelo Poliziano in der Schrift Panopistomenon in Wissenschaften und Theologie, Philosophie und Wahrsagung eingetheilt. Dann stellte Campanella als Haupt- oder Universal-Wissenschaft die Metaphysik auf, unter welcher sich die Doctrinen eintheilen in rationale und reale, denen entsprechen die operativen und praktischen Wissenschaften, die Disciplinen und Künste.

er machte vielmehr großen Mißbrauch von Metaphern und ließ sie ohne Weiteres als Argumente dienen, waren sie auch noch so seltsam und mit den Haaren herbeigezogen. Daher die wunderlichen Titel und Eintheilungen seiner Schriften, und das barbarische, wenn gleich anspruchsvolle und darum von Einigen für besonders kräftig gehaltene Latein, welches er schrieb. Ueberdem wiederholt er sich häufig und man kann sicher sein, seinen brillantesten Gedanken und scharfsinnigsten Vergleichungen mehr als einmal zu begegnen.

Sein erstes Theorem: „Der Mensch, Diener und Dolmetsch der Natur, breitet seine Kenntnisse und sein Handeln nur in dem Maße aus, als er die natürliche Ordnung der Dinge entweder durch die Reflexion oder durch die Beobachtung entdeckt; darüber hinaus weiß und kann er nichts" — dieses Theorem läßt auf einen Mann von ruhiger Einbildungskraft schließen, der geneigt ist, nur die Erscheinungen der Natur aufzuzeichnen, ohne zugleich in deren Geheimnisse einzudringen. Allein obgleich seine inductive Methode ihn hierauf beschränken mußte, so gingen doch seine Hoffnungen auf nichts Geringeres, als auf Wiederauffindung der latenten Ursachen, des flüchtigen Prozesses, mit Hülfe dessen die Körper von einer Form in die andere übergehen; und zwar wollte er durch die strenge Anwendung ausschließlicher und bejahender Weise zu diesem Ziele gelangen.

Es bedurfte nicht mehr, um ihm nachzuweisen, daß sein Organum kein allgemeines Werkzeug sei; auch schloß er selbst es von den, „auf die Meinungen der Menschen gegründeten", moralischen und politischen Lehren aus.*) Mehr darauf achtend, dem menschlichen Geiste Ordnung zu verleihen, als die Dinge zu erklären, bemerkte er nicht, daß eine ganze Reihe von Thatsachen ihm entging; und er schloß sich im Sensualismus ein, welcher mehr und mehr zunehmend die Philosophie verfälschte. Und wirklich, wenn die Induction den einzig auf die Erfahrung sich gründenden physischen Wissenschaften zum Vortheile gereicht, so ist sie dagegen hinsichtlich der nothwendigen, absoluten, vor der Erfahrung vorhandenen Wahrheiten nicht von Nutzen. Dazu kommt, daß die Induction nur anwendbar, insoweit jede Wirkung aus einer Ursache hervorgeht: wo ist aber die Erfahrung,

*) Doctrinis, quae in opinionibus hominum positae sunt, veluti moralibus et politicis. Cogitata et visa.

welche die Idee der nothwendigen Causalität darbietet? Und doch, wenn diese fehlt, haben wir nur einzelne Hypothesen.

Bacon bekennt sich als Gegner der letzten Gründe, „unfruchtbar wie die Gott geweihten Jungfrauen"; wir vermögen jedoch nicht uns zu überzeugen, daß er aus System ein Feind der Offenbarungsphilosophie gewesen sei, die doch auch eine, wenn zwar erhabenere und geistigere, Erfahrungswissenschaft ist. Erst mit Locke und seiner Schule wurde seine Doctrin dazu mißbraucht, im Menschen und im Gewissen alles zu leugnen, was über die Natur hinausgeht. Jenen ist es Schuld zu geben, wenn man aus der Erfahrung selbst die Dinge deduciren wollte, die niemals in der wahrnehmbaren Welt enthalten waren, wie das Gesetz des Lebens und das Ganze der Dinge des Glaubens und Hoffens. Bacon seinerseits bezeigte Frömmigkeit, schrieb religiöse Betrachtungen, lag dem Gebete ob, und Hume und d'Alembert machen ihm sogar den Vorwurf, er habe durch die Religion die Kraft seines Geistes beeinträchtigen lassen.

Andererseits läßt sich freilich nicht in Abrede stellen, daß, wenn er nicht alle Consequenzen zog oder die religiösen Meinungen seiner Zeit achtete, dem politische Heuchelei zu Grunde lag. Mit Ausnahme der historischen Beziehung hielt er sich von der Politik fern, ohne in derselben die vernünftigen Grundsätze aufzusuchen, ohne auch von den Intriguen seiner Zeit und ihrem niedrigen Ehrgeiz sich frei zu erhalten. Was die Metaphysik anbelangt, die doch die erste Wissenschaft, so verkannte er deren Wichtigkeit; er glaubte, die Wissenschaft habe dem Wohlergehen des Menschen zu dienen (commodis humanis inservire), und nur die Naturphilosophie erachte er für wahre Wissenschaft, weil die Erkenntnisse, welche die Seele betreffen, nur der Eingebung und dem Glauben entstammten. Somit war er von seinem Ziele, den ganzen Kreis des menschlichen Wissens zu umfassen, weit entfernt geblieben. Hatte sich die Erfahrung nicht sogar durch das Mittelalter hindurch fortgesetzt *), wenn man sie auch

*) Campanella nannte die Erfahrung „Urgrund unseres Wissens und Führerin des Geistes", und noch weit früher verkündete Roger Bacon die Nothwendigkeit der Erfahrung: Scientia experimentalis a vulgo studentium penitus ignorata; duo tamen sunt modi cognoscendi, scilicet per argumentum et experientiam. Sine experientia nihil sufficienter sciri potest: argumentum concludit, sed non certificat,

in dieser Epoche auf alle in Anwendung bringen wollte und dabei auf seltsame Mittel verfallen war. Nicht anders that aber Bacon, und seine Sylva sylvarum ist eine Zusammenhäufung von Thatsachen, Fragen, ausschweifenden Entwürfen.

Die Induction selbst, die eigentliche Grundlage der Bacon'schen Philosophie, ist vielleicht eher eine natürliche Methode als eine Kunst. Sie wurde von allen spätern Philosophen in Anwendung gebracht, allein in einer von der seinen verschiedenen Weise, ohne die Zusammenstellung von Thatsachen, ohne die Kategorien von Naturerscheinungen, ohne die Klassifikationen, welche er vorgeschlagen hatte. Höchstens lehrte er die Grenzen kennen, innerhalb deren es geboten ist, die Induction einzuschließen. Das heißt aber nicht eine Methode schaffen. Es war wohl weit eher die natürliche Folge der Zunahme der, den Beobachtern vorliegenden Thatsachen und Erscheinungen, des positiven, den Systemen feindlichen Geistes, der in die Wissenschaften gekommen war.

Gerade zu seiner Zeit hatte man die todte Gelehrsamkeit erschöpft und richteten sich alle Blicke auf die Natur. Da nun Bacon die Nothwendigkeit ihrer Entschleierung mit Hülfe der Erfahrung aufgestellt hatte, so schien es, als seien die nachfolgenden Entdeckungen Verdienst seiner Methode, während er vielmehr die riesig sich entwickelnden Wissenschaften verachtete und behauptete, es werde dunkel um ihn her, weil er mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit die Augen schloß. Indeß, obgleich man ihn häufig anführte, war er doch wenig gelesen, und bis zum Jahr 1730 war in England von seinen Werken nur eine einzige Auflage veranstaltet worden.*) Er wirkte daher nur schwach,

---

neque removet dubitationem, ut quiescat animus in intuitu veritatis, nisi eam inveniat via experientiae. Opus majus, pars VI. c. 1. Von Lionardo da Vinci wurden sodann die wichtigern Gesetze aufgestellt, um die Erfahrung wohl zu nützen, „ohne welche nichts an sich Gewißheit gibt" (Tratt. della pittura); er wollte, daß man mit der Erfahrung anfange und vermittelst derselben das Vernünftige erforsche. — Auch Humboldt (Kosmos III) bemerkt, wie weit Bacon hinter den Kenntnissen seiner Zeit in der Astronomie und Physik zurückgeblieben sei.

*) Folgendermaßen beurtheilt Stewart (Account of life and writings of Reid. Sect. II.) den Einfluß Bacons, den er über alle neuern Philosophen stellt, auf die Wissenschaften: „Der Einfluß des Genies Ba-

während die italienische Experimental-Schule die Bahn zu großartigen Entdeckungen erschloß. Galileo wird über Bacon gestellt von dessen Landsmann Hume. Erst als im 18. Jahrhundert der Krieg auf Tod und Leben gegen das Mittelalter begann, wurde jener zu den Wolken erhoben, als der Mann, der zuerst sich vom Mittelalter losgemacht habe; und da es einmal angenommen war, daß bei seinen Vorgängern nur Unwissenheit und Leichtgläubigkeit zu finden, mußte man ihm das Verdienst zuschreiben, plötzlich die Experimental-Philosophie erfunden zu haben, die einzige, welche man anerkennen wollte,

---

cons auf die stufenweisen Fortschritte der physischen Entdeckungen ist selten genau gewürdigt worden; Einige gedenken seiner kaum, Andere betrachten denselben als die einzige Ursache der Verbesserung der Wissenschaften. Von diesen beiden Extremen weicht jedenfalls das zweite weniger von der Wahrheit ab; denn man vermöchte in der Wissenschaft keinen andern Philosophen anzuführen, dessen Wirken in ebenso einleuchtender Weise zur Beschleunigung des geistigen Fortschritts der Menschheit beigetragen hätte. Indeß ist gleichfalls nicht zu verkennen, daß vor Bacon mehrere Philosophen in verschiedenen Theilen Europa's die rechte Bahn eingeschlagen hatten; ja vielleicht ist in seinen Schriften keine einzige wichtige, die wahrhafte Untersuchungsmethode betreffende Regel anzutreffen, deren Keim nicht in den Werken seiner Vorgänger aufzufinden wäre. Sein großes Verdienst besteht darin, in einem einzigen Brennpunkte schwache und zerstreute Strahlen gesammelt, die Aufmerksamkeit der Philosophen gelenkt zu haben auf die unterscheidenden Kennzeichen der wahrhaften Wissenschaft und des falschen Wissens, und dies zwar mit einer ganz besonders glücklichen Deutlichkeit, unterstützt von der Gewalt einer kühnen und anschaulichen Beredsamkeit. Die von ihm empfohlene Untersuchungsmethode war jedesmal bereits da befolgt worden, wo irgend eine erhebliche Entdeckung hinsichtlich der Gesetze der Natur gemacht worden; allein man hatte diese Methode nur zufälligerweise angewendet, ohne regelmäßigen und überlegten Plan. Ihm war es daher vorbehalten, in eine Regel und Methode zu bringen, was Andere entweder aufs Gerathewohl oder unter Benutzung einigen Scheins von Wahrheit gethan hatten. Man gedenkt nicht, durch diese Bemerkungen Bacons Ruhm zu verringern, denn es läßt sich ebenso viel von allen denen sagen, welche die Prinzipien irgend einer Kunst in ein System gebracht haben. Es würde sogar das Gesagte auf ihn in weit geringerem Grade anzuwenden sein, als auf jeden andern Philosophen, welcher seine Studien auf ähnliche Gegenstände richtete, denn man kennt keine Kunst, deren Regeln unter der didaktischen Form mit Erfolg waren dargelegt worden, als diese Kunst noch so wenig entwickelt gewesen, wie die Experimentalphilosophie zur Zeit Bacons."

um sie endgültig auf die Empfindung zu gründen. Nun wetteiferten Alle, ihm Weihrauch zu streuen; Condillac erklärte ihn sogar zum Schöpfer der wahrhaften Metaphysik, ihn, der sich mit Metaphysik nur ganz beiläufig beschäftigt hatte. Als sodann die französische Encyclopädie auf seinen Wissenschaftsbaum gepfropft wurde, galt er für den Vertreter des modernen Wissens, von dem er nur einer der Förderer war.

Aber auf den Fortschritt der Wissenschaft und auf die Wiedergeburt der Philosophie übten einen ungleich größern Einfluß Cartesius und Gassendi aus, deren Besprechung wir in das folgende Jahrhundert rücken, um sie nicht von denen zu trennen, die sie weiter entwickelten oder bekämpften.

Philologie und Geschichte.

In der Philologie behaupteten die Deutschen den Vorrang vor allen andern Nationen, doch waren im lateinischen Styl die Italiener ihnen überlegen; in dieser Hinsicht kann es mit den letztern nur Johannes Sleidanus (eigentlich Philippson, aus Sleida, 1506—1556) aufnehmen. — Der wegen seiner Gelehrsamkeit bewunderte Joh. Trithemius sammelte in den Archiven zahlreiche Nachrichten über die germanischen Alterthümer, jedoch ohne Kritik. — Melanchthon edirte oder bearbeitete vielmehr ganz neu seines Lehrers Joh. Carion allgemeine Chronik (continuationem ad Carionis chronicon). — Joh. Döbneck (genannt Cochläus) schrieb eine Geschichte Luthers, worin er als entschiedener Gegner des Reformators auftritt.

In lateinischer Poesie brachte diese Periode sehr Bedeutendes hervor. Wir besprachen bereits die Lateinpoeten aus der Gesellschaft Jesu; es sind noch zu nennen die Franzosen Muret, Henri Estienne, Jos. Scaliger, Sainte-Marthe, welcher in der „Paedotrophia“ die Mütter ermahnte, ihre Kinder selbst zu stillen, der Historiker Bonfinius aus Ascoli. Sie alle übertraf der Schotte Buchanan, der viele obscöne oder die Religion, die Mönche verspottende Gedichte schrieb, und zwar, wie er sich nicht scheute zu bekennen, auf Befehl seines Königs *). Sein vorzüglichstes Gedicht ist De sphaera, welches

*) Er sagt in seiner Autobiographie: Rex Buchananum, forte in aula agentem, ad se advocat.... et jubet adversus Franciscanos carmen

vielfach commentirt wurde; dagegen wurden seine Paraphrasen über die Psalmen über Verdienst gepriesen; er verfaßte auch eine Geschichte Schottlands.

Griechische und lateinische Schriftwerke waren zu jeder Zeit vorhanden gewesen und von dem eifrigen Studium der letztern zeugt der Styl mehrerer angeführten Schriftsteller. Die Philologie hatte mit Gemüthsruhe in den Klassikern geforscht und an dem Ausbau der Grammatik gearbeitet, als die Reformation den Katholiken ein Studium verdächtig machte, das in die Gebiete des Glaubens eingriff und die Protestanten die zum Verständniß des Alterthums nöthige geistige Freiheit vermissen ließ. Ein berühmter Kampf wurde geführt zwischen den Jotacisten unter Reuchlin und Melanchthon und den Ethisten unter Erasmus über die Aussprache des Griechischen. Viele griechische Schriftsteller edirten Frobenius und Badius Ascensius; ähnliche Verdienste erwarben sich Vittorius (Pier Vettori), Lambinus, Turnebus, Silburgius, Lipsius, Grotius, Fabricius; Keiner übertraf den Isaak Casaubon aus Genf in der Konjekturalkritik der Texte; des Robert Estienne Thesaurus beförderte die richtige Schreibweise, und die Commentarii linguae graecae des Budeus, obgleich ohne Ordnung, erklären den Sinn der Worte, insbesondere der juridischen Ausdrücke.

Aldus Manuzius berichtet, daß die römische Universität von Zuhörern verlassen gewesen sei, denn die lebenden Sprachen hätten ihre natürliche Stellung eingenommen, die klassischen Sprachen seien nur noch Gegenstand der Neugierde. Dagegen erkennt Melanchthon, wie sehr das Studium der Alten nothwendig sei, um die Theologie vor einem zügellosen Enthusiasmus zu vertheidigen; und so entstanden die neuen Hochschulen Marburg (1524), Kopenhagen (1539), Königsberg (1544), Jena (1548). — Man kann sagen, daß durch die Reformation die wahre Philologie aufkam, von welcher Theodor Beza schrieb: „Da die von Gott gesetzte Zeit, seine Auserwählten aus dem

---

scribere. Ille utrosque juxta metuens, carmen quidem scripsit, et breve, et quod ambiguam interpretationem susciperet. Sed nec regi satisfecit, qui acre et aculeatum poscebat... Igitur acrius in eos jussus scribere, eam sylvam quae nu c sub titulo Franciscani est edita, inchoatam regi tradit etc.

Aberglauben zu befreien und den Glanz der Wahrheit wieder herzustellen, obgleich sie ein Jahrhundert vorher durch Feuer und Schwert vertrieben worden, gekommen war, so erweckte er zuerst in Deutschland Joh. Reuchlin, um die unter den Christen gänzlich abhanden gekommene *) Kenntniß des Hebräischen wieder einzuführen. Die Theologen von Köln und Löwen widersetzten sich diesem Gelehrten mit allen ihren Kräften, aber Gott machte dermaßen ihre Pläne zu nichte, daß Reuchlin durch eine Schlußentscheidung von Rom losgesprochen und das Studium des Hebräischen gebilligt wurde, wodurch der Herr bewies, daß, um seine Kirche zu erbauen, er auch der größten Gegner derselben sich zu bedienen weiß. — Aus Reuchlins Schule gingen ausgezeichnete deutsche Gelehrte hervor: Konrad Pellican, Joh. Oecolampadius, Sebastian Münster, Joh. Capiton, Paul Fagius und unzählige andere. Zu gleicher Zeit begannen auch zu Löwen die Studien zu blühen, von wo sich inzwischen nach Paris Erasmus von Rotterdam begab, der das Studium des Lateinischen wieder herstellte. Jaques le Febvre von Etaples (Faber Stapulensis), Doctor der Sorbonne und würdig, sich in besserer Gesellschaft zu befinden, führte, da er die Pariser Universität in eine furchtbare Barbarei und Sophistik versunken sah, die Geister zu den wahrhaften Studien der Künste zurück, und bestrebte sich auch, die Fehler der gebräuchlichen Uebersetzung des Neuen Testaments nach dem Griechischen nachzuweisen und zu verbessern. Hieran ärgerten sich die Doctoren der Sorbonne, namentlich Beda und Duchesne, Haupt dieser Fakultät, so sehr, daß sie mit ihren Angriffen nicht eher aufhörten, bis sie ihn gezwungen hatten, von dannen zu weichen. Erasmus wurde gleichfalls einige Zeit nachher genöthigt, sich zurückzuziehen. Dessenungeachtet empfing von diesem Augenblick an die Barbarei in Frankreich einen solchen Stoß, daß sie erschüttert mehr und mehr abnahm. Noch wichtiger ist, daß Leo X. die von Erasmus gefertigte lateinische Uebersetzung des neuen Testaments guthieß, während jene Meister von Paris sie als häretisch verurtheilten, mit Rücksicht auf die Colloquien. — Einige Zeit nachher hatte das Haus Medici, wie auch andere in Italien gethan, mehrere hervorragende Flüchtlinge aus Griechenland aufgenommen, u. A. Argyropulus, Marc Musurus, Demetrius Chalcondyla, und vornehm-

*) Wir haben früher gezeigt, daß dies keineswegs richtig ist.

lich einen trefflichen Mann aus kaiserlichem Blute, genannt Johann Lascaris; diese förderten gar sehr in den italienischen Schulen die Kenntniß des Griechischen. Hier befanden sich auch viele Franzosen, welche nach der Rückkehr in ihr Vaterland diese Studien förderten. Die Sorbonne widersetzte sich dem mit einem Eifer, als wäre das Studium des Griechischen und einige Kenntniß des Hebräischen eine der größten Ketzereien in der Welt. Aber Gott stellte ihnen Männer von solcher Bedeutung entgegen, daß sie gezwungen waren, geradehin das Entgegengesetzte ihrer Wünsche zu erblicken. Dahin gehören Estienne Poncher, Bischof von Paris, Louis Rüzé, Francois de Luynes, durch welche das Studium der Sprachen gedieh. Sogar ward das Griechische öffentlich gelehrt von dem Italiener Aleander, später Kardinal, von dem Schweizer H. Glareanus und von dem Franzosen Cheradame, sehr unterrichtet in hebräischer und griechischer Sprachwissenschaft, wenn auch leichten und wenig gediegenen Geistes. Indessen vor allen den Gelehrten, sowohl im Griechischen wie im Lateinischen, leuchtete wie eine Sonne unter den Sternen Guillaume Budé hervor, so daß kein einziger seiner Gegner ihn anzugreifen wagte. Wie man anerkennen muß, beschäftigte sich übrigens von allen diesen keiner mit Theologie, so daß sich mit Recht sagen läßt, sie bereiteten Andern eine Bahn, auf welche sie selbst niemals den Fuß setzten. Es war ein Glück für Budé, einen König zu finden, der trefflichen Geistes und ein großer Freund der Literatur war, obgleich er nur seine Muttersprache kannte, nämlich Franz I. Indem er diesem Herrscher seine schönen Kommentare der griechischen Sprache widmete, gab er ihm zu verstehen, es sei nothwendig, daß nicht blos die drei Sprachen und die in jeder derselben geschriebenen Bücher in den Schulen und Universitäten des Königreichs vorgetragen würden, sondern auch daß man in Paris Männer von Verdienst mit anständigem Auskommen als Lehrer anstelle. Demzufolge beschloß der König, ein prächtiges Kolleg der drei Sprachen mit guten Einkünften zu erbauen für die Unterhaltung mehrerer Regenten und zahlreicher Schüler. Dieses Gebäude konnte niemals vollendet werden, indessen wurden doch verschiedene Professoren darin angestellt, von denen die berühmtesten waren: für das Hebräische Agathius und Francois Vatable, für das Griechische P. Danès

und J. Tusan, für die Mathematik Br. Phinée; und allmälig konnte Frankreich diese Verbesserung inne werden" *).

Die vielen absichtlichen Verschweigungen und Entstellungen in dieser Stelle zu berichtigen, wird den Leser schon unser Werk allein in den Stand setzen; immerhin zeigt dieselbe doch den literarischen Entwicklungsgang der Philologie in Italien und Frankreich, während er in Deutschland ganz theologisch war. Das wahrhafte Gebiet der Philologie war übrigens bereits nachgewiesen von Wilh. Postel, dem Schöpfer der vergleichenden Grammatik und Philologie. Viele Reisen in Asien mit französischen Gesandten erleichterten ihm das Studium der orientalischen Sprachen, und nach Paris zurückgekehrt (1558), veröffentlichte er: Linguarum duodecim characteribus differentium alphabetum, introductio, ac legendi modus longe facillimus. Diese Sprachen sind Hebräisch, Chaldäisch, Syrisch, Samaritanisch, Arabisch oder Punisch, Indisch, d. h. Aethiopisch, Griechisch, Georgisch, Serbisch, Illyrisch, Armenisch und Lateinisch. Er beschränkt sich darauf, deren Alphabete zu lehren, begeht indeß auch darin viele Irrthümer, die übrigens bei einem Anfangsversuche entschuldbar sind. Bald darauf schrieb er: De originibus, seu de hebraicae linguae et gentis antiquitate, deque variarum linguarum affinitate liber; hier ist schon wirkliche vergleichende Philologie; er stellt die, damals gewöhnliche, Ansicht auf, die erste Sprache sei das Chaldäische gewesen und von diesem stamme das Hebräische ab, welches durch die dem Volke anvertraute Sendung äußerst wichtig geworden sei; auf diese Sprache setzten sich die übrigen und bewahrten deren Spuren. Um diese Verwandtschaft der grammatikalischen Sprachen mit dem Hebräischen zu beweisen, vergleicht er das arabische, aethiopische und hebräische Alphabet; auch stellt er den Lateinern, Griechen und Hebräern, oder den Galliern und Griechen gemeinsame Worte zusammen. Obgleich er sich täuscht, gebührt ihm das Verdienst, den Gedanken zu solchen Vergleichungen, welche zu so unerwarteten Entdeckungen führen sollten, gefaßt zu haben.

Konrad Gesner, welcher durch seine mit kurzen Urtheilen begleitete Aufzeichnung der bekannten Bücher in der

*) Beza, Hist. ecclés. des églises réformées. I, p. 1.

Bibliotheca universalis und den Pandectae universales einen Maßstab für die philosophischen Kenntnisse der Zeit liefert, machte im Jahr 1558 mit seinem Mithridates den ersten bedeutenden Versuch, die verschiedenen Sprachen zu coordiniren. Er behandelt 130 alte und neue damals bekannte Mundarten, von denen 22 ihre Uebersetzung des Vater unser liefern. Daran werden die Aehnlichkeiten und Unterschiede nachgewiesen und es ergibt sich z. B., daß das Aethiopische sich dem Hebräischen nähert, nicht dem Chaldäischen. Indien wird in zwei Theile getheilt — ein afrikanisches, nämlich Aethiopien, und ein asiatisches, dessen Sprache und Literatur gänzlich unbekannt. — Hier seien noch erwähnt die Einleitung in die chaldäische, syrische und armenische Sprache vom Italiener Ambrosio, und das Werk: De ratione communi omnium linguarum et litterarum commentarius (1548) von Bibliander (Buchman), worin der Verfasser zu beweisen sucht, daß zwischen allen Sprachen und allen Lettern der in der Welt gebräuchlichen Idiome, welche er vom Griechischen herstammen läßt, eine Analogie bestehe.

Nach den häufigen Anführungen selbst in Werken untergeordneteren Ranges zu schließen, muß man zu jener Zeit sich sehr eifrig mit dem Hebräischen beschäftigt haben. Wir gedachten bereits des Sante Pagnini aus Lucca, welcher die Bibel übersetzte und eine gute, wenn auch weitschweifige hebräische Grammatik, ein hebräisches und ein chaldäisches Wörterbuch, sowie ein solches über die rabbinischen Zeichen verfaßte. Der hervorragendste unter diesen sich mit dem Hebräischen vorzugsweise beschäftigenden Gelehrten ist der Westfale Joh. Buxtorf, Professor zu Basel, der (1609) eine, lange Zeit für die beste geltende hebräische Grammatik und ein hebräisch-chaldäisch-syrisches Lexikon herausgab. Sein Sohn hatte die Meinung des convertirten Protestanten Norin zu bekämpfen, welcher behauptete, der jüngst nach Europa gebrachte und von dem andern in den Charakteren verschiedene, samaritanische Pentateuch sei dem masoretischen Texte, wonach die protestantischen Uebersetzungen gefertigt worden, vorzuziehen. — Das Arcanum punctuationis revelatum (1624) des Ludw. Cappel von Sedan, Professor zu Saumur, bezeichnet einen Wendepunkt im hebräischen Sprachstudium. Es wird nämlich hier behauptet, daß die Vocalzeichen nicht vor dem sechsten Jahrhundert von Juden aus Tiberias

oder von Esdras erfunden wurden. Die Sache ist von der höchsten Wichtigkeit, denn zufolge dieser Annahme wäre die Vulgata genannte Bibelübersetzung älter als die Einführung der Vocalzeichen.

Man begann nun auch mit einer bis dahin vernachlässigten Sprache sich zu beschäftigen, dem Arabischen. Auf die Arbeiten von Scaliger gründete sich zum großen Theile das Lexikon von Rapheling. Die erste arabische Grammatik in Europa verfaßte Herpenius von Gorcum (1613). Dessen Nachfolger auf der Lehrkanzel von Leyden, Golius, gab ein sehr reichhaltiges Wörterbuch heraus. Die großen Bibliotheken richteten jetzt ein besonderes Augenmerk auf arabische Werke. Es fehlte übrigens auch nicht an Gelehrten, die sich mit dem Persischen, Türkischen, Armenischen beschäftigten, und bereits fanden sich einige chinesische Werke vor.

Während die Controversisten aus diesem literarischen Arsenale Waffen zogen, beschäftigten Andere sich mit den Alterthümern, insbesondere den römischen. Justus Lipsius, Sigonio, Onofrio Panvinio wurden durch diese Forschungen berühmt.*) Den Meisten war es indeß nur um ein besseres Verständniß des Livius zu thun, dessen Ansehen um so mehr galt, als man alles Römische hoch verehrte; nächst Livius waren Dionys von Halikarnaß, Pomponius und Gellius die Haupt-Autoritäten. Schon daraus erklärt sich, daß diese Archäologen mehr Eifer als Kritik besaßen.

Scaliger (De emendatione temporum) behandelte nach wissenschaftlichen Grundsätzen und systematisch die Chronologie, indem er die astronomischen Systeme untersuchte und die Daten verglich. Er wurde von Vielen kommentirt, namentlich von dem Jesuiten Peteau (De doctrina temporum, 1627), der sodann

*) Die bedeutendsten Arbeiten sind: Manuzio, De legibus Romanorum, 1558. De Civitate, 1585. Panvinio, De civitate romana interiore; Sigonio, De jure civium romanorum, 1560, De jure Italiae, 1562; De judiciis Romanorum, 1574; Gruchius (Grouchy von Rouen) De comitiis Romanorum, 1555; Zamoschius (aus Polen), De senatu romano, 1565; Patrizi, Della milizia romana, 1583 (die erste Schrift über Kriegswesen); Panciroli, Notitia dignitatum etc.; Lipsius, viele einzelne Abhandlungen. Es können noch genannt werden G. P. Valeriano von Belluno, Lelio Giraldi, Celio Calcagnini, Piero Ligori u. A.

ein ganz verschiedenes System aufstellte (Rationarium temporum, 1633). Einige erweiterten die antiquarische und numismatische Wissenschaft, welche bisdahin darauf beschränkt geblieben, ohne Unterscheidung Münzen, Inschriften, Geräthe, Seltenheiten aller Arten, Zeiten und Völker zusammenzustellen. Enea Vico aus Venedig handelte zuerst über „die Münzen der Alten" (1555); etwas Vollkommeneres in dieser Art lieferte (1559) Sebastiano Erizzo, gleichfalls Venetianer, der eigentliche Begründer dieser Wissenschaft. Der vlämische Kupferstecher Hubert Golzius veröffentlichte (1557) eine Sammlung von Münzen, darunter viele falsche und eingebildete, und berichtete, es gebe in Italien 38 Sammlungen von Alterthümern und die Liebhaber von solchen würden virtuosi genannt.

Gian Vincenzo Pinelli von Neapel (1535—1601), welcher die Wissenschaften liebte, ohne selbst Gelehrter zu sein, brachte mit großen Kosten eine Bibliothek zusammen, die er systematisch ordnete; er verband damit ein Museum von Globen, Karten, mathematischen Instrumenten, Fossilien und einigen der seltensten Münzen. Bei seinem Tode ward diese kostbare Sammlung verkauft und zu Schiffe gebracht; dasselbe gerieth aber in die Gewalt von Seeräubern, welche die Gegenstände, deren Werth ihnen unbekannt war, in's Meer warfen oder an die Küsten zerstreuten, wo mancher Fischer die Manuscripte und Pergamente zur Ausfütterung seiner Barke oder zur Ausfüllung seiner Fenster benutzte; was gerettet werden konnte, kaufte für 3400 Goldscudi der Cardinal Borromeo, welcher damit die Ambrosianische Bibliothek begründete. — Onofrio Panvinio aus Verona (1529—68) lehrte zuerst die Bedeutung der Inschriften für die Feststellung der consularischen Fasten und der römischen Alterthümer kennen; auch verfaßte er Abhandlungen über Spiele, Triumphe, Namen und Kultus der Lateiner. Er behauptete die Unächtheit der Fragmente des Annius von Viterbo, schrieb außerdem über die christlichen Alterthümer und entwarf den Plan zu den „Kirchlichen Annalen", die er auch weit förderte und welche Baronius herausgab; ferner sind ihm eine allgemeine Chronik von der Schöpfung bis auf seine Zeit, eine Schilderung der bewohnbaren Welt und andere geschichtliche Arbeiten zu verdanken — erstaunliche Leistungen bei so kurzem Leben.

Die Roma vetus et nova (1633) des Donato (1529—68) wird von Einigen nicht blos den früheren Werken ähnlichen Inhalts, sondern auch der Arbeit von Nardini vorgezogen. — Ottavio Ferrari (1642—54) verfaßte die beste Abhandlung über die Sitten der Römer, und Pignorio erklärte die Isistafel. Wichtiger ist das Corpus inscriptionum von Joh. Gruter von Antwerpen, dem letzten Conservator der Palatinischen Bibliothek. Er nahm zur Grundlage die Sammlung des Martin Smezius von Brügge, welche nach dessen Ermordung auf Kosten der niederländischen Freistaaten im Jahr 1588 war herausgegeben worden, bereicherte dieselbe jedoch mit einer großen Menge anderer Inschriften; sein Werk wurde mit 24 sehr nützlichen Tafeln von Joseph Scaliger auf Kosten des Augsburgischen Bürgermeisters Marcus Weiher zu Heidelberg im Jahr 1603 veröffentlicht. Es fehlt in dieser Sammlung vieles, was ihm hätte bekannt sein können, manche Inschriften sind ungenau angeführt, andere wiederholen sich, einige Namen der Autoren, denen sie entnommen, sind entstellt, immerhin bleibt aber dem Werke das große Verdienst, zum Abschreiben der Originalinschriften und zu deren Aufnahme in antiquarischen Werken angeregt zu haben. Eine sehr vermehrte Auflage — die ausgedehnteste Sammlung, welche existirt — vollendete im Jahr 1707 Joh. Gr. Grevius, Professor zu Utrecht.

Carlo Sigonio. 1524—1584.

Carlo Sigonio aus Modena wird zu den Gelehrten ersten Ranges gerechnet wegen seiner erfolgreichen Leistungen zur Aufhellung der römischen Geschichte und Archäologie, der consularischen Fasten, des römischen, italienischen und Provinzialrechts. Er verfaßte die Geschichte des weströmischen Reiches von Domitian bis auf Augustulus; er wagte sogar zuerst eine Geschichte der Longobardenherrschaft in Italien bis auf 1199, sodann bis 1286, zu schreiben; es war dies ein noch unberührtes Feld, wo nur das aus Archiven Geschöpfte ihm Führer sein konnte. Er beging allerdings Irrthümer, aber diese können weder sein Verdienst, auch als Erneuerer der Diplomatik, noch die seinem Andenken schuldige Verehrung verringern. Ein Gefühl der Pietät trieb ihn zur Darstellung der Republik der Hebräer, gleichsam als Musterbild für die modernen Verfassungen. Mit Aristoteles das Prinzip aufstellend, daß der Zweck jeder

bürgerlichen Vergesellschaftung die Vereinbarung des Nützlichen mit dem Gerechten ist, verlangt er das Bestehen von Behörden, welche die zum Wohle der Nation nothwendigen Maßregeln ergreifen, von Richtern, die nicht gestatten, die Nützlichkeit von der Gerechtigkeit zu trennen, ein Oberhaupt, das jene wie diese berufe und die ihnen zukommenden Geschäfte unter sie vertheile. In solcher Weise zu Werke gehend zeigt er, wie alles dies bei den Hebräern wohl geordnet gewesen.

Mathias Flacius Illyricus. 1520—1575.

Er hatte von Gregor XIII den Auftrag erhalten, eine Kirchengeschichte zu schreiben. Andere hatten bereits diesem Unternehmen in einer entgegengesetzten Tendenz sich unterzogen. Mathias Francowitz oder Flacher aus Albona in Illyrien, genannt Flacius Illyricus, dem die Lutheraner nicht rasch genug das Werk der Reformation förderten, sammelte alle Klagen und Anschuldigungen gegen die katholische Kirche, ward durch seine drei Hauptwerke, die Clavis, den „Katalog der Wahrheitszeugen" und die Centurien einer der Begründer der protestantisch-theologischen Literatur, und wirkte, fast so sehr als Melanchthon, auch über die Grenzen des deutschen Protestantismus hinaus. Er war auf dessen und Luthers Empfehlung Professor des Hebräischen zu Wittenberg geworden, bald aber verfeindete er sich mit den Reformatoren daselbst und nahm seinen Sitz zu Magdeburg, von wo er nicht blos gegen die katholische Kirche, sondern nicht minder gegen die Wittenberger Theologen eine Reihe bitterer Streitschriften ausgehen ließ, wogegen ihn Melanchthon der Ketzerei beschuldigte. Indeß durch geistige Ueberlegenheit und unermüdete Geschäftigkeit das Haupt der konsequenten Lutheraner in ganz Deutschland geworden—obgleich ihn die Melanchthonianer bitter haßten und auch die Calvinisten ihn als einen der Haupturheber ihrer Spaltung mit den Lutheranern ansahen — begann er die Herausgabe der im Verein mit Mehreren, namentlich Judex und Wigand, geschriebenen Centuriae magdeburgenses (Ecclesiastica historia, congesta per aliquot studiosos et pios viros in urbe Magdeburga. Basilea 1559—94, 13 vol.). Die Protestanten hofften davon eine Befriedigung des so stark gefühlten Bedürfnisses, dem Protestantismus eine historische Unterlage zu geben, die Uebereinstimmung der protestantischen Lehre mit der des kirchlichen Alterthums

nachzuweisen; dies gelang zwar nicht, dagegen ist die Sammlung einer der kühnsten und geschicktesten Angriffe gegen die Kirche. Er war als Professor nach Jena berufen worden, aber in Folge seiner Lehren über den freien Willen und die Erbsünde wurden er und seine Anhänger ihrer Stellen entsetzt; er lebte fortan, durch seine Polemik mit den mächtigsten protestantischen Fürsten verfeindet, unstet und verfolgt in Regensburg, Antwerpen, Frankfurt, Straßburg, in Schlesien und Hessen, und starb endlich zu Frankfurt wie ein zu Tode gehetztes Wild, und das tragische Ende eines Mannes, der an Umfang theologischer und historischer Kenntnisse wohl alle seine protestantischen Zeitgenossen übertraf, scheint nur darum so wenig Aufsehen und noch weniger Mitgefühl erregt zu haben, weil so viele seiner Standesgenossen damals — wo die Reformation, wie Saturnus, ihre eigenen Kinder verzehrte — eines ähnlichen Todes starben, und weil er selber das an Melanchthon gethan hatte, was Andere jetzt an ihm thaten *).

Baronius.

Um die „Centurien" zu widerlegen, schrieb der Kardinal Cesare Baronio von Neapel (1538–1607) seine „Annalen". Da er zu diesem, ganz im Sinne des päpstlichen Primats gefaßten Werke die römischen Archive zu seiner Verfügung hatte, konnte er daraus wichtige Urkunden auch Betreffs der Profangeschichte schöpfen, deren Mittelpunkt Rom gewesen **). Er kam nicht über das zwölfte Jahrhundert hinaus. Eine Fortsetzung (bis 1564) unternahm der polnische Dominikaner Abraham Bozcovius zu Krakau († 1637); Spondanus, Bischof von Pamiers († 1643), führte das Werk weiter bis 1640; aber der Oratorianer Oderic Raynald erreichte allein in seiner Fortsetzung (bis 1565) den Baronius; ein anderer Ordensgenosse,

---

*) Döllinger, die Reformation rc. II. D. V.

**) Paolo Sarpi schrieb am 8. Juni 1602 an Casaubon, um ihn zu ermuntern, gegen Baronius aufzutreten, über welchen er alles mögliche Schlimme sagt. Nur warnt er ihn, denselben nicht der wissentlichen Täuschung und Falschheit zu zeihen, denn keiner von denen, die ihn gekannt, werde das glauben, da er ein überaus redlicher Mann gewesen. Unglücklicherweise habe er die Meinung eines jeden angenommen, der in seiner Nähe sich befunden.

J. de Laderchi, führte das großartige Werk in drei Bänden von 1566—1571 fort. Der scharfsinnige Franciscaner Anton Pagi lieferte eine, besonders die chronologischen Fehler berichtigende, sowie auch ergänzende Kritik dieser Annales ecclesiastici, die alle protestantischen Gegner des Baronius weit hinter sich ließ und in Vergessenheit brachte. (Die neueste und weitläufigste, aber nicht ganz korrekte — eigentlich die 21. — Ausgabe erschien unter dem Titel: Baronii annal. eccl. cum critica Pagii. Accedunt enim adversiones in Pagium et apparatus ad eosdem annales. Cura Dm. G. et J. Dm. Mansi. Lucae 1738—59. 43 Bde. Fol.)

Der Geschichtschreiber des Concils von Trident haben wir schon früher gedacht *).

Daß die Historiker sich fast nur der lateinischen Sprache bedienten, geschah sicherlich zur Beeinträchtigung der Treue, welcher das fremde Idiom Zwang auferlegte. Was aber den Inhalt betrifft, so ging man bei der Abfassung größerer historischer Werke noch nicht von dem Grundsatze aus, das verschiedene Material nach scharfer Sichtung unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zu bringen und aus den ursprünglichen Quellen selbst mit Einsicht zu schöpfen. Man griff zu den bedeutendsten vorhergehenden Schriftstellern und begnügte sich mit der Ergänzung ihrer Erzählungen, indem man theils den einen aus dem andern vervollständigte, theils die Thatsachen in einer abweichenden Auffassung betrachtete oder neue Dokumente hinzufügte. Hierbei nahm man es nicht zu genau damit, lange Bruchstücke auszuschreiben und sich zuweilen auf bloße Uebersetzung zu beschränken. So webte Sleidanus die Stellen aus verschiedenen Schriftstellern zusammen, um daraus seine Geschichte der Reformation zu bilden. Thuanus (De Thou) machte es ebenso; in Betreff Schottlands gab er vollständig Buchanan wieder, für die Geschichte Italiens den Adriani, für die türkische Geschichte Busbeck und Leuvenklavius, für die deutsche Sleidanus und Chybreus. Sarpi griff mit vollen Händen aus Paul Giovio, Guicciardini, Thuanus und besonders aus Sleidanus, den er in einem großen Theile seines Werkes ganz allein benutzt.

Jovianus Pontanus (1426 1560) verfaßte in lateini-

*) Band IX. Abtheil. II. Kap. 6.

scher Sprache einen Dialog über die historische Kunst, das erste neuere Werk über diesen Gegenstand; aber er hielt sich nur an die Rhetorik, und machte aus der Geschichte eine Art Poesie (historicam poeticam pene solutam esse quandam). Demgemäß bemerkt er, daß Livius mit einem catalectischen daktylischen Tetrameter (Facturusne operae pretium) und Sallust mit einem spondäischen Hexameter (bellum scripturus sum, quod populus romanus) beginnt, und vergleicht Stellen aus diesen Schriftstellern mit andern aus Virgil. Mit größerm Rechte dringt er auf Kürze im Ausdrucke und Lebendigkeit des Styls, obwohl er hinwieder rücksichtlich der Darstellung von Einzelheiten, Lebensverhältnissen, Reden und in Ortsbeschreibungen das Maß überschreitet.

Francesco Patrizi (1529–97) stellt ebenfalls die Geschichte mit der Poesie zusammen in zehn Dialogen, die mit langweiligen Digressionen angefüllt sind. Nach ihm beruhte mit Ausnahme der heiligen Schriften die Geschichte des Alterthums auf allzugroßer Ungewißheit, während die der neuern Zeit ohne Freiheit geschrieben ist; der ganze Unterschied zwischen einem Geschichtschreiber und Dichter läuft ihm darauf hinaus, daß der Erstere sich an Ort und Zeit bindet. Einen entgegengesetzten Weg verfolgte Baudoin in seinen historischen Prolegomenen, der die Geschichte in ihren Beziehungen zur Rechtswissenschaft und Politik betrachtet und dieselbe von der Poesie durchaus geschieden wissen will. Die Aufgabe der Geschichte sei eine instruktive und sie erniedrige sich, wenn sie unterhalten wolle. Sie dürfe nicht dramatisch, vielmehr müsse sie pragmatisch sein und alles in den Bereich ihrer Betrachtungen ziehen, was den Staatsorganismus betrifft, Gesetzgebung, Geographie und selbst Statistik.

Die historischen Vorschriften, welche Foglietta in seiner Einleitung zur Geschichte Genua's, und Viperano in seiner „Geschichtschreibung" (De scribenda historia) gibt, sind trotz aller Belobung von Seiten Tiraboschi's nur Lächerlichkeiten und Plagiate. Auf gleiche Weise erhebt dieser den Augustin Mascardi, der um 1630 zu Rom eine Abhandlung über die historische Kunst veröffentlichte, welche eine fast knechtische Uebersetzung der ars historica des Ducci aus Ferrara, die 1604 erschienen war.

Antonio Possevino (1534–1611), zuerst Hofmann, sodann Jesuit, in welchem Stande er namentlich in Angelegen-

heiten Betreffs der nordischen Protestanten verwandt wurde, gab eine Beschreibung Moskau's, welche uns zuerst mit der damals noch so entlegenen russischen Nation bekannter macht. In der bibliotheca selecta bietet er uns eine Art Encyclopädie, indem er in derselben die Methodik einer jeden Wissenschaft und ihre Vertreter anführt. Als Ergänzung zu derselben ist der apparatus sacer anzusehen, ein gut geordneter Katalog von wenigstens 6000 Kirchenschriftstellern.

Hieronymo Faletti aus Ferrara (de bello sicambrico) erzählt die Kriege, welche Karl V im Jahre 1542 gegen die Franzosen in den Niederlanden und den schmalkaldischen Bund führte. Etwas später beschrieb der römische Jesuit Famian Strada (1572—1649) den Abfall der Niederlande, ein Werk, welches, für die Schule berechnet, sich in häufigen Digressionen, langen Erörterungen, Sentenzen und rhetorischen Vergleichen gefällt. Er verfügte über sehr viele Aktenstücke aus dem Madrider Kabinet, war jedoch über die protestantischen Angelegenheiten sehr im Unklaren. Er ist ein Bewunderer des Livius, den er noch an Weitschweifigkeit übertrifft, während er dem Tacitus Mangel an Wahrheitsliebe und Religiosität vorwirft, insofern er nämlich die Leitung der Vorsehung für menschliche Dinge nicht zulasse, beständig dem Pessimismus huldige, den Unterthanen die Könige verhaßt mache und ihre Handlungen und Absichten in schwarzes Licht stelle *). Auch die häufigen Sentenzen desselben erregen sein Mißfallen, obwohl er selbst sie nicht meidet **). Scioppio widerlegte ihn in seiner infamia Famiani; mit einem trefflichen Wortspiele sagte der Kardinal Guido Bentivoglio über ihn, der Fehler Strada's (dello Strada) bestehe darin, daß er vom Wege (di strada) abgegangen sei. Für uns wird dieser Fehler leicht überwogen durch die Mittheilung so vieler Einzelheiten, die für die Beurtheilung ausgezeichneter Männer von bleibendem Interesse sind.

Jener Bentivoglio aus Ferrara (1579—1644), neun

---

*) Prolusiones.

**) Einige derselben verdienen Beachtung, wie: magnum imperii corpus magna animandum est mente, multis tuendum manibus. — Spes et cupido credulos homines facit. Crebra inter pericula metus exuitur periclitandi. — In magnis principum injuriis non incipitur ut desistatur.

Jahre lang apostolischer Nuntius in den Niederlanden, erzählte auf Italienisch die dasigen Kriege, aber in einem trocknen Style, ohne Anmuth und Eleganz; will er einmal geistreich erscheinen, so verfällt er in Antithesen und alberne Witzeleien. Seine Memoiren haben eine hohe Bedeutung, ebenso seine Nachrichten über die Höfe Flanderns und Frankreichs, in deren Verwicklungen er uns tiefe Blicke thun läßt, obgleich er sie nur oberflächlich berührt, sei es nun, daß er sie nicht zu durchdringen vermochte, oder daß er parteilos bleiben wollte, um dafür die Beschreibung der Waffenthaten, die undankbarste Seite der Geschichte, mehr in den Vordergrund zu stellen. — Die sechs Bücher des Pompeo Justiniani († 1616) über den flandrischen Krieg sind nur in strategischer Hinsicht von Bedeutung. — Auch Luigi Guicciardini, der Bruder des Historikers, hinterließ gute Nachrichten über die Niederlande.

Mit der Kunst und oft auch mit dem Geiste der Alten beschrieb Caterino Davila (1576—1631), ein Paduaner, die Bürgerkriege in Flandern, an denen er Antheil nahm. Er bewährt einen scharfen Blick in die Begebenheiten und Genauigkeit in ihrer Beschreibung; er ist weise in der Anordnung und ein trefflicher Kenner des französischen Charakters; mehr Realist als Katholik, betrachtet er die Politik als ein Spiel zwischen Tapferkeit und diplomatischer Ueberlistung. Er rechtfertigt Catharina von Medici, welche seine Pathin war, und die Bartholomäusnacht scheint ihm nur darin tadelnswerth, daß ihre beabsichtigte Wirkung fehl schlug. So hat man richtig bemerkt, daß Davila zu mißtrauen ist, wenn er den Hof preist, de Thou, wenn er ihn tadelt. Er ist nicht geziert, wiewohl in italienischer Art geschwätzig, und sorgfältig bis zum Kleinlichen, wie man es nur von einem Manne verlangen kann, der in den Vorzimmern Bemerkungen zu machen gewohnt ist. In einem Gespräche von dem Parmesaner Literaten Tomaso Stigliani beleidigt, forderte und durchbohrte er denselben. Sodann nahm er Dienste bei den Venetianern und kriegte für sie in der Levante; darauf zum Gouverneur von Brescia ernannt, wurde er bald nach der Veröffentlichung seines Werkes ermordet. — Die Berichte der Gesandten, von welchen Italien eine große Anzahl aufzuweisen hat, können nur als Hülfsmittel zur Geschichte gelten. Sie sind einfach, doch mit Würde gehalten, und bekunden ein sicheres

Urtheil, ohne sich an die Aengstlichkeit der Fachhistoriker zu binden.

Die Deutschen blieben in der Geschichtschreibung zurück, weil ihre Gelehrten ihr Augenmerk ausschließlich auf Philologie und alte Literatur wandten; dazu kam, daß die bessern Kräfte von dem Reformationsstreite in Anspruch genommen wurden. So blieb das Feld der Geschichte nur solchen Leuten überlassen, die kaum die nöthigen politischen Vorkenntnisse mitbrachten. Das Gebiet der Archäologie wurde erweitert, so wie das der Kirchengeschichte, wovon allerdings eine tiefere Einsicht in die politische die Folge sein mußte. Doch sind die Ergebnisse, die stets im Zusammenhange mit philosophischen oder theologischen Studien standen, kaum mehr als Vorarbeiten. Als einer der bedeutendsten ist zunächst Johann Tritheim (eigentlich Johann von Heidenberg, 1462—1516) anzuführen, ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und ein großer Beförderer wissenschaftlicher Kultur. Namentlich hat er durch sein Zurückgehen zum Quellenstudium uns schätzbare Notizen hinsichtlich des deutschen Alterthums aufbewahrt. Seine Hauptwerke sind die Chronik des Klosters Hirschau (838—1514) und der Catalogus scriptorum ecclesiasticorum. — Johann Thurmayer (1477—1534), von seiner Vaterstadt Abensberg Aventinus genannt, schrieb außer Anderem annales Boiorum und ein Chronicon Bavariae, in welches er so ziemlich die Ereignisse von ganz Deutschland verwebte. Es ist sehr wichtig, weil neu und reich an Aktenstücken, mißfiel jedoch wegen seiner Wahrheit, und kam erst 32 Jahre nach seiner Entstehung, und zwar verstümmelt, in die Oeffentlichkeit. Was die Handhabung der deutschen Sprache von Seiten des Verfassers betrifft, so nimmt sie fast dieselbe Stufe ein, wie die Luthers. Thurmayer gerieth am Ende seines Lebens in den Verdacht der Ketzerei und mußte deshalb viele Unannehmlichkeiten erdulden. Sebastian Münster (1489—1552), der besonders hebräische *) und mathematische Studien trieb, gab in seiner Cosmographia univ. eine der ersten deutschen Geographien mit Holzschnitten heraus, worin sich neben unvermeidlichen Irrthümern manches Gute befindet.

---

*) Er war der erste Deutsche, der eine hebräische Bibel (Basel, 1534 und 1535, 2 Bde. Fol.) drucken ließ.

Johann Sleidanus (eigentlich Philipson, 1506—56), geboren in Schleiden in der Eifel, studirte die Rechte und diente eine Zeit lang Franz I von Frankreich. Er ward öfters zu Staatszwecken verwandt, wie z. B. als protestantischer Abgeordneter nach England 1545, und wohnte dem tridentinischen Concile bei. Sein wichtigstes Werk für uns sind seine Commentarii de statu religionis et reipublicae Germanorum sub Carolo V in 3 Bänden, die in einem reinen und einfachen Latein geschrieben sind und für seine Kenntnisse ein vortheilhaftes Zeugniß ablegen. Ihren Hauptinhalt bilden die Streitigkeiten der Reformation, die er für ein Werk der göttlichen Vorsehung ansieht und des höchsten Interesses der Menschheit für würdig hält. Er versucht den Cochläus und noch mehr Paul Giovio zu widerlegen, welcher letztere oft ohne Ueberlegung und Urtheil dasjenige, was er vernimmt, leichtfertig nacherzählt, und verräth beständig das Bestreben, Karl V anzuschwärzen, wobei er sich jedoch auf öffentliche Akte und gute Beweismittel stützt. Dasselbe Ziel steckte sich Friedrich Hortleder, der eine „Abhandlung über die Gerechtigkeit des Krieges" der Protestanten gegen den Kaiser schrieb.

Aegidius Tschudi (1505—72), ein Glarner, ist durch seine helvetische Chronik der Vater der Schweizergeschichte geworden, die er seit dem Jahre 1000 bis 1564 mit warmer Vaterlandsliebe erzählt. Auch erwarb er sich durch seine vielen heraldischen und genealogischen Werke Verdienst.

Unter den vielen Historiographen Hollands, deren Schriften eine je nach ihrer religiösen Ueberzeugung mehr oder weniger verschiedene Farbe an sich tragen, treten besonders hervor Matthias Voß († 1621, annales Hollandiae et Selandiae; sein Fortsetzer ist sein Bruder, der bekannte Isaak Voß) und Ubbo von Ems in seinen schätzenswerthen friesischen Geschichten (res frisicae), die bis zum Jahre 1564 geführt sind.

Zu den entschiedenen Anhängern der katholischen Kirche zählt besonders Nicolaus Bourgoigne (1586—1646), ein flamändischer Rechtsgelehrter, während Peter Christian Bor (1559—1635) dem Protestantismus huldigte. Eine gemäßigtere Ansicht vertrat der Dichter Peter van Hooft (1583—1645). Alle aber überragte weit Hugo Grotius, ein Mann, gleich merkwürdig durch sein vielbewegtes Leben, wie ausgezeichnet durch seinen Reichthum an Kenntnissen, seine Klarheit und Ordnung

in der Auseinandersetzung der Ereignisse. Als Historiker schrieb er außer seiner Gothen-, Vandalen- und Longobardengeschichte annales et historiae de rebus belgicis in drei Bänden, welche durchaus die Signatur des Pragmatismus an sich tragen und eine so große Wahrheitsliebe bekunden, daß er es über sich gewinnt, den Lobredner der Oranier abzugeben, wie sehr er auch von diesem Geschlechte verfolgt wurde.

Auch Dänemark, Schweden, Polen, Böhmen und Ungarn hatten ihre Geschichtschreiber; aber ihre Bedeutung ist zu gering, um ihnen hier Raum zu gestatten. Der schon erwähnte Buchanan (1506—82) ließ sich in seiner Geschichte Schottlands zur Parteilichkeit und Verachtung aller Grundsätze der Kritik hinreißen; einen bessern Weg schlug William Camden (1551 bis 1623) in seinen „Annalen der englischen und irischen Geschichte unter Elisabeth" ein. Diese beiden machten die ersten Versuche einer Kunst in England, welche in ihrer Weiterbildung so große Muster aufstellen sollte.

In den ersten französischen Geschichtswerken weht noch ein Geist vom alten Feudalwesen, wie z. B. der „loyal serviteur" darthut, welcher „die Werke, Thaten, Triumphe, Heldenstücke des guten Ritters ohne Furcht und Tadel, des Herrn von Bayard" erzählt, und zwar mit einer bis dahin ungekannten Feinheit und Kürze. Der Marschall von Fleuranges, der in der Schlacht bei Pavia gefangen genommen worden war, beschrieb in seinem Kerker die Geschichte der Denkwürdigkeiten von 1449 bis 1521 in einem ungezwungenen Style. Guillaume und Martin du Belley, welche an den Ereignissen ihrer Zeit einen lebhaften Antheil genommen, überlieferten dieselben, aber mit entschiedener Parteinahme für Franz I.

Bald aber machten sich auch hier religiöse Leidenschaften geltend. Blasius von Montluc (1502?—1577), Marschall von Frankreich, und wegen seines in der Bartholomäusnacht bethätigten Eifers der königliche Henkersknecht genannt, erzählte in einem Alter von 75 Jahren den Krieg von Siena, bei dessen Vertheidigung sein Gesicht derart entstellt wurde, daß er fürderhin eine Maske zu tragen sich genöthigt sah. Dieses Werk ist voll von feinen Bemerkungen über die Kriegswissenschaft, weshalb Heinrich IV ihm die Bedeutung einer Soldatenbibel beilegte. Margareta von Valois, die Gemahlin dieses letztern, malt in ihren an Brantôme gerichteten Denkwürdigkeiten mit Geist

und Lebendigkeit den Hof Catharinens, den sie vermöge ihrer hohen Stellung gründlich kennen konnte, sowie die Abschlachtung der Hugenotten, ohne jedoch ihren Nebenzweck, sich selbst hinsichtlich ihres Abfalles vom Glauben zu vertheidigen, irgend wie zu erreichen. Lehrreicher sind die Memoiren Michels von Castelnau († 1592), dessen Ueberschauung der Verhältnisse seiner Zeit und Beobachtungsgabe viel weiter ragen. Das „Journal de ma vie" des Marschall von Bassompierre (1579—1616), der ein ausgezeichneter Krieger und Diplomat war, sowie die Memoiren von Mornay und Sully, die der Kardinäle d'Ossat und du Perron, des Präsidenten Jeannin und Francois de la Noue's sind unter dem Einflusse religiöser Meinungen entstanden. Den Theodor Agrippa d'Aubigné (1550—1630) ließ sein Vater auf den verstümmelten Leichnamen der Calvinisten Rache für dieselben schwören; derselbe kämpfte sodann in den Reihen derselben, zog sich jedoch später vom Kriegsschauplatz zurück und schrieb die Universalgeschichte von 1530—1601 fast im Conversationsstyl; durchaus Anhänger kriegerischer Thätigkeit, kann er der Nothwendigkeit politischer Maßregeln keine Berechtigung gestatten.

Eine größere Beachtung verdienen die Denkwürdigkeiten des Pierre de Bourdeilles, Herrn von Brantôme (1527—1614), der in seiner Geheimgeschichte der Höfe Karls IX, Heinrichs III und IV in einer Reihenfolge französische und fremde Heerführer, galante berühmte Frauen und Duelle vorführt. Geistreich, scharfsinnig und sehr unbekümmert um die Wahrhaftigkeit sowie um die moralische Berechtigung der Handlungen, erzählt er mit derselben unerschütterlichen Ruhe Verräthereien und Obscönitäten als ein Mann, der sowohl die Schamhaftigkeit bei den Frauen als die Ehre bei den Männern in das Reich des Unglaublichen verweist. Dieses würde schon allein genügt haben, ihn zu einem vielgelesenen Schriftsteller zu machen, abgesehen von seiner Originalität und der Feinheit, womit er das Sittengemälde seiner Zeit entwirft.

Indem wir des Girard de Haillan, des Jean de Serres, des du Tillet und des Francois Beaucaire de Péguillon, welcher beim Trientner Concil die gallicanischen Freiheiten vertheidigte, nur Erwähnung thun wollen, gehen wir zum Präsidenten Jaques Auguste de Thou, Thuanus (1553—1517), über, der den verworrenen Erzählungen der Chro-

nisten gegenüber zuerst entschieden eine klare, methodische, mit Kunst und Geschmack angelegte Darstellung zur Geltung brachte. Den Anfang seiner Berühmtheit verdankte er einem Prozesse gegen Ratten, welche das Gebiet von Autun belästigten und als deren offizieller Sachwalter er ernannt worden war. Er führte seine Sache glücklich und erwirkte seinen Klienten die Lossprechung vom Banne, den der Bischof über sie verhängt hatte, indem er zeigte, daß sich Formfehler eingeschlichen und die jenen angewiesenen Zufluchtsörter zu beschränkt seien, um genügende Sicherheit vor Katzen bieten zu können. Auf einer Reise nach Italien gewann er eine sehr große Welt- und Menschenkenntniß, die er in der Folge in Geschäften für Heinrich III und IV zu bethätigen Gelegenheit hatte. Sodann ward er Parlamentspräsident, entwarf das Edikt von Nantes und trat bei der Konferenz zu Fontainebleau 1600 als Vertheidiger der Freiheiten der gallikanischen Kirche auf. Er schrieb historiae sui temporis in 18 Büchern (1607), welche die Fortsetzer bis auf 138 gebracht haben. Die darin niedergelegte Gelehrsamkeit und die Reichhaltigkeit des Werkes an tiefen Reflexionen und allgemeinen Betrachtungen, sowie die muthige Unparteilichkeit, die er inmitten so vieler Gehässigkeiten beobachtet, lassen uns das schroffe und gewaltsame Ueberspringen von einem Volke zum andern vergessen (an welchem Uebel ja alle streng chronologisch gehaltenen Werke mehr oder weniger leiden), sowie nicht minder seine Detailkrämerei und den heroischen Anstrich, den er seinen Personen gibt, um Livius nachzuahmen. Beachtenswerth ist, daß er inmitten der Darstellung politischer Verhältnisse auch für die Kunst und Wissenschaft und die Fortschritte ein Auge hat. Streng in seiner Stellung als Magistratsperson, verdammt er Alles, was über die Schranken der Gesetzmäßigkeit hinausgeht. Sein Werk ward verboten, und um sich den in parteistürmischen Zeiten unvermeidlichen Verläumdungen gegenüber zu rechtfertigen, sah er sich zur Veröffentlichung seiner Memoiren genöthigt.

Unter den Spaniern, die, fest in der Einheit des Glaubens, welche ihnen die der Nation gebracht hatte, auf die andern Völker herabsahen, nahm der Klassizismus eine ganz eigenthümliche Form an. Wir thaten schon des Portugiesen Hieronymus Osorio (1505—80) Erwähnung, der auf ciceronische Art die Geschichte des Königs Emanuel, und des Jesuiten Johann di Mariana, welcher in einem ganz und gar antiken Style

eine Geschichte Spaniens von den entlegensten Zeiten an verfaßte; seine Beschreibungen und Gespräche zeugen von meisterhafter Kunst, tragen jedoch den Fehler lokaler Unwahrheit an sich; nicht strenger nimmt er es mit der Glaubwürdigkeit kleiner Geschichten, Legenden und Hexenfahrten, die er einwebt. „Mein Vorhaben, sagt er, war nicht eine Geschichte zu schreiben, sondern dasjenige, was Andere als Material für mein Gebäude aufgeschichtet hatten, in einen Plan und guten Styl zu bringen, ohne mich an die Bewahrheitung der Einzelheiten zu binden; keiner darf daher mehr von mir verlangen, als mein Wille sich vorsetzt." Und in der That wiegt der Styl sein ganzes Verdienst auf, sowie glühende Vaterlandsliebe. Bei der Erzählung von der Vertreibung der Mauren hält er inne und sagt: „Wir haben nicht gewagt, die letzten Begebenheiten zu behandeln, da diese wegen des Anstoßes bei Vielen vermieden werden müssen." Aber trotz seiner außerordentlichen Klugheit und trotz der Vorsicht, die er beging, indem er sein Werk Philipp II widmete, übergab dieser Fürst ihn der Inquisition als einen Liberalen, und nicht ohne Grund, wie wir schon sahen.

Juan Sepulveda (1491—1572), Historiograph von Karl V und Erzieher Philipps II, schrieb die Geschichte dieser beiden Könige und der Kriege in Mexiko. Sein Werk ist ebenfalls durch seinen Styl ausgezeichnet, aber seine Kritik verräth eine besoldete Feder, die namentlich die von den Spaniern in Amerika begangenen Grausamkeiten zu beschönigen sucht. Geronimo Zurita verfaßte mit kalter Gelehrsamkeit die Annalen Aragoniens, welche Bartolomeo d'Argensola fortsetzte, der für die dem Hofe so unbequemen Rechte der Cortes in die Schranken trat. — Die Geschichte der Eroberung Mexiko's von Antonio di Solis (1616—86) ist ungeachtet der so oft gelobten Reinheit der Schreibart immer gekünstelt, voll Antithesen und bei der großen Mannigfaltigkeit des Stoffes langweilig. Eigentliche Memoiren aber schrieben die Spanier, die doch so vieles Wunderbare hervorgebracht haben, nicht, wohl treu ihrem Sprichworte: Obras y no palabras (Arbeite und rede nicht).

Außerdem verdient Karls V Leben von Sandoval noch Erwähnung wegen der langen Kritik, welche la Mothe le Vayer über dasselbe gab. Er liefert nämlich bei dieser Gelegenheit eine vollständige Abhandlung über die historische Kunst, wobei er sein Hauptaugenmerk auf das Material, nicht die Form

richtet, wie seine Vorgänger gethan hatten, und jene nur in so fern gelten läßt, als sie sich an die Moralphilosophie und die nackte Wahrheit anlehnt. Natürlich schloß er bei dieser Voraussetzung die Abfassung gleichzeitiger Geschichte, lügenhafte Genealogien, Anführung von Wunderwerken, Sterndeutungen und nationale Sympathien aus.

In dieser Zeit kamen auch die periodischen Schriften, als Vorläufer der Zeitungen, auf. Wir nennen: Eytzinger, Relationum historiarum pentaplus (Köln, 1576–97). J. Arthusius, Mercurii gallo-belgici Sleidano succenturiati; sive rerum in Gallia et Belgio potissimum, Hispania quoque, Italia, Anglia, Germania, Ungaria, Transylvania etc. gestarum (Frankfurt, 1555–1626). Landorp, Mercurius austro-bohemo germanicus (N. A. Frankfurt, 1820). J. P. Abelin, Theatrum Europaeum, 1617—1628. Martin Meyer, Diarium Europaeum. Die Geheimen Denkwürdigkeiten mit den Fortsetzungen, „Merkur, oder Geschichte der Zeit" von V. Siri.

Achtes Kapitel.

Exakte Wissenschaften.

Unter allen Wissenschaften, die seit dem Beginne der neuern Zeit von dem menschlichen Geiste in Pflege genommen wurden, haben keine verhältnißmäßig eine so glänzende Entwicklung erlebt, sind keine für die folgenden Kulturzustände von so hoher Bedeutung geworden, als diejenigen, welche man unter dem Begriffe der exakten Wissenschaften zusammenfaßt. So gewannen einige, deren Prinzipien auch schon den Alten bekannt waren, von nun an einen völlig bestimmten scientifischen Charakter, wie z. B. die Mechanik; andere erlitten eine völlige Umgestaltung, wie die Astronomie, andere wurden ganz neu erfunden, wie die Logarithmen-, Differential- und Integralrechnung. Dieser Aufschwung beginnt mit dem 16. Jahrhundert, mit der Herausgabe und Uebersetzung der griechischen Mathematiker und findet demnach seine Begründung in der Erfindung der Buchdruckerkunst. Denn

wenn auch schon früher Männer, wie Roger Bacon, diesen Wissenschaften eine besondere Sorgfalt zuwandten, so standen dieselben doch mehr oder weniger vereinzelt da und gelangten ihre Erkenntnisse und Forschungen jetzt erst zu einer fruchtreichen Verbreitung.

Mathematik.

Zu den ersten, welche diese Studien wieder aufgriffen, zählt Francesco Maurolico (1494—1575) von Messina, der über dem Studium des Euclid, Archimedes, Apollonius und Theodoros, welche er theilweise emendirte, herausgab und ergänzte, zu wichtigen neuen Resultaten gelangte. Die schöne Stadt, in welcher er das Licht erblickt und die er mit Befestigungswerken umgeben hatte, wandte ihm zur Fortsetzung seiner Arbeiten und der Landesgeschichte edelmüthig einen Jahrgehalt von hundert Goldthalern zu. Er stand in hohem Ansehen bei Karl V und Don Juan d'Austria wegen seiner astrologischen Berechnungen, vermöge deren er den bei Lepanto über die Türken errungenen Sieg vorhergesagt hatte. Er schrieb auch italienische und sicilianische Gedichte, sowie Abhandlungen über die Philosophie, Grammatik, Theologie und besonders über die Optik. Unter den übrigen Italienern, die sich mit der Synthesis der Alten beschäftigten, verdient auch Comandino Erwähnung, welcher seine Beobachtungen in Kommentaren niederlegte. Francesco Galigai widmete 1521 dem Giulio de Medici eine Summa der Arithmetik, welche die Auflösung determinirter Gleichungen des zweiten Grades und anderer undeterminirter von großer Schwierigkeit enthielt. Giov. Bapt. Benedetti († 1590) aus Venedig veröffentlichte 1553 eine „Lösung aller euklidischen Probleme mit einer einzigen Winkelöffnung", eine schwierige Aufgabe, die er mit großem Scharfsinn zu Ende führte. Er war es auch, der die Theorie vom Falle schwerer Körper aufstellte, die trotz der Verschiedenartigkeit ihrer Masse mit gleicher Schnelligkeit in einem luftleeren Raume fallen; aber die Schwere und Elasticität der Luft kannte er nicht und die jährlichen Veränderungen der Temperatur erklärt er aus der Schräge der Sonnenstrahlen; er glaubt an die Mehrheit der Welten und weist die Idee von der Unzerstörbarkeit der Himmel ebenso wie mehrere Irrthümer der Peripatetiker entschieden zurück.

Schon war das 15. Jahrhundert seinem Ende genaht, als man erst die determinirten Gleichungen der beiden ersten Grade und einige abweichende Gleichungen aufzulösen verstand, die Rechnung mit negativen oder imaginären Wurzeln war noch nicht gefunden. Diese verdanken wir italienischen Algebristen *). Scipio dal Ferro aus Bologna fand die Lösung eines einzelnen Falles kubischer Gleichung ($x^3 + px = q$) und theilte sein Geheimniß Antonio Maria del Fiore mit, der den Nicolo Tartaglia öffentlich zu Venedig herausforderte. Dieser Mathematiker, der bereits aus einer wissenschaftlichen Fehde mit Giovanni da Tonini siegreich hervorgegangen war, zerschmetterte seinen neuen Nebenbuhler durch eine allgemeinere Lösung. Er lehrte dieselbe auf einen Eid dem Mailänder Girolamo Cardano, der sie in seiner ars magna unter seinem eigenen Namen herausgab, der ihr auch verblieb (Cardans Regel).

Je mehr man die Geschichte der Wissenschaften studirt, um so mehr bemerkt man eine Art Divination bei denjenigen, welche zuerst gewisse Wahrheiten entdeckten, zu deren Herbeiführung weder die Kraft des Verstandes, noch die Kenntnisse der Zeit zuzureichen schienen. So muß man billig über die schöne Formel staunen, die den bedeutendsten Arbeiten und sogar der feinen Generalisation Harriots zur Grundlage diente, und deren Erfindung in eine Zeit fällt, wo Tartaglia mit der Entdeckung des Kubus $p + q$ und der des Verhältnisses zwischen dem Kubus und einer Linie und des zwischen zwei Theilen einer solchen ein Wunder gethan zu haben glaubte.

Cardan (1501—75) kannte die meisten Eigenthümlichkeiten der Wurzeln; er gab die negativen Wurzeln in den quadratischen Gleichungen an, behauptete, daß jede kubische Gleichung eine oder drei wirkliche Wurzeln habe und wußte sie annäherungsweise zu bestimmen, ihre Anzahl und Natur nach den Linien sowohl als Coefficienten namhaft zu machen, und eine vollständige kubische Gleichung in eine andere mit fehlendem zweitem Gliede zu verwandeln. Er erfand die Rechnung mit imaginären Wurzeln, die so wichtig für die Auflösungen ist, und vor Harriott, dem Montucla das Verdienst zuschreibt, machte er die

*) Es ist überflüssig, hier zu wiederholen, daß die Indier die Auflösung von Gleichungen selbst des dritten und vierten Grades schon kannten.

Gleichung gleich Null. Auch machte er die Methode der Auflösung von biquadratischen Gleichungen bekannt, die der Bolognese Ludwig Ferrari, sein Schüler, erfunden hatte, und wandte die Algebra auf die Geometrie und selbst auf die geometrische Konstruktion der Aufgaben an und zwar vor Vieta und Descartes, seit welchem letztern man in der vollständigen Lösung der Buchstabengleichungen auch keinen einzigen Schritt weiter gethan hat.

Da Tartaglia sich beklagt hatte, daß Cardan seine Formel veröffentlicht, so entspann sich ein Zweikampf in einunddreißig Aufgaben zwischen Ferrari und Tartaglia, in welchem letzterer seine Ueberlegenheit zeigte, indem er die schwierigsten stellte. Diese Herausforderungen und neun Bücher Beantwortungen von Fragen, welche Fürsten, Mönche, Gesandte und Architekten an Tartaglia stellten, bezeugen genugsam, mit welchem Eifer man in damaliger Zeit jener Wissenschaft anhing.

Tartaglia († 1557) war der Sohn eines Maulthiertreibers zu Brescia; er wurde erst Soldat und widmete sich sodann ganz den Studien der Mathematik, deren Lehrer er in Verona, Vicenza, Brescia und zuletzt in Venedig war, ohne sich um die damals so eifrig betriebenen geheimen Wissenschaften, noch um das Unglück seines Vaterlandes zu kümmern. Er wandte die Mechanik, die er zu rekonstruiren versuchte, auf die Bestimmung der krummlinigen Bewegung, sowie auf den Fall der schweren Körper an, berichtigte Manches über den binomischen Lehrsatz und wandte sein vorzügliches Augenmerk auf die Balistik, wodurch er mehrere Probleme der Artillerie glücklich gelöst hat und zum Begründer eines neuen Befestigungssystems geworden ist. Das Mittel, den Inhalt eines Winkels, dessen Schenkel bekannt sind, ohne Aufsuchung der Senkrechten zu berechnen, ist eine ingeniöse Entdeckung, die ihm nicht weniger gehört als die „mühsame (travagliata) Erfindung", ein unter Wasser gesetztes Fahrzeug von beliebiger Schwere wieder flott zu machen. Er machte auch treffliche Beobachtungen über die Schwere und den Widerstand der Luft und suchte nach den Pulsschlägen zu messen. Sogar die merkwürdige Erfindung des Buchstabenschlusses gehört ihm *).

---

*) De Subtilitate, Basel 1607, lib. XVII. p. 1074. Serra quae sub quocumque nomina claudi potest.

Schon Aristoteles und nach ihm Leonhard v. Pisa, der Mönch Lucas Paciolo, die beiden eben genannten Gelehrten und Andere*) hatten sich der Buchstaben als Symbole für allgemeine Werthe bedient, aber dennoch hatte die Sprache der Algebra bisher nur gestammelt. Michael Stiefel (1487?—1567), der als schwärmender Apocalyptiker auch in der Reformationsgeschichte Namen und als solcher die Zurückkunft Jesu zum Weltgerichte auf den 16. Oktober 1533 prophezeit hatte, war der erste, welcher zur Angabe der Potenzen mit Ziffern das + und — einführte; die Bezeichnung für die Gleichheit stellte zuerst der Engländer Robert Record in seinem „Swethstone of wit" (1557). Aber das Verdienst einer systematischen Einführung der Buchstabenrechnung, welche die Wissenschaft der allgemeinen Schlüsse mit Hülfe der symbolischen Sprache so sehr erleichtert, kommt dem Franzosen Francois Vieta (1540—1630) zu, der ihre Wichtigkeit so hoch zu schätzen wußte, daß er dieselbe Scheinlogistik nannte zum Unterschied von der alten Analyse, der er den Namen der Zahlenlogistik beilegte. Nicht minder war er sich bewußt, daß die Algebra eine ganz andere Bedeutung habe, als die einer geistreichen Methode zur Auffindung der Zahlen, und daß ihre Eigenthümlichkeit in der Angabe von Verhältnissen bestehe, welche Eigenthümlichkeit in der Folge Newton formulirte, indem er jene die allgemeine Arithmetik nannte.

Außerdem ersann Vieta eine Methode, von der man heute abgegangen ist, um annäherungsweise die Gleichungen aufzulösen, analog jener, vermittelst welcher man Wurzeln auszog, auch begriff er den Charakter der unvereinfachbaren Fälle in den kubischen Gleichungen. Er verstand ferner die Veränderung der Gleichungen, um die Coefficienten oder das zweite Glied von ihnen zu trennen, löste kubische anders auf als Cardan und sah, daß da, wo die Unbekannte sich durch positive Werthe ausdrücken läßt, das zweite Glied die Summe dieser Werthe mit dem negativen Vorzeichen zum Coefficienten habe, das dritte die Summe der Produkte dieser Werthe mit 2, das vierte diese Summe mit 3 multiplicirt und so weiter bis zum letzten, welches das Produkt aller dieser Werthe ist; so wurde der Weg zu Har-

*) Libri führt die Stellen an; vergl. Montucla und Hallam, denen wir folgen.

riotts Entdeckung angebahnt. Durch Anwendung der Algebra bei geometrischen Konstruktionen gelangte Vieta zur Lehre der Winkelschnitte, und eben wegen dieser Anwendung der Algebra auf die Geometrie, die sich jedoch nur auf gerade Linien beschränkte, schrieben ihm einige das Verdienst der Auffindung der Verhältnisse der Algebra zur Größe zu, während doch Tartaglia, Cardan und selbst Lucas Paciolo *) schon, ohne der Orientalen zu gedenken, die Zahlenwissenschaft auf die Gesetze des Raumes angewandt hatten.

Die Wichtigkeit der Methode Vieta's erhellt aus der Vergleichung mit der seiner Zeitgenossen. Der Kalkül war schon bei den Fragen der Geometrie zur Anwendung gebracht, nachdem man jedoch zuvor für jede bekannte Linie eine eigene Zahl angenommen hatte. So waren diese Fragen niemals allgemeiner Auflösungen fähig, ohne welche man aber keine Theorien aufstellen kann. Demnach behauptete sich das geometrische Verfahren ohne Widerrede, insofern dasselbe bei jeder Art von Aufgaben wenigstens zu allgemeinen Konstruktionsregeln führte, d. h. zu Regeln, die unabhängig sind von der Größe der gegebenen Linien.

Indessen genügte es keineswegs, daß die Auflösungen mit Zahlen vermittelst algebraischer Symbole den Charakter der Allgemeinheit und Gleichförmigkeit angenommen hatten: es bedurfte noch einer konstanten Wechselbeziehung zwischen den algebraischen Formeln und den geometrischen Konstruktionen: man mußte alle Ausdrücke und Operationen der Algebra durch eine entsprechende Figur und Operation der Geometrie darstellen können, weil sonst der Geometer durch den Gebrauch der Algebra seine Wissenschaft verstoßen haben würde, indem er nicht von den Thatsachen und Gesetzen der Zahlen zu denen des Raumes zurückzukommen ge[illegible] hätte. Bevor man die algebraischen Lösungen graphisch wu[illegible] [illegible]ragen verstand, konnte der große Kepler den Gleichungen, welche [illegible] damals Justus Byrg zur Bestimmung der Seiten von mehreren reg[illegible]ulären Vielecken gab, keinen Nutzen absehen; er nahm nicht einma[illegible], um vom Heptagon und darüber hinausgehenden Vielecken zu sc[illegible]meigen, die Gleichung vom Pentagon

*) Modus solvendi varios casus figurarum quadrilaterarum rectangularum per viam algebrae. Das ist das erste Kapitel der dritten Dissertation seiner Abhandlung über Geometrie.

an, obgleich sie kaum eine des zweiten Grades ist, indem er durchblicken ließ, daß er kein Mittel kenne, um die unbekannte Seite zu konstruiren. Die Gleichungen über den dritten Grad hinaus hatten noch keine geometrische Anwendung gefunden, bis endlich Descartes die Konstruktion der Wurzeln von Gleichungen jeden Grades auf eine allgemeine und gleichförmige Methode zurückführte *).

Die durch Vieta vereinfachte Bezeichnung erleichterte die Analyse. Der Engländer Briggs setzte die Formel des Binoms mit Bestimmtheit auseinander und der Holländer Albert Girard gab einen bessern Begriff von den negativen Wurzeln, indem er zeigte, wie sie sich in der Geometrie durch Retrogradation erklären lassen. Aber alle überholte Harriott (1560 bis 1621) aus Oxford, der Begleiter Walter Raleighs auf seiner Reise nach Virginien. Dieser nämlich vervollständigte die Theorie von der Entstehung der Gleichungen, welche Cardan und Vieta mehr geahnt hatten, und verdient ruhmvolle Erwähnung, wenn nicht als Erfinder, so doch als Verbreiter und Vervollkommner; er setzte nämlich in der Bezeichnung an die Stelle der größern kleine Charaktere, stellte die Unbekannten durch Vokale dar und drückte das Produkt durch die einfache Zusammenstellung der Faktoren aus, was eine ebenso bequeme als leichte Methode ist. Auch fand er durch die Reduktion aller Glieder auf einer Seite, daß jede Unbekannte einer Gleichung so viele Werthe habe, als in der Angabe ihrer Potenz im ersten Gliede enthalten sind, und daß in einer nothwendigen Reihe von Kombinationen diese Werthe die Coefficienten der folgenden Glieder bilden, wo die abnehmenden Potenzen der Unbekannten eintreten; hieraus folgt, daß sie durch ihr vereintes Produkt das letzte Glied der Gleichung feststellen.

Der unvollständige Gebrauch der Algebra führte eine große Unbequemlichkeit für die angewandte Mathematik mit sich; be-

---

*) Descartes selbst war in dieser bemerkenswerthen Explication der Eigenthümlichkeit der Curven mittels algebraischer Gleichungen durch Maria Ghetaldo von Ragusa überholt worden, der die Geometrie auf die Lösung determinirter Gleichungen bis zum vierten Grade angewandt hatte (De resolutione et compositione mathematica; libri quinque, Romae, 1630). Ein Jahr nachher veröffentlichte Ougthred zu London dieselben Auflösungen in seinem „mathematischen Schlüssel".

sonders schwierig aber war derselbe in der Astronomie, indem man mit wenigstens sechs oder sieben Dezimalstellen die trigonometrischen Tabellen der Sinus, Tangenten und Sekanten berechnen mußte; daß bei den sehr langen Multiplikationen und Divisionen das Unterlaufen von Fehlern fast unvermeidlich war, ersieht man schon daraus, wenn man die Zeit veranschlagt, die in dem sehr häufigen Falle der Aufsuchung der vierten Proportionale gebraucht wird, nur um die Sinus und Tangenten auf die vierte Dezimalstelle zu bringen, und bei complicirten Operationen gestaltete sich die Sache natürlich noch viel schlimmer. John Napier, gewöhnlich Neper, Baron von Merchiston (1550—1617), hatte schon ein Instrument zur Vereinfachung der Rechnungen erfunden, welches er in seiner Rhabdologia beschreibt; in der Folge gelangte er durch eine wahrhaft hartnäckige Beschäftigung mit diesem Gegenstande zu einem höhern Prinzip, welches er auf eine praktische Formel zurückzuführen verstand.

Es ist bekannt, daß, wenn man in einer geometrischen Progression, deren erstes Glied 1 ist, zwei Glieder mit einander multiplicirt, das herauskommende Produkt ein anderes Glied derselben Reihe ist, deren Posten bestimmt ist durch die Summe desjenigen von zwei Faktoren, die um Eins vermindert wird, und daß die Zahlen der Glieder die um Eins gewachsenen Exponenten der Potenzen des gemeinschaftlichen, in jedem Gliede vorkommenden Faktors bilden. Wenn man demnach nur mit Gliedern einer geometrischen Progression rechnen sollte, so würde es genügen, die Exponenten zu addiren oder zu subtrahiren, statt zu dividiren oder zu multipliciren.

Diese auf eine geringe Anzahl von Fällen anwendbare Wahrheit wollte Napier verallgemeinern, indem er eine geometrische Progression suchte, deren Glieder alle natürliche Zahlen bilden: da fand er, daß eine Reihe, deren erste Zahl 10 ist und die 10 zum gemeinschaftlichen Faktor hat, seiner Forderung entsprach *). Diese höchst einfache und alle Zahlen als Potenzen derselben Zahl umfassende Methode ist der Höhepunkt des menschlichen

*) Logarithmorum canonis descriptio seu arithmeticarum supputationum mirabilis abbreviatio, Edinb. 1614. Logar. = Zahlverhältniß (λόγων ἀριθμος). — Vielleicht Archimedes, jedenfalls aber Michael Stifels, haben schon eine Spur davon. Letzterer kommt darauf durch Vergleichung der geometrischen mit der arithmetischen Progression.

Scharfsinnes, und sie verdient um so mehr Bewunderung, wenn man bedenkt, daß damals die Algebra noch in ihrer Kindheit und die allgemeine Theorie der Exponenten sehr mangelhaft ausgebildet war. Durch überaus fein ausgedachte Operationen kam er darauf, 6931472 Mittelglieder zwischen 1 und 2 zu schieben, und diese langwierige Operation auf alle erste, d. h. nur durch 1 oder durch sich selber theilbare Zahlen anzuwenden. Was die Logarithmen der vielfachen Zahlen anbelangt, so erhält man sie leicht durch Addirung der Faktoren *). Die große Erfindung ging so vollendet aus den Händen Napiers hervor, daß die Nachwelt keine Ergänzungen hinzuzufügen gewußt hat. Die einzige wesentliche Verbesserung, die sie erfuhr, ist die von Briggs (1656(?)—1630), seinem Freunde und Mitarbeiter, der eine differente Reihe berechnete und die Logarithmentafel der ersten tausend Zahlen herausgab (1618). In der Folge (1624) gab er eine Arithmetica logarithmica heraus, welche die Logarithmen der natürlichen Zahlen bis 20000, und von 90000 bis 100000 zu 14 Stellen berechnet enthielt, so daß die Differenz eine sehr geringe blieb. Er zeigte hier das sehr wichtige Gesetz, daß die Coeffizienten dadurch gebildet werden, daß ein Binom in der Verhüllung irgend einer vollständigen Potenz enthalten ist, was schon Stifels und Cardan ahnten. Auch stellte er die Logarithmen der Sinus und Tangenten für alle Grade und hundertsten Theile des Grades beim Quadranten auf; aber wahnsinnig geworden, ließ er sein Werk unvollendet, welches später Gellibrand ausführte (trigonometrica britannica 1633). Der holländische Buchhändler Vlacq, der die arithm. logarithm. auflegte, füllte die Lücke zwischen 2000 und 9000 durch Logarithmen zu 11 Stellen aus, und veröffentlichte darauf die trigonometria artificialis, ein äußerst nützliches Werk, welches die Arbeiten von Briggs und Gellibrand zu einer Einheit bringt.

Die von Kepler gegebene Auseinandersetzung der Logarithmen hob alle Zweifel Derjenigen, denen die von Napier gegebene nicht geometrisch genug gewesen, und da nun einmal

*) Zuerst: Log. 10 = 2,3,025,850; sodann durch Substituirung 1,0000000 erhält man Log. 100 = 2,0000000 u. s. f. Diese Konstruktion ist allgemein angenommen, obgleich die erste, die sogenannte hyperbolische, weil eine Eigenschaft der Hyperbel ausdrückende, nicht ganz aufgegeben ist.

so die Raschheit mathematischer Beweise zum großen Aergerniß der Geometer gewonnen war, konnte der Geist sich zur Theorie der Analyse des Unendlichen erheben, zu den feinsten Wahrheiten der Abstraktion, zu den den Sinnen mindest augenscheinlichen sich vorbereiten. Die Logarithmentafeln wurden in der Folge immer mehr und mehr vervollkommnet, und es ist sehr zu bedauern, daß sich der Handelsverkehr, besonders aber das Wechselgeschäft den durch ihre Einführung erzielbaren Nutzen noch immer entgehen läßt. —

Diejenigen, die sich mit der Geometrie beschäftigen, hielten sich in ihrer großen Ehrfurcht vor Euklid an die Tradition. Das Opus palatinum de triangulis von Gioachimo Retico, bemerkenswerth wegen trigonometrischer Rechnungen, wurde 1594 von Valentin Oto herausgegeben, aber unvollendet, da die Tangenten, Sehnen, Sinus nur zu 10 statt zu 15 Dezimalstellen berechnet sind. Pitisco machte 1613 hinsichtlich der Genauigkeit einen großen Fortschritt. Während Marin Ghetaldo von Ragusa, der Freund Vieta's, die im Apollonius von Perga fehlenden Probleme ergänzte, fand Luca Valerio das Mittel, den Schwerpunkt aller durch die Umkehr eines Kegelschnitts gebildeten Körper zu bestimmen. — Die moderne Geometrie machte zur selben Zeit Fortschritte, denn war sie auch vielleicht weniger präcis und klar als die alte, so ging ihre Anwendung doch weiter. Zwei Theoreme, die alle wichtigen Fälle der Auflösung sphärischer Dreiecke in sich begreifen, tragen den Namen Napiers.

In der Nova stereometria doliorum (1615) untersucht Kepler alle Körper, die aus dem Segment eines Kegelschnittes, das sich um eine Linie dreht die seine Achse nicht ist, entstehen können. Obgleich er nun nicht alle vorgesetzten Probleme löst, so ist doch die Idee eine großartige, den Kreis als aus einer unendlichen Menge Dreiecke, die ihre Grundlinie in der Peripherie und ihre Spitze im Mittelpunkte haben, zusammengesetzt zu betrachten, sowie den Kegel als eine Vereinigung von Pyramiden und den Cylinder als eine Verbindung von Prismen. Indem er so die Körper als Zusammensetzung einer unendlichen Anzahl von Oberflächen, diese als aus einer unendlichen Anzahl von Linien, und diese wieder als aus einer unendlichen Anzahl Punkte bestehend auffaßte, ging er an die Quadratur des Kreises, indem er schon die Theorie der Analyse der Infinitesimalen be-

rührte. Galileo war derselben schon näher, aber er vermengte die metaphysischen Ideen von der sichtbaren Größe, indem er sie für eine Verbindung unsichtbarer Größen ohne Ausdehnung ansah. Da er jedoch weder zu behaupten noch zu leugnen wagte, daß die Unendlichen unter einander gleich sein könnten, beschränkte er sich auf die Annahme, daß die Bezeichnungen zur Angabe der Gleichheit oder des Unterschiedes nur auf bestimmte Größen Anwendung finden könnten, und kam auf diese Weise zur Exhaustionsmethode des Archimedes zurück *).

Der Mailänder Bonaventura Cavalieri (1598—1647), Professor der Mathematik zu Bologna, der mit Galileo in Korrespondenz stand, löste die von Fermat gestellte Aufgabe, den drei gegebenen Punkten nächst gelegenen Punkt zu bestimmen. Er gelangte dazu durch Anwendung eines Lehrsatzes, der die Quadratur jedes sphärischen Dreiecks angibt. Er hatte seit 1626 seine Methode von den Unsichtbaren vervollkommnet und gab sie heraus 1635 (Geometria invisibilium continuorum nova quadam ratione promota); dieselbe ist auf der Voraussetzung gegründet, daß die Körper aus einer unendlichen Menge wie untheilbare Elemente auf einander gelegte Oberflächen, diese aus einer Zusammenfügung von Linien und diese aus einer Aneinanderreihung von Punkten bestehen; so kam er Kepler zuvor. Man verstand es schon, eine unendliche Reihe Glieder in arithmetischer Progression zu summiren, wie die der Durchmesser von Kreisen, die um den Kegel abnehmen und sich verhalten wie ihre Vierecke. Cavalieri fand, daß bei unendlichen Gliedern die Summe der auf den in arithmetischer Progression wachsenden Linien beschriebenen Vierecke genau dem Drittheile des größten Vierecks entspricht, multiplizirt mit der Zahl der Glieder, oder anders, daß ein Kegel der dritte Theil eines Cylinders ist von derselben Grundlinie und Höhe: ein Beweis, der auch auf andere Körper seine Anwendung findet.

So war den großen Fortschritten der Geometrie der Weg gebahnt und das erste Mal das Unendliche, wenn auch angegriffen, in der noch ungebildeten systematischen Geometrie erschienen. Cavalieri selbst merkte, daß seine Methode ein Collorar zur Exhaustionsmethode sei, gestand aber keinen strengen Beweis davon liefern zu können. Jedenfalls aber gab er durch

*) Fabroni, vitae Italorum I, 272.

seine Auffassung der Linie, der Oberfläche, des Körpers als Ausdehnung des Punktes, der Linie, der Oberfläche, Newton die Idee und den Namen der Differentialrechnung an die Hand.

Weit entfernt indeß, bei diesen Errungenschaften stehen zu bleiben, that sich die Geometrie bald durch neue großartige Versuche hervor. Dahin gehört das Problem der Cycloide, wie man die durch den Punkt eines Kreises beschriebene Curve nennt, die sich zu gleicher Zeit fortbewegt und auf einer Horizontalebene dreht. Ihre Fläche ward anfänglich als ein Kreissegment betrachtet und Galilei machte 1639 das Geständniß, vierzig Jahre früher ohne Resultat darüber nachgedacht zu haben. Mersenne stellte die Aufgabe an Roberval, der ihm zeigte, daß die Fläche der Cycloide den dreifachen Inhalt des erzeugenden Kreises habe *). Descartes, der von dieser Entdeckung reden gehört hatte, ließ seinerseits auch einen Beweis folgen, wie von einer leichten Sache; worauf Roberval entgegnete, daß ihn die Bekanntschaft mit seiner Lösung jenen habe finden lassen. Nun fand Descartes die Tangenten der Curve auf und forderte Roberval und Fermat heraus, dasselbe zu thun; Fermat gelang es, aber weder Roberval, noch Galilei, noch Cavalieri kamen zum Ziele: so sehr übertraf jenes Universalgenie selbst die Geometer vom Fache, wenn er sich auch nur vorübergehend mit ihrer Wissenschaft beschäftigte. Er bediente sich bei diesem Problem der Tangenten des Prinzips von Kepler, der die Curve als ein Vieleck mit unendlichen Seiten betrachtete, woraus folgt, daß ein unendlich kleiner Bogen gleiche Ausdehnung mit seiner Sehne hat. Man hatte schon die geometrische Beweisführung durch Anwendung von Zahlen und Buchstaben an Stelle der Linien und rechtwinkligen in aliquote Theile zerlegbaren Figuren vereinfacht. Später erkannte man, daß die irrationalen Zahlen incommensurable Größen vorstellen und daß demnach die Diagonale eines Quadrats, dessen Seite $= 1$ ist, sich durch die Wurzel aus 2 darstellen läßt. Die Zahlen- und Buchstabenrechnung fand nun immer mehr und mehr Eingang bei Problemen, die Größen zum Gegenstande haben; aber man verfuhr nicht umgekehrt, d. h. man wandte nicht die alge-

*) Torricelli gelangte zur selben Lösung, ohne Kenntniß von jener zu haben.

braischen Formeln bei der Konstruktion der Curven an, und dachte nicht daran, anstatt durch die Algebra geometrische Figuren auszudrücken, die Algebra in diese Figuren zu verwandeln.

Descartes stellte auf, daß jede geometrische Curve ihre eigene Fundamentalgleichung habe, die das constante Verhältniß zwischen der Abscesse und der Ordinate ausdrücke; daß eine einfache Gleichung nur das Verhältniß gerader Linien ausdrücken könne; daß die Auflösung einer quadratischen Gleichung sich in einem der vier Kegelschnitte finden müsse und daß die höchsten Potenzen einer Unbekannten auf Curven höherer Ordnung führen. Diese Sätze waren von der größten Wichtigkeit, wurden ihm aber, wie alle seine übrigen geometrischen Entdeckungen, bestritten, wie sehr es auch einleuchtete, daß er auf dem einmal gebahnten Wege durch seine eigene Kraft zu denselben Resultaten kam, wie Harriott und Vieta. Und wenn er sich namentlich in den Erörterungen mit Fermat etwas reizbar und ungerecht zeigt, so läßt sich dies hinlänglich aus der ungerechten Behandlung erklären, die er seinerseits zumal in seinem Vaterlande erfuhr, wo man nicht die hohe Bedeutung seiner neuen Geometrie anerkannte.

Astronomie.

Die auf die Astronomie angewandte Mathematik verfolgte den Zweck, dieselbe Irrthümern zu entreißen, welche ebenso alt waren als die Welt. Ptolemäus übte noch immer in dieser Wissenschaft eine unbeschränkte Autorität aus und seine Lehre von der Unbeweglichkeit der Erde, um welche die Planeten kreisten, galt für unumstößlich. Wenn man auch erst spät die Erscheinungen kennen lernte, deren Erklärung den Anhängern des ptolemäischen Systems unmöglich geworden wäre, so bot doch von vorn herein schon dies System eine derartige Verwickelung von Um- und Rückläufen dar, daß Alphons der Weise mit vollem Rechte sagen konnte, daß er Gott eine einfachere Art der Einrichtung an die Hand gegeben haben würde, wenn er ihm bei der Schöpfung beigestanden wäre.

Schon waren, um eine minder verwickelte Erklärung von den Himmelserscheinungen aufzufinden, mehrere Hypothesen aufgestellt worden, die mehr oder weniger von der Idee der Centralität der Erde abwichen. Die Egyptier nahmen an, daß Merkur und Venus sich um die Sonne bewegten; Apollonius von Perga

läßt alle Sterne um die Sonne kreisen, indem er ihre Kreisbewegung um die Erde festhält, welche Annahme in der Folge Tycho de Brahe adoptirte. Heraklid und die ganze jonische Schule hatten der Erde eine Bewegung um ihre Achse beigelegt, während die Pythagoräer dieselbe ganz und gar von ihrem unbeweglichen Throne zu stoßen wagten, um an ihre Stelle die Sonne zu setzen, das glänzendste Abbild des Schöpfers. Glaubte ja selbst Ptolemäus einräumen zu müssen, daß die Bewegung der Erde „nach der einfachsten Lehre" (B. I. c. 7) einen hinreichenden Grund für die Erklärung der Erscheinungen am Himmel abgeben würde, wenn sie nicht mit dem, was auf dem Erdball und in den Lüften vor sich gehe, im Widerspruch stände.

Und in der That könnte man fragen, ohne auf das entgegenstehende Zeugniß der Sinne einzugehen, warum wird der ungeheure Stoß nicht bemerkt, wenn die Erde sich bewegt? Warum entgehen die Wolken nicht plötzlich der Tragweite unseres Gesichts? Wie findet der Vogel, der sich zum Fluge erhebt, sein Nest zurück? Warum fällt der aufgeworfene Stein nicht weit vom Standpunkte des Schleuderers? Diese und andere absurde Einwürfe ließen sich geltend machen, weil man die Schwerkraft der Luft nicht kannte, und so kam es, daß das ptolemäische System sich behauptete. Von den auktoritätsgläubigen Arabern ward derselbe nie in Zweifel gezogen *) und die wenigen Christen, welche die gegentheilige Ansicht aufrecht hielten, wurden kaum gehört. Für diejenigen alten Heiden, welche die Erschaffung der Erde durch Gott als eines Sühnungsortes für die Sünden der Menschen in einem früheren Leben als Dogma annahmen, ging daraus hervor, daß alle himmlischen Körper für den Dienst dieses Planeten eingerichtet seien, der wie eine Königin unbeweglich in ihrer Mitte prangend, von ihnen den Zoll des Lichtes, der Wärme und Schönheit empfange. Im Gegensatze hierzu ließ die Genesis die Menschen nach den übrigen Werken geschaffen sein, welcher Umstand nichts weniger als den Gedanken involvirte,

*) Aus den astronomischen Tabellen des Oulug-beyg, die von Sedillot übersetzt sind, geht hervor, daß die Trigonometrie der Tartaren dieselbe ist, wie die der Araber, und daß ihre astronomischen Theorieen, einige Verbesserung in den Constanten abgerechnet, mit denen des Ptolemäus übereinstimmen. Indessen bringt schon ein Fragment von Calwini eine der Newton'schen Attraktion ähnliche Lehre.

daß sie für ihn eingerichtet seien, vielmehr besagte sie, daß Gott am siebenten Tage ausgeruhet habe, d. h. daß er die Dinge sich durch die ihnen gegebenen Kräfte habe entwickeln lassen *).

Bei der Erörterung über die Lage der Himmelskörper verpflichtete demnach kein Dogma weder zum Glauben, daß sie unbeweglich stehe, noch daß sie sich drehe; man konnte ohne Skrupel untersuchen, welche Ordnung mit der Vollendung der göttlichen Werke, und mit der Einfachheit der Mittel, welche die Weisheit des Schöpfers bekunden, am besten im Einklang stehe. Denn wenn einige Stellen in der heiligen Schrift auf die Stabilität der Erde anspielen, so weiß doch jeder Katholik, daß jenes Buch nicht geschrieben ist, um die Neugierde des Menschen zu befriedigen. Auch hatten S. Augustin und Thomas von Aquin nur ermuthigend für derartige neue Untersuchungen gesprochen **). War ja auch Nikolaus von Cusa, der die pythagoräische Ansicht von der Centralität der Sonne offen anpries, zum Kardinal erhoben worden. Derjenige aber, der dieses von jenen Urhebern mehr gefühlte und eher aus Pietät als aus wissenschaftlicher Erkenntniß hervorgegangene System zur allgemeinen Geltung brachte, war Nikolaus Copernikus (1473—1573).

Er war geboren zu Thorn und studirte zu Krakau Medizin, daneben beschäftigten ihn astronomische Studien, zu deren Fortsetzung er 1496 nach Bologna ging, wo damals Domenico Mazia blühte; sodann erhielt er zu Rom, wo man sich zu jener Zeit mit der Kalenderverbesserung beschäftigte, einen Lehrstuhl der Mathematik und von dem damaligen Bischof von Ermeland,

---

*) Man liest im Zochar, dem berühmtesten Buche der Cabalisten, dessen Verfassung wohl nicht später als in das dreizehnte Jahrhundert zu setzen ist, wenn man auch seinen Ursprung aus dem Alterthum verwirft, folgende Stelle (3 Th.): „Man lernt aus ausgedehnten Erklärungen, die in dem Buche Chamnuna's des Alten enthalten sind, daß die ganze Erde sich kreisförmig um sich selbst bewegt: die Einen befinden sich oben, die Andern unten; alle Wesen verändern ihr Aussehen nach jedem Standpunkte, indem sie jedoch dieselbe Stellung beibehalten; gewisse Länder sind erleuchtet, während andere sich in Finsterniß befinden; diese haben den Tag, während es für jene Nacht ist, und es giebt Länder, wo es beständig Tag ist, wo die Nacht zum Mindesten nur wenige Augenblicke währt."

**) S. Aug. De Genesi L. I. Th. Aqu. Opp. X, XXXI.

der sein Onkel von mütterlicher Seite war, ein Kanonikat am Dome zu Frauenburg. Schon seit 1507 hatte ihn die Idee beschäftigt, ein einfacheres Erklärungsprinzip für die Bewegung der Himmelskörper aufzustellen, und Prälaten von Ruf drängten ihn, sein System zu veröffentlichen. Bei dessen Aufstellung stützte er sich, statt zu trockenen und nüchternen Raisonnements seine Zuflucht zu nehmen, auf dieses einfache metaphysische Argument, daß die Natur immer auf den einfachsten Wegen zu Werke geht und daß ihre Ordnung und Einfachheit namentlich in dem Centralitätsprinzip der Sonne zu Tage tritt. Die Kugel, so sagte er sich, ist die vollendetste Figur, mithin sind wohl die Welten und Planeten kugelförmig und ihre Bewegungen kreisförmig, da die Kreisung die einzige regelmäßige Bewegung ist. Nach einer andern Annahme von ihm nehmen die Himmelskörper im Verhältniß ihrer Lauflänge an Größe zu. Auch stellte er die Hypothese der Gravitation auf, die man sonst die Attraktion der Materie genannt, die sich vielleicht auch auf die Himmelskörper erstreckte.

Fassen wir nun die Hauptmomente des Copernikanischen Systems kurz zusammen, so finden wir zunächst als Fundamentalprinzip die Annahme, daß die Sonne den Mittelpunkt sämmtlicher Planeten bilde, die sie in ziemlich gleicher Richtung umkreisen. Der Erde, die nichts weniger als ein ruhender Körper, vielmehr selbst ein Planet sei, wies er ihre Bahn zwischen der der Venus und des Mars an, und die anscheinend täglichen Bewegungen der Himmelskörper um die Erde erklärte er daher, daß diese sich um ihre eigene Axe drehe und zwar in entgegengesetzter Richtung; ferner behauptete er, daß alle Bewegungen der Sonne und der Planeten im Zodiacus durch den Umlauf bedingt seien, den die Erde jährlich um die Sonne mache, womit zugleich das Problem der Jahreszeiten gelöst war. Außerdem gab er das Mittel an, die relative Entfernung der Planeten in Rücksicht auf die Sonne zu messen, indem er ein ungeheures Dreieck annahm, welches zur Basis die Axe der jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne hatte.

Copernicus widmete sein Werk: De orbium coelestium revolutionibus dem Papste Paul III und starb, als man ihm eben das erste Exemplar desselben überreicht hatte (1543). In demselben Jahre hatte Celio Calcagnini ein Buch herausgegeben, welches zu erweisen suchte, daß der Himmel stehe, die

Erde aber sich bewege. Im Jahre 1584 gab Diego de Stunica, ein berühmter Theologe von Salamanca aus dem Augustinerorden, einen Commentar zu Hiob, der regelrecht approbirt und Pilipp II gewidmet war und in welchem er bei der Erklärung der Stelle: Qui commovet terram de suo loco sagt: „Diese schwere Stelle würde eine leichte Erklärung finden durch die Ansicht der Pythagoräer, die da glauben, daß sich die Erde vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit drehe und die Bewegungen der Gestirne, die an Langsamkeit und Schnelligkeit so weit von einander abstehen, nicht anders erklärt werden könnten; diese Ansicht vertrat Philolaus und Heraklides von Pontus, wie Plutarch in seiner Schrift De placitis philos. angibt; diesen folgte Numa Pompilius, und was noch mehr zu verwundern ist, der göttliche Plato in seinem Alter. In unserer Zeit aber erklärt Copernicus den Lauf der Planeten im Anschluß an diese Meinung, und es waltet kein Zweifel ob, daß die Stellungen der Planeten bei weitem besser und sicherer nach seiner Theorie als nach der weitschweifigen Syntaxis des Ptolemäus und den Meinungen Anderer sich finden lassen. — Keine Stelle der heiligen Schrift wird sich angeben lassen, die so offen die Bewegung der Erde in Abrede stelle, als diese sie zugesteht. Leicht also wird nach dieser Ansicht diese Stelle, wovon wir handeln, erklärt, so daß sie die wunderbare Macht und Weisheit Gottes zeugt, der die ganze Erde, wie schwer sie auch von Natur sei, leite und lenke" *).

Vor ihnen hatte schon Johann Albert Widmanstadt während seines Aufenthaltes zu Rom 1533 vor Clemens VII, zwei Kardinälen und andern angesehenen Persönlichkeiten das pythagoreische System entwickelt und zur Belohnung dafür vom Papste ein schönes griechisches Manuskript des Alexander Aphrodisius de sensu et sensibili erhalten; dasselbe befindet sich jetzt zu München und trägt die Beglaubigung der Thatsache von seiner eigenen Hand an sich.

Mit Unrecht legt man also der Kirche Feindseligkeit gegen die neue Lehre bei, wenn gleich nicht geleugnet werden kann, daß hohe Kirchenfürsten die Vertreter derselben heftig verfolgt haben. Dieses kann aber vielleicht noch weniger Tadel verdienen,

*) Didaci a Stunica Salamanticensis in Job Comment. Toledo, 1584. p. 205.

als die verspottende Abweisung des Colon, wenn er seine Ueberzeugung von dem Dasein einer neuen Welt zu begründen suchte. Man bedenke nur, daß jenes System so sehr mit dem Zeugnisse der Sinne in Widerspruch stand, und der menschliche Geist so geneigt ist, an den Vorurtheilen festzuhalten, die ihm eigenes Nachdenken schufen oder Autorität diktirte, ganz abgesehen von dem diktatorischen Ansehen des Ptolemäus und Aristoteles, oder von dem Gelehrtenneide, der sich oft auch gegen heimlich anerkannte Neuerungen in der Wissenschaft sperrt und wappnet.

Wie oben angedeutet, suchte Tycho de Brahe (1546 bis 1601), geboren zu Knudstrop auf Schonen aus einer altschwedischen Familie, lange Zeit von dem Dänenkönige Friedrich II bis zu dessen Tode geehrt und in jeder Weise zu seinen wissenschaftlichen Forschungen unterstützt, sodann in Diensten Rudolphs II, die sich widersprechenden Systeme des Ptolemäus und Copernicus durch ein drittes (das Tycho de Brahesche System) zu versöhnen. In diesem wurde die Idee von der Centralität der Erde festgehalten und derselben Mond, Merkur und Venus als umkreisende Planeten zugewiesen, während die übrigen sich zunächst in Nebenkreisen um die Sonne und mit dieser dann mittelbar um die Erde bewegen; aber trotz des Scharfsinns, womit es angelegt war, konnte dieses System zu keiner dauernden Geltung gelangen, indem die Auktoritätsgläubigen es ganz und gar mit Ptolemäus hielten, denen aber, die durch eigenes Studium der Sache auf den Grund zu sehen suchten, die einfachere Ansicht des Copernicus annehmbarer schien.

Tycho de Brahe war der erste unter den Neuern, der einen Sternenkatalog aufstellte, in dem die Stellung von 777 Gestirnen angegeben war; aber eines seiner größten Verdienste ist die Entdeckung von der Ungleichheit der Mondoberfläche. Ebenfalls berichtigte er bei Gelegenheit der Beobachtung des Kometen von 1577 die irrige Meinung des Aristoteles über die Bildung dieser Körper unterhalb des Mondes, indem er erkannte, daß sie weit über das angebliche Firmament hinaus getrieben werden, wobei seinem Geiste die Idee von ihrer Ekliptik um die Sonne vorschwebte.

Johann Keppler. 1571—1630.

Das Verdienst aber, die Hypothese des Copernikanischen Systems zu wissenschaftlicher Geltung gebracht zu haben, gebührt

vor allen Johann Keppler. Dieser war geboren zu Weil in Würtemberg, studirte Astronomie zu Tübingen, ward Professor der Mathematik und Moral zu Grätz und begab sich 1600 nach Prag, wo er als kaiserlicher Mathematikus mit Tycho de Brahe die Rudolphinischen Tafeln bearbeitete; nebenbei trieb er auch Medizin und Astrologie und trat 1626 in die Dienste Wallensteins. Keppler war ein Mann von einer seltenen religiösen Tiefe; Alles, was er beginnt, wird von dem frommen Gedanken geleitet, daß in der Unermeßlichkeit der Welten eine vollendete Harmonie herrsche und daß ein unendlich gutes, intelligentes und vollkommenes Wesen sich nur als solches in seinen Werken bethätigen konnte; er bittet Gott, ihn bei irgend einer großen Entdeckung zu unterstützen, die die Richtigkeit des Copernikanischen Systems, welches er mit dem sein ganzes literärisches Leben charakterisirenden Glauben vertrat, beweise und zugleich die unbegrenzte Weisheit und Macht des Schöpfers bekunde.

Anfangs hatte er die methaphysischen Lehren des Aristoteles, die Zahlenharmonie des Pythagoras und Plato's Ideen von den Urbildern angenommen, und gleichsam in ihrem Sinne seine Harmonia mundi aufgefaßt. Gott schien ihm nämlich in der Weltordnung durch Sonne, Sterne und Planeten eine figürliche Darstellung der Trinität hervorgebracht zu haben und bei der Stellung der Planeten unter einander von der Idee der fünf regelmäßigen Polyeder ausgegangen zu sein. Demgemäß dachte er sich die Räume zwischen den Planetenkreisungen nach folgenden regulären Formen bestimmt: nach dem Kubus den zwischen Saturn und Jupiter, nach dem Tetraeder den zwischen Jupiter und Mars, nach dem Dodekaeder den zwischen Mars und Erde, nach dem Icosaeder und Oktaeder den zwischen Erde und Venus und Venus und Merkur; außerdem nahm er an, daß ein lenkender Geist den Lauf jedes Planeten in einer nothwendig kreisförmigen Bewegung richte, abgesehen davon, daß diese die einzige vollkommene ist und die einzige würdige dessen, der ihnen den Anstoß gibt. Aber bald gerieth er auf die Vermuthung, daß diese allgemeine Harmonie nicht nur bestehen könne in den Welten an und für sich betrachtet, sondern auch in gewissen Beziehungen derselben zu einander. Indem er nun die absoluten Formen bei Seite ließ, um sich an die Aufsuchung dieser Verhältnisse zu geben, eröffnete sich ihm ein Feld, auf dem er als Schöpfer der modernen Astronomie sich darstellt. Von vorn her-

ein nahm er an, daß die Zwischenräume der Planeten hinsichtlich der Sonne nicht rein willkürlich sein könnten; aber wie sehr er sich auch beflißt, ein Verhältniß zwischen den Abstandslinien des Mittelpunktes der Planeten vom Centralgestirn aufzufinden: es entging ihm. Nichts desto weniger war in diesem Punkte seine Ueberzeugung so groß, daß er behauptete, man würde noch am Ende bisheran unbemerkte, zwischen andern gelegene Planeten entdecken, und dies hat sich nach zwei Jahrhunderten an den Asteroiden bewahrheitet.

Darauf nahm er ein Verhältniß an zwischen den Längen der Radien und Zeiten der Planetenumläufe und stellte nach zweiundzwanzigjährigen unablässigen Untersuchungen jenes berühmte Gesetz auf (1618): daß „die Quadrate der Umlaufszeiten zweier Planeten sich verhalten wie die Würfel (Kubikzahlen) ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne (Hauptkörper)". Die Entdeckung dieses einen Gesetzes schien ihm hinsichtlich der organischen Einrichtung des Weltalls so wichtig, daß er damit dem Copernikanischen System vor dem des Ptolemäus und Tycho de Brahe genügend Gewähr geleistet zu haben glaubte.

Er hatte die successiven Stellungen des Mars nach den Beobachtungen der dänischen Sternwarte berechnet und, da er sie im Widerspruch fand mit der damals allgemein gültigen Theorie der vollkommenen Kreisförmigkeit der planetarischen Bewegungen, ihre Zuverlässigkeit zu leugnen gewagt; aber eine fortgesetzte Beobachtung des Mars belehrte ihn, daß seine Entfernung von der Sonne nicht immer dieselbe, vielmehr bald größer bald kleiner sei und daß die Schnelligkeit seiner Bewegungen, weit entfernt gleichförmig zu sein, diesen Abstandslinien proportional sei. Daraus schloß er, daß ihre Bahnen oval seien. Nun stellte er nach langem Suchen sein zweites Gesetz auf: „Die Planeten haben ekliptische Bahnen um ihren Hauptkörper, in deren einem Brennpunkte dieser sich befindet." Es blieb nun noch das Verhältniß zu finden zwischen dem Anwachsen und Abnehmen der Winkel-Geschwindigkeit eines Planeten und der Abstandslinie seines Mittelpunktes von dem Brennpunkte seiner Bahn, wo sich das Centralgestirn befindet. So kam er unter Anwendung der Grundsätze der Infinitesimalrechnung auf das dritte Gesetz, daß die von dem Radius vector in gleichen Zeiten beschriebenen Flächenräume den Zeiten proportional sind.

Nun stellte er die Sonne in den Mittelpunkt der Welt;

rings um dieselbe beschreiben die Planeten in harmonisch wachsenden Entfernungen Ellipsen, die einen gemeinschaftlichen Brennpunkt haben, alle in derselben Richtung bewegt, nämlich nach der Bewegung der Sonne um ihre Axe. Sogar die Unterschiede des Flächenraums und der Zeit stehen unter einem bestimmten Gesetz; und aus allem ergibt sich eine universelle Harmonie, welche nur einem ordnenden Willen entfließen kann. Er fürchtete indessen sein System nicht aufrecht erhalten zu können, als sich das Gerücht verbreitete, Galileo habe vier neue Planeten entdeckt. Als er jedoch erfuhr, daß dies Jupitermonde seien, schöpfte er daraus einen neuen Beweis für die Weisheit des Schöpfers; denn wenn er Jupiter 4 Satelliten gegeben, der Erde aber nur einen, so folgte daraus, daß diese nicht der wichtigste Planet in unserm Sonnensystem.

So waren seine Entdeckungen alle eingegeben von der nämlichen Idee, stets galten sie ihm als Erleuchtungen von Oben und er verwandelte sie in Lobgesänge auf den ewigen Geometer *). Waren es Bacon's Organum, die Erfahrung, die Induktion, welche dazu beigetragen, den Flug dieses großen Geistes so hoch zu steigern? Oder war es nicht vielmehr die mit Klugheit und ohne beschränkte Hartnäckigkeit angewandte Hypothese? Man sagte zu Copernicus: Wenn Eure Theorie richtig wäre, so hätte Venus ihre Phasen wie der Mond, was aber nicht der Fall ist. Und Copernicus antwortete: Ihr habt Recht, ich weiß nicht, was ich Euch entgegensetzen soll; Gott aber wird uns die Gnade erweisen, daß sich noch eine Antwort auf den Einwurf findet. — Und sie hat sich in der That gefunden. Nicht die Erfahrung führte Euler zu der Entdeckung, daß die Ekliptik trotz der Variationen ihrer Inklination, wie mit dem Aequator zusammenfallen wird; man hätte viele Jahrhunderte warten

*) Vergl. Buchez, Essai d'un traité complet de philosophie etc. II, 190. — Wie schön sind die eigenen Aussprüche Keplers! „Seit acht Monaten nehme ich das Licht wahr ... und seit einigen Tagen erschaue ich die bewundernswürdigste Sonne ... Diese Idee stieg in mir auf am 8. März 1618; schlecht berechnet, als falsch verworfen, kehrte sie mit erneuter Lebhaftigkeit am 15. Mai zurück, und alle Finsterniß ward verscheucht ... Ich bekenne, die goldenen Gefäße der Aegyptier geraubt zu haben, um daraus meinem Gotte ein Tabernakel zu errichten fern von Aegypten.

müssen, um zu sehen, daß die Wendekreise wieder abzuweichen begannen. Gerade aus jenen Endursachen, welche der englische Kanzler verwirft, entwickelte Keppler seine großen Gedanken, überzeugt, daß die Dinge so sein müßten, weil sie so am vernünftigsten. Es ist insbesondere nicht einzusehen, wie das dritte Gesetz aus der Beobachtung und aus vorhergegangenen Erkenntnissen hätte abgeleitet sein können. Die Mittelentfernungen der Planeten zur Sonne und ihre Umlaufszeiten müssen nach einer allgemeinen Analogie geregelt sein, wobei sie den regelmäßigen geometrischen Körpern verglichen werden oder mit den Intervallen der Tonleiter; und nach 17 Jahren entdeckt er, daß die Quadrate dieser Töne sich verhalten wie die Würfel der großen Axen der Planetenbahnen. — Mit Hülfe ähnlicher Hypothesen fand er, daß die Mondbahn beständig gegen die Ekliptik sich neigt. Und obgleich frühere Beobachtungen über die größten Breiten des Mondes und über die Schiefe der Ekliptik dem zu widersprechen scheinen, will er doch seine Vermuthung nicht aufgeben. In der That ist auch ein Jahrhundert später nachgewiesen, daß dies das nothwendige Ergebniß der allgemeinen Schwere ist.

Wenn auch das Glück Theil hatte an dergleichen Entdeckungen, so zeigte sich doch Keppler desselben durch unausgesetzte Forschung und durch die Selbstverleugnung würdig, mit welcher er auf seine Hypothesen verzichtete, sobald sie sich im Widerspruch mit neuern Erkenntnissen befanden. Er selbst veröffentlichte alle die Irrthümer und falschen Schlüsse, durch welche er zur Wahrheit gelangte; und in hohes Erstaunen versetzt seine Darstellung der Versuche, welche ihn auf seine zwei großen Entdeckungen führten: daß die Bahn des Mars eine Ellipse ist, in deren einem Brennpunkte sich die Sonne befindet; und daß die Zeit zur Beschreibung eines Bogens proportional ist dem Raume zwischen der Curve und zweien geraden Linien, gezogen von der Sonne auf das äußerste Ende des Bogens. Wegen dieser Gesetze und seiner genauen Erkenntniß der Gravitation muß er als der Vorläufer von Newton und Laplace und als der Begründer der Mechanik des Himmels betrachtet werden.

Galileo Galilei. 1564—1642.

Eine andere Bahn schlug Galileo Galilei von Pisa ein, indem er an die Erforschung des Wahren mit der genauesten

Beobachtung und geschickt konstruirten Instrumenten ging; er leitete die Wissenschaft auf die richtige Bahn, wo keine Thatsache ohne Prüfung angenommen wird *). Er ist darum ohne Anstand Wiederhersteller der Philosophie der Wissenschaften zu nennen, und man begreift seinen Gedanken, da er sagt, mehr Jahre dem Studium der Philosophie als Monate dem der Mathematik gewidmet zu haben. Seine Methode besteht in der Verwerfung der Autorität, der Bevorzugung der Erfahrung vor der Beweisführung, der Vernachlässigung des Forschens nach dem Wesen der Dinge, dem ausschließlichen Streben nach der reinen Wahrheit und deren Prüfung durch die Berechnung, die geometrische Untersuchung, in der Auffassung endlich des Zweifels als „Vater der Erfindungen und Weg zur Wahrheit", indem die Logik zeigen

*) In einem Briefe an die Großherzogin Christine von Toscana suchte Galilei die Grenzen der Autorität und der Erfahrung festzusetzen. Er schreibt: „Ich wäre der Ansicht, daß die Autorität der heiligen Schrift hauptsächlich zum Zwecke hätte, den Menschen Ueberzeugung beizubringen von jenen Artikeln und Sätzen, welche, über jede menschliche Darstellung hinausgehend, durch keine andere Wissenschaft, überhaupt durch kein anderes Mittel glaubbar gemacht werden können, als durch den Mund des heiligen Geistes selber.... Allein daß dieser selbe Gott, welcher uns mit den Sinnen, der Sprache und der Vernunft begabt hat, unter Hintanstellung des Gebrauchs dieser Gaben uns durch ein anderes Mittel die Erkenntnisse verschaffen wollte, welche jene uns darzubieten vermögen, so daß die natürlichen Schlüsse, welche die Erfahrung der Sinne und die nothwendigen Schlüsse unserer Augen und unserer Erfahrung darbieten, von den Sinnen und von der Erfahrung verleugnet werden müssen, dies anzunehmen scheint mir nicht nothwendig.... Es scheint mir, man sollte bei der Verhandlung über die natürlichen Probleme nicht von der Autorität der heiligen Schrift ausgehen, sondern von den sinnlichen Erfahrungen und von den nothwendigen Schlüssen; denn da die heilige Schrift wie die Natur gleicherweise vom göttlichen Wort herstammen, jene als eingegeben vom heiligen Geist, diese als gehorsame Ausführerin der göttlichen Befehle, ... so sollte, dünkt mir, was unsere Augen durch die natürlichen Wirkungen oder durch die uns klar gewordene Erfahrung dargeboten wird oder was durch die nothwendigen Schlüsse daraus hervorgeht, in keiner Weise in Zweifel gezogen, noch weniger verdammt werden unter dem Vorwande, daß Stellen der heiligen Schrift Ausdrücke im entgegengesetzten Sinne zu enthalten schienen, weil jedes Wort der heiligen Schrift nicht durch so strenge Nothwendigkeiten gebunden ist, wie jede Wirkung der Natur u. s. w."

kann, was gefunden ist, nichts aber aus sich selber zu finden vermag. So übte er praktisch, was Bacon dann als Theorie aufstellte und nur spärlich anwendete. Demnach bestrebte er sich, die Kraft und die Genauigkeit der Sinne durch Instrumente zu vermehren und zu vervielfältigen. Ihm ist die Erfindung des Thermometers, des Proportional-Zirkels und vieler anderer Hülfsmittel, durch welche ihm seine astronomischen Entdeckungen erleichtert wurden, zuzuschreiben. Eine bewundernswürdige Sorgfalt verwandte er auf die Anwendung seiner Erfindungen. Als er die Gleichzeitigkeit des Pendels gefunden hatte, benutzte er dieselbe, um die Pulsschläge der Arterie und die Zeit zu messen; seine geometrischen Sätze wendete er auf die Maschinen und das Befestigungswesen an, worüber er ein bis zu unserer Zeit unedirtes Werk schrieb; sie dienten ihm auch dazu, in der Musik die Gesetze der Konsonanz und der Dissonanz, so wie die der Farben — in seiner verloren gegangenen Abhandlung de visu et coloribus — aufzustellen.

Mechanik.

Die seit Archimedes stehen gebliebene Mechanik war mit Aristoteles zu einer Spielerei herabgesunken. Man behauptete, die aus der Kanone abgeschossene Kugel beschreibe zwei Seiten eines Parallelogramms; Tartaglia leugnete dies zwar, aber um zu behaupten, daß die gerade Linie, welche die Kugel beim Abschießen, und diejenige, welche sie im Fallen beschreibt, die Tangenten eines Kreisbogens seien. Wahrnehmend, daß die zur Erhaltung eines Gewichts auf einer geneigten Ebene nöthige Kraft bei einer horizontalen Ebene sich auf Null reducirt, während sie bei einer perpendikulären Ebene gleich dem Gewicht ist, zieht Cardano hieraus den Schluß, daß diese Kraft wechselt im Verhältniß des Winkels, den die Ebene mit dem Horizont bildet. Benedetti von Turin hatte eine etwas bessere Idee: er schreibt die Centrifugalkraft der Körper ihrer Neigung zu, sich in gerader Linie zu bewegen; er bestimmte das Gesetz des Gleichgewichts durch den schiefen Hebel und begriff die zusammengesetzte Bewegung. Auf diesem Standpunkte ungefähr befand man sich, als Galilei zuerst die richtigen Grundsätze der Mechanik aufstellte. In der „Mechanischen Wissenschaft" handelte er von der Statik, in der „Neuen Wissenschaft" von der Dynamik, und seinem Satze von dem Gleichgewicht der ungleichen Gewichte

oder den durch sich selber wirkenden Geschwindigkeiten verdankt die Wissenschaft der Mechanik ihren Sieg über die Schwäche wie die Uebertreibung.

In der Dynamik sagte man mit Aristoteles, daß der Fall schwerer Körper sich im Verhältniß des Gewichts und im umgekehrten Verhältniß der Dichtigkeit der Mitte beschleunigt. Allein Galilei fand durch die Erfahrung noch mehr als durch Theorien, daß Baumwolle und Blei im leeren Raum mit gleicher Schnelligkeit fallen würden, und er stellte das Gesetz auf von der Beschleunigung der Körper und ihrem Fall auf geneigten Ebenen; er lehrte, um ein Gewicht in Bewegung zu setzen oder eine größere Fallbeschleunigung zu erzielen, bedürfe es einer Kraft, die größer sei als das Hinderniß. Er führte sodann den Beweis, daß die im Fall zurückgelegten Räume sich verhalten wie die Quadrate der Zeiten und nach den ungeraden Zahlen wachsen, so wie daß der ganze Raum die Hälfte desjenigen sei, welche mit der schließlichen Geschwindigkeit von Anfang an gleichmäßig durchlaufen worden wäre. Aus diesen Regeln der beschleunigten und zurückgehaltenen Bewegung entwickelte er Corollarsätze von äußerster Wichtigkeit. Obgleich das Princip von der zusammengesetzten Bewegung sich beim Aristoteles, und indirekt in den Beweisführungen anderer Schriftsteller über die Mechanik angedeutet findet, so scheint doch kein Neuerer sich dessen bedient zu haben, bis Galilei es seinem Beweise für den Satz zu Grunde legte, daß die Bewegung der Wurfgeschosse parabolisch sei. Dies mußte ihn dazu führen, die krummlinige Abweichung zu erkennen, welche von Kräften hervorgebracht wird, die in unendlich kleinen Zeiten wirksam sind. Er bewies, daß die auf einer geneigten Ebene fallenden Körper hierzu ebenso viele Zeit brauchen, als wenn sie von gleicher Höhe herabfallen; er untersuchte die Beziehungen der Dauer der Schwingungen unter Pendeln von ungleicher Länge, ohne jedoch hierbei zu geometrischer Genauigkeit zu gelangen; er entwickelte ein neues Prinzip betreffs des Widerstandes fester Körper gegen die Reibung ihrer Theile, welches Prinzip von Cartesius zwar hochmüthig verworfen, jetzo allgemein angenommen ist.

Welcher Physiker kann sich gleich zahlreicher und glänzender Erfolge in der Dynamik rühmen? Und doch, noch bewundernswürdiger als seine Entdeckungen sind seine Beweisführungen, seine mit Eleganz, wenn auch mitunter weitschweifig vorgetrage-

nen Ideen-Entwicklungen, die Methoden, welche er lehrte, und die Irrthümer, vor denen er warnte *). Keppler ist einer jener großen Männer, denen es gelungen, der Natur gewissermaßen mit Gewalt wichtige Wahrheiten zu entreißen, nicht aber eine Methode darzubieten oder Anderen zum zuverlässigen Führer zu dienen, während Galilei größer ist durch die Entdeckungen, welche er vorbereitete, als durch diejenigen, welche er selber machte.

Er neigte sich, anfänglich aus Widerspruch gegen den Aristotelismus, dann aber auch aus später gewonnener Ueberzeugung von dessen astronomischer Richtigkeit, dem System des Copernicus zu, jedoch ohne mit Offenheit dafür aufzutreten **). Er mußte indessen Pisa — wo er als achtzehnjähriger Jüngling als Lehrer an der Hochschule auftrat — verlassen wegen des Hasses des sich von ihm verdunkelt wähnenden Giovanni di Medici, natürlichen Sohns des ersten Großherzogs von Toscana, welcher sich für einen großen Mechaniker und Architekten hielt, und ging nach Padua, wo die venezianische Regierung den philosophischen Meinungen die Freiheit gestattete, welche sie den politischen Ideen entzog.

Als er vernommen, daß man in Holland ein gewisses Instrument erfunden, welches entfernte Körper für das Auge vergrößere,

---

*) Obgleich die Engländer aus Nationalgefühl Enthusiasten für Bacon und Harriot sind, so sind sie doch auch zugleich loyal genug, den Verdiensten Galileis hohe Anerkennung zu zollen. So Drinkwater Bethune in der Biographie Galileis, welche er für Hallam's „Introduction to the Literature of Europe etc.“ geschrieben, und Playfair in der „Preliminary dissertation to Encyclop. britann.“, welch letzterer sagt: „Unter allen Schriftstellern, welche in der Zeit lebten, wo der menschliche Geist sich kaum noch frei machte von den Fesseln der Unwissenheit und Barbarei, hat Galilei mehr als jeder Andere den Ton der wahren Philosophie getroffen und bleibt er am unberührtesten von der Verderbtheit der Epoche hinsichtlich des Geschmacks, der Gedanken und der Meinungen.“

**) Er schrieb an Keppler im Jahre 1597: Multas conscripsi et rationes et argumentorum in contrarium eversiones, quas tamen in lucem hucusque proferre non sum ausus, fortuna ipsius Copernici praeceptoris nostri perterritus, qui, licet sibi apud aliquos immortalem famam paraverit, apud infinitos tamen (tantus enim est stultorum numerus) ridendus et explodendus prodiit. Kepleri ep. T. II, p. 69. Lipsia 1718.

erforschte er die Gesetze der Strahlenbrechung, und gelangte endlich dahin zu erkennen, daß mit Hülfe zweier, an den beiden Enden einer Röhre angebrachter Gläser, von denen eines convex, das andere concav, eine dreißigfache Vergrößerung der Gegenstände zu erreichen sei. Ein Instrument dieser Art, das er dem Senat von Venedig zum Geschenk machte, brachte ihm einen Jahrgehalt von der Republik ein. Vom hohen Glockenthurm des Markusplatzes brachte das Fernrohr die nahenden Schiffe und die flachen Inseln und Küsten der Lagunen den staunenden Blicken in gleichsam unmittelbare Nähe.

Zehn Monate später (1610) ließ er den Nuntius sidereus erscheinen, worin eine Reihe glänzender Entdeckungen niedergelegt ist, staunenswürdiger als alle diejenigen, welche seitdem mit weit vollkommeneren Instrumenten gemacht wurden. Aus der Unebenheit der Mondfläche schloß er, daß sich auf diesem Planeten Berge befinden müßten, die zum Theil, weil sie die Sonnenstrahlen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenem Maße zurückwerfen, höher als die Erdberge. Die Planeten erschienen ihm als runde Körper, gleich dem Monde, die Fixsterne nicht in der Gestalt flacher Scheiben, sondern als leuchtende Körper mit funkelnden Strahlen. In den Plejaden zählte er nicht weniger als vierzig Sterne, die Milchstraße erkannte er als eine Masse von Sternen, ebenso den neblichten Orion. Um Jupiter sah er vier kleinere Gestirne, die er, da sie ihre Stellung verändern, als Monde bezeichnete *). So entdeckte er (Nescio quo fato ductus, sagte er) jenes schöne System, welches im Kleinen ein Bild gewährt des großen Systems, zu welchem es gehört, und dem Auge mit Einemmale die Ordnung der Theile darbietet, die wir im Planetensystem nur mit Hülfe des Geistes ausfindig machen. Die Welt staunte, und er selber nicht minder, über solche Entdeckungen, welche der Neid vergeblich herabzusetzen versuchte, indem er sie verbarg. Er fand die Phasen der Venus, schrieb dem von der Erde zurückfallenden Sonnenlichte den aschenfarbenen Schein der dunklen Mondscheibe zu und machte auf die eigenthümliche Ge-

---

*) Dem Peiresc leuchtete die scharfsinnige Idee ein, daß ihre Bedeckungen dazu dienen könnten, die Länge zu bestimmen. Daß Harriott die Trabanten des Jupiter und die Sonnenflecke entdeckt habe, ist vollständig widerlegt.

stalt des Saturn, als wenn er geflügelt wäre, aufmerksam, was sich später als der Ring dieses Planeten erwies.

Um die Größe des Galilei zu begreifen, muß man ihn mit seinen Widersachern vergleichen. Die Platoniker glaubten den Himmel von besonderen Kräften regiert, welche mit der Erde nichts gemein haben; die Peripatetiker hatten sich eine Astronomie a priori gebildet, gegen welche sie keinen Widerspruch duldeten. Als der gelehrte Jesuit Clavius von den Trabanten des Jupiter hörte, meinte er, um sie zu sehen, müsse man erst ein Instrument erfinden, mit welchem sie gemacht würden. Sizzi, ein florentinischer Astronom, behauptete, es könne nicht mehr als sieben Planeten geben, weil der Arme des Leuchters der Stiftshütte sieben gewesen und der Foetus in sieben Monaten ausgebildet sei. Man veranstaltete Masteraden, um die Jupiters-Trabanten zu verspotten, der französische Hof aber ließ dem Galilei Geschenke anbieten, wenn er neuentdeckten Sternen den Namen der Bourbonen beilegen wolle, gleich wie er die Jupiters-Trabanten medizeische genannt. Und als er durch das einfachste Experiment, indem er ein Gewicht vom schiefen Thurm zu Pisa herabfallen ließ, den Satz des Aristoteles, der die Schnelle des Falles mit der Schwere des fallenden Körpers in Beziehung brachte, widerlegte, stieß er auf so erbitterte Feindseligkeit, daß er, wie gesagt, auch diese Hochschule verlassen mußte. Die Entdeckung der Jupiterstrabanten *) führte ihn nach der Heimath zurück. Denn obgleich er allen Grund hatte, mit seinem Aufenthalt in Padua zufrieden zu sein, folgte er doch, aus Liebe zur Heimath, der Einladung des Großherzogs Cosmus II nach Florenz, in eine Stellung, die ihm für seine Studien alle Freiheit und Muße gewährte.

Es fehlte indeß nicht an Personen, welche die Ideen Galilei's benutzten, um sich daraus Waffen gegen die heilige Schrift zu schmieden. Und daraus entstand die gegen den großen Mann gerichtete Verfolgung, welche nicht sowohl der römischen Inquisition zum Vorwurf gereicht, als sie zur Charakteristik der Zeit dient. — Gleich wie Copernicus in Rom und vom heiligen Stuhle den höhern Impuls zu seinen astronomischen Forschungen,

*) Welche übrigens Simon Moerius (Mayer aus Gunzenhausen in Franken) neun Tage früher als Galilei gesehen. Humboldt, Kosmos, Bd. III.

einen Impuls, der ihn zum wahren Gründer der neuen Astronomie machte, erhielt*), so wollte überhaupt die Kirche niemals, auch in der durch Galilei's Schriften angeregten Untersuchung

---

*) Hat das Verhalten des heiligen Stuhles gewechselt, so ist dies blos dem wechselnden Werthe der astronomischen Lehren zuzuschreiben. . . . . Die Sternkunde, wie Copernicus sie vorfand, war nicht im Stande, jene genauen Regeln zur Verbesserung der Zeitrechnung zu liefern, deren Bedürfniß gerade damals in Rom, wo man sich mit der Verbesserung des Kalenders beschäftigte, in so hohem Grade fühlbar war. Copernicus wurde in Anspruch genommen und gelangte zu jenem System, welches die Basis genauer Berechnungen zur Entwerfung der hierauf bezüglichen Tafeln ward. Sein Buch, Papst Paul III dedicirt, war in Rom, wenn auch nicht geschrieben, so doch gut bekannt und von berühmten und gelehrten Männern gelobt. 70 Jahre nach dem Tode des Copernicus wurde bei Gelegenheit der Entdeckungen des Galilei und des großen Aufsehens, welches derselbe erregte, das Buch des Copernicus auf Befehl des heil. Stuhles geprüft. Es ward anerkannt, daß darin viel Nützliches für die bürgerliche Gesellschaft enthalten sei. Allein die Bewegung der Erde, welche in diesem System entwickelt war, wurde blos als astronomische Hypothese vorzutragen gestattet, weil weder Copernicus noch Galilei so weit gekommen waren, daß sie die richtige Kenntniß der Schwere der Luft hatten. Sie hatten deshalb eine Bewegung der Erde durch die Luft angenommen, woraus sich unleugbare Widersprüche ergaben, die bereits der alte Ptolemäus nachgewiesen hatte, und diese ihre Lehre mußte nothwendig für falsch und der heiligen Schrift widersprechend erkannt, und als solche erklärt werden. Deshalb mußte Galilei, der die ihm gewordene Warnung nicht achtete, und den Befehl, diese Lehre nicht vorzutragen, überschritt, dieselbe abschwören. Später, nach seinem Tode, wurde die Schwere der Luft entdeckt und richtig gewürdigt. Nun konnten die spätern Astronomen die Lehre von der täglichen und jährlichen Bewegung der Erde von jenen physikalischen, wahrhaft absurden Widersprüchen in Beziehung auf die Erscheinungen auf der Erde reinigen. Sie thaten dies wirklich, fügten neue Beweise hinzu, verbanden damit Berichtigungen, und so wurde es immer heller in der Astronomie, und die anfänglich nur als Hypothese gestellte Meinung im Laufe der Zeit immer stärker und immer allgemeiner angenommen; sie erhielt eine immer vollständigere Begründung, und endlich wurden, in unsern Tagen, die alten Verbote gänzlich aufgehoben. — Daß Copernicus die Aufforderung, sein Werk zu schreiben und herauszugeben, in Rom und von Rom erhielt, erhellt zunächst aus dem Briefe des Dominikaners, Kardinal Nicolaus Schonberg, der demselben vorgedruckt ist. Er ist aus Rom vom 1. November 1536 datirt, und es heißt dort: „Da ich vor einigen Jah:

über das Copernicanische Weltsystem nicht, den Stillstand der Wissenschaft, sondern nur den Gelehrten Vorsicht, Bescheidenheit und Ehrfurcht vor einer Autorität einschärfen, die über aller

---

ren durch den allgemeinen Ruf von Deiner Vortrefflichkeit hörte, gewinne ich Dich noch bei weitem lieber, und wünsche auch den Unsrigen Glück, bei denen Du mit so vielem Ruhme blühst." Er spricht alsdann von dem Rufe der astronomischen Arbeit, worin Copernicus eine neue Ansicht von der Welt aufgestellt und gelehrt habe, daß die Erde sich bewege, zugleich auch den Lauf der Planeten berechnet und zur größten Bewunderung Aller in Tafeln gebracht habe. Er schließt mit der Bitte, ihm diese Schrift auf seine Kosten abschreiben zu lassen. — Auf diesen Brief folgt die so überaus lesenswerthe Dedication an den Papst Paul III. Copernicus sagt hier gegen das Ende: „Es scheint mir, daß diese neue Arbeit, wenn mich nicht Alles täuscht, auch dem kirchlichen Gemeinwesen nützen werde, dessen höchste Regierung in Deinen Händen ist. Denn da vor wenigen Jahren unter Leo X auf dem lateranensischen Concilium von der Verbesserung des Kirchenkalenders die Rede war, so blieb diese Aufgabe damals aus keiner andern Ursache ungelöst, als weil die Größe der Jahre und der Monate, und die Bewegungen der Sonne und des Mondes damals noch nicht genau gemessen waren. Seit dieser Zeit habe ich mich befleißigt, dieselben genauer zu beobachten, wozu ich von dem vortrefflichen Paul, Bischof von Fossombrone, ermuntert ward, der damals jenem Geschäfte vorstand. Was ich in dieser Sache geleistet habe, unterwerfe ich vornehmlich dem Urtheile Deiner Heiligkeit und aller Mathematiker." — Aus dieser Dedication an den Papst erhellt, daß es ein kirchlicher Zweck und eine katholische Gesinnung waren, die den Copernicus bei seinen astronomischen Untersuchungen leiteten. . . . . Er hat aber die Bewegung der Erde nur als Hypothese behauptet. In der That ist seine Meinung heute allgemein angenommen, und herrscht ohne Widerspruch unter den Astronomen, welche dieselbe durch spätere Studien berichtigt, erweitert, bestätigt und mit Theorien, Berechnungen, Tafeln u. s. w. dergestalt bereichert haben, daß sich die Grenzen der Wissenschaft erweitern und Fortschritte denken lassen, ohne daß man Gefahr läuft, sich auf dem Gebiete des Unendlichen zu verwirren. Allein Copernicus war weit entfernt, seiner eigenen Meinung eine so schmeichelhafte Zukunft zu weissagen, als er sein Werk drucken ließ. Indem er dem Papste in der Dedication hierüber Rechenschaft gibt, stützt er sich zunächst auf die Autorität der Zeitgenossen, die ihn ermuntert hätten, und unter denen, wie er sagt, non pauci viri doctissimi et eminentissimi seien. Zwei derselben nennt er: den Kardinal Schonberg und Tiedemann Giesse, den Bischof von Köln. Er citirt zugleich Aussprüche der Alten, welche bereits denselben Gedanken enthalten, der seiner Entdeckung zum Grunde liegt. . . . Er sagt ferner, daß, wenn auch seine

menschlichen Wissenschaft steht. Erwägt man, daß in Folge nicht blos der Reformation und der Zersplitterung eines großen Theils der Christenheit in die vielfältigsten Sekten, von welchen jede

---

Meinung absurd scheine, so bitte er dennoch, das thun zu dürfen, was auch Andern erlaubt gewesen sei, nämlich Zirkel zu fingiren, um die Bewegung der Gestirne zu demonstriren. Auch ihm möge es erlaubt sein, einen Versuch zu machen, ob nicht, wenn man eine Bewegung der Erde annähme, man zu vollständigern und festern Demonstrationen gelange. Dann spricht er sein Vertrauen aus, daß geistreiche und gelehrte Mathematiker ihm beipflichten würden, wenn sie die Sache genau und tief, und nicht oberflächlich überlegt haben würden. Zum Beweise, daß er sich vor keinem fürchte, wendet er sich an den Papst selbst. Doch fühlt er, daß ihm Einwürfe aus der heil. Schrift gemacht werden könnten, „und daß Einige, die von der Mathematik nichts verständen, wegen irgend einer nach ihrer vorgefaßten Meinung ausgelegten Schriftstelle seine Lehre tadeln und verfolgen könnten." Aber er setzt hinzu: „Ich achte ihrer nicht, so daß im Gegentheil ich ihr Urtheil als verwegen verdamme." Er führt das Beispiel von Lactantius an, der diejenigen verlache, welche glaubten, daß die Erde die Gestalt einer Kugel habe. Er schließt mit den Worten: „Deshalb darf es die lernbegierigen Schüler nicht Wunder nehmen, wenn Jene auch uns verlachen. Mathemathik wird für Mathematiker geschrieben." Diese Sprache, welche in einem seltsamen Gegensatze mit der anfänglich gestellten Bitte steht, eine Hypothese aufstellen zu dürfen, beweist wenigstens, wie stark er auf die Gunst gerechnet haben muß, deren er in Rom genoß. — Die Herausgeber der Basler Ausgabe von 1566 hielten es statt dessen für ihre Pflicht, eine Vorrede vorauszuschicken, in der sie sagen: „es sei nicht nothwendig, daß diese Hypothesen wahr seien," und schließen mit den Worten: „Dulden wir daher, daß auch diese neuen Hypothesen neben den alten bekannt werden, die um nichts wahrscheinlicher sind." Und Copernicus selbst fand es für gerathen, in einer Dedication an den Papst dessen Schutz gegen die Widersacher und Verleumder seiner Lehre anzurufen. Der Stand der Frage, die hierdurch dem heiligen Stuhle vorgelegt worden, war also die: ob es wahr sei, was der einfache, natürliche Anblick des Himmels jeden Menschen lehrt, der sich mit der Erklärung dieser Erscheinungen nicht befaßt hat, daß nämlich die Bewegung nicht auf der Erde, sondern am gestirnten Himmel stattfinde, oder ob umgekehrt die Erde es sei, die im Laufe des Jahres einen Kreis um die Sonne beschreibe, der den Sternbildern entspricht, die nach und nach von der Erde gesehen werden, und ob sie es sei, die im Laufe des Tages sich um ihre eigene Achse dreht — Bewegungen, aus welchen dann die Tages- und Jahreszeiten erklärt werden mußten. Copernicus führte zur Unterstützung seiner Meinung die wichtigsten Gründe, haupt-

sich für ihre Ansichten auf die heilige Schrift berief, sondern auch in Folge der geradezu antichristlichen Bestrebungen im 16. Jahrhundert, wovon die letzte und bedeutendste, die des Gior-

---

sächlich aber die Beobachtungen über den Lauf der Planeten an. Allein die entgegengesetzte Meinung hatte zunächst den Sprachgebrauch des gemeinen Lebens für sich. Sie hatte ferner die Sprache der heiligen Schrift für sich, deren buchstäblichen Sinn man im entgegengesetzten Falle verlassen, und von welcher man alsdann annehmen müßte, daß sie blos das Faktum, wie es unsern Sinnen erscheint, und den in die Sinne fallenden, jedenfalls reellen Effekt dieses Anscheins habe bezeichnen wollen. Die gewöhnliche Ansicht hatte ferner jene Erklärung der Himmelserscheinungen für sich, die seit Jahrhunderten gegolten hatte, deren Erfinder Ptolemäus von Alexandrien war. Aber wichtiger als dies Alles war der Umstand, daß die Annahme der Bewegung der Erde in der Art, wie sie aufgefaßt und dargestellt wurde, solche Verwirrungen auf der Erde selbst anrichtete, daß selbst Geister wie Copernicus und Galilei (und noch weniger einer ihrer Vorgänger!) nicht im Stande waren, dieselben zu beseitigen. Erwägt man alle Umstände, so ist kaum zu zweifeln, daß hierin allein die unüberwindliche Schwierigkeit gelegen habe, warum Ptolemäus selbst nicht die Bewegung der Erde annahm. Er erklärt, daß die Erscheinungen am Himmel dieser Annahme nicht widersprächen, wohl aber das, was auf Erden und in der Luft rund um uns vorgeht. Stand hiernach also die Absurdität der auf die Erde sich beziehenden Folgerungen aus der Annahme der Bewegung einmal fest, so war nicht zu leugnen, daß diese so gefaßte Annahme der heiligen Schrift widersprach. Ohne ihr Gewalt anzuthun, konnte man ihr keinen Sinn unterlegen, welcher der in der oben erwähnten Weise dargestellten Bewegung der Erde günstig gewesen wäre, und Copernicus konnte den Widerspruch nicht dadurch heben, daß er sagte: seine Worte seien nicht richtig verstanden oder verdreht. Dies war der Stand der Frage, als sein Buch im Druck erschien. Die große Frage, welche er aufgeworfen hatte, schien mit seinem Scheiden aus der Welt bei Seite geschoben, und seine Ansichten fanden in der ersten Zeit nach seinem Tode wenig Anhänger. Erst 38 Jahre nachher kam, auf den Grund der von ihm entworfenen Tafeln, unter Gregor XIII (1582) die Verbesserung des Kalenders zu Stande. Wiederum verflossen 30 Jahre, bis Galilei mit seinem ersten Werke Nuntius siderius vor die Welt trat. Die hier niedergelegten Entdeckungen erregten ein solches Staunen, daß sie bei der ersten Kunde, die davon erscholl, Vielen unglaublich schienen; ein Schriftsteller ließ sich sogar auf eine Widerlegung ein. Galilei aber wurde, als er sich im Jahre 1611 nach Rom begab, dort auf die ehrenvollste und freundlichste Art empfangen, und die römische Akademie de Lincei ließ 1613 sein Werk über die Sonnen-

dano Bruno, eben aus dessen verkehrter Auffassung und Anschauung der Natur hervorgegangen war, die Kirche sich zu ihrer Selbstbewahrung und zur Reinerhaltung ihrer Lehre auf das Dringendste aufgefordert sah, alle geistigen Bewegungen innerhalb ihres eigenen Schooßes auf das Sorgfältigste und Strengste zu überwachen, und darum keine Neuerung auch auf anderem, als blos theologischem Gebiete, die zu Collisionen mit dem Glauben führen zu können schien, oder, wie es bei der Annahme des Copernicanischen Systems der Fall war, eine Abweichung von der bisher allgemein angenommenen Auslegung der heil. Schrift nöthig machte, zu dulden, so lange noch irgendwie gegründete Zweifel von dem früheren wissenschaftlichen Standpunkte aus gegen die neue Theorie erhoben werden konnten *); erwägt man

---

flecken drucken und unter die Mitglieder vertheilen. Bereits in diesem Werke findet sich, wie später erhoben ward, die Lehre von der Bewegung der Erde ausgesprochen, außerdem erklärt sich Galilei in einem, im Dezember 1613 aus Florenz an den P. Castelli gerichteten Briefe völlig für das copernicanische System. Dieses bald durch viele Abschriften vervielfältigte Schreiben wurde als Beweis denuncirt, daß er die Bewegung der Erde gelehrt habe. So ward der Impuls gegeben, die reifliche Ueberlegung zu nehmen. Die Untersuchung ergab, daß als Regel aufgestellt ward: das System des Copernicus dürfe als Hypothese aufgestellt, aber nicht als Thesis vertheidigt werden. Das copernicanische System mußte, um heute unangefochten zu sein, damals geprüft werden; ferner waren damals jene Lehren noch nicht von den Absurditäten und Widersprüchen gereinigt, die ihnen in Bezug auf die auf der Erde stattfindenden Erscheinungen anklebten, wie dies seitdem geschehen. Dies ist ein Gesichtspunkt, den wir nie aus dem Auge verlieren dürfen, um nicht durch Uebertragung des heutigen Standpunktes auf jene Zeiten völlig irre geführt zu werden." Der heil. Stuhl gegen Galileo Galilei und das astronomische System des Copernicus. Histor.-pol. Bl. Bd. 7. 1841.

*) Der berühmte Tycho de Brahe, einer der größten Beobachter, die je gewesen, wie Laplace sagt, war durch die von Copernicus vorgebrachten und von Galilei erneuerten und vervollständigten Beweise so wenig überzeugt, daß er entschieden gegen das neue System auftrat und ebenso wenig, wie die römische Inquisition, ihm den Text der heiligen Schrift aufopfern zu dürfen meinte. — Der als Philosoph und Begründer der Experimentalwissenschaften vielgepriesene Zeitgenosse Galilei's, Frances Bacon, thut in seinem Werke: de dignitate et augmentis scientiarum den Ausspruch: „Es ist bekannt, daß die Meinung des

ferner, daß der heftige und bittere Streit, der zwischen der alten Schule und der neuen Lehre ausgebrochen war, Rom zu einem Ausspruche drängte, und daß, nachdem dieser erfolgt war, man den förmlichen Ungehorsam Galilei's in Bezug auf das ihm gewordene Verbot, ohne die nachtheiligsten Folgen für das in seinem Ansehen schon von so vielen angetastete Kirchenregiment, nicht ungerügt lassen konnte: so wird jeder Unbefangene das Auftreten und Verfahren des geistlichen Gerichts gegen den florentinischen Gelehrten, falls in der That die von ihm behauptete Wahrheit, die man ja als wissenschaftliche Hypothese vollkommen anerkannte, noch nicht nach allen Seiten hin vollständig erwiesen war, und darum die Auslegung der Schrift in ihrem Sinne immer noch als eine willkürliche, die nicht geduldet werden dürfte, erscheinen ließ, wohl natürlich finden *).

Wir sind indeß dem historischen Gange der Angelegenheit vorausgeeilt. Bald nachdem der Nuntius sidereus erschienen, war die römische Inquisition auf die neuen Entdeckungen Galilei's aufmerksam gemacht, eine wissenschaftliche Prüfung des Buches, von Bellarmin geleitet, fiel jedoch ganz zu Gunsten des großen Forschers aus, der um diese Zeit in Rom höchst ehrenvoll aufgenommen wurde. Nach Florenz zurückgekehrt, ließ derselbe jedoch einige weitere Schriften ausgehen, die eine neue Untersuchung veranlaßten.

Auf Befehl des Papstes und der Kardinäle des heiligen Offiziums erging an die Qualifikatoren (gewissermaßen blos Sachverständige, die dem geistlichen Gericht beigeordnet sind) der Auftrag: zwei Sätze, deren einer das Stillstehen der Sonne, der andere die Bewegung der Erde betraf, zu qualifiziren. Beide wurden als absurd und falsch in der Philosophie, und der heil. Schrift zuwider erachtet. Außerdem war die erste dieser Pro-

---

Copernicus über die Verhältnisse der Erde, die jetzt auch in Umlauf gekommen ist, durch die Grundsätze der Astronomie, weil sie den Phänomenen nicht widerspricht, nicht widerlegt werden kann; sie kann jedoch widerlegt werden durch richtige Grundsätze der Naturphilosophie." Endlich glaubte noch im Jahr 1644 Cartesius in seinen Principiis philosophiae einen mittlern Weg zwischen Copernicus und Tycho einschlagen zu müssen.

*) Vergl. in Aschbach's Allgem. Kirchenlexikon den Artikel Galilei von Dr. Clemens.

positionen formell häretisch, die zweite, unter dem theologischen Gesichtspunkte, wenigstens für irrig im Glauben (ad minus erronea in fide) erklärt. In der spätern Verurtheilung (von 1633), welche Venturi*) im Originaltext mittheilt, heißt es: „Du bist im Jahr 1615 bei diesem heiligen Offizium angezeigt worden, daß du als wahr behauptetest die von Vielen gelehrte falsche Doktrin: daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt und unbeweglich sei, und daß die Erde sich bewege, ja sogar eine tägliche Bewegung habe; daß du einige Schüler hättest, denen du die nämliche Lehre vortrügest; daß du über dieselbe in Briefwechsel stündest mit einigen Mathematikern in Deutschland, daß du gewisse Briefe in den Druck gegeben habest, betitelt: von den Sonnenflecken, in denen du dieselbe Lehre als die wahre auseinandersetztest, und daß du auf die aus der heil. Schrift hergenommenen Einwürfe, die dir gemacht wurden, dadurch antwortetest, daß du besagte heil. Schrift deinem Sinn gemäß erklärtest. Und in Folge dessen wurde die Abschrift eines in Form eines Briefes abgefaßten Schreibens beigebracht, welches du an einen deiner Schüler geschrieben haben solltest, und in welchem, in Folge der Lehre des Copernicus, verschiedene Lehren gegen den wahren Sinn und die Autorität der heil. Schrift enthalten sind **)..... Nach diesen Anklagen folgt dann der soeben angeführte Ausspruch

*) Memorie e lettere inedite finora, e disperse di Galileo Galilei, ordinate et illustrate con annotazioni da Cav. Giumbattista Venturi, Gentiluomo Reggieno. Modena, Vol. I. 1818, Vol. II. 1821.

**) Jenes Schreiben ist an den P. Castelli gerichtet. Als diesem von Rom aus das Schreiben abgefordert wurde, erklärte er, dasselbe dem Autor zurückgestellt zu haben. Unterdeß hatte Galilei schon in einem Briefe an seinen frühern Schüler Msgn. Dini den Inhalt jenes frühern bestätigt, mehr aber noch in der (oben auszugsweise gegebenen) langen apologetischen Abhandlung in Form eines Sendschreibens an die verwittwete Großherzogin von Toscana, Christine von Lothringen, worin er die theologische Seite der Frage weit mehr als die astronomische in Betracht zog, und der bisherigen Deutung der Bibelstellen aufs Entschiedenste den Krieg erklärte. In diesem Sendschreiben kam die Stelle vor, welche so vielen Anstoß erregte: er habe einen hohen geistlichen Würdenträger (hiermit war Kardinal Baronius der Historiker gemeint) sagen gehört, der heil. Geist habe uns zeigen wollen, wie man zum Himmel gelange, nicht aber wie die Himmel sich bewegten. Galilei und Rom von A. v. Reumont, Beiträge zur italien. Gesch. Bd. I. Berlin, 1853.

der Qualifikatoren, und dann zum Schlusse: „Aber weil man damals wohlwollend mit dir verfahren wollte, so wurde in der heil. Congregation, welche vor unserm Herrn am 25. Februar 1616 gehalten ist, beschlossen, daß Se. Em. der Herr Kardinal Bellarminus dir befehle, daß du die besagte falsche Lehre gänzlich fahren lassen solltest." Auf diesen Befehl folgten dann noch die Suspensionen und Verbote verschiedener Bücher (5. März 1616), worunter auch das Buch des Copernicus in den Index gesetzt wurde: donec corrigatur, welche Korrekturen auch sofort vorbereitet wurden *). Völlig verboten durch ein besonderes späteres Dekret ward das Buch Kepplers: Epitome Astronomiae Copernicae.

---

*) Diese Verbesserungen erfolgten in einem Dekrete vom 15. Mai 1620, wo die wegzulassenden oder umzuändernden Stellen ausdrücklich angegeben werden. Das eigentlich entscheidende Moment wird in den Worten ausgesprochen: daß jene Stellen korrigirt werden, weil der Verfasser hier nicht eine Hypothese aufstelle, sondern assertorisch über die Stellung und Bewegung der Erde disputire (— — non ex hypothesi, sed asserendo de situ et motu terrae disputat). Alle die Korrekturen — es sind ihrer zehn — lassen, besonders in ihrem Zusammenhang mit dem Ganzen betrachtet, den Rest des Werkes unberührt, und nehmen den Argumenten, welche Copernicus für sein System anführt, ebenso wenig etwas von ihrer Kraft, als sie die Consequenzen schmälern, die er aus seinen Entdeckungen zieht. Die große Achtung, welche man vor Copernicus hegt, ist unverkennbar, nicht minder die Liebe zur wahren Astronomie, und die Anerkennung der Bemühungen eines Gelehrten um tiefere Ergründung einer Wissenschaft. Gerade diese Achtung vor der Wissenschaft mußte aber wegen der schon bezeichneten Widersprüche, in welche man vom Standpunkte des Copernicus aus bei Erklärung der Phänomene auf der Erde verfiel, die Astronomen nöthigen, jene große Entdeckung des Copernicus, so wie sie vorlag, als bloße Hypothese zu behandeln. Das erwähnte Dekret der Congregation des Index beschäftigt sich mit dieser Nöthigung; aber diese ist, wie aus den Korrekturen selbst erhellt, mit einer Schonung und Zartheit in den Formen verhängt, von welcher die Geschichte der weltlichen Censur wenig analoge Beispiele bieten dürfte. Im Eingange des Dekrets heißt es nämlich: „Obgleich die Väter der Congregation des Index der Meinung gewesen sind, daß die Schriften des trefflichen Astronomen (nobilis Astrologi) über die Umwälzung der Welt (de mundi revolutionibus) völlig zu verbieten seien, weil er (was bei einem Christen in keiner Weise zu dulden ist) die der heil. Schrift in ihrer wahren und katholischen Interpretation widersprechenden Grundsätze von der Stellung und

Nachdem man einmal die in Rede stehende Lehre verworfen hatte, war es nothwendig, daß auch die katholische Welt in Kenntniß gesetzt werde, daß die Bewegung der Erde nicht behauptet werden dürfe, es sei denn als Hypothese. Dies geschah

---

Bewegung des Erdballs, nicht als Hypothese, sondern mit Zuversicht und Gewißheit behandelt: so haben sie dennoch, weil darin viele nützliche Dinge für das Gemeinwesen enthalten sind, einmüthig den Beschluß gefaßt, daß die bis auf diesen Tag gedruckten Werke des Copernicus zu erlauben seien, jedoch nachdem diejenigen Stellen nach der hier beigefügten Verbesserung corrigirt worden, in welcher nicht hypothetisch, sondern assertorisch von der Lage und Bewegung der Erde gesprochen ist. — Jene Achtung vor der Wissenschaft, die bei der Fassung dieses Dekretes maßgebend war, ließ indeß auch in dem obigen Ausspruch die Qualifikatoren nicht verkennen. Er stützte sich darauf, daß die beiden angeführten Sätze einestheils absurd und falsch, anderseits der heil. Schrift widersprechend seien. Obwohl sie die Texte der heil. Schrift nicht einzeln anführen, so ist doch so viel klar, daß sie in Beziehung auf die Unbeweglichkeit der Sonne, auf die Ausdrücke der Bibel Bezug nehmen, die von einem Laufe derselben sprechen, weshalb sie die Proposition, die einen solchen läugnet, formell ketzerisch nennen, weil sie der heil. Schrift ausdrücklich widerspreche. Dieses Urtheil setzt voraus, daß es evident und unleugbar sei, daß die Ausdrücke der heil. Schrift, welche von einer Bewegung der Sonne sprechen, in dem eigentlichsten und wörtlichsten Sinne genommen werden mußten, wie sie lauten. Diese unleugbare Evidenz aber ist blos darauf gestützt, daß sie vorausschicken: jene Proposition sei absurd und falsch in der Philosophie. Eben deshalb wird auch der zweite Satz, der die Bewegung der Erde betrifft, weil er weniger handgreiflich dem Buchstaben der Schriftsprache widerstreitet, nicht ketzerisch, sondern blos: „vom theologischen Standpunkte aus betrachtet, zum wenigsten irrig im Glauben" genannt; allein auch das Urtheil über diesen zweiten Satz ist darauf gestützt, daß derselbe absurd und falsch in der Philosophie sei Zur Würdigung und zum richtigen Verständniß dieses Urtheils sind zunächst einige faktische Umstände wohl ins Auge zu fassen. Der Lehre des Copernicus, obwohl auch er die Bewegung der Erde und den Stillstand der Sonne annahm, ist diese Absurdität und Falschheit in der Philosophie, in Beziehung auf seine Erklärung der Erscheinungen am Himmel, niemals vorgeworfen worden. Auch wußte man bereits aus Ptolemäus, daß diese Erscheinungen seinen Annahmen nicht widersprechen. Ja es wurde sogar eben deshalb erlaubt, die Copernicanische Lehre als Hypothese zur Erklärung der Bewegungen am Himmel anzuwenden. Nun wäre es unmöglich gewesen, zu gestatten, daß man eine Häresie, einen Irrthum im Glauben, einen Widerspruch mit der heil. Schrift, wenn auch

in der Form eines einfachen Dekrets der Congregation des Index. Galilei seinerseits hatte sich freiwillig nach Rom begeben, um sich zu vertheidigen. Hier ließ man sich nicht abhalten, wie heftig

---

nur als Hypothese, annehme und sich ihrer bedienen dürfe, und daß man dabei noch den Urheber dieses Irrthums als vortrefflichen Astronomen und sein Werk als „viel Nützliches für das Gemeinwesen enthaltend" hätte loben, und bei der Korrektur ihm so viele Schonung beweisen sollen, wenn jener Vorwurf des Widerspruchs gegen die heilige Schrift sich direkt auf die Lehre des Copernicus von der Bewegung der Erde bezogen hätte. Es bezog sich vielmehr auf die physikalischen Konsequenzen in Beziehung auf die Erscheinungen auf der Erde, und auf die Widersprüche, in welche man mit diesen gerieth. Und in der That ist für die Falschheit, ja die Absurdität in philosophischer (nach dem italienischen Sprachgebrauche, wonach die Naturkunde zur Philosophie gehört) Beziehung nicht zu leugnen, und der Widerspruch gegen die heil. Schrift augenscheinlich. Es lassen sich eine Menge Stellen anführen, welche mit der Lehre von der Bewegung der Erde durch die Luft, wie Galilei sie verstand, wirklich und schlechterdings unvereinbar sind. Endlich ist wohl zu bemerken, daß weder in dem Urtheil gegen Galilei, noch in der Abschwörung des letzteren, noch in den vorausgehenden Dekreten, die Qualifikation der Häresie und des Irrthums im Glauben angenommen ward, obwohl die Qualifikatoren sie vorgeschlagen hatten, sondern man sprach blos von Falschheit und Widerspruch gegen die heil. Schrift. In der geschichtlichen Erwähnung, welche das Urtheil von jenem Befehle thut, der dem Galilei am Morgen des 25. Februar 1616 bekannt gemacht wurde, wird sogar seine Lehre blos als falsche Meinung qualifizirt. — Wollte man hiergegen einwenden: daß es seltsam sei, eine theologische Censur wegen einer absurden und falschen Behauptung auf dem philosophischen Gebiete zu verhängen, so ist dagegen zu bemerken, daß es sich hier nicht von einem Mysterium handelt, welches in der heil Schrift offenbart worden, und welches geglaubt werden muß, sondern blos darum, ob die Worte derselben in ihrem buchstäblichen Sinne verstanden werden sollen. Nun ist es aber eine Regel, daß man die buchstäbliche Bedeutung der Worte verläßt, wo dieselben einen Widerspruch enthalten würden, z. B. wo von den Augen, den Armen Gottes u. dgl. die Rede ist, und umgekehrt, daß man diesen buchstäblichen Sinn nicht aufgeben kann, wenn man durch dieses Aufgeben desselben in eine Absurdität oder in eine offenbar falsche Behauptung verfallen würde, wie dies im vorliegenden Falle geschehen wäre. Die physikalischen Irrthümer, welche sich unabweislich an die Lehre des Galilei knüpfen, enthielten offenbar Absurditäten, und aus diesen leiteten die theologischen Qualifikatoren den Widerspruch gegen den wahren Sinn der heil. Schrift, und folglich die Häresie oder den Irrthum im Glauben her. Die Kongregationen des heil. Officiums

und stürmisch auch die Anklagen der Gegner sein mochten, einen so verständigen wie gemäßigten Mittelweg einzuschlagen. Auf Veranlassung Bellarmins schrieb Dini, wenn Galilei sich darauf beschränke, die Frage vom mathematischen Standpunkt aus zu behandeln, so werde man ihn wohl nicht mehr beunruhigen. Auf ähnliche Weise äußerte sich der Kardinal Maffeo Barberini, wie Bellarmin ein Toscaner und Freund der Wissenschaft. Der Sekretär dieses Kirchenfürsten, der Florentiner Ciampoli, als Lyriker nicht ohne Talent, hatte in Padua Galilei's Vorlesungen beigewohnt und seinem Lehrer dankbare Anhänglichkeit bewahrt, welche er auf jede Weise an den Tag zu legen suchte. „Der Cardinal Barberini, schrieb er an Galilei, welcher, wie Euch aus Erfahrung bekannt ist, Eure Talente und Wissen stets bewundert hat, sagte mir gestern Abend, es scheine ihm das Vorsichtigste, in diesen Fragen nicht über die Ptolemäische oder die Copernicanische Beweisführung hinauszugehen, oder, es genauer auszudrücken, die Grenzen der Physik und Mathematik nicht zu überschreiten" — ein Rath, der bald darauf näher dahin bestimmt ward, daß er wohl thun würde, sich auf die heil. Schrift nicht einzulassen. Allerdings würde Galilei gut daran gethan haben, diesen Rath aufs Strengste zu befolgen *).

Als nun Galilei Anfangs 1616 nach Rom kam, fand er das Terrain sehr verändert. Paul V Borghese, sehr verschieden von Paul III, war kein Begünstiger der freien wissenschaftlichen Forschung, und die religiösen Neuerungen, die in Oberitalien hier und dort waren versucht worden, lassen dies

---

und des Inder milderten zwar, wie wir gesehen, diesen Ausspruch, bestätigten ihn aber in so weit, als sie jene beiden Sätze für falsch erklärten, was diese in Beziehung auf die Erscheinungen auf der Erdoberfläche allerdings waren.. Durch eben diese Irrthümer war denn auch der Ausspruch vollkommen gerechtfertigt, daß die Lehre des Copernicus und des Galilei der Lehre der heil. Schrift und ihrer wahren und katholischen Auslegung widerspreche. In Beziehung auf die Lehre dieser beiden Schriftsteller — und nur von diesen war damals die Rede — ist daher jene Qualifikation unbestreitbar, obwohl sie auf die heutigen geläuterten und verbesserten Ansichten unserer Astronomen und Physiker keine Anwendung mehr leidet. Vergl. loc. cit. in Histor.-pol. Blätt.

*) Vergl. Reumont, a. a. O.

begreifen. Der heftige Streit mit Venedig, welches offen gegen die päpstliche Suprematie kämpfte, und nur nach einem Vergleich sich fügte — ein Streit, in welchem Fra Paolo Sarpi's nicht nur anticurialische, sondern auch antikatholische Prinzipien sich immer mehr entwickelten und gefährliche Intriguen veranlaßten; die schon erwähnten, in seine Zeit fallenden, gefährlichen Neuerungen, endlich der Abfall des Erzbischofs von Spalatro, Marc Antonio de Dominis, hatten das Mißtrauen des Papstes wie das der Inquisition gesteigert. Zudem hatte, wie schon berührt, Galilei durch seine Briefe über die Sonnenflecken, worin die doppelte Bewegung des Erdkörpers von neuem angenommen ward, nochmals Anstoß gegeben. Er hatte sich von seinem Großherzog ein Empfehlungsschreiben an den Kardinal Orsini geben lassen, in der Hoffnung, durch dessen großes Ansehen den Papst und einflußreiche Mitglieder des heil. Kollegiums günstig zu stimmen. Diesem widmete er Anfang Januar seine Abhandlung über Ebbe und Fluth, welche Erscheinungen er ebenfalls, irrigerweise, mit der Erdbewegung in Verbindung brachte. Der Kardinal empfahl auch dem Papste die Angelegenheit mit Wärme, aber Galilei schadete sich selbst durch sein ungestümes Drängen und seinen Eifer, der sich mehr und mehr hinreißen ließ, auf je mehr Hindernisse er stieß. Sein Ungestüm stieg überhaupt mit den Schwierigkeiten, die von Anbeginn seine Bahn verlegten. Und wenn auch seine natürliche Ungeduld aus dem Drang nach Begründung der Wahrheit, aus dem Bewußtsein eigener Ueberlegenheit, aus dem Haß gegen starren Formalismus hervorging, so ließ sie ihn doch oft Klugheit und Behutsamkeit vergessen. Die Schwierigkeiten erhöhten seine Reizbarkeit, machten ihn unbillig und leidenschaftlich, schärften seine Diskussion selbst bis zu Bitterkeit und Hohn und legten somit den Grund seiner späteren Lebensprüfungen. Und trotz alledem, obgleich Galilei's Erscheinen und Auftreten in Rom nicht ungünstiger hätte sein können, ward doch nur der mildeste Weg eingeschlagen. Am 26. Februar (1616) ließ der Papst ihm insgeheim durch Kardinal Bellarmin den Befehl ertheilen: er solle die Meinung, daß die Sonne Centrum des Weltgebäudes und an sich unbeweglich sei, und daß die Erde sich bewege, fallen lassen, diese Meinung demgemäß, auf welche Weise es immer sein möchte, künftig nicht mehr befolgen, noch lehren, noch vertheidigen, sei es durch Schrift oder Wort („Ut opinionem, quot sol sit cen-

trum mundi et immobilis, et terra moveatur, omnino relinquat, nec eam de cetero quovis modo teneat, doceat, aut defendat verbo aut scriptis"). Galileo gelobte, sich dem Verbot zu fügen. („Galileus acquievit et parere promisit").

In der in der Note erwähnten geschichtlichen Darlegung, welche aus Anlaß des späteren Urtheils gegeben wurde, heißt es hinsichtlich dieses Befehls: „Wenn du dich weigern würdest, das zu thun, was dir vom Kommissarius des heil. Officiums befohlen werden würde, nämlich die besagte Lehre fahren zu lassen, und daß du sie weder Andere lehren, noch sie vertheidigen, noch darüber verhandeln dürftest — wenn du dich bei diesem Befehle nicht beruhigen würdest, so solltest du in das Gefängniß gesetzt werden. Und in Vollstreckung dieses Beschlusses wurdest du am folgenden Tage im Palast des obbesagten Herrn Kardinals und in dessen Gegenwart wohlwollend benachrichtigt und ermahnt, und es wurde dir dann vom damaligen P. Kommissarius des heil. Offiziums vor Notar und Zeugen der Befehl*) ertheilt, daß du die besagte falsche Meinung gänzlich fahren lassen sollest, und daß du sie in Zukunft weder vertheidigen noch lehren dürfest, in welcherlei Art es sei, weder mündlich noch schriftlich. Und nachdem du dies versprochen hattest, wurdest du entlassen." Hiermit also schloß damals die Procedur gegen Galilei. Daß derselbe in diesem Prozesse nicht zu einer Abschwörung angehalten worden, beweist ein ihm bei seiner Rückkehr in die Heimath vom Kardinal Bellarmin am 26. Juni 1616 ausgestelltes Zeugniß, welches, wie das spätere Urtheil der Inquisition sagt, von Galilei vorgebracht wurde, „um dich zu vertheidigen gegen die Verleumdungen deiner Feinde, von denen dir vorgeworfen worden, daß du abgeschworen hättest, und von dem heil. Offizium mit einer Buße belegt worden seiest. In jenem Zeugnisse aber wird gesagt, daß du nicht abgeschworen habest, und noch weniger mit einer Buße belegt worden seiest, sondern daß dir allein eine Erklärung unsers Herrn (des Papstes) eröffnet, und von der heil. Congregation des Index publizirt worden sei, des Inhalts: daß die Lehre von der Bewegung der Erde und von dem Stillstande der Sonne der heil. Schrift entgegen sei, und deshalb weder vertheidigt noch behauptet werden dürfe."

*) Ein feierlicher Befehl solcher Art heißt in der Sprache dieses geistlichen Gerichtes precetto.

Galilei, bei dem jedenfalls die katholische Gesinnung rein und lauter war, bemerkt über sein eigenes Verhalten in dieser Angelegenheit: „Ich habe mich so benommen, wie ein Heiliger der Kirche gegenüber weder größere Ehrfurcht noch größern Eifer hätte an den Tag legen können". — Daß es indeß einem Forscher von seiner geistigen Ueberlegenheit hart ankommen mußte, in einer Frage, die er als eine rein wissenschaftliche zu betrachten sich gewöhnt, eine Autorität anzuerkennen, begreift sich, ohne daß man ihn deshalb geistigen Hochmuths und gekränkter Eitelkeit zeihen dürfte. Aber er selbst hat wesentlich dazu beigetragen, die religiöse Frage anzuregen und seinen Gegnern in die Hände zu arbeiten. Noch mehr. Der übermäßige Eifer, mit welchem er, des Systems der römischen Curie unkundig, es versuchte, durch wissenschaftliche Demonstrationen einen veränderten Beschluß herbeizuführen, fügte, statt zu nützen, ihm und der Sache den größten Nachtheil zu *).

Uebrigens ließ Galilei auch wirklich fünfzehn Jahre lang die Frage über die Erdbewegung ruhen. Die Verhältnisse in Rom aber hatten sich unterdeß verändert. Daß im August 1623 Kardinal Maffeo Barberini als Urban VIII zum Papste gewählt worden, mochte ihm als eine äußerst günstige Wendung für seine wissenschaftlichen Forschungen erscheinen, da der Papst als Kardinal sich ihm stets geneigt erwiesen. Dessen Briefe an Galilei bewiesen den Antheil, welchen er an den wissenschaftlichen Entdeckungen des großen Landsmannes nahm. Wie lebhaft diese Zuneigung war, zeigt auch die Widmung eines lateinischen Gedichtes an denselben (1620). Am 8. Juni 1624 schrieb Urban an den Großherzog: „Seit lange umfassen Wir mit väterlicher Zuneigung einen Mann, dessen Ruhm am Himmel leuchtet und die Erde durchwandert, denn Wir haben in ihm nicht nur den Glanz der Wissenschaft erkannt, sondern auch seine aufrichtige Frömmigkeit, und wissen ihn ausgezeichnet in den Fächern, die sich Unserm päpstlichen Wohlwollen leicht empfehlen." Ja nach einer allerdings wenig zuverlässigen Versicherung von Tommaso Campanella soll der Papst, von dem Verbote redend, geäußert haben: „Dies war nie Unsere Ansicht, und hätte es von Uns abgehangen, so wäre dieses Dekret nimmer erlassen worden **).

---

*) Zu vergl. Reumont, a. a. O.

**) Eine andere, und jedenfalls die richtigere Version dieser Aeußerung des

Unter diesen Umständen sah sich Galilei veranlaßt, dem Papste, der ihn äußerst wohlwollend aufnahm und eine Pension für seinen Sohn zusicherte, persönlich in Rom seine Glückwünsche darzubringen, während seine Schrift über die Kometen („Il Saggiatore", 1629) von der naturwissenschaftlichen Gesellschaft der Lincei, welche bereits seine Schrift über die Sonnenflecken hatte drucken lassen, dem Papste gewidmet wurde. Aber dabei blieb Galilei nicht stehen. Ermuntert durch die erwähnten Umstände, ließ er (1632) seinen berühmten „Dialog über die vornehmsten Systeme des Weltgebäudes, das des Ptolemäus und das des Copernicus (Dialogo, dove nei congressi di quattro giornate si discorre sopra i due massimi sistemi del mondo, tolomaico e copernicano)" drucken. Hier sind die Rollen unter drei Redner vertheilt, seine verstorbenen Freunde Sagredo und Salviati und eine imaginäre Person, Simplicio. Alle wissenschaftlichen Gründe für die Erdbewegung werden von den beiden Erstern dargebracht, aber scheinbar ergeben sie sich der Ansicht ihres Gegners, indem sie die eigene als möglicherweise eine fantasia, eine vanissima chimera und solennissimo paradosso erscheinen zu lassen sich resigniren. Diese Form, sowie der gegen den heil. Stuhl höchst unterwürfige Ton der Vorrede mögen die Censoren getäuscht haben. Das Buch erschien sogar zu Florenz nicht blos mit der florentinischen Druckerlaubniß, sondern sogar mit der Approbation der römischen Censur *).

Papstes berichtet Galilei selbst in einem Briefe an den Fürsten Cesi vom 8. Juni 1624. Hier erzählt er, der Kardinal Hohenzollern habe vor seiner Abreise nach Deutschland ihm gesagt, er habe mit Sr. Heiligkeit in Betreff des Copernicus gesprochen ... wie es nöthig sei, hier mit großer Umsicht zu Werke zu gehen, um zu irgend einer bestimmten Entscheidung zu kommen. „Hierauf antwortete Se. Heiligkeit, wie die heil. Kirche sie nicht verdammt habe, sie auch nicht als ketzerisch zu verdammen sei, sondern blos als verwegen (temeraria), aber daß nicht zu befürchten sei, daß irgend einer jemals nachweisen werde, daß sie nothwendig wahr sei."

*) „Die Art und Weise — berichtet Reumont a. a. O. — wie Galilei das Imprimatur für sein Buch erlangte, nachdem Kardinal Bellarmin ihm im Jahr 1616 das förmliche Verbot verkündigt hatte, sich mit der Lehre von der Erdbewegung in einem oder dem andern Sinn (quovis modo) künftig öffentlich zu befassen, hat zu dem formellen Verfahren wider ihn den Anlaß geboten. Da es nun dieser Punkt ist, wo die Prozeßakten allerdings einen Schatten auf seine Aufrichtigkeit werfen,

Diese Schrift, von ihrer Form entkleidet, ist eine Beweisführung für das Copernicanische System. Aber ist hier dasselbe von den ihm anklebenden, hinreichend besprochenen Irrthümern

---

so dürfen die Einzelheiten des Vorfalls hier nicht übergangen werden. Den Gegnern Galilei's wird es nicht schwer, aus den betreffenden Umständen seine Schuld herauszukonstruiren; eben so wenig schwer wird es seinen Vertheidigern, ihn unter Erläuterung des wahren Zusammenhangs in Schutz zu nehmen. Von Mangel an Vorsicht und Ueberlegung aber darf man Galileo weder in diesem Falle noch in frühern freisprechen. Hätte er Bellarmins und Barberini's Rath befolgt, hätte er im Streit über die Kometen den Jesuitenorden geschont, welchem sein vornehmster Gegner Grossi angehörte, wie Msgn. Ciampoli ihm aufs Dringendste rieth, so würde seine ganze Angelegenheit eine andere Wendung genommen haben. Aber er ließ sich immer von seinem Eifer hinreißen. Zu Anfang 1630 schrieb er an seine Freunde, an Cesi (Duca d'Acquasparta, Stifter und Haupt der Lincei), an Marsili, an Buonamici, er sei mit der Revision seiner Dialoge beschäftigt; sobald er die letzte Hand daran gelegt, denke er sich nach Rom zu begeben, um sie zu drucken. In der zweiten Hälfte des Mai kam er denn auch wirklich in Rom an und überreichte das Manuskript dem Padre Maestro del sacro Palazzo oder obersten Büchercensor, dem Dominikaner Fra Niccolo Riccardi aus Genua, seinem ehemaligen Schüler. Riccardi, welcher in den Besprechungen über das Copernicanische System manche Sätze fand, die ihm über Form und Wesen mathematischer Hypothesen hinauszugehen schienen, ließ das Buch durch seinen Amtsgehülfen, den Mathematiker P. Visconti, untersuchen. Dieser änderte manche Stellen ab, und nach zwei Monaten ertheilte der Padre Maestro das gewöhnliche Imprimatur zu dem in Rom zu bewerkstelligenden Druck. Mit dieser Censur kehrte Galileo im Sommer nach Florenz zurück, in der Absicht, wie er an Cioli schrieb, Inhaltsverzeichniß und Widmung anzufertigen, und das Manuskript sodann seinem Gönner Cesi zu senden, um den Druck vornehmen zu lassen. — Da starb Federigo Cesi im August desselben Jahres. Eine pestartige Krankheit machte alle Verbindung zwischen Toscana und dem Kirchenstaat langsam und beschwerlich. Galilei's Freunde drängten ihn, er solle sein Buch in Florenz herausgeben. Er wandte sich an Riccardi, um dessen Genehmigung zu erlangen, aber der Padre Maestro hielt sich nicht für befugt, diese Genehmigung zu ertheilen. Nach langem Hin- und Herschreiben verwandte sich Cioli (Staatssekretär) auf Anlaß des Großherzogs zu Galileo's Gunsten in Rom. Am 24. Mai 1631 schrieb Riccardi dem P. Inquisitor zu Florenz, Fra Clemente Egidio, von den Minoriten-Conventualen von Santa Croce, über die Angelegenheit. Er führte an, daß er dem Verfasser die Druckerlaubniß ertheilt habe, unter der Bedingung, daß nöthige Verbesserungen angebracht und das Buch nach nochmaliger Vergleichung in Rom selbst

gereinigt? Mit Nichten. Galilei verfällt sogar hier in noch mehrere und größere Irrthümer. Er gibt Erklärungen von Erscheinungen auf der Erde, die von allen neuen Astronomen als falsch erkannt sind. So sagt er unter Anderem (vierter Tag): „Die Luft ist als ein zarter und flüssiger Körper nicht fest mit der Erde verbunden. Es scheint daher, daß sie nicht nöthig habe, der Bewegung derselben zu folgen, außer insofern die Unebenheit der Erdoberfläche sie fortreißt, und einen mit ihr zusammenhängenden Theil, der die Spitze hoher Berge nicht um Vieles übersteigt, mit sich fortbewegt. Dieser Theil der Luft widersteht der Bewegung der Erde um so weniger, als er mit Qualm, Rauch und Ausdünstungen angefüllt ist. Diese Stoffe haben Theil an den Eigenschaften der Erde und nehmen folglich Theil an den Bewegungen derselben." Dann nimmt Galilei weiter an, daß die Luft von der Bewegung der Erde nicht vollständig, und nur auf ungleiche Art bewegt werde, und diesem Umstand schreibt er das Entstehen der Passatwinde zwischen den Wendekreisen zu. So erklärt er ferner — ganz so, wie in einem frühern Briefe an den Kardinal Orsini, welcher Brief mit ein Hauptmotiv war zur Einleitung der ersten Untersuchung und der wörtlich in

---

unter die Presse käme; daß der öffentliche Gesundheitszustand ein Hinderniß sei; daß endlich der Inquisitor das Erscheinen in Florenz gestatten könne, unter der Voraussetzung, daß es sich lediglich um mathematische Betrachtungen über das Copernicanische System handle, daß in keinem Fall dessen absolute, sondern nur die hypothetische Wahrheit behauptet und die heil. Schrift ganz aus dem Spiel gelassen werde. Am 19. Juli übersandte dann noch Riccardi dem Inquisitor Anfang und Schluß der Schrift in neuer Fassung, mit der Befugniß für den Autor, den Styl nach seinem Gutdünken zu modeln, wofern der Wortsinn bleibe. So erschien, mit dem doppelten Imprimatur des Padre Maestro (was bei außerhalb Roms gedruckten Büchern nicht Sitte ist) und des Florentiner Inquisitors versehen, das Galilei'sche Buch im Januar 1632." — Es liegt auf der Hand, daß hier nichts Anderes erklärt, beziehungsweise entschuldigt ist, als eben der letztere Umstand, nämlich das Erscheinen der Schrift in Florenz und die Erlangung der doppelten Druckerlaubniß dafür. Die unparteiische Geschichtschreibung kann aber aus der Form der Schrift deren Erscheinen nach dem, was vorausgegangen war, nicht gerechtfertigt finden und es nicht billigen, für die dadurch veranlaßte Wiederaufnahme des Prozesses Galilei's Gegner, am wenigsten den Jesuitenorden, verantwortlich zu machen. Die eigentlichen Kernpunkte der Schrift sind im Texte dargelegt.

den Dialog aufgenommen worden — Ebbe und Fluth des Meeres durch die Schwankungen, welche im Wasser aus der täglichen Bewegung der Erde um ihre eigene Axe, verbunden mit dem Umlaufe der Erde um die Sonne, entstehen. Er spottet über Keppler, der dem Monde und den geheimen Eigenschaften des Meerwassers diese Erscheinung zuschreiben wolle.

Die Stellung Roms auch zu der wissenschaftlichen Seite der Frage ist bereits erläutert. Nun hat Galilei diese seine physikalischen Irrthümer nicht, wie er gelobt fallen lassen, sondern in seinem Dialog nur mit vielen Umschweifen verhüllt. Er hat somit durch Veröffentlichung dieser Schrift das Verbot übertreten, welches im Jahr 1616 an ihn ergangen war, und er hat offenbar den Censoren derselben jenes im Geheimen ihm ertheilte Verbot verhehlt.

Begreiflich machte das Buch bei seinem Erscheinen alsbald ein ungeheures Aufsehen. In Rom aber betrachtete man dasselbe als einen Beweis formellen Ungehorsams Seitens des Galilei, welcher, trotz der von der großherzoglichen Regierung gethanen diplomatischen Schritte, vor das Sant' Ufficio geladen wurde, nachdem der Verkauf seines Buches, zu dessen Prüfung eine Kommission von Theologen und in den Wissenschaften erfahrenen Männern ernannt ward, untersagt worden. Der Sekretär der Breven, Msgn. Ciampoli, welcher seinen alten Lehrer vertheidigte, fiel beim Papste, obgleich er dessen Günstling war, in völlige Ungnade, und der Padre Maestro del sacro Palazzo, Riccardi, verlor, weil er die Druckerlaubniß gegeben, sein Amt. Um diese Strenge des Papstes zu erklären, hat man hervorgehoben, Galilei habe einige Argumente, die gegen seine Meinung sprachen, auf welche ihn Urban VIII aufmerksam gemacht, seinem Peripatetiker Simplicius des Dialogs in den Mund gelegt, und seine Gegner haben nun den Papst zu dem Glauben gebracht, Galilei habe es gewagt, ihn selbst unter jener Maske lächerlich zu machen. Aber der Eifer des Papstes, welcher sich vorher doch als Freund und Wohlthäter Galilei's bewiesen, erklärt sich vollkommen aus dem einfachen Thatbestande, ohne daß es dazu dieses persönlichen Umstandes, den man auf sich beruhen lassen mag, bedarf. Es ist schon hervorgehoben: eben wegen seines großen Ansehens und gelehrten Rufes durfte Rom die Verhöhnung der kirchlichen Autorität nicht dulden, wovon Galilei doch zum Mindesten den Schein auf sich geladen.

Er hatte durch den Ungehorsam gegen den ihm bekannt gemachten Befehl und durch den Bruch seines Versprechens, durch eigene Schuld den Verdacht der Hierarchie auf sich gezogen. Er hatte die ihm gewordene Warnung, daß jene von ihm aufgestellte „falsche Meinung" der Schrift zuwider sei, die Nothwendigkeit, sich auf die Hypothese zu beschränken, mißachtet *).

---

*) Galilei war übrigens tief entmuthigt. Sein vorgerücktes Alter, körperliche Leiden, namentlich die beginnende Augenkrankheit, welche mit Erblindung endete, die Mühseligkeiten der Reise, da zum zweiten Mal Toscana schwer von der Pest heimgesucht und daher alle Verbindung mit den Nachbarländern ins Stocken gerathen war, lasteten nicht minder auf ihm als der Schmerz, vor die Inquisition gestellt und somit ketzerischer Meinungen verdächtig zu sein. Denn er war und blieb im Grunde stets ein glaubenstreuer Sohn der Kirche. In so bedrängten Umständen wandte er sich am 13. Oktober 1632 von Florenz aus an einen der Kardinäle aus der Barberinischen Familie; an welchen, geht aus der Ueberschrift des Briefes nicht hervor, aber wahrscheinlich an den ältern Antonio, des Papstes Bruder, mit folgendem Schreiben, das einen tiefen Blick in sein Inneres gewährt und darum eines der interessantesten von seiner Hand ist: „Daß mein vor Kurzem bekannt gemachter Dialog Widersacher finden würde, dies sahen, wie Ew. Eminenz mir glauben wollen, alle meine Freunde mit mir voraus, indem die Aufnahme meiner früheren durch den Druck verbreiteten Bücher es ahnen ließ, und dies das allgemeine Loos der Meinungen zu sein scheint, welche von den bisherigen gewohnten Lehren auf irgend eine Weise abweichen. Daß aber der Haß Einzelner gegen mich und meine Schriften, blos weil sie den Glanz der ihrigen zum Theil in Schatten stellen, auf die Gemüther verehrter Vorgesetzten den Eindruck machen würde, als wäre mein Werk des Lichtes unwürdig, war mir in Wahrheit unerwartet; so daß der vor zwei Monaten dem Drucker und mir ertheilte Befehl, keine Abdrücke mehr auszugeben, mir schwer aufs Herz fiel. Eine große Erleichterung gewährte mir indeß die Reinheit meines Gewissens, welche mich zu dem Glauben ermächtigte, daß die Erläuterung meiner Absicht mir ohne Mühe gelingen müsse. Und ich wünsche und hoffe, man werde mir Gelegenheit geben, mich auszusprechen, und hielt mich zu gleicher Zeit überzeugt, meine Demuth, Ehrerbietung, Unterwürfigkeit und Anheimgebung aller meiner Gedanken würden hinreichen, die Obern zu überzeugen, daß meine Bereitwilligkeit, zu gehorchen, sie sicherstellte, daß ich auf den geringsten Wink nicht blos nach Rom, sondern ans Ende der Welt mich begeben würde. Unter diesen Umständen kann ich nicht verhehlen, daß der mir vor Kurzem im Namen der Congregation des Sant' Uffizio zugegangene Befehl, innerhalb des laufenden Monats vor diesem Tribunal zu erscheinen, eine Quelle tiefer Betrübniß ge-

In die Geschichte dieses Prozesses gewährt ungetrübten Einblick die aus 31 Briefen, geschrieben vom 15. August 1632 bis zum 3. Dezember 1633, bestehende Korrespondenz zwischen dem

---

wesen ist. Denn ich kann nicht umhin zu bedenken, daß die Früchte meiner vieljährigen Studien und Anstrengungen, welche ehedem meinem Namen einen nicht schlimmen Klang bei den Gelehrten der ganzen Welt verliehen, jetzt in Anschuldigungen meines guten Rufes sich verwandelt haben, indem sie meinen Widersachern Grund geben, gegen meine Freunde aufzustehen und nicht etwa meinem Lob, sondern meiner Rechtfertigung den Mund zu schließen durch den Einwurf, daß ich am Ende eine Vorladung der Inquisition verdient habe; ein Verfahren, welches nur gegen solche angewandt wird, die sich schwerer Sünden schuldig gemacht haben. Dies betrübt mich so, daß ich die Zeit verwünsche, welche ich auf diese Studien verwandt, durch die ich mich über den täglich betretenen Pfad der Wissenschaft einigermaßen erheben zu können wünschte und hoffte. Ich bereue nicht nur, der Welt einen Theil meiner Arbeiten mitgetheilt zu haben, sondern verspüre Lust, das mir in Händen Gebliebene zu unterdrücken und den Flammen zu übergeben und so ganz die Wünsche meiner Feinde zu erfüllen, denen meine Gedanken so sehr zur Last sind. — Dieses, Eminenz, ist die Betrübniß, welche mich ohne Rast verfolgt, welche, da sie die Last von siebenzig Jahren und manchen körperlichen Leiden noch durch beständige Schlaflosigkeit vermehrt, mich beim Antritt einer langen und durch besondere Umstände beschwerlichen Reise vergewissert, daß ich nicht lebend das Ziel erreichen werde. Von dem uns Allen innewohnenden Verlangen der Selbsterhaltung gedrängt, habe ich daher gewagt, die Verwendung Ew. Eminenz anzurufen, ermuthigt durch die unaussprechliche Güte, welche Jeder und ich selbst durch öftere Erfahrung erprobt. Ich bitte Sie also, mir die Gnade zu erzeigen, diesen weisen Vätern meinen gegenwärtigen bedauernswerthen Zustand vorzustellen, nicht zu dem Zwecke, einer Rechnungslegung über meine Handlungen zu entgehen, welche ich im Gegentheil sehnlich wünsche, da ich überzeugt bin, dabei nur gewinnen zu können: sondern blos damit das Gehorsamen mir erleichtert und mir Vertrauen geschenkt werde. Der Weisheit der ehrwürdigen HH. Kardinäle wird es nicht an Mitteln fehlen, auch durch Güte ihren Zweck zu erreichen. Mir schweben in diesem Augenblick zwei Wege vor. Der eine ist, daß ich bereit bin, mit dem genauesten Detail und der größten Gewissenhaftigkeit den ganzen Zusammenhang der von mir seit dem Tage, wo der Streit über das Buch des Copernicus und sein erneuertes System begann, gesagten, geschriebenen und gewirkten Dinge schriftlich aufzusetzen, worin ich so gewiß bin, die Aufrichtigkeit meiner Gesinnung und meine reine und eifrige Zuneigung zur heil. Kirche und ihrem obersten Lenker an den Tag zu legen, daß Niemand, der leidenschaftslos

damaligen toskanischen Gesandten in Rom, Francesco Nicolini, und dem Bali Andrea Cioli, Staatssekretär des Herzogs. Diese Berichte des Gesandten*) enthalten, Tag für

und vorurtheilsfrei ist, in Abrede stellen wird, daß ich so katholisch-fromm verfahren bin, wie keiner von den Vätern, die man mit heiligem Namen bezeichnet, mehr zu thun im Stande gewesen wäre. Ich besitze alle Schriften, die ich über diesen Gegenstand hier und in Rom aufsetzte und welche, ich wiederhole es, Jeden überzeugen werden, daß ich nur deshalb an dieser Streitfrage theilgenommen habe, um meinen Eifer für die heil. Kirche zu zeigen und ihren Dienern die Resultate vorzulegen, die ich aus langen Studien geschöpft, und deren der Eine und Andere von ihnen, als unklarer und dem gewöhnlichen Kreise ihrer Thätigkeit fernliegender Dinge, bedürftig sein konnte. Ich bin überzeugt, daß es mir leicht wird, zu zeigen, wie bei diesem Vorhaben die hier und dort in den Büchern der Kirchenväter niedergelegten Ansichten und Urtheile mir eine wirksame Aufforderung waren, und wie endlich die letzte Bestätigung solchen Entschlusses mir durch Anhörung einer kurzen aber heiligen und bewunderungswürdigen Rede ward, welche wie ein Echo des heil. Geistes unerwartet aus dem Munde eines durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten, durch Heiligkeit des Lebens ehrwürdigen Mannes kam. Dieser Ausspruch war ein solcher, daß er in weniger denn zehn mit der geistvollsten Feinheit aneinandergereihten Worten in sich enthielt, was in langen Auseinandersetzungen in den Büchern der heiligen Väter zerstreut sich findet. Ich verschweige bis jetzt diesen bewunderungswürdigen Ausspruch und den Namen seines Urhebers, da es mir sowohl vorsichtig wie passend erscheint, niemand in die gegenwärtige Lage hineinzuziehen, in welcher blos meine Person in Betracht kommt. — Gelingt es mir, solche Gunst zu erlangen, o wie zuversichtlich hoffe ich dann, daß meine Unschuld von diesen weisen und gerechten Vätern erkannt und bezeugt werden wird, und daß sie über die Kunstgriffe Jener sich wundern werden, welche nicht durch Gottesfurcht bewogen, sondern durch Haß, nicht etwa wider diese oder jene Meinung, sondern gegen meine Person, verblendet und angetrieben wurden, den ersten Stein aufzuheben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß eine Bitte, die mir so billig scheint, mir abgeschlagen werde, um so mehr als

*) Von Venturi mitgetheilt. Die in Florenz seit 1842 erscheinende, von Eug. Alberi besorgte Gesammtausgabe von Galilei's Werken enthält in Bd. 6 bis 9 den bedeutendsten Theil seiner Korrespondenz. Msgn. Marino Marini, Präfekt des Vaticanischen Archivs, hat in seinem zu Rom 1850 erschienenen Buche „Galileo e l' Inquisizione, Memorie storico-critiche" eine urkundliche Darstellung des Prozesses gegeben, auf Grund der unter Napoleon I. nach Paris gebrachten, aber nun wieder in Rom befindlichen Akten.

Tag, die diplomatische Geschichte jener berühmten Untersuchung, und insbesondere der damaligen Anwesenheit Galilei's in Rom. Er traf daselbst am 16. Februar 1633 ein und nahm seine Woh-

---

deren Gewährung nicht hindert, den bereits versuchten Weg aufs Neue einzuschlagen. Und wer würde mir diese schriftliche Audienz verweigern, wer würde mich nicht lieber einer aus den erwähnten Gründen für meine Schwäche unübersteiglichen Anstrengung entheben, wenn ich ihn versichere, daß er, nach Anhörung meiner Vertheidigung mit meinem Zustand Mitleid fühlen und die Qual, welche ich bisher in Folge der, ich fürchte, absichtlich unwahrer Beschuldigung Anderer getragen, ihm eine überschwengliche Strafe für mein Vergehen scheinen wird, wenn je der Schatten eines Vergehens da ist? Sollte meine Vertheidigungsschrift nicht in Hinsicht aller mir zur Last gelegten Punkte vollkommen genügen, so kann man mir die einzelnen Schwierigkeiten bezeichnen, auf welche ich nicht verfehlen werde zu antworten, was Gott mir eingeben wird. — Ich besorge aber, Em., daß meine Widersacher nicht mit gleicher Bereitwilligkeit sich einfinden werden, wenn es darauf ankommt zu Papier zu geben, was sie vielleicht mündlich und ad aures gegen mich ausgesprochen haben, wie ich mich anbiete, meine Vertheidigung schriftlich zu führen. Will man aber endlich meine geschriebene Rechtfertigung nicht annehmen, sondern besteht darauf, dieselbe mündlich zu haben, so sind hier Inquisitor, Nuntius, Erzbischof und andere hohe geistliche Beamten, denen auf jeden Ruf mich zu stellen ich völlig bereit bin. Denn mir scheint, daß noch wichtigere Dinge vor solchen Gerichtshöfen verhandelt werden. Andererseits ist's nicht wahrscheinlich, daß unter den wachsamen und scharfblickenden Augen derer, welche mein Buch durchsahen mit ausgedehnter Machtvollkommenheit wegzulassen, hinzuzufügen und zu ändern, Irrthümer hätten unbemerkt stehen bleiben können, von solcher Wichtigkeit, daß ihre Verbesserung oder Bestrafung die Befugnisse der Obern in dieser Stadt übersteigen dürfe. Diese, Eminenz, sind meine Vorschläge, mein Leben zu retten und zugleich dem erlauchten Gerichtshof Genugthuung zu verschaffen. Ew. Em. bitte ich nun, dieselben vorzulegen und mich zu entschuldigen, wenn ich aus Unwissenheit irgend einen Irrthum begangen habe. Endlich aber, wenn weder mein hohes Alter noch meine vielen körperlichen Gebrechen, noch Betrübniß und Kummer, noch die Beschwerden einer unter den gegenwärtigen Umständen langen und ermüdenden Reise von diesem hohen und heiligen Gerichtshof hinreichend erachtet werden, irgend einen Erlaß oder mindestens Aufschub zu erlangen, so werde ich die Reise antreten, den Gehorsam höher achtend denn das Leben. Und hiemit ꝛc. ꝛc." — Es war aber alle Verwendung, die mehrseitig ins Werk gesetzt wurde, fruchtlos. Vergeblich legte auch der toskanische Gesandte ärztliche Zeugnisse vor, welche Galilei's Krankheit bescheinigten. So meldete der Gesandte am 13. November: Die Cardinäle Antonio Berberini und Ginetti hätten sich

nung beim Gesandten im Palazzo di Firenze, heute noch der toskanische Gesandtschaftspalast. Nicolini gab dem Papste von seiner Ankunft Kunde, und dieser erklärte ihm darauf, daß er, Galilei zu Gefallen und wider den sonstigen Gebrauch, gestatten wolle, daß derselbe sich in des Gesandten Hause aufhalte, statt in dem Gebäude des Sant' Uffizio. Nicolini berichtet weiter, daß der Papst, nach andern Gesprächen, die er anführt, zu der Aeußerung übergegangen: daß Galilei überhaupt übel berathen gewesen sei, als er jene Meinungen öffentlich bekannt gemacht habe; er habe zwar erklärt, daß er bloß hypothetisch von der Bewegung der Erde handeln wolle, nichtsdestoweniger aber, indem er die Argumente dafür angeführt, mit der größten Sicherheit und Bestimmtheit gesprochen, und somit den Befehl übertreten, der ihm im Jahr 1616 durch den Kardinal Bellarmin ertheilt worden sei — in welchen Worten des Papstes, beiläufig bemerkt, die Summe aller gegen Galilei erhobenen Anklagen liegt. Seine Schuld ward in seinem Ungehorsam gegen den ihm feierlich ertheilten Befehl gefunden und um diesen Punkt handelte es sich auch hauptsächlich in seinen noch näher zu erwähnenden Verhören.

Inzwischen war man von Florenz aus auf's Eifrigste zu Gunsten des Angeklagten thätig, an die einflußreichsten Mitglieder des Tribunals wurden Empfehlungsschreiben gerichtet. Dasselbe verfuhr, in römischer Weise, mit großer Gelassenheit und Vorsicht, dem Angeklagten, der auch in Folge dessen mehr und mehr auf einen günstigen Ausgang hoffte, volle Zeit lassend, sich zu sammeln und mit seinen Freunden zu berathen. Am 9. April berichtet der Gesandte: „Als ich heute Morgen die Gelegenheit benützte, mit Sr. Heiligkeit über diese Sache zu reden, bezeugte mir der Papst sein Mißfallen über dieselbe, die ihm sehr folgenreich und bedeutsam für die Religion erscheint. Da nun der Herr Galileo seine Behauptungen mit guten Gründen vertheidigt

zu Gunsten des Angeklagten an den Papst selbst gewandt. „Se. Heil. gab mir zur Antwort, Sie habe Galilei's Brief gesehen, aber dieser könne von der Reise nach Rom nicht entbunden werden. Er möge übrigens langsam nnd in einer Sänfte kommen, und mit aller Bequemlichkeit. Es sei durchaus nöthig', daß er persönlich vernommen werde. Gott möge ihm den Irrthum verzeihen, sich wieder in eine Verwicklung wie die gegenwärtige selbstwillig gebracht zu haben, nachdem Se. Heil. selbst, zur Zeit ihres Kardinalats, ihn einmal daraus befreit habe."

digen zu können glaubt, so habe ich ihn ermahnt, davon abzustehen, um die Verhandlung nicht noch mehr in die Länge zu ziehen; ich habe ihm dagegen zugeredet, sich dem zu unterwerfen, was sie ihm in Betreff der Bewegung der Erde zu glauben vorschreiben werden. Er ist darüber in die tiefste Betrübniß verfallen und von gestern bis heute dermaßen zusammengesunken, daß ich für sein Leben äußerst besorgt bin. Ich habe die Einrichtung getroffen, daß er einen Diener halten kann und keine Bequemlichkeit entbehrt, während wir Alle uns angelegen sein lassen ihn zu trösten, im Verein mit den Freunden und Solchen, welche an den Verhandlungen theilnehmen. Denn er verdient's in Wahrheit, und das ganze Haus, welches ihm von Herzen wohl will, ist um seinetwillen unsäglich traurig."

Wenige Tage später erhielt Galilei Wohnung im Inquisitionsgebäude angewiesen. Am 16. April schreibt der Gesandte: „Galilei stellte sich Dienstags Morgen vor dem P. Kommissarius des Sant' Uffizio und wurde von diesem überaus freundlich empfangen. Er ließ ihm nicht eines der gewöhnlichen, geheimen Zimmer anweisen, in welche man die in Untersuchung befindlichen Gefangenen zu setzen pflegt, sondern die Wohnung des Fiskals des Sant' Uffizio, dergestalt, daß er nicht nur bei den Beamten jenes Gerichtes wohnt, sondern frei im Hause und bis auf den Hof herumgehen darf. Man erlaubt ihm, daß sein eigener Bedienter ihm aufwartet und dort schläft und daß meine Bedienten ihm die Speisen auf sein Zimmer tragen."

Am 25. April schrieb Galilei folgende Zeilen — es ist dies der letzte der vorhandenen Briefe aus der Zeit seines römischen Aufenthaltes — an Bochineri: „Ich schreibe vom Lager, an welches seit sechszehn Stunden heftiges Hüftweh mich fesselt, das nach gewohntem Verlauf noch einmal so lange währen wird. Vor Kurzem besuchte mich der Kommissar und Fiskal, welche die Untersuchung führen: sie haben mir ihr Wort gegeben und ihren festen Entschluß angezeigt, meinen Prozeß zu beendigen, sobald ich im Stande sein werde das Bett zu verlassen und auf diese Zusagen baue ich mehr als auf die früher mir gemachten Hoffnungen, welche sich durch Erfahrung als mehr auf Vermuthungen denn auf Wirklichkeit gegründet erwiesen haben. Daß meine Unschuld und Aufrichtigkeit an den Tag kommen werden, habe ich stets gehofft und hoffe es jetzt mehr als je. Das Schreiben wird mir schwer und ich ende." — — —

Am 1. Mai schrieb der Gesandte: „Herr Galilei wurde mir gestern nach Hause zurückgeschickt.“ — Dann den 8. Juni: „Se. Heiligkeit habe ihm angedeutet, daß die Sache des Galilei bereits beendigt sei und daß dieser die nächste Woche auf das Sant' Uffizio werde gerufen werden.“ — Am 18. Juni meldet der Gesandte, wie er den Papst mehrmals um Beendigung der Untersuchung und Erleichterung der Strafe gebeten. „Was den Zeitpunkt betreffe, erwiderte der Papst, so sei es unumgänglich, daß diese Meinung verboten werde, weil irrig und der Schrift zuwider, die ex ore Dei diktirt sei; was Galilei's Person, so müsse er nach der gewöhnlichen Regel eine Zeitlang hier im Gefängniß bleiben, weil er dem im Jahr 1616 erlassenen Verbot zuwider gehandelt habe. Sobald aber die Sentenz ausgesprochen sei, werde er mich nochmals sehen und darüber nachsinnen, wie die Sache am schonendsten einzurichten sei, um ihm so wenig als möglich wehe zu thun, während sie sich doch ohne eine persönliche Demonstration nicht abmachen lasse. Ich bat ihn dann nochmals, seine gewohnte Menschenliebe den siebenzig Jahren dieses guten Alten angedeihen zu lassen und auf seine Aufrichtigkeit billige Rücksicht zu nehmen. Aber er bedeutete mich, er glaube nicht, daß es ohne zeitweilige Einschließung in einem Kloster, z. B. in Santa Croce zu Florenz, abgehen könne.“ — Den 27. Juni: „Herr Galilei wurde Montag Abend auf das Sant' Uffizio gerufen, wohin er sich, dem Befehle zufolge, Dienstag Morgens begab, um das zu vernehmen, was man von ihm wünschen würde. Nachdem er dort zurückbehalten war, wurde er am Mittwoch in die Minerva vor die Herren Kardinäle der Congregation geführt, wo ihm nicht allein das Urtheil vorgelesen wurde, sondern wo man ihn auch seine Meinung abschwören ließ.“ —

Der Prozeß nahm folgenden Verlauf: Am 12. April erschien Galilei zum Erstenmale vor dem P. Kommissar des Sant' Uffizio, Firenzuola. Befragt, ob er nun den Grund seiner Vorladung wisse, erwiderte er, er vermuthe, dieser Grund sei das Erscheinen seines Buches über die Weltsysteme. Er erläuterte dann die Entstehungsgeschichte dieses Buches und die Ursache, weßhalb er dem Padre Maesti Bellarmin's Verbot verschwiegen — „er habe es nicht für nöthig erachtet, weil er in gedachter Schrift die Meinung von der Bewegung der Erde und dem Stillstehen der Sonne nicht behauptet noch vertheidigt,

sondern das Gegentheil dieser Meinung gezeigt und den Ungrund wie die Unzulänglichkeit der Copernicanischen Gründe dargethan habe." *) Am 30. desselben Monats fand das zweite Verhör statt, welches wieder hauptsächlich das Verbot und den Dialog zum Gegenstande hatte. Der Angeklagte hielt eine lange Rede, die mit folgender Erklärung schloß: „Wird mir, wie ich wünsche, Gelegenheit und Zeit vergönnt, so ist es meine Absicht, deutlichst darzuthun, daß ich die verworfene Meinung von der Erdbewegung und dem Stillstehen der Sonne mit nichten getheilt, und ebenso wenig sie jetzt für wahr halte. Den Anlaß zu finden wird mir leicht werden, da in dem von mir herausgegebenen Buche die Interlocutoren sich verabredet haben, noch einmal zusammen zu kommen, um über andere naturwissenschaftliche Gegenstände mit einander zu reden. Da ich bei solcher Gelegenheit eine oder zwei Unterhaltungen werde hinzufügen müssen, so verspreche ich die zu Gunsten der gedachten falschen und verworfenen Meinung angeführten Gründe nochmals vorzunehmen und auf die bündigste Weise, die unser barmherziger Herr Gott mir eingeben wird, zu widerlegen. Ich bitte demgemäß diesen hohen Gerichtshof mir bei diesem guten Vorsatze behülflich zu sein und mir dessen Verwirklichung möglich zu machen." — Im dritten Verhör am 10. Mai brachte Galilei seine Vertheidigung vor. Sie betraf nur formelle Punkte. Er erklärte sich noch einmal über das Verschweigen des Verbots. Er habe um so weniger dessen erwähnen zu müssen geglaubt, weil in demselben die Klausel, überhaupt über die Weltsysteme zu schreiben (quovis modo docere), nicht enthalten gewesen sei, so daß er das Vorhandensein einer solchen Klausel in dem Inquisitionsdekret selbst nicht habe annehmen können. In Bezug auf das Buch habe er jeder Verbindlichkeit nachzukommen geglaubt, indem er dasselbe dem obersten Censor zur Untersuchung und Korrektur zustellte, so daß er hoffen dürfe, von dem Vergehen willkürlichen Ungehorsams freigesprochen zu werden. Im Uebrigen aber stelle er sich und seine Sache der Gnade und Barmherzigkeit des hohen Gerichtshofes anheim.

Das Urtheil erfolgte in der vierten Sitzung, am 21. Juni,

---

*) „Es ist leicht begreiflich, daß diese, in Mehrheit sehr ungenügende ja schwerlich ganz aufrichtige Antwort die Richter nicht befriedigen konnte." Reumont a. a. O.

nachdem Galilei sich seit zwei Tagen wieder im Inquisitionsgebäude befand. In dem Urtheil heißt es: „Wir verdammen dich zum förmlichen Gefängniß (carcere formale) dieses heil. Officiums, auf so lange Zeit es uns gefallen wird.“ Auch in dem Precetto von 1616 war die Drohung hinzugefügt, daß er, im Falle der Uebertretung, werde in's Gefängniß gesetzt werden, Allein dennoch hat Galilei weder vor noch nach seiner Verurtheilung eine eigentliche und förmliche Gefängnißstrafe, geschweige denn die Tortur oder irgend eine körperliche Mißhandlung erlitten *). So lange er in Rom verweilte, wohnte er wiederum

*) Die dieß behaupten, stützen sich auf die Worte des Verurtheilungsdekrets, welche sich auf die von ihm geforderte Erklärung über die wahre Intention, nicht den Wortlaut der Dialoge beziehen. „Da uns aber schien, heißt es darin, als habest du in Betreff deiner Absicht nicht die ganze Wahrheit gesagt ... so haben wir nöthig erachtet, zur strengen Untersuchung zu schreiten, in welcher du katholisch geantwortet hast (Cum vero nobis videretur, non esse a te integram veritatem pronuntiatam circa tuam intentionem ... judicavimus necesse esse venire ad examen rigorosum tui in quo respondisti catholice).“ Das Examen rigorosum soll, nach dem Inquisitions-Vocabular, nichts anders als die Tortur sein. Die Behauptung war aber nur so lange aufrecht zu erhalten, als die Prozeßakten nicht zugänglich waren. Dieselben befanden sich zur napoleonischen Zeit in Paris in den Händen Delambre's, des Geschichtschreibers der neuern Astronomie. Dieselben gelangten in den letzten Jahren Gregor's XVI. wieder nach Rom und Pius IX. ließ sie neuerdings im vaticanischen Archiv niederlegen. Marini, der Präfekt dieses Archivs, welcher bei seiner Anwesenheit in Paris als geistlicher Kommissär die Akten trotz aller Verwendung nicht wieder zu erlangen vermochte, bezeugt, daß die Akten des Originalprozesses, wornach er sein schon zitirtes Werk bearbeitete, vollständig sind. Von Tortur ist aber nicht eine Spur darin. — Und es war auch, bemerkt Reumont a. a. O., von vornherein so wenig Grund daran zu glauben — die rücksichtsvolle Behandlung des Verhafteten und seine Rüstigkeit nach Beendigung des Prozesses sprechen so entschieden dagegen — daß diejenigen, welche es sich zur Aufgabe machten, die Inquisition anzuklagen, zu einer Fiktion ihre Zuflucht nahmen. Es ist wahr, daß die ganze Sache in einen geheimnißvollen Schleier gehüllt ward und keiner von Galilei's Freunden, aus Furcht vor dem entsetzlichen Tribunal, das seine Arme nach allen Seiten im Dunkel ausstreckte, darüber auch nur zu reden wagte: aber nach Frankreich, nach Holland und Deutschland, wo man an dem großen Philosophen so warmen Antheil nahm, hätte doch etwas davon gelangen müssen. Galilei selbst hat über die Vorgänge während der Untersuchung nichts ge-

bei dem toskanischen Gesandten und zwar in dessen auf Trinita dei Monti herrlich gelegenen Villa. Noch am 27. Juni schreibt der Gesandte an den Staatssekretär nach Rom: „Diese Strafe (des Gefängnisses) wurde sofort von Sr. Heiligkeit in eine Relegation oder Confination in den Garten von Trinita dei Monti verwandelt, wohin ich ihn Freitags Abends führte, und wo er sich jetzt befindet." Dann wurde ihm erlaubt, sich nach Siena zu seinem Freunde, dem Erzbischofe Piccolomini, zu begeben, „jedoch solle er sich guten Conversationen zugeben." *) — Am 10. Juli meldet der Gesandte: „Herr Galilei reiste am Mittwoch Morgens frisch und gesund nach Siena ab." — Unter'm 3. Dezember theilte der Gesandte ihm mit, daß Se. Heiligkeit es zufrieden sei, „daß er seine Villa zu Arcetri bei Florenz beziehe, und sich dort bis auf weitern Befehl aufhalte, jedoch ohne Akademieen, große Gesellschaften und andere ähnliche Beweise von Mangel an Unterwerfung zu geben." So begab er sich nach Arcetri, wo er bis zu seinem Tode (8. Januar 1642) blieb. Im Sommer 1638 erhielt er die Erlaubniß, sich nach Florenz bringen zu lassen, um in schwerer Krankheit Hülfe zu suchen. Seit dem Ende des vorhergehenden Jahres hatte das größte körperliche Unglück, Erblindung, ihn betroffen, und in einem Briefe an Diodati (vom 7. August) schildert er seinen jammervollen Zustand mit dem Schlußsatz: „Nimmt mein Uebel zu, wie es in den letzten drei bis vier Tagen gethan, so fürchte ich, daß es

---

sagt. Es gibt wohl einen Brief unter seinem Namen, welchen er von der Villa zu Arcetri aus bald nach seiner Ankunft daselbst an seinen Freund und Mitarbeiter den P. Renieri geschrieben haben soll, und welcher zuerst von Tiraboschi in seiner Literaturgeschichte, dann von Venturi u. A. abgedruckt worden ist; ein Brief, auf welchen sich noch Libri (Hist. des sciences mathématiques en Italie) bezieht, obgleich er bei all seinem Haß gegen Rom nicht umhin kann, in einer Anmerkung Zweifel an dessen Aechtheit auszudrücken; aber als Libri schrieb, wußte schon Jeder, und besser als die Meisten Libri selbst, was auf seine literarische Ehrlichkeit gerade kein vortheilhaftes Licht wirft, daß der Brief auf einer bloßen Täuschung beruhte und zusammengestoppelt war. Es ist ein Fabrikat, welches ein Duca Cartani mit Hülfe seines Bibliothekars anfertigte, wie es heißt, um Tiraboschi einen Possen zu spielen. (Cantu hält zwar das Schriftstück für interpretirt, im Wesentlichen aber für ächt.)

*) Es erfolgte diese Verfügung auf eine Bittschrift Galilei's.

mit dem Briefediktiren ein Ende hat." Daß zu diesen zunehmenden körperlichen Gebrechen andere noch schlimmere Prüfungen und Leiden sich gesellten, daß Galilei, immerhin bis an sein Lebensende der Freiheit beraubt, schwer litt unter dem über ihn verhängten geistigen Druck, obgleich er wieder begonnen, wissenschaftlichen Arbeiten sich hinzugeben und an ihnen Geschmack zu finden — es läßt sich wahrlich nicht verneinen! *) Aber ebenso wenig, daß, wenn in seiner Sache das Gebiet der Kirche und das der Wissenschaft auf unheilvolle Weise vermengt worden, dies nicht ohne seine wesentliche Schuld geschehen war.

Die beiden Sätze, die er abschwören mußte, sind einfach folgende: daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt und unbeweglich, und daß die Erde nicht der Mittelpunkt sei und daß sie sich bewege. Die Abschwörungsformel lautete nämlich (nach Venturi) wörtlich wie folgt: „Nachdem mir ein Befehl desselben heil. Officiums gerichtlich intimirt worden ist, daß ich die falsche Meinung völlig aufgeben solle, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt und unbeweglich, und daß die Erde nicht Mittelpunkt sei, und daß sie sich bewege, und daß ich die besagte falsche Lehre nicht behaupten, vertheidigen oder lehren dürfe, auf welche Art es sei, weder mündlich noch schriftlich, und nachdem mir angekündigt worden ist, daß die besagte Lehre der heil. Schrift zuwider ist, habe ich ein Buch geschrieben und in den Druck gegeben, in welchem ich die besagte, schon verdammte Lehre abhandle, und Gründe von großem Gewicht zu ihren Gunsten beibringe, ohne irgend eine Lösung hinzuzufügen, so bin ich als der Häresie schwer verdächtig erachtet worden, das heißt, behauptet und geglaubt zu haben, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt und unbeweglich, und daß die Erde nicht Mittelpunkt sei und daß sie sich bewege. Deshalb schwöre ich ab, verfluche und verabscheue die obbesagten Irrthümer und Häresien, und im Allgemeinen jedweden andern Irrthum und Sekte, welche

*) Das bekannte (übrigens zu seiner Zeit ganz unbekannte) „E pur si muove!" beruht — wie Reumont bemerkt — auf einer bloßen durchaus unwahrscheinlichen, ja unmöglichen Tradition: aber die Tradition spreche in zwei Worten des Mannes innersten Seelenzustand aus. Uebrigens bildet das Schicksal des Galilei immerhin einen grellen Gegensatz zu der schnöden Behandlung, die in gleicher Sache seinem unsterblichen Zeitgenossen Keppler von Seiten der lutherischen Theologen von Tübingen widerfuhr!

der obbesagten heil. Kirche zuwider sind." Es ist wohl zu bemerken, daß hier die beiden Sätze nicht als häretisch, sondern nur als solche bezeichnet werden, die einen schweren Verdacht der Häresie begründen, und dies zwar, weil sie, wie die Abschwörung sagt, eine falsche Meinung enthalten, und weil Galilei bedeutet war, daß sie der heil. Schrift zuwider seien. Konnten also auch die Stellen der Schrift, von denen die Rede war, auf eine seinem Sinne entsprechende, an sich gar nicht verwerfliche Weise auslegen, so genügte diese Auslegung doch nur in Beziehung auf die Erscheinungen am gestirnten Himmel, nicht aber in Hinsicht auf die Widersprüche und Irrthümer, in welche eben diese Lehre sich in Hinsicht auf die Erscheinungen auf der Erde verwickelte. In dieser Hinsicht und in ihrem Zusammenhange mit der Lehre des Galilei genommen, waren und blieben jene beiden condemnirten Sätze also immer der heiligen Schrift widersprechend, und dieß vorausgesetzt, erklärt sich die Nothwendigkeit einer Abschwörung *).

) „Aber auch für sich allein, und blos in Beziehung auf die Erscheinungen am Himmel genommen, enthält die Abschwörungsformel, wie sie gefaßt ist, nichts, was der Wahrheit oder der innern Ueberzeugung Galilei's zuwider gewesen wäre. Der erste Satz, den er abschwören mußte, besagt, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt und unbeweglich sei. Die entgegengesetzte Wahrheit ist demnach: daß die Sonne nicht das Centrum der Welt und nicht unbeweglich sei. Nun konnte aber auch Galilei schwerlich in Abrede stellen, daß die Sonne in Beziehung auf die Fixsterne nicht der Mittelpunkt sei, und eben so wenig konnte er einen Umlauf derselben um die Sonne behaupten. Heute neigen alle Astronomen zu der Annahme hin, daß die Sonne mit allen ihren Planeten und deren Monden selbst nur einen Theil eines größern Sonnensystems bilde, und daß sie sich um einen uns unbekannten Mittelpunkt bewege. Noch weniger konnte Galilei läugnen, was der Augenschein lehrt, daß die schweren Körper auf der Erde gegen den Mittelpunkt der Erde und nicht gegen die Sonne fallen, daß diese also auch nicht in diesem Sinne Mittelpunkt sei. Hätte ferner Galilei die größte Entdeckung Kepplers, seines Zeitgenossen, angenommen und richtig gewürdigt, so hätte er den Satz: daß die Sonne nicht der Mittelpunkt der Welt sei, selbst in Beziehung auf die Erdbahn zugeben können. Nach Kepplers Berichtigung des copernicanischen Systems beschreiben nämlich die Planeten nicht eigentliche Kreise, sondern Ellipsen um die Sonne, und die Sonne steht nicht in deren Mittelpunkt, sondern in einem Focus dieser Ellipsen). Was

*) Laplace (Exposition C. V, 4) macht in Beziehung auf die von Keppler entdeckten Gesetze folgende richtige Bemerkung: Descartes lui-même et

In Folge des Urtheils gegen Galilei wurde sein „Dialog" in den Index gesetzt, das Urtheil selbst aber mit der Abschwörung allen Vicarien der römischen Inquisition, damit diese allen

Galilei, qui pouvaient tirer le parti le plus avantageux de ces lois, ne paraissent pas en avoir senti l'importance. Galilei pouvait alléguer en faveur du mouvement de la terre l'une de plus fortes preuves de ce mouvement, la conformité, avec les lois du mouvement elliptique de toutes les planètes, et surtout avec le rapport du carré du tems des revolutions au cube de moyennes distances au soleil. Mais ces lois ne purent être géneralement admises, qu'après que Newton en eut fait la base, de sa théorie du système du monde.

die Abschwörung des andern Punktes betrifft: daß die Sonne unbeweglich sei, so mußte dies noch geringere Schwierigkeiten für Galilei haben. Er selbst hatte aus dem Fortrücken der Sonnenflecken auf einen Umschwung der Sonne um ihre eigene Achse geschlossen, deren Periode er auf ungefähr 25½ unserer Tage bestimmt. So stimmte also der Satz, daß sich die Sonne bewege, mit Galilei's eigener Ueberzeugung vollkommen überein. — In Bezug auf die Erde schwur er als einen Irrthum ab: daß sie nicht Mittelpunkt sei. Allein auch er wußte, daß sie für alle Körper allerdings Mittelpunkt sei, und nachdem in der Abschwörungsformel der Beisatz: „der Welt" gestrichen war, so konnte er keinen Anstand nehmen, den so gefaßten Satz seiner Ueberzeugung gemäß zu finden. — Ferner schwur er ab: daß die Erde sich bewege, wobei die Worte gestrichen waren: „sogar mit einer täglichen Bewegung". Hierdurch bekommt der Satz einen Sinn, in welchem allerdings von der Erde gesagt werden muß, daß sie unbeweglich sei, und wodurch andererseits nur jene Bewegung (durch die Luft von einem Orte zum andern) ausgeschlossen wird, welche in zahlreiche Widersprüche verwickelt. Ebenso muß sie in Beziehung auf ihre physische Beschaffenheit unbeweglich genannt werden, wie dies nicht nur der Augenschein, sondern auch die heil. Schrift lehrt. Gerade hievon und von der Beseitigung der, an die entgegengesetzte Lehre sich knüpfenden Irrthümer war aber die Rede. Nun hatte Galilei gerade eine solche Bewegung behauptet; wir haben aber auch oben gesehen, in welche Irrthümer und Widersprüche er auf diesem Wege gerieth. Kann also einerseits behauptet werden, daß die Sonne mit ihren Planeten und deren Monden sich durch den unermeßlichen Raum des Himmels bewege, so muß andererseits auch der Erde in gewissem Sinne eine Unbeweglichkeit beigelegt werden, und Galilei's Abschwörung hat also, auf ihren wahren Werth zurückgeführt, nur den Sinn, daß darin jene, in Kollision mit der Luft geschehende, örtliche Bewegung der Erde verworfen, der Widerspruch derselben mit der heil. Schrift anerkannt, und das neu aufgestellte System der Bewegung der Himmelskörper in sofern als falsch bezeichnet wird, als es die eben erwähnten Irrthümer in sich schließt. — Uebrigens kann und soll hier in keiner Weise geläugnet werden, daß in den Begriffen der damals Lebenden, und namentlich auch der Gegner von Galilei, in Beziehung auf

Lehrern der Philosophie und Mathematik davon Kenntniß geben konnte, mitgetheilt. Den Standpunkt, aus welchem die Inquisition selbst die Sache betrachtete, erkennt man aus dem offiziellen Schreiben des Cardinals von S. Onofrio an den Inquisitor von Venedig vom 2. Juli 1632, mitgetheilt von Venturi. Es wird dem Galilei hier blos zur Last gelegt, daß er dem ihm geschehenen Verbote zuwider gehandelt und in dem von ihm in den Druck gegebenen Buche vorgegeben habe, hypothetisch von der besagten Meinung handeln zu wollen, dagegen aber dergestalt davon gehandelt habe, daß er sich schwer verdächtig gemacht, er behaupte diese Meinung als ausgemachte Wahrheit.

Im Jahre 1641, dem vorletzten seines Lebens, kam Galilei noch einmal auf diese Meinung zurück, aber nur, um sie zu verwerfen. Er thut dies in einem von Arcetri 29. März datirten Briefe an Francesco Rinuccini, toskanischen Residenten in Venedig und später Bischof von Pistoja, der, wie sein Bruder, der berühmte Erzbischof von Fermo und Nuntius in Irland, sein Schüler gewesen. Rinuccini hatte einen Zweifel an der Erdbewegung geäußert, worauf Galilei mit den jeden-

---

die weltlich-wissenschaftliche Seite der Frage, eine gewisse Verwirrung herrschte, und daß man die wahre Lage der Dinge keineswegs so klar und scharf auffaßte, wie dies der heutigen Zeit möglich ist, welche durch die wahren Fortschritte der Astronomie und Physik in den Stand gesetzt ist, von dem Standpunkte ihrer bessern Kenntniß und tiefern Einsicht aus, Wahrheit und Irrthum in der Lehre des Galilei mit Sicherheit und Schärfe von einander zu scheiden. Man hielt sich damals einfach und hauptsächlich an das Faktum des Widerspruchs mit der h. Schrift und ließ, nachdem Galilei sein Versprechen gebrochen und sich widerspenstig gegen den Befehl der Kirche und ihres sichtbaren Oberhauptes bezeigt hatte, ihn jene Sätze widerrufen und abschwören, in welcher das Aergerniß des Widerspruchs gegen die heil. Bücher lag. Dabei müssen wir es als eine besondere Fügung der Vorsehung und als eine Wirkung des göttlichen Beistandes betrachten, welcher der h. römischen Kirche versprochen ist, nicht nur, daß die dem Schuldigen vorgeschriebenen Ausdrücke der Abschwörung, richtig verstanden, seinem Gewissen und der Wahrheit, wie diese von der damaligen Wissenschaft begriffen wurde, keine Gewalt anthun konnten, sondern auch, daß eben jene Formel auf eine Weise, welche sich aus den astronomischen Kenntnissen derer, die sie vorschrieben, nicht erklären läßt, mit den großen Entdeckungen künftiger Zeiten übereinstimmte." Histor.-Polit. Blätter, a. a. O.

falls merkwürdigen Worten antwortet: „Die Falschheit des Copernicanischen Systems darf in keinem Falle bezweifelt werden, am wenigsten von uns Katholiken, da die unwiderrufliche Autorität der heil. Schrift dagegen ist, wie sie von berühmten Theologen ausgelegt worden, deren einhellige Erklärung uns versichert, daß die im Mittelpunkte stehende Erde unbeweglich ist und die Sonne sich um sie herumdreht. Die Conjecturen, auf welche Copernicus und seine Anhänger die Behauptung des Gegentheils gestützt haben, fallen alle weg vor dem gründlichen Argument der göttlichen Allmacht: denn da diese auf vielfache, ja unendliche Weise das thun kann, was nach unserer Ansicht und Beobachtung nur auf eine einzige Art in's Werk gesetzt wird, so müssen wir nicht das Wirken von Gottes Hand beschränken, noch das hartnäckig vertheidigen wollen, worin wir uns getäuscht haben können. Wenn mir aber die Copernicanischen Beobachtungen und Conjecturen unzulänglich scheinen, so halte ich die des Ptolemäus, des Aristoteles und ihrer Nachsprecher noch für viel irriger und trügerischer: denn ihre Falschheit könnte man nachweisen, ohne daß es nöthig wäre, die Grenze des menschlichen Wissens zu überschreiten." — Damit ist zu vergleichen, was Galilei bei seinem zweiten Verhöre erklärte! *)

---

*) Von diesem Zeitpunkte an bis zum Jahre 1757 geschah nichts von Seiten des heil. Stuhles, was sich auf die Frage bezogen hätte. Die von der Kirche genommene Stellung gestattete den wissenschaftlichen Bestrebungen katholischer Astronomen volle Freiheit der Entwicklung ihrer hypothetischen Forschungen. Man braucht nur an den Jesuiten Riccioli und an Cassini zu erinnern, die zu Bologna im siebenzehnten Jahrhundert blühten und von denen der erstere den gelehrtesten Astronomen seiner Zeit von Laplace zugezählt wird. Die mit dem Buche des Copernicus vorgenommenen geringfügigen Correcturen zeigen schlagend, daß die Kirche nicht den Stillstand der Wissenschaft, sondern nur den Gelehrten Vorsicht, Bescheidenheit und Ehrfurcht vor einer Autorität einschärfen wollte, die über aller menschlichen Wissenschaft steht. Nachdem nun durch die angehenden Entdeckungen der Schwere der Luft und andere Demonstrationen die wesentlichsten Einwürfe gegen das Copernicanische System aus dem Wege geräumt waren, faßte am 10. Mai 1757 die Congregation des Index den Beschluß, das Verbot der Bücher, welche den Stillstand der Sonne und die Bewegung der Erde lehren, aufzuheben. (Habito verbo cum Sanctissimo omittatur decretum, quo prohibentur omnes libri docentes immobilitatem solis et mobilitatem terræ.) Fortan war auch in Beziehung auf die Schrif-

Noch ein Jahr vor seinem Tode entdeckte Galilei, nachdem er wichtige Sätze aus der Mechanik bewiesen, die Fibrationen des Mondes, aber die größte Genugthuung durfte ihm

---

ten Galilei's in Rom eine viel mildere Ansicht vorherrschend. „Ich forderte, erzählt Lalande, als ich im Jahre 1765 in Rom war, daß man auch namentlich die Schriften des Galilei aus dem Index streichen möge. Der Cardinal-Präfekt der Congregation des Index wandte mir ein, daß gegen ihn ein Urtheil der Congregation des heil. Officiums vorliege, welches zuerst abgeändert werden müßte. Der Papst Clemens XIII. schien hierzu auch sehr geneigt, wegen seines Wohlwollens für die Wissenschaften und die Gelehrten, aber die Zeit erlaubte mir nicht, eine Unterhandlung fortzusetzen, die von zu vielen Personen abgehangen hätte." Lalande wußte wohl nicht, daß der „Dialog", die Veranlassung der ganzen Sache und zugleich das einzige der Werke dieses Gelehrten, das in den Index gekommen war, schon früher, bei einer in Padua 1744 veranstalteten Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften, die ordnungsmäßige Erlaubniß zum Drucke erhalten hatte. Hier ist der ursprüngliche Text wiedergegeben, ja sogar mit einigen von der Hand des Galilei herrührenden Randglossen vermehrt, die er in einem gedruckten Exemplar hinzugefügt hatte, welches in der Seminarbibliothek zu Padua aufbewahrt wurde. Nur einige Randrubriken sind weggelassen oder gemildert, außerdem das über Galilei ergangene Urtheil, seine Abschwörung und eine Abhandlung von Calmet über das Weltsystem der alten Hebräer vorangestellt. Nichts destoweniger blieb aber der „Dialog" selbst in der vorletzten Ausgabe des Index von 1819 stehen, und fiel erst, zugleich mit den dort genannten Büchern desselben Inhalts, im Jahre 1835 weg. — Unter den oben erwähnten Umständen hatte es gar keinen Anstand, daß nach der Ausgabe des Index vom Jahre 1733 auch in Rom Bücher gedruckt wurden, die dem Copernicanischen System offenbar günstig waren. Dessen ungeachtet glaubte im Jahre 1820 der Magister Sacri Palatii, P. Andossi, der damals die Aufsicht über die Presse führte, von dem Professor der Optik und Astronomie am römischen Archigymnasium, Canonicus Joh. Settele, als dieser sein Lehrbuch drucken ließ, fordern zu müssen, daß er die Bewegung der Erde nur hypothetisch lehre. Dieser Gelehrte recurrirte an Pius VII., der dessen Gesuch an das Sant' Ufizio verwies. Am 16. August 1820 bewilligte dieses, daß er die entgegengesetzte Behauptung aufstellen und vertheidigen dürfe, und der Papst genehmigte diese Entscheidung. In Folge dessen wurde Settele's Werk, wie es vorlag, in Rom gedruckt, und als hierauf P. Andossi auf das Verhältniß dieser Erlaubniß zu den frühern Dekreten aufmerksam machte, wurde diese letztere einer reiflichen Prüfung und Revision von Seiten der Cardinäle der Inquisition unterzogen. In Folge dieser Untersuchung, und in Gemäßheit der Dekrete von 1757 und 1820, erklärte am 11. Sept. 1822

gewähren, daß er in seiner letzten trüben Lebensperiode Schüler bilden konnte, wie Viviani und Toricelli, der Eine Vorläufer, der Andere Mitbegründer jener weltberühmten Academia del Cimento, welche 15 Jahre nach Galilei's Tode unter dem Patronat und Vorsitz des Prinzen Leopold von Medici, den nachmals der Cardinals-Purpur schmückte, erblühte und ihrer kurzen Dauer ungeachtet einen Einfluß geübt und einen Namen hinterlassen hat, die sie in den Annalen Toskana's wie in der Geschichte der Wissenschaft unvergeßlich machen. Wie Großherzog Ferdinand, sein Bruder, war Leopold unter dem Einflusse von Galilei's Lehren groß geworden, und die Conversazione filosofica im Palast Pitti, deren berühmtestes Mitglied, der Entdecker der Schwere der Luft (1645), Evangelista Toricelli, durch frühzeitigen Tod hinweggerafft ward, setzte mit dem größten Eifer fort, was der große Meister begonnen, erhob manches zur Gewißheit, was er nur geahnt, beseitigte durch verbesserte Instrumente, durch anhaltende Naturbeobachtungen und Experimente die Irrthümer, welche einige seiner Behauptungen und Entdeckungen nicht zur vollen Evidenz hatten kommen lassen *).

---

das heilige Officium: daß der Druck und die Herausgabe der Werke, welche von der Bewegung der Erde und dem Stillstande der Sonne, nach der gemeinen Meinung der neuern Astronomen (juxta communem modernorum opinionem) handeln, in Rom erlaubt sei. Pius VII. genehmigte diesen Beschluß am 25. September, und es wurde demgemäß allen Anfragen, die an den heiligen Stuhl gelangten, geantwortet. Sehr bedeutsam sind in dieser Entscheidung die Worte juxta communem modernorum astronomorum, indem hiedurch sehr sachgemäß die Lehre der heutigen Astronomen von der Doctrin des Copernicus und des Galilei getrennt wird. Gegen die neuere Astronomie sind die Vorsichtsmaßregeln und Schranken nicht mehr nothwendig, welche gegen jene gezogen wurden. Aus diesen Gründen wurden daher, als im Jahre 1835 eine neue Ausgabe des Index erfolgte, die fünf namentlich genannten Bücher von Copernicus, Stunica, Foscarini und Keppler, welche wegen der Lehre von dem Stillstande der Sonne und der Bewegung der Erde suspendirt und verboten waren, aus dem Index weggelassen.

*) Die Erfindung wärmemessender Instrumente (Galilei's Thermoscope von 1593 und 1602 waren gleichzeitig von den Veränderungen der Temperatur und des äußern Luftdrucks abhängig) regte zuerst den Gedanken an, durch eine Reihe zusammenhängender Beobachtungen der

Die Astronomie entwickelte sich mit Riesenschritten, und gleichsam um zu ihrer Erforschung aufzufordern, offenbarte die Natur ganz neue Wunder und zeigten sich drei Sterne erster Größe; einer im Schwan, einer in Cassiopea — zuerst von Cornelio Gemma im Jahre 1572 entdeckt, derselbe funkelte so stark, daß er am hellen Mittag sichtbar war — und einer im Schlangenträger von Keppler im Jahre 1604 beobachtet und jeden andern Planeten überstrahlend. Acht zwischen 1577 und 1605 ersichtbare und drei im Jahre 1618 erschienene Kometen machten die Astronomen auf die noch gefürchteten und unerklärlichen Himmelskörper aufmerksam. Galilei betrachtete sie als wahrhafte Gestirne, Keppler glaubte, daß sie in gerader Linie sich bewegten, bis sie sich auflösten; der Jesuit Grossi (De tribus cometis, 1619) war der Erste, der sie als wahre Planeten, die in ungeheuren Ellipsen um die Sonne laufen, beschrieb. Ignazio Danti, Bischof von Alatri, einer der Verbesserer des Kalenders und Zeichner der Meridiane von Bologna und Santa Maria Novella zu Florenz, entdeckte (Trattato dell' astrolabio, 1569) die Abweichungen der Inclination der Ekliptik, vier Jahre vor der Herausgabe des Buches De nova stella von Tycho Brahe, dem man das Verdienst dieser Entdeckung zuschreibt. Galilei, Harriott, Scheiner und Gian Fabrizio entdeckten die Sonnenflecken — welch merkwürdige Erscheinung man

---

Zeitfolge nach, die Modifikationen des Luftkreises zu ergründen. Wir erfahren aus dem Diario der Academia del Cimento, welche in der kurzen Dauer ihrer Wirksamkeit einen so glücklichen Einfluß auf die Liebe zu planmäßigem Experimentiren ausgeübt hat, daß mit Alkohol-Thermometern, den unsrigen ähnlich, in vielen Stationen, zu Florenz im Kloster degli Angeli, in den Ebenen der Lombardei und den Gebirgen um Pistoja, ja in der Hochebene von Innsbruck, bereits seit 1641, fünfmal täglich Temperatur-Beobachtungen angestellt wurden. Als Zeugnisse für die ersten vergleichenden Temperatur-Beobachtungen können gelten die Briefe von Gianfrancesco Sangredi und Benedetto Castelli von 1613, 1615 und 1633 bei Venturi, Memorie et Lettere inedite di Galilei, I. — In dem glänzenden Zeitalter der Gründung einer mathematischen Naturphilosophie fehlte es auch nicht an Versuchen die Luftfeuchtigkeit in ihrem Zusammenhange mit den Veränderungen der Temperatur und der Windesrichtung zu erforschen. Die Academia del Cimento hatte den glücklichen Gedanken, die Dampfmenge durch Verdunstung und Niederschlag zu bestimmen. Kosmos v. A. v. Humboldt, Bd. II.

sich als eine überaus reine flüssige Flamme dachte — und diese führten auf die Annahme der Umdrehung der Sonne. Daß der von Gassendi vorausgesetzte Durchgang des Merkurs durch die Sonne im Jahre 1631 wirklich erfolgte, erschien als der Triumph der astronomischen Berechnungen.

Descartes (Cartesius), dessen Namen wir schon mehremale unter den Größten genannt, versuchte, obgleich dies eine Materie war, mit welcher er nur nebensächlich sich beschäftigt hatte, in seiner „Theorie des Sonnensystems" die Ursachen zu erklären, deren Wirkungen Keppler und Galilei erforscht hatten, welche Kraft, welches Gesetz nämlich die Bewegungen der Körper bestimme. Die Idee der Gravitation, welche bereits Keppler'n vor Augen geschwebt, verwerfend, erklärte er sich für die Wirbel, indem er zwei Materien annahm, von denen die eine unvergleichlich feinere die kleinen leeren Höhlungen zwischen den Theilchen der andern ausfüllt. Durch ihre kreisförmige Bewegung verlieren die Körperchen ihre Ecken und die hiedurch entstehenden Abfälle sind mehr als hinreichend zur Ausfüllung der Zwischenräume. Das Uebrige bewegt sich nach dem Mittelpunkte des Systems hin und wird die Sonne unseres Planetensystems, ebenso ist es mit den andern Systemen. Um diese Mittelpunkte bewegt sich die ganze Masse des Weltalls in unterschiedenen Wirbeln, von denen ein jeder einen Planeten mit sich führt. Die Centrifugalkraft macht, daß jeder Wirbel strebt, sich in gerader Linie von der Sonne zu entfernen, aber er wird in seinem Laufe gehalten durch den Druck derjenigen, die sich bereits davon entfernt haben und die weiterhin eine dichtere Sphäre bilden. Das Licht ist die Wirkung der Theilchen, welche streben sich vom Mittelpunkte zu entfernen und sich gegen einander reiben. Dieses System war ein Jahrhundert lang an der Tagesordnung, bis endlich die Fortschritte der Wissenschaft zur Ueberzeugung von seiner Ungenügendheit führten, das Phänomen zu erklären. Indeß hat der das Licht betreffende, von Huyghens vervollkommnete Theil desselben jetzt alle Stimmen gewonnen, so daß die Newton'sche Theorie von einem den ganzen Weltraum erfüllenden feinen Aether dadurch fast verdrängt ist.

Descartes beschäftigte sich auch mit der Mechanik und führte die Statik auf dies Eine Prinzip zurück, daß es ebenso viele Kraft bedarf, um einen Körper auf eine gegebene Höhe zu heben als die Hälfte davon bloß auf die doppelte Höhe, was,

unter einer andern Form, auf die virtuellen Geschwindigkeiten hinauskommt.

Eifersüchtig auf die Entdeckungen Anderer, vermochte er's nicht über sich zu gewinnen, Galilei's Verdienste anzuerkennen. Der Beschleunigung der Bewegung setzte er den Widerstand der Luft entgegen, obgleich die Florentiner denselben bereits in Berechnung gezogen; er leugnet, daß die Körper mit minderer Schnelligkeit zu fallen anfangen, daß die Räume wachsen wie die ungleichen Zahlen und daß die Geschwindigkeit Ursache der Vermehrung der Kraft sei. Er legt indeß in seiner „Dioptrik" klarer als Galilei die Zusammensetzung der bewegenden Kräfte dar, und ihm kommt auch das Verdienst zu, die Gesetze der Bewegung festgestellt zu haben, und auch dieses: daß die Körper im Zustande der Ruhe oder der einförmigen geradlinigen Bewegung verharren, so lange sie nicht durch irgend eine andere Ursache gestört werden; hieraus ergibt sich, daß jede krummlinige Biegung aus einer Kraft entsteht, welche die Körper zu vermeiden suchen in der Richtung einer Tangente der Curve. — Versunken in seine metaphysischen Ideen, vermuthete er, es sei der unveränderlichen göttlichen Natur nothwendig, daß im Weltall stets eine gleiche Menge von Bewegung herrsche; hieraus schloß er, es sei entschieden unrichtig, daß zwei harte Körper, die in entgegengesetzter Richtung auf einander stoßen, ohne an ihrer Geschwindigkeit einzubüßen, wieder hinausgeschleudert werden, und daß ein Körper einem andern größere Geschwindigkeit nicht mittheilen könne. Da die Erfahrung das Gegentheil beweist, so schrieb er es der Luft zu, welche die Körper fähiger in der Bewegung mache, als sie es durch sich selbst seien.

Hydrostatik.

Die Statik und Hydrostatik von Simon Stevin von Brügge erklärt das Gleichgewicht auf einer geneigten Ebene vermittelst einer biegsamen Kette; das Problem wird indeß besser gelöst durch Varignon's Dreieck der Kräfte, dessen Urheberschaft übrigens Montucla dem Stevin selbst zuschreiben möchte. Thatsache ist, daß Letzterer mehrere neue Sätze aufstellte über die Eigenschaften der mechanischen Kräfte und in der Hydrostatik die erste Entdeckung nach Archimedes machte, indem er fand, daß der vertikale Druck der Flüssigkeiten auf eine horizontale Fläche dem Produkt der Grundfläche des Körpers mit

seiner Höhe genommen entspricht. In der Abhandlung „Von den Dingen im Wasser" stellt Galilei — von dem man nicht weiß, ob er Stevin's Schriften gekannt hat — auf, was man das hydrostatische Paradoxon nennt und zeigt, daß die Gestalt der Körper nicht dazu beiträgt, daß sie mehr oder minder die Eigenschaft haben auf dem Wasser zu schwimmen.

Hydraulik.

Die Hydraulik, eine für ein Land wie Italien insbesonders wichtige Wissenschaft, wurde daselbst von Castelli und Toricelli, den mehrgenannten Schülern Galilei's, geschaffen. Während jener eine glänzende Probe von seinen theoretischen Kenntnissen ablegte in der Abhandlung „Von der Messung brausender Wässer (1628)", erwarb er sich praktisches Verdienst durch Ableitung der Lachen des Arno. Er hatte vermuthet, die Schnelle der Flüssigkeiten verhalte sich wie die Höhe, von welcher sie herabkommen, aber Toricelli bewies, dieselbe verhalte sich wie die Wurzel dieser Höhe. Galilei suchte vergeblich zu erklären, warum das Wasser im Heber und in der Saugpumpe nicht über 32 Fuß steige; Toricelli aber errieth, daß diese Erscheinung ihren Grund habe im Druck der Luftsäule auf die Flüssigkeit, die im Verhältniß dieser Schwere sich hebe. Er machte die Gegenprobe, indem er statt Wasser Quecksilber nahm und dieses stieg auch um das Dreizehnfache, da es dreizehnmal schwerer als Wasser ist. Die Steighöhe verändert sich daher im Verhältniß zur Schwere der Luft. So war der Barometer erfunden, den alsbald (1643) Pascal anwendete, um die Höhe der Berge zu messen.

Optik.

Die Optik entwickelte sich sehr langsam. Maurolico († 1575) gab eine sehr scharfsinnige Erklärung von der Art und Weise, wie man die Gegenstände sieht (De lumine et umbra); und indem er zeigte, wie die Krystallinse die Strahlen auf der Netzhaut vereinigt, erläuterte er den verschiedenen Bau des Auges bei den Weit- und Kurzsichtigen. Er stand daher auf dem Punkte, die kleinen Bilder, welche sich auf dem Augengrunde abspiegeln, nachzuweisen, um so mehr da er anderswo die Entstehung des Bildes im Hohlspiegel erläutert; indeß wurde er vielleicht von der Schwierigkeit aufgehalten, die natürliche Lage,

in welcher wir das Bild erblicken, trotzdem es sich verkehrt abspiegelt, sich zu erklären. Der Neapolitaner Gianbattista Porta († 1615) erfand die Camera obscura*) und handelte in der Magia naturalis von den verschiedenen Erscheinungen des Sehens. Allein indem er annahm, daß der Prozeß des Sehens im Auge vor sich gehe, wie in der Dunkelkammer, begriff er nicht, in welchem Theile des Auges die Gegenstände sich abbilden; er hielt die Krystallinse für das Hauptorgan des Sehens. Er schrieb auch viel über flache, concave, convexe und Brennspiegel und insbesondere über die Physiognomie; er nahm sogar an (ein in unserer Zeit wieder auftauchender Gedanke), es sei möglich, durch Verbesserung der äußern Gestaltung der Züge auf die Neigungen der Seele einzuwirken.

Im 17ten Jahrhundert aber machte die Optik die glänzendsten Fortschritte. Keppler erläuterte in den „Paralipomenen an Vitellio", einen polnischen Philosophen, im Jahre 1614 den so wunderbar zum Sehen geschilderten Bau des Auges, errieth den Zweck der Netzhaut und die Ursachen der Fehler des Gefühls, wenn die Lichtstrahlen in einem Punkte vor oder hinter der Netzhaut sich vereinigen. Man muß nicht bei ihm die Genauigkeit der Neuzeit suchen, noch annehmen, daß er die Brechung des Lichtes erklärt habe, aber wie reich ist er an neuen und genialen Ideen! Seine Forschungen fortsetzend, gab er die „Dioptrik (1617)", wo er als Hypothese aufstellt, der Winkel der Luftbrechung sei das Drittel des Einfallwinkels, was im Allgemeinen unrichtig, aber in Bezug auf die Beschaffenheit der Gläser, deren er sich bediente, genau genug ist.

Man hat lange über den Erfinder des Fernrohres gestritten. Nach den neuesten archivarischen Untersuchungen können Ansprüche auf diese große Erfindung machen: Hans Lippershey aus Wesel, Brillenmacher zu Middelburg, Jakob Adriansz mit dem Beinamen Metius, der auch Brennspiegel von Eis verfertigt haben soll, und Zacharias Jansen. Wenn man die Priorität nach den Zeitepochen bestimmen will, in denen den

*) Die optische Kammer war bereits von Leon Battista Alberti gefunden, aber auch die Camera obscura wird bereits von da Vinci und von Cardano beschrieben (Libri, Hist. des mathém. en Italie, N. II. Vol. IV), insbesondere auch von Cesariano im Kommentar zu Vitruv, an derselben Stelle (XXIII), wo auch die Dampf- oder Windkugel erklärt ist.

Generalstaaten Anträge gemacht wurden, so gehört dem Hans Lippershey, den der holländische Gesandte Boreel in Paris in einem Briefe an den Arzt Borelli, Verfasser der Abhandlung de vera telescopi inventore (1655) Laprey nennt, der Vorrang. Er bietet der Regierung die Instrumente an, „mit denen man in die Ferne sieht", am 2. Oktober 1608. Des Metius Anerbieten ist erst vom 17. Oktober desselben Jahres, aber er sagt ausdrücklich in der Bittschrift, „daß er durch Fleiß und Nachdenken schon seit zwei Jahren solche Instrumente construirt habe." Z. Jansen (wie Lippershey, Brillenmacher zu Middelburg) erfand in Gemeinschaft mit seinem Vater Hans gegen Ende des 16ten Jahrhunderts (wahrscheinlich noch 1580) das zusammengesetzte Mikroskop, dessen Ocular ein Zerstreuungsglas ist; aber erst 1610, wie Boreel es bezeugt, das Fernrohr, welches er und seine Freunde zwar auf ferne irdische, aber nicht auf himmlische Gegenstände richteten. Dies that erst Galilei, der die große Erfindung, wie wir gesehen, nacherfand, das Wesentliche der Construktion eines Fernrohrs, als er davon hörte, errieth und sogleich das seinige zu Padua zu Stande brachte (1609). Die Verwechselung der Mikroskope und Teleskope verdunkelt die Geschichte der Erfindungen beider Werkzeuge. Der eben erwähnte Brief von Boreel (aus Paris 1655) macht es, trotz der Autorität von Tiraboschi, unwahrscheinlich, daß die erste Erfindung des zusammengesetzten Mikroskops Galilei gehöre *).

Anton Dedominis, Bischof von Spalatro, gab (De radiis lucis in vitreis perspectivis et iride) die ausführlichsten Erläuterungen über den Regenbogen, indem er die Farben durch die Brechung des Lichts erklärte und zum Beweis für sie sich auf das Experiment der mit Wasser gefüllten und zwischen Sonne und Auge gebrachten Glaskugel berief, wo der Strahl verschie-

*) Huygens, dessen Geburtsjahr kaum 25 Jahre nach der muthmaßlichen Erfindungsepoche des Fernrohres fällt, wagt schon nicht mit Gewißheit über den Namen des ersten Erfinders zu entscheiden. Porta, der Erfinder der Camera obscura, hat, wie früher Fracastoro, der Zeitgenosse von Columbus, Copernicus und Cardenus, bloß von der Möglichkeit gesprochen, durch aufeinander gelegte convere und concave Gläser (dua specilla ocularia alterum alteri superposita) „alles größer und näher zu sehen"; aber die Erfindung des Fernrohrs kann man ihnen nicht zuschreiben. Vergl. Humboldt, Kosmos, Bd. II.

den gefärbt, je nach dem Winkel, in welchem er einfällt, das Auge erreicht. Eine so scharfsinnige Entdeckung bei einem Manne zu finden, der sonst keine Proben wissenschaftlichen Forschergeistes abgelegt, ist überraschend.

Zuerst trat Descartes in seiner „Dioptrik (1637)" mit einer Erklärung des Gesetzes der Luftbrechung auf; er weist nach, daß der Sinus des Einfallswinkels sich, in derselben Mitte, in beständigem Verhältniß mit dem Sinus des Winkels befindet nachdem er im Durchgang gebrochen wird, daß er jedoch abweicht, je nachdem diese Mitten mehr oder minder Brechungskraft besitzen.

Indessen war (wie dieß mit fast allen Entdeckungen Descartes der Fall ist) dieses schöne und einfache Gesetz von einem holländischen Geometer Namens Willibrod Snell aufgefunden; er hatte es öffentlich gelehrt, obgleich sein Buch noch nicht erschienen war. Ebenso das Verdienst des Dedominis verheimlichend, bemächtigte sich Descartes auch der Theorie vom Regenbogen, indem er den äußern Bogen mit Hülfe eines zweiten unmittelbaren Reflexes des Sonnenstrahls im Innern des Wassertropfens erklärte. Weil aber sodann die Frage aufstößt, warum dieses zurückgeworfene Licht das Auge nur in zwei Bogen unter gewissen Winkeln und mit gewissen Durchmessern berührt, statt seinen prismatischen Glanz über alle Tropfen der Wolke auszubreiten, stellte Descartes den Gedanken hin, daß kein Lichtbündel, nachdem er im Tropfen gebrochen und zurückgeworfen worden, den Parellelismus seiner Strahlen, demzufolge auch nicht eine hinreichende Dichtigkeit beibehält, um die Empfindung auf unser Auge anzuregen, mit Ausnahme zweier, welche jene Winkel bilden mit der von der Sonne auf den diametral entgegengesetzten Punkt gezogenen Achse, wodurch die beiden Bogen erscheinen.

Die Perspektive wurde zum Besten der Kunst studirt. Gute Grundsätze in dieser Wissenschaft wurden von Albrecht Dürer gelehrt; und Baldassore Peruzzi von Siena bewies seine Meisterschaft in der Perspektive in den Dekorationen, welche er für des Cardinals Bibiena „Calandrä" malte. Schriftsteller in dieser Wissenschaft besitzt nur Italien, so Pietro della Francesca von Borgosansepolcro, Daniele Barbaro aus Venedig, der eine vollständige Abhandlung gab (1568), Barozzi, J. Danti u. A. Die geometrischen Grundlagen der Wissen-

schaft wurden jedoch erst von Guido Ubaldo, Marchese del Monte (1600) gut und systematisch entwickelt.

Der englische Arzt William Gilbert, welcher nach Fra Paolo Sarpi der Einzige ist, der neben Vieta im 16ten Jahrhundert etwas Neues geschrieben, stellte in seiner Abhandlung Physiologia nova de Magnete (1600) Theorien auf, welche nachmals wieder zur Geltung gelangten. Die Hypothese vom Erdmagnetismus gehört ihm gänzlich.*)

---

*) „Der von Galilei wegen seines Scharfsinns so bewunderte Mann ahndet vieles von dem, was wir jetzt wissen. Er hält Magnetismus und Elektricität für zwei Emanationen der einigen, aller Materie inwohnenden Grundkraft. Er behandelt daher beide zugleich. Solche dunkle, auf Analogien gegründete Ahndungen über die Wirkung des heracleischen Magnetsteins auf das Eisen und die Ziehkraft des, wie Plinius sagt, durch Wärme und Reibung beseelten, Amber gegen dürre Spreu gehören allen Zeiten, der ionischen Naturphilosophie wie den chinesischen Physikern an. Dem Gilbert ist die Erde selbst ein Magnet, und die Curven gleicher Abweichung und Neigung hangen in ihren Inflexionen von der Massenvertheilung oder Gestaltung der Continente von der Form und Ausdehnung der tiefen dazwischen liegenden oceanischen Becken ab. Die periodische Veränderlichkeit, welche die drei Hauptformen der magnetischen Erscheinungen (die isoklinischen, isogonischen und isodynamischen) charakterisirt, ist mit diesem starren System der Kraft- und Massenvertheilung schwer zu vereinigen, wenn man sich nicht die Ziehkraft der materiellen Theile durch ebenfalls periodische Temperatur-Veränderungen im Innern des Erdkörpers modifizirt vorstellt. – In Gilberts Theorie wird blos, wie bei der Gravitation, die Quantität der materiellen Theile geschätzt, ohne auf die specifische Heterogeneität der Stoffe zu achten. Dieser Umstand hat seinem Werke, zu Galileis und Keplers Zeit, einen Charakter kosmischer Größe gegeben. Durch die unerwartete Entdeckung der Rotations-Magnetismus von Arago (1825) ist faktisch bewiesen worden, daß alle Arten der Materie des Magnetismus fähig sind; die neuesten Arbeiten von Faraday über die diamagnetischen Substanzen bestätigen, unter besondern Bedingnissen der Meridian- oder Aequatorial-Richtung, des festen, flüssigen oder gasförmig-unwirksamen Zustandes der Körper, jenes wichtige Resultat. Gilbert hatte einen so klaren Begriff von der Mittheilung der tellurischen Magnetkraft, daß er bereits den magnetischen Zustand von Eisenstangen am Kreuz alter Kirchthürme dieser Einwirkung der Erde zuschrieb." — Humboldt, Kosmos, II.

Aristoteles, dieser unermeßliche Geist, sammelte eine solche Menge von Wissen und zwar mit einer so gewaltigen Synthese an, daß er noch jetzt, nach Jahrhunderten, an die Spitze derjenigen zu stellen ist, welche für die Meister der Naturwissenschaften galten. Es ist ein ungeheurer Abstand zwischen seinen genialen Schriften und den Compilationen eines Athenäos, Oppian, Aelianos, und selbst Plinius, alle Schriftsteller, aber keine Naturforscher. Doch aber wurden diese, namentlich Aelianus, im Mittelalter mehr studirt als Aristoteles; und auf ihren Spuren verfolgte man mehr die Seltsamkeiten und Wundererscheinungen als die Naturgesetze; man war damals noch weit entfernt von der Erkenntniß, daß die Ursachen der außerordentlichen Erscheinungen sich nur bei der Erforschung der gewöhnlichen Thatsachen ergeben können. Der Physiker, welcher den Fall eines Steines oder die aufbrechende Knospe beobachtet hätte, würde gefürchtet haben, sich zu erniedrigen oder in den Ruf eines Thoren zu kommen, wäre ihm die Behauptung entschlüpft, daß übereinstimmende Gesetze unseren Planeten und die anderen, die Umdrehung der Sonne und die Pulsation der Aterie regieren. Sohin fehlte das Verbindende und betrachtete man die Natur noch als eine Reihe von Wundern. Auf diesem Standpunkte befanden sich Isidorus v. Sevilla, Albertus der Große, Emanuel Philon, Vincentius v. Beauvais und andere Compilatoren, welche die Bücher und nicht die Natur studirten. Indeß begann der Forschungsgeist auch nach dieser Seite hin sich einen Weg zu bahnen. Die Magie und die thaumaturgische Medizin beschäftigten sich mit den verborgensten und seltensten Theilen der Pflanzen, und so zwang selbst der Irrthum zur Analyse *). Mit der Ichtyologie beschäftigte sich im 16ten Jahrhundert Salviani von Civita di Castello; Rondelet, der erste Lehrer der

*) Porta lehrt auch, daß varii sunt plantarum bulbi, qui animalium testes mentiuntur, præsertim luxuriosorum ... Natura hominum generationi satagens, hac testiculorum imagine ad vires venereas, ad conceptum, ad prolem eas valere significavit ... Lib. IV, cap. 18. E cap. 1: Plantarum partes scorpionem integrum repræsentantes, ad ejus morsus valere ... Lib. III, cap. 51: Fructus uterum referentes et fructum involucra, ad uterum et puerorum involucra, sive secundinas, valere. passim.

Anatomie zu Montpellier, untersuchte kritisch die Angaben der Alten und begründete die noch heute anerkannte systematische Eintheilung; was er über die Fische des Mittelmeeres schrieb, bedurfte nur einer geringen Vervollständigung. Ihn übertraf noch als Naturforscher sein Landsmann Belon, welcher die Levante und Egypten bereiste, von wo er viele exotische Pflanzen einführte. Die Naturwissenschaft verdankt ihm allein mehr als allen seinen Vorgängern und Zeitgenossen; er wies hin auf die große Gleichförmigkeit der Typen in der Natur; er verglich das Skelett des Menschen und des Vogels und gab den einander ähnlichen Theilen die gleichen Namen. Es war dies für jene Zeit ein Gedanke von großer Kühnheit und der erste Schritt zur Nachweisung der Einheit der organischen Zusammensetzung, welche Aristoteles bereits in der Idee erfaßt hatte.

Konrad Geßner (1616 – 65.)

Konrad Geßner von Zürich, ein Compilator wie Wotton, Lonicer u. A., aber umfassender und kritischer, sammelte über alle Theile der Naturgeschichte die Angaben der Alten und Neuern und bereicherte dieses unermeßliche Repertorium durch Eigenes. Cuvier (Cours d'histoire des sciences naturelles) nennt ihn den Begründer der neuen Zoologie. Aldrovando kopirt, Johnston extrahirt, Viele benutzen ihn, ohne ihn zu nennen. Es mag heutzutage kaum möglich sein ihn zu lesen, aber seinen Nachfolgern ist er unentbehrlich als der Inbegriff alles bis auf ihn Gewußten, vervollständigt durch die ersten Ergebnisse der neueren Forschungen. Er bezeichnet den Uebergang von dem abschließenden Zeitalter der Compilation zu dem beginnenden der Beobachtung. Er stellt keine natürlichen Klassifikationen auf *), deutet jedoch häufig die Analogien zwischen den Geschöpfen an. Er betrachtet jedes Thier nach dem Namen, den es in den verschiedenen Sprachen führt, den philologischen Beziehungen dieser Namen zu den Eigenschaften, und dem Sinn der Namen in der eigentlichen wie figürlichen Redeweise, nach Erscheinung, Heimath, Eigenschaften, Gewohnheiten, Instinkt, Nutzen, abgesehen von der Verwendung zur Nahrung und als Arzneimittel, wovon er besonders handelt. Dieser ausgedehnt

*) Er unterscheidet indessen in den Icones animalium die Vierfüßler in gezähmte und wilde, und jene in zwei, diese in vier Ordnungen.

angelegte Plan verrieth einen in der encyclopädischen Klassifizirung geübten Geist. Geßner gründete zuerst ein naturhistorisches Kabinet. Uebrigens fügte er, trotz der Entdeckung Amerika's, nur wenige Thiere den schon bekannten hinzu.

Aldrovando (1527—1605).

Ulisses Aldrovando floh als Kind aus dem elterlichen Hause, trieb sich unstät umher, übte und schärfte aber dabei sein Beobachtungsvermögen. Später verbrauchte er auf Reisen und in der Erwerbung von Naturseltenheiten und Kunstgegenständen sein reiches Erbgut. Dreißig Jahre lang hatte er einen Thiermaler im Jahrgehalt von zweihundert Dukaten, außerdem unterhielt er noch mehrere Zeichner und Stecher. Der Senat seiner Vaterstadt, dem er sein reiches Museum nebst seiner Bibliothek vermachte, kam ihm großmüthig zu Hülfe und verwandte große Summen zur Vollendung sowie zur Drucklegung seiner compilatorischen „Naturgeschichte" in 13 Bänden. Die vom Verfasser vollendeten und zugleich viel besseren Theile sind die Ornithologie und die Entomologie, mit schönen Holzschnitten und kurzen genauen Erklärungen. Leider steht er mitten in der Gelehrtthuerei seiner Zeit, indem er die poetischen, mythologischen, heraldischen Citate häuft, Reminiscenzen mit Beobachtungen, Erfindungen der Menschen mit natürlichen Wahrheiten vermengt. Statt der alphabetischen Ordnung Geßner's bedient er sich einer systematischen Klassifizirung, in welche er jedoch alle die von der Einbildungskraft erträumten Arten aufnimmt. Darum sagt Büffon, das Maß könne getrost auf ein Zehntheil verringert werden, aber dieses Zehntheil würde dann nicht zu verachten sein.

Der Geschmack an Naturstudien verbreitete sich rasch und, was wahrhaft zu ihrer Vervollkommnung diente, man betrieb sie monographisch, d. h. beschränkte sich auf einzelne Zweige derselben. Fabio Colonna auf die Conchilien, Olina auf die Vögel, Thomas Mouffet auf die Insekten, während Marcgraf u. A. in fernen Ländern neue Individuen aufsuchten. Später (1653) stellte der in Schlesien wohnende Schotte John Johnston alles bis dahin Geleistete zusammen in einem mit Kupfertafeln gezierten Werke. Clusius (Charles de l'Ecluse) aus Arras machte in der „Exotica", nebst Auszügen aus alten

Schriften einige neue Affenarten bekannt; auch den Dodo, einen nun ausgestorbenen majestätischen Vogel.

Girolamo Fabrizio aus Acquapendente (1537—1615) schrieb ein Werk über die Sprache der Thiere, ein reichhaltiges Thema, welches noch keineswegs erschöpfend behandelt ist. Es wäre nämlich zu untersuchen, ob die Thiere wirklich eine Sprache haben, worin sie bestehe, in welchen Hinsichten sie von der menschlichen abweiche, wie die Thiere dieselbe gebrauchen, wie sie die Empfindungen ausdrücken, in welcher Weise sie sich verstehen, was das Organ dieser Sprache sei. Aus Behauptungen der Schriftsteller und der Erfahrung namentlich der Jäger und Hirten beweist Fabrizio, daß die Thiere ihre elementaren Töne gerade so modifiziren wie wir die Laute, nur daß unsere Rede mannigfaltiger und zusammengesetzter ist, weil wir mit unseren vollkommeneren und biegsameren Organen raschere und zahlreichere Laute hervorbringen. Die Thiere bedienen sich ihrer Sprache, um gewisse Empfindungen auszudrücken, und zwar bedienen sie sich hiezu der Geberde, des Blicks, des Tons, des Schreies, des Worts. Ein Hund z. B., der einen andern von dem Platze, den er selbst einnehmen will, vertreiben will, beginnt damit, ihn von der Seite anzusehen, macht sodann bezeichnende Bewegungen, zeigt hierauf seine Zähne und endet damit zu bellen. Die untergeordneten Thiergattungen besitzen nur die beiden ersten Arten sich auszudrücken; gewisse Fische geben mit den Flossen oder den Kiemen einen Ton von sich. Den Insekten bestreitet Fabrizio eine Stimme, obgleich sie durch Töne ihre Empfindungen ausdrücken. Rindvieh, Hirsche und andere Vierfüßler haben eher eine Stimme als eine Sprache; eine wahrhafte Sprache dagegen, wenn sie auch weit weniger klar und deutlich als die menschliche ist, besitzen Katzen, Hunde, Vögel. Die Thiere verstehen, was wir ihnen sagen, um so eher daher sollten wir sie verstehen. Fabrizio untersucht beim Hunde und Huhn, welche die Ausdrücke der vier Leidenschaften, der Freude, des Wunsches, des Schmerzes und der Furcht sind, gesteht jedoch, daß er dabei nicht zu erheblichen Ergebnissen gelangt ist. Zuletzt thut er dar, daß kein Thier mit dem Menschen hinsichtlich der Sprache sich messen kann, da ihr Hauptorgan die Gurgel sei, deren wir uns nur für die Selbstlaute bedienen; ob aber die Thiere die Fähigkeit besitzen, sich untereinander Mittheilungen über bestimmte Thatsachen zu machen und bis zu welchem Punkte sie mit der Sprache Ideen

verbinden — diese Probleme berührt er ebensowenig, wie die Philosophen sie bis jetzt gelöst haben.

Botanik.

Unter den manchen alten botanischen Handschriften, welche in Venedig aufbewahrt werden, ist die interessanteste das Liber de simplicibus von Benedetto Rinio von 1415, mit 432 meisterhaft von Andrea Amadio abgebildeten Pflanzen, deren Namen in lateinischer, griechischer, arabischer, slavischer und deutscher Sprache angeführt sind. Auch ist zu nennen eine „Allgemeine Geschichte der Pflanzen" von Pier Antonio Michiel, in 5 Bänden, worin etwa 1000 Arten gezeichnet und kolorirt sind, mit Namen in verschiedenen Sprachen, guten Beschreibungen und einer systematischen Eintheilung in drei Serien nach Wurzel, Blatt und Saamen. — Giorgio Valla, Marcello Vergilio, Ermolao Barbaro, ein venezianischer Patrizier, Nicolo Leoniceno, Giovanni Manardo begnügten sich damit, die alten Botaniker zu erklären; allein die damals so häufigen Entdeckungsreisen ließen die Mangelhaftigkeit dieser Wissenschaft erkennen. Oviedo di Valdes beschrieb zuerst die Pflanzen, welche er in Amerika gesehen hatte; ihm folgten Cabeza de Vacca, Lopez de Gomara, Thevet, Leri, Monardes, Acosta; Andere brachten neue Pflanzen aus Asien und Afrika mit. Andrea Mattioli von Siena kommentirte Dioscorides, mit reichhaltigen selbstständigen Bemerkungen. Man erkannte jetzt den Nutzen botanischer Gärten, und Antonio Musa Brasavola, in der Mitte stehend zwischen den Kommentatoren und Beobachtern, gründete einen solchen in seiner Vaterstadt Ferrara; ein zweiter war zu Padua für die offizinellen Pflanzen angelegt; bald verbreiteten sich dieselben über ganz Italien. Es ist jedoch zu bemerken, daß Venedig schon im 13ten Jahrhundert einen Garten für offizinelle Pflanzen besaß. — Die ersten botanischen Abbildungen scheinen diejenigen zu sein, welche im Jahr 1480 dem Gedichte De viribus plantarum von Emilio Macro beigegeben wurden; es folgten hierauf 149[illegible] die Tafeln im Werke von Pier Crescenzi. Maranta gab (1559) ein Werk über die beim Studium der offizinellen Botanik anzuwendende Methode; Prospero Alpino beschrieb den Kaffeebaum. Aber noch ward die Botanik nur aus Liebhaberei oder zu medizinischen Zwecken getrieben, so daß es nur alphabetisch geordnete

Pflanzen-Verzeichnisse gab. Geßner stellte nun eine Eintheilung auf, die jedenfalls besser ist als seine für die Zoologie geschaffene; sie richtet sich nicht nach den Blättern und Wurzeln, sondern nach den beständigeren Organen, Blüthen, Früchten, Samen. So schuf oder wenigstens begründete er eine naturgemäßere Klassifikation. Joachim Camerarius, Melanchthon's vertrauter Freund, hinterließ verschiedene botanische Schriften. Man zählt unter die Begründer dieser Wissenschaft die Belgier Lobel und Dodoens, auch Charles de l'Ecluse, welcher in das Studium eine feine und zierliche Schreibart einführte. Wir nennen auch Hieronymus Bock (Tragus) von Heydesbach († 1553); als ein sorgfältiger Beobachter stützt er sich in seinem Kräuterbuche stets auf die charakteristischen Zeichen der Art.

Groß in allen Wissenschaften, die er umfaßte, machte Andrea Cesalpino aus Arezzo (1519—1603) einen bedeutenden Fortschritt in seiner, auf Gestalt und Anordnung der Befruchtungsorgane, namentlich bei den mit Saamen-Lappen versehenen Pflanzen, begründeten Klassifizirung. Er erwies die Uebereinstimmung des Saamens mit den Eiern der Thiere, und stellte noch manches Andere auf, dessen Richtigkeit sich später ergab. Bis auf Linné ward er von keinem Forscher übertroffen, ja erreicht. Dieser große Naturforscher, welchen Cuvier den „Genius und Schöpfer der mineralogischen Methoden", Linné den „ersten orthodoxen Systematiker" nennt, der nach Sprengel „das Buchstabirbuch des ersten corpologischen Systems" schrieb, der Harvey in der Entdeckung des Blutumlaufs und Hauy in der Bestimmung der Eigenschaften der Mineralien nach den Formen ihrer Krystalle voranging, erlangte erst spät den ihm gebührenden Ruhm; Dank seiner schweren Schreibart und seiner peripatetischen Form, überhaupt seiner einseitigen Verehrung des Aristoteles, die ihm auf halbem Wege Einhalt gebot, wohl gar zum Widerspruche mit sich selber trieb, um die neuen Entdeckungen mit den alten Behauptungen in Einklang zu bringen. So blieb er auch in der Botanik nicht immer seiner eigenen Methode treu, wie er auch, indem er die Synonimie der Arten vernachlässigte, den Botanikern es unmöglich machte oder doch erschwerte, die Studien der Vorgänger sich zu Nutzen zu machen. Diesen Mißstand beseitigte Jean Bauhin von Amiens († 1613), welcher, wegen Religionsmeinungen Flüchtling in der Schweiz, sein ganzes Leben auf das Studium der Gewächse verwandte und

ihre, lange nach seinem Tode erst veröffentlichte, allgemeine Geschichte schrieb, worin mit historischer Genauigkeit alles Wissen jener Zeit niedergelegt ist. Es überragt ihn sein Sohn Gaspard Bauhin († 1624), welcher im „Pinax" die Nomenclatur von 6000 Pflanzen, ihre Synonime und die artlichen wie spezifischen Verschiedenheiten gab. Er hält zwar noch an den alten Unterscheidungen fest, zeigt aber, daß ihm das natürliche System nicht fremd ist. Besser noch ist das „Theatrum botanicum" von Parkinson. — Im Jahre 1606 („Ecphrasis") legte endlich Fabio Colonna, welcher die vernachlässigten Ideen des Cesalpino benutzte, die Grundlagen der Botanik mit der Unterscheidung der Arten. Er wandte auch zuerst Kupfertafeln statt der Holzschnitte an. Bereits hatte der Neapolitaner Porta die erste Andeutung gegeben hinsichtlich des Saamens der Pilze*); hatte der Böhme Zaluziansky von der Zeugung der Pflanzen gehandelt (Methodi herbariæ libr. III, Prag, 1592); er unterscheidet die Zwitterpflanzen von denen geschiedenen Geschlechts und bezeichnet Staubfäden (ligulæ), Staubbeutel (apex) und Pistill (stamen).

Mineralogie.

Von Italien gingen die ersten mineralogischen Forschungen aus, bald jedoch gewann hierin Deutschland, mit seinen größeren mineralogischen Schätzen, den Vorrang. Camillo Leonardo von Pesaro gab eine mit Kabale und Alchimie zersetzte Zusammenstellung aus den Alten (Speculum lapidum, 1502). Ein selbstständiger Forscher aber war Georg Agricola (Bauer; 1490—1555), Bürgermeister und Stadtarzt zu Chemnitz, der sich übrigens vorzugsweise mit Metallurgie beschäftigte. Er verglich zuerst die Fossilien nach ihrer äußern Gestalt, ihrer Festigkeit und ihrem Gebrauch; er zählt die bis dahin bekannten Schriften über die Metalle auf, bestehend in einer deutschen Abhandlung

---

*) Man liest Kap. 2, Bd. V der Phytognomica: Contra antiquorum opinionem, plantas omnes semine donatas esse: E fungis semen perbelle collegimus exiguum et nigrum, in oblongis præsepiolis vel liris latens e pediculo ad pili circumferentiam protensis, et præcipue ex illis qui in saxis proveniunt, ubi decidente semine, feracitate seritur et pullulat etc. p. 567 der Frankfurter Ausgabe von 1591.

über die Probirkunst, einer englischen Abhandlung über die Metalladern, einem italienischen Traktat über die Schmelzung und Scheidung. Als Zeuge der Bergmannsthätigkeit, glaubt er nicht an den Stein der Weisen und an die Wünschelruthe. Im Leben eifriger Katholik, ward von den sächsischen Eiferern seiner Leiche das Begräbniß verweigert, so daß sie fünf Tage unbeerdigt blieb. — Mit der Anlegung einer großartigen Sammlung von Fossilien gedachte Sixtus V. sein Pontifikat zu verherrlichen, und er verfügte, daß eine solche, unter Leitung von Michele Mercati von Samminiato (1541—93), im Vatican eingerichtet werde. Der eben genannte, von seinen Zeitgenossen hochgerühmte, mit Königen und den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit in Verbindung stehende Gelehrte folgt bei der Beschreibung seines Museums keiner natürlichen Eintheilung, sondern geht dabei nach der Ordnung der verschiedenen Schränke zu Werke, wobei er von jedem Fossil die Eigenschaften und die darüber bestehenden verschiedenen Meinungen angibt. Interessant ist indeß hier die Anfänge der Paläontologie zu beobachten, welche Wissenschaft so großen Aufschwung nehmen sollte. Mercati erkennt in den fossilen Knochen nur wunderliche Zusammenwachsungen und weist ihnen unter der Benennung Idiomorphen oder Steine von eigenthümlicher Gestalt einen besondern Schrank an, als „ein unschuldiger Scherz der Natur, welche uns die ersten Lehren der Bildnerei und Malerei geben wollte". Daß übrigens Andere bereits in ihnen Ueberreste aus einem untergegangenen Thierreiche erblickten, geht aus seinen Widerlegungen hervor, worin er darthun will, daß sie niemals auf Berggipfel oder in Abgründe hätten getragen werden können. Sein Lehrer Cesalpino hatte eine klarere Idee von dieser entstehenden Wissenschaft und trat selbst in dieser Sache gegen seinen Schüler auf. Er behandelte die Mineralogie in einer Weise, welche zu den auf der Zusammensetzung sich gründenden Systemen führte. So theilt er die Mineralien in Erden, Salze und Substanzen, welche sich im Wasser auflösen oder gebunden bleiben, und stellt dann zwei Unterabtheilungen nach minder wichtigen Eigenschaften auf, z. B. theilt er die Erden in magere, fette, farbige, offizinelle; die Steine in felsige, marmorartige, edle und Produkte organischer Körper der Pflanzen. Die fossilen Conchilien kommen aus dem Meere, welches im Zurückweichen sie zurückläßt; die Thermalquellen von der Hitze, welche im Innern der Erde die Zusam-

mensetzungen oder Entzündungen entwickeln; er hält alle Mineralien für fähig, in geometrischen Formen sich zu krystallisiren; die Entstehung des Bleioxyds erklärt er aus einer luftartigen Substanz, durch deren Hinzutritt das Metall an Gewicht zunimmt — eine wunderbare Vorausahnung der Entdeckungen von Hauy und Lavoisier. — Girolamo Fracastoro aus Verona (1483—1553), der seine Forschungen den fossilen Muscheln, den Abdrücken von Fischen und anderen Thieren oder Pflanzen im Gestein zuwandte, schloß aus ihren Lagerungen, daß sie nicht in der nämlichen Epoche begraben sein können *). Einer der hervorragendsten Aerzte und Gelehrten seiner Zeit, stellt er für die geheimnißvollen Ursachen die Thätigkeit der Atome auf, und hält dafür, daß die Körper einander anziehen. Den elektrischen, magnetischen und physiologischen Erscheinungen legt er ein imponderables Prinzip zum Grunde, gab die erste Idee von den astronomischen Linsen („Omocentrici", I, 23; II, 8), und indem er die Nebenkreise bekämpfte, bahnte er dem Copernicanischen System den Weg.

Geßner entscheidet nicht, ob die Stalaktiten thierische Produkte — wie die Meisten damals glaubten — oder von anorganischen Kräften hervorgebracht sind. Erkörn handelte von der Probekunst. Bernard Palissy, Porzellanmaler und Maler, führte in Frankreich die mineralogischen Studien ein; er legte eine Sammlung an, und errieth, daß die fossilen Muscheln nicht durch die Sündfluth auf die Berge versetzt sein könnten. Solche Sammlungen mit Raritäten aller Art und für welche sogar Charlatane abenteuerliche Thiere fabrizirten, waren indeß bei dem noch großen Mangel an Hülfsmitteln von Nutzen. Unter diesen Sammlern ragt hervor Nicolas Peiresc (1580—1637). Dieser Provenzale von alter italienischer Familie wandte, bei schwächlicher Gesundheit, mit großer Neigung sich den Studien zu und verwendete seinen Reichthum auf die Sammlung seltener Gegenstände aus den Gebieten der Kunst und Wissenschaft. Ausgebreitete Reisen gaben ihm Anlaß, die Versteinerungen und Thierpflanzen zu studiren, wobei er jedoch noch nicht so weit

*) Nebst so vielen andern Wahrheiten, ist auch diese in den Handschriften des Leonardo da Vinci niedergelegt, im Kapitel über den alten Zustand der Erde. Hier behauptet er sogar schon, daß der größte Theil der Kontinente Meeresgrund gewesen.

kam, die letzteren als dem Thierreich angehörend zu erkennen. Er legte einen Garten an, der eines Königs würdig war. Ihm verdankt Europa den indischen Jasmin, den Kürbis von Mekka, den egyptischen Papyrus, sowie er auch zuerst in Europa den Ingwer und anderes orientalisches Gewächse, auch den Kokosnußbaum pflanzte. Kaum hatte er von den Entdeckungen des Galilei vernommen, als er sich ein Fernrohr verschaffte; er beobachtete die Jupiterstrabanten und begriff, wie sie zur Bestimmung der Längen dienen könnten. Er verwandte jedoch keine Sorgfalt auf die Vervollständigung oder Veröffentlichung seiner Forschungen; es genügte ihm, dieselben denen, die sich an ihn wandten, zur Verfügung zu stellen und die Gelehrten zu unterstützen. Einer der Letztern, Gassendi, beschrieb sein Leben; er hinterließ einen ausgebreiteten Briefwechsel mit den Besten seiner Zeit.

Chemie.

Die Chemie verfolgte emsig das Suchen nach dem Steine der Weisen und der Universalmedizin, bis Basilio Valentino ihr einige Förderung zu Theil werden ließ. Von seiner Abhandlung über die Kraft des stibium, welches er Antimonium nannte, ist nichts verständlich als die Angriffe auf Hippokrates, Galenus und die zeitgenössischen Aerzte. Die große Rolle, welche die Chemie in der Heilkunst des Paracelsus spielte, kam ihr einigermaßen zu Statten; und indem die Rosenkreuzer die Alchemie neu beleben wollten, brachten sie die Physiologie dahin, die Chemie zu erläutern. Indeß erklärte aber die medizinische Fakultät zu Paris, welche auch den Blutumlauf als eine Neuerung verwarf, alle Chemiker für Giftmischer und das Antimonium für Gift in jedem Falle (1603). Demohngeachtet ließ sich bereits aus den Schriften des Van Helmont die große Zukunft dieser Wissenschaft vorhersehen, von welcher derselbe trotz seiner Vorliebe für die Magie glückliche Anwendungen machte.

Anatomie.

Der Schöpfer der neuern Anatomie ist Mondino von Bologna, dessen Buch während dreier Jahrhunderte der einzige in allen Schulen Italiens gebrauchte Text blieb, nur daß man nach und nach die neuen Entdeckungen in Form von Kommentaren hinzufügte. Unter seinen Nachfolgern nennen wir Jacopo

di Berengario aus Carpi, Professor zu Bologna, dem Porta die Ehre verschiedener Entdeckungen zuschreibt, u. a. diejenige des vor der Netzhaut liegenden Membrans, welche Entdeckung sonst dem Alpino zugeschrieben wird. Er war der Erste, welcher dem Texte Figuren hinzugab, und indem so die Kunst der Anatomie dienstbar wurde, erhielt sie zugleich durch dieselbe Förderung. Er hielt seine Schüler zu selbstständigen Beobachtungen und Forschungen an, wie er auch Hunderte von Leichen secirte — eine Kühnheit, die damals außerhalb Italiens noch ohne Beispiel dastand. Leonardo da Vinci forschte über den menschlichen Körper mit wissenschaftlichem und philosophischem Sinn, und verfaßte eine Schrift über Anatomie zum Gebrauche der Maler. Er fand Nachahmer, u. A. an Albrecht Dürer (de humani corporis simmetria, 1524), der den männlichen und weiblichen Körper mit Hülfe geometrischer Figuren beschrieb, eine übertriebene und auch überflüssige wissenschaftliche Strenge. Walter Ryff, Arzt zu Straßburg, entwarf (1541) neunzehn anatomische Tafeln, welche die des Berengario übertreffen.

Dem großen Anatomen Alessandro Benedetti von Legnago sind die erste Einrichtung eines anatomischen Theaters, die erste Kenntniß der Syphylis, die Schöpfung der pathologischen Anatomie und andere große Fortschritte zu verdanken. Als Oberarzt der venezianischen Heere, diente er gegen Karl VIII., und Haller nennt ihn „den ersten medizinischen Originalschriftsteller". Benivieni aus Florenz unternahm lange vor Parè den Verband der Gefäße und viele Operationen von großer Schwierigkeit. *)

In Frankreich zeichneten sich als Anatomen aus Guido Chauliac und der Deutsche Günter, welcher zuerst Anatomie zu Paris lehrte, den Organismus des Gehöres beschrieb und leugnete, daß die angeborne Luft das unmittelbare Hörorgan sei.

Gaspare Tagliacozzi lehrte das künstliche Ersetzen einzelner Körpertheile; man berichtete jedoch von wiedereingesetzten Nasen und Lippen in Sicilien bereits aus dem Jahre 1400 **). Durch Zufall entdeckte der Provenzale Pierre Franc den

---

*) De abditis non nullis ac mirandis morborum et sanationum etc. Florenz, 1514.

**) Zu vergl. hierüber: Agostino Gervasio, vita di Camillo Porzio, 1832.

großen Apparat; und man fand auch verschiedene Arten des Steinschnittes. Jakob Silvius (Dubois), Schüler Günters, hatte zuerst den wichtigen Gedanken, jedem Muskel einen Namen zu geben und beschrieb die Fallhäutchen der Venen.

Andreas Vesal (Vesalius), Sohn eines Apothekers zu Brüssel (1513—64), entdeckte durch Zerlegung zahlreicher Thier- und dann auch Menschenleichen das viele Irrthümliche in der Anatomie der Alten, sowie daß die Beobachtungen des Galen an Affen gemacht waren. Indem er so durch Nachweisung der Irrthümer des Galen dessen blinden Verehrern Aergerniß gab, zollte er zugleich demselben eine weit größere Huldigung als diese, da er von ihm die Nothwendigkeit der Begründung der Heilkunde auf die Anatomie lernte. Als Professor nach Pavia, Bologna und Pisa berufen, gab er zu Venedig anatomische Tafeln heraus, welche nicht minder Aufsehen erregten als die Entdeckung einer neuen Welt. Er erweiterte und vervollständigte sie später. Wie es zu seiner Zeit um die anatomischen Studien noch beschaffen war, beweist der Umstand, daß gegen Quetschungen und sogar Verrenkungen Droguen und Syrupe eingegeben wurden, und daß Karl V von den Theologen zu Salamanca ein formelles Gutachten darüber verlangte, ob man ohne Sünde und Gewissensbeläſtigung Leichen eröffnen dürfe.*) Eben diesem Fürsten, dem „göttlichen Karl V, größten unbesieglichsten Kaiser", widmete Vesal sein Werk De humani corporis fabrica (1548); aber er bedurfte auch eines mächtigen Beschützers gegen die Hochmüthigen, welche den Anatomen mit dem Bader verwechselten, und gegen die Pedanten, welche einem achtundzwanzigjährigen jungen Mann nicht verzeihen konnten, sich als Kritiker Galens aufzuwerfen. Sie fielen wüthend über ihn her, insbesondere in Frankreich, und sogar sein Lehrer Sylvius nannte ihn einen vorlauten Schulknaben. Da jener die Irrthümer Galens nicht leugnen konnte, verfiel er auf die Behauptung, daß die Menschen seit Galen sich geändert hätten, daß die Natur an ihren Werken nach Laune umgestalte! Der Ankläger waren so viele und laute, daß der Kaiser, trotz Vesals Klugheit, ihnen sein Ohr nicht verschloß und eine Untersuchung über jenes Buch

*) Guicciardini erzählt (Bd. VII) allen Ernstes, daß dem Julius v. Este von den geschickten Aerzten die Augen ausgenommen und wieder eingesetzt worden, ohne daß die Sehkraft gelitten hätte.

beschloß. Vesal gerieth darüber in solche Entrüstung, daß er mehrere Handschriften verbrannte. Er ging zwar siegreich aus der Untersuchung hervor und wurde sogar zum Hofarzt gemacht; aber noch mehr als die Anfeindungen schadeten nun Lob und Schmeichelei der Selbstständigkeit und dem Aufschwung seines Geistes. Freilich fand er auch so selten Gelegenheit seine Kunst zu üben, daß er sich beklagt, in Spanien nicht einmal einen Schädel erlangen zu können. Als ein Edelmann an einer unbekannten Krankheit starb, vermochte er die Verwandten ihm zu gestatten, die Leiche zu seciren; indem dieselben aber behaupteten, das Herz habe sich noch unter dem Messer bewegt, verklagten sie den Vesal vor den Gerichten als Mörder, vor der Inquisition der Gottlosigkeit, und er ward zum Tode verurtheilt. Durch einen Machtspruch Philipps II ward die Todesstrafe in Verbannung verwandelt; Vesal ging nach Venedig und schiffte sich als Chirurg der Truppen mit Malatesta von Rimini nach Cypern und Jerusalem ein; auf der Rückfahrt scheiterte er bei Zante und erlag dem Hunger.

Mit ihm aber nahm die Anatomie einen kühnern Aufschwung. Der Modenese Gabriele Fallopio (1523–62), des Vesals Schüler und Verehrer, überzeugte ihn von einigen Irrthümern, namentlich hinsichtlich der Bauchmuskeln, und bekundet eine Feinheit der Beobachtung ohne Gleichen, indem er die so zarten Knöchelchen des akustischen Systems, die Zusammensetzung der Nasenhöhlen, der Kinnlade, des Brust- und Kreuzbeines und namentlich der seitlichen Röhren oder Trompeten des Uterus entdeckte, die seinen Namen tragen. In der Muskellehre widerlegte er Galens Meinung über die Muskelfaser, indem er den Antheil der Nerven dabei leugnete und nachwies, daß ihre Wirkung da aufhöre, wo die Fasern quer durchschnitten werden, dies aber bei dem Einschnitt der Länge nach nicht der Fall sei. In der Lehre von den Blutgefässen kannte er den kleinen Umlauf nicht und glaubte mit Galen, daß die Arterien Kanäle seien, welche die Lebensgeister vom Herzen dem ganzen Körper zuführen. Doch aber verbesserte er dessen Irrthum hinsichtlich des Blinddarms, beschrieb mit Genauigkeit das Bauchfell und das rechte Mundloch des Magens, und machte Mittelfell, Brustfell und Thränendrüse bekannt. Er glaubte mit Galen, daß die Nerven vom Gehirn und nicht, wie Aristoteles, vom Herzen ausgingen, jedoch schwankte er in dieser Ansicht. Er seciirte

etwa sechs bis sieben Leichen — nicht Thiere — jährlich. Der Großherzog von Toskana überließ ihm sogar von Zeit zu Zeit einen zum Tode Verurtheilten, „quem interficimus modo nostro et anatomizamus“ — wornach der Anatom zum Scharfrichter gemacht wurde! *)

Die Entdeckung des Steigbügels des Ohrs geschah durch den Sicilianer Ingrassia († 1580), welcher die Anatomie auf der Universität Neapel zu Ehren brachte, zuerst eine Gesundheitspolizei einrichtete und sich bei der Pest von 1575 als Held benahm. Asellio von Cremona fand die Milchgefässe. Santorio Santori von Capodistria († 1636) ertrug dreißig Jahre lang die Marter, auf Wagschalen zu leben, um die noch nicht beobachteten Erscheinungen der Hautausdünstung festzustellen. Dessen Landsmann Costanzo Varoli nahm das Gehirn (Varols-Brücke!) zum Ziel seiner Forschungen sowie die Sehnerven, deren Spur er bis in das verlängerte Mark verfolgte. Paolo Sarpi beobachtete die Zusammenziehung und Ausdehnung der Traubenhaut des Auges. — Bartolomeo Eustachio von Sanseverino, Professor der Sapienza in Rom († 1574), hinterließ eine meisterhafte Abhandlung über die Nieren, die ungepaarte Blutader und den Bau der Zähne, und bereitete 46 große Tafeln vor, die jedoch wegen unzulänglicher Mittel unedirt blieben. Als sodann Clemens XI dieselben im Jahre 1714 durch Lancisi stechen ließ, zeigte sich, daß, wenn sie alsbald bekannt geworden wären, sie ihrem Verfasser den Ruhm eines Bartolini, Bellini, Pequet, Lavater u. A. verschafft hätten.

Giulio Cesare Aranzi von Bologna bereitete der kaum noch entstandenen Organogenie die Bahn, indem er zuerst sich mit dem Foetus und seinen Entwickelungen beschäftigte. Auf Grund der Entdeckungen des Realdo Colombo hinsichtlich des Blutumlaufs widerlegte er die Ideen der Alten in diesem Betreff, indem er nachwies, daß das Blut nicht durch die Poren der Scheidewand, sondern durch die Schlagader in die Lungen gehe; indeß war auch er noch wie Colombo in dem damals allgemeinen Irrthum befangen, daß die Leber Organ der Blutbereitung sei. — Levasseur bewies im Jahre 1540, daß er

*) Die Stelle soll jedoch vierzig Jahre nach seinem Tode interpolirt worden sein.

den Blutumlauf durch die Lungen sowie die Klappen der Arterien und Venen kannte. Jener Michel Servet, dessen Verirrungen und trauriges Ende wir beklagten, beschrieb den kleinen Umlauf durch die Lungen in der Christianismi restitutio, dem mit seinem Autor von Calvin verbrannten Werke von 1535, und nicht in dem Traktat De Trinitatis erroribus von 1531, wie behauptet zu werden pflegt.

Fabrizio von Acquapendente setzte die Arbeit des Vesale fort, indem er die aus dem Vergleiche der Anatomie mit dem Bau verschiedener Thiere sich ergebenden Bemerkungen verallgemeinte. Seine Abhandlungen, eigentlich Kapitel, eines nicht vollendeten „Totius animalis fabricæ theatrum", zerfallen je in drei Theile: Beschreibung des Organs, seine Thätigkeit, sein Gebrauch. Er studirte insbesondere die Venen und bemerkte, daß die Klappen gegen das Herz hin gerichtet seien. Auch ihn behinderte noch die starre Verehrung vor den Alten.

William Harvey (1578—1658).

Unter ihm studirte zu Padua der Engländer Harvey bis 1602. Er leugnete die schon von Redi bekämpfte generatio æquivoca und beobachtete die Entwickelung des Ei's, obgleich er in Ermangelung des Mikroskops auf Irrthümer verfiel. Von 1619 an lehrte er zu London den Blutumlauf, worauf dann (1628) sein Werk De Motu sanguinis et cordis dem alten Gebäude den letzten Stoß versetzte. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß der Blutumlauf in Italien bereits bekannt war und daß Harvey von Eustachio Rudio, obgleich er ihn nicht nennt, die wahrhaften Funktionen des Klappensystems kennen lernte*); nur daß die nun von der Experimental-Anatomie gemachten Fortschritte ihm gestatteten, die schielenden Phrasen zu verlassen, in welche sein Vorgänger sich verwickelt hatte, und den allgemeinen Mechanismus des Umlaufs klarer zu bestimmen.

Die Chirurgie und Heilkunde mußten davon große Vortheile ziehen. Die Verbreitung der Feuerwaffen führte zu neuen chi-

*) Sprengel will, daß Berengario die Uebergießung des Bluts durch die Scheidewand leugnet; indeß, obgleich er es satis notabilis substantiæ quæ est etiam satis densa sagt, nimmt er doch die kleinen Oeffnungen Galens an. Sprengel behauptet, daß Colomb im Gegentheil diese Stelle voraussetzt, während er deutlich sagt, daß diejenigen, welche dieses sagen, im Irrthum seien; longa errant via.

rurgischen Forschungen, und das Werk des Neapolitaners Alfonso Ferri, de Sclopetorum vulneribus (Lyon, 1554) ist, obgleich wenig bekannt, von hervorragender Wichtigkeit. Ein Geheimniß, diese Wunden zu heilen, besaß ein Arzt zu Turin; derselbe trat es an Ambrose Paré von Laval († 1590) ab, welcher ihm einen mehr dem Ankaufspreise als dem wirklichen Verdienste entsprechenden Werth beilegte. Paré war übrigens einer der ausgezeichnetsten Praktiker; er machte gebräuchlich, wenn er sie auch nicht erfand, die unmittelbare Unterbindung der Gefässe, statt des Schröpfens und Beizens; er lehrte die Behandlung der Knochenbrüche mit Wunden; er begründete die allgemeinen Vergleichungen des menschlichen Skeletts mit dem der Vierfüßler und Vögel; er glaubt, daß die ansteckenden Miasmen durch das Riechen aufgenommen werden. Er war Arzt Franz I, Heinrichs II, und Karls IX, der ihn in der Bartholomäusnacht rettete. Sein Schüler, der Provenzale Jacques Guillemeau, vervollkommnete das Trepaniren. — Auch die Geburtshülfe ward minder grausam. Den ersten Versuch des Kaiserschnittes an einer Lebenden machte Rufer Castraporci im Thurgau. François Rousset, Arzt des Herzogs von Savoyen, schrieb über diese Operation ein sehr geachtetes Buch, und weitere Versuche hatten glückliche Ergebnisse.

Nichtsdestoweniger nahm der Chirurg im Leben noch eine untergeordnete Stellung ein; er mußte seine Lehre beim Bader halten und sich zu untergeordneten Hülfsleistungen hergeben. Als die Innung zu Paris Vorrechte erhielt, welche die Chirurgen auf den Fuß der Gleichheit mit den Aerzten stellten, fühlten sich diese hiedurch auf's Tiefste verletzt und verbanden sich gegen jene mit den Badern. Sie konnten jedoch nicht hindern, daß die Chirurgen als Mitglieder der Universität angenommen wurden. Eine Klinik war bereits 1543 von Gianbattista del Monte zu Padua eingerichtet.

Heilkunst.

In der Heilkunst offenbarten bessere Uebersetzungen aus dem Griechischen die Mangelhaftigkeit und Ungenügendheit der arabischen Uebertragungen und Erklärungen. Leonhard Fuchs von Wemdingen in Schwaben († 1565) bestritt dem Avicenna den Namen eines Fürsten der Heilkunde, um diesen Titel dem Hippokrates und Galen zurückzugeben. Die Veronesen Gianbat-

tista Montano und Marsilio Cognati stellten in der Literatur wie in der Praxis die Schule des Vaters der Medizin wieder her. Hyancinthe Houlier erläuterte dessen Schriften, in noch ausgedehnterem Maße sein Schüler Louis Düret, sowie Foès aus Metz. Die technischen Ausdrücke wurden mit tiefer sprachlicher und wissenschaftlicher Kenntniß von Jean de Gorvis erklärt.

Den Paracelsus, dessen Ansehen die Medizin ebenso in Deutschland behinderte wie das der Araber in Spanien, werden wir unter die Charlatane verweisen müssen (s. das folgende Kapitel). Doch aber wurden gerade einige Alchemisten gute Aerzte und legten die wahren Grundsätze des lebendigen Organismus dar, sowie sie die Nothwendigkeit erkannten, das Studium desselben von der der todten Materie zu trennen, weil die lebendigen Körper und die leblosen Gegenstände unter der Herrschaft verschiedener Gesetze stehen. So leistete auch Paracelsus der Wissenschaft wirkliche Dienste, indem er neue Medikamente in Gebrauch setzte oder ältere mit seither ungewohnter Kühnheit anwandte. Seine Wunderkuren vollbrachte er mit Mercur und Opium; von jenem kannte man noch kaum die Bereitung, und dieser war als „Kälte im vierten Grade" den Aerzten verhaßt. Aber Paracelsus hatte ihn sehr häufig in der Türkei angewandt gesehen, und führte, als Gegenmittel, den Weinstein ein (tartarus, so genannt, weil er die Patienten, vermöge der darin mit Wasser, Salz und Oel enthaltenen Säure, wie die Hölle brennt). Er wies auf die hauptsächlichsten Mängel, die der Medizin seiner Zeit anhafteten, hin, und indem er zugleich die nothwendigen Verbesserungen andeutete, die alte Pharmakopie verspottete, brachte er es dahin, daß man gewisse Neuerungen für möglich hielt und demzufolge endlich aufhörte, ihnen einen systematischen Widerwillen entgegenzusetzen. Leider beschimpfte er aber in unverschämter Weise diejenigen, welche er nachahmte, und regte den großen Haufen auf, statt ihn den Reformen zugänglich zu machen, was er vermocht hätte kraft seines natürlichen Scharfsinnes, der nicht das Genie ist, aber zu Entdeckungen leitet, welche der schüchternen Mäßigung unerreichbar bleiben. — Einige Aerzte warfen sich, nach seinem Beispiel, auf den Gebrauch der Specifica ohne Rücksicht auf die Symptome; Andere wollten auf Galens Theorie pfropfen, was ihnen bei Paracelsus annehmbar schien; Mehrere auch unternahmen kühn, ihn zu

bekämpfen, wie Caspar Hoffmann mit seinem Buche de barbarie imminenti.

Schon wagte mehr denn Einer den Gefahren zu trotzen, die mit dem Verlassen des gebahnten Weges stets verbunden sind. Ramus hatte mit seinen Angriffen auf Aristoteles und die Scholastiker hierin das Beispiel gegeben. So forderte Jean Fernel aus Amiens (1497—1558), statt von Galen und Hippokrates, von der Natur die Wahrheit; so zeigt sich der freie Gebrauch der Vernunft bei Giov. Selvatico, Professor zu Pavia, bei Jul. Alexandrinus von Neustein, bei Servet und Brissot. Giov. Argentieri von Chieri († 1572) trat an der neu hergestellten Universität von Turin als Gegner Galens und der Bewunderer der Alten auf*), widerlegte die sophistischen Gründe für den horror vacui und die in der Galenischen Schule angenommene Erklärung der Funktionen durch die Vielheit der Geister; nahm dem Willen der Seele die heilende Kraft, um sie den Naturgesetzen zuzuschreiben, leugnete, daß die verschiedenen Geisteskräfte in bestimmten Theilen des Gehirns ihren Sitz hätten, daß die Adern von der Leber ausgehen.

Andere gute Beobachter zeigten die Richtigkeit von allgemein geglaubten und doch nur in der Einbildungskraft begründeten Erscheinungen. Doch aber hielten sie sich hierin meist nur an das Seltsame und Auffallende, von den scholastischen Methoden und den angeblichen elementaren Eigenschaften vermochten auch sie noch nicht sich vollständig zu befreien. Gegen die Symptome war die Behandlung gerichtet; den kritischen Fällen, dem Urin, legte man eine übergroße Wichtigkeit bei. Es bedurfte allerdings des Muthes, um Jahrhunderte alte Irrthümer zu bekämpfen, und ist daher nicht zu verwundern, daß selbst die Hervorragenden noch lange mit Ueberresten der sophistischen Routine sich behaftet zeigen. Kaum glaublich erscheint, daß, als Brissot die Meinung aufstellte, möglichst weit vom Sitze der Ent-

*) De erroribus veterum medicorum, 1553. In artem medicinalem Galeni, 1566. — „Oportet de scriptoribus ita sentire ut eos homines agnoscamus, et non tamquam deos veneremur, nobisque antiquam libertatem relinquamus ... Probationes ex nostris sensibus, nostroque ingenio ducamus. Nemini credamus, sed liberi contra omnes quod putemus verum proferamus. Eorum opiniones refellamus qui in magno sunt precio, quorum autoritas infirmis ingeniis obesse potest.“

zündung Blut abzulassen sei durch nichts geboten, ein Streit fast von der Heftigkeit eines Religionskrieges sich entspann, daß die Aerzte sich in die beiden Lager der Anhänger des Aderlassens in griechischer oder der in arabischer Weise, des Zurücktretens der Feuchtigkeiten oder der Ableitung spalteten, welche Systeme in sich selbst verfielen, als man den Blutumlauf kannte. Nach einem von Leon Botalli von Asti aufgestellten Systeme, welches die Behauptung aufstellte, analog dem Auspumpen einer Quelle, wodurch deren Wasser verbessert wird, verbessere sich auch das neu reproduzirte Blut fortwährend, wurde ein großer Mißbrauch mit dem Aderlassen getrieben. Auch gab es schon eine Wasserheilkunde mit dem Axiom: „Nur im Wasser ist Heil" (De balneis etc., Venedig, 1553). Gegen die venerische Krankheit wandte Berengario von Carpi zuerst den Mercur an. Gelegenheiten, die Pest zu beobachten, waren nur zu häufig; und die ihr zugeschriebenen Ursachen müßten lächerlich erscheinen, wenn unser Jahrhundert sie nicht wieder neu hervorgezogen hätte, und wenn die Quarantaine nicht gleichfalls eine Lächerlichkeit wäre. Es genügt zu bemerken, daß die Meisten die Ansteckung durch den unmittelbaren Willen Gottes erklärten. Paracelsus unterscheidet bei der Pest eine natürliche und eine übernatürliche, welch letztere von den Gestirnen und insbesondere vom Saturn, dem Kinderverzehrer, stammt. Noch im 17. Jahrhundert wandte man in Rom gegen den Aussatz und andere Hautkrankheiten folgende Kur an: Nachdem man den Kranken purgirt hatte, brachte man ihn in eine Höhle bei Braceiano, worin sich viele Schlangen aufhielten; in Folge der erhitzten Temperatur gerieth er bald in Schweiß, und völlig entkleidet auf den Boden niedergelegt, schlief er ein. Die vom Schweißgeruch angezogenen Reptilien kamen in Menge herbei, wanden sich um den Körper und leckten ihn sanft ab, ohne ihm sonst Leids anzuthun. Da die geringste Bewegung sie verscheucht hätte, war vorher dem Kranken ein Schlaftrunk gegeben worden. Nach drei oder vier Stunden ward er aus der Höhle geholt, und die Operation wurde verschiedenemale wiederholt; die Heilung ließ nicht lange auf sich warten *).

Sehr im Schwunge war noch die Verbindung astrologischer Forschungen und Beobachtungen mit der Heilkunst. Der be-

*) Kircher, De arte magnetica, III. p. 7.

rühmte Fracastoro schrieb dem Einfluß der Gestirne die Sympathien und Antipathien zu. Andere Aerzte indeß — Monardo, Baffi, Mundello u. A. — stellten diesen Einfluß der Gestirne in Abrede.

Noch ist zu bemerken, daß in dieser Periode die gerichtliche Arzneikunde mit einer Abhandlung von Fortunato Fedele (De relationibus medicorum, 1602) begann.

Neuntes Kapitel.

Zur Kulturgeschichte.

Wir würden unsern Zweck verfehlt haben, wenn man nach allem, was wir über Wissenschaft, Literatur und Kunst gesagt, sich nicht ein Bild von den Sitten in der eben geschilderten Epoche zu machen vermöchte. Wer, wie wir dies verlangen, die Kultur von der Civilisation unterscheidet, weiß, daß diese nicht anders zu gedeihen vermag als durch ein gleichmäßiges Fortschreiten der menschlichen Fähigkeiten. Wo die eine sich entwickelt unter Beeinträchtigung der andern, da ist es um jene Uebereinstimmung geschehen, welche allein nützliche und dauernde Fortschritte hoffen läßt. Nun aber wird man erkannt haben, daß in dieser Epoche die Einbildungskraft weit mächtiger war als der Verstand, und insbesondere Italien bezahlte theuer die glänzenden Blumen, womit es den Abgrund vor seinen Füßen überdeckte. In den Künsten, in der Literatur, in der Regierung, in den Sitten war das Heidenthum mit hoch aufgerichteter Stirne zurückgekehrt, in seinem Gefolge die grobe Sinneslust wie die feinere Sinnlichkeit eines Kultus des Schönen, der die Wahrheit aufopfert, statt daß die Schönheit nur die Bekundung und der Reiz des Wahren sein sollte. Die Literatur entsagte dem idealen Aufschwunge, und indem sie dem Verlangen nicht mehr ein edles Ziel setzte, ward sie statt einer ernsten Thätigkeit ein Spiel: Pinsel und Meisel vervollkommneten die Form und vernachlässigten den Gedanken. Die Wissenschaft beschränkte sich auf die Bewunderung des großen Geistes des Alterthums, und erklärte aus

Verehrung vor dem Alterthum die ungebildete aber energische Zeit, in welcher die neue Civilisation gereift war, für barbarisch. Leo X erläßt eine Bulle zum Schutz der Herausgabe des unsittlichsten Gedichts; Julius III. umarmt den Aretin, der die infamste seiner Tragödien dem Cardinal von Trient widmet; ein anderer Cardinal, der nach der Tiara trachtet, schreibt die „Calendrä". Was verschlägt's, daß alles dieß unsittlich, lüderlich, mörderisch ist: es ist schön, und das genügt; die Phantasie ward davon entzückt, die Vernunft geblendet.

Weil aber das Band zwischen Herz und Geist stärker ist, als Manche zu glauben scheinen, hat das große leoninische Jahrhundert kein einziges selbstständiges Werk hervorgebracht, welches im Felde der Intelligenz eine neue Bahn gebrochen hätte, worin man, sei es in der Literatur, sei es in der Wissenschaft, sei es in der Erkenntniß der Wahrheit, einen wahrhaften Fortschritt entdeckte.

Niemals erscheint der Aberglaube so mächtig als in der Zeit des Erlöschens des ächten religiösen Gefühls. Noch hatte der systematische Zweifel nicht Eingang gefunden zu den Dogmen des Glaubens, aber schon löste sich derselbe vom Leben, worin er einer ganz heidnischen Sittenverwilderung den Platz räumte. Damit ist übrigens nicht das eigentliche Volk gemeint, dessen Frömmigkeit sogar lebendiger als je erschien, als hätte es tiefer das Bedürfniß empfunden, im Himmlischen Linderung zu suchen für sein irdisches Elend. So wird auch von einer ganzen Reihe von Wundern und von häufiger Erscheinung der heiligen Jungfrau geredet. Selbst unter den Großen wird die Frömmigkeit durch die Gottlosigkeit nicht völlig erstickt. Als die Florentiner fürchteten, daß der Herzog von Bourbon mit den Landsknechten durch toskanisches Gebiet kommen würde, unternahmen sie jeden Freitag unter erbaulichster Theilnahme der ganzen Stadt eine Prozession mit dem Allerheiligsten*); Vitellozzo, vom Herzog v. Valentinois gefangen genommen, bittet ihn um Verwendung bei dem Papste, auf daß er ihm vollständigen Ablaß für seine Sünden gewähre**). Ja, wer irgend eine Missethat vorhatte, versah sich mit Indulgenzen und Reliquien! Wir sehen hier natürlich ab von den Männern und Frauen, die sich die

*) Bericht des venezianischen Gesandten von 1527.

**) Machiavel.

schwersten Büßungen, Kasteiungen und Wallfahrten auferlegten, sich bis auf's Blut geißelten, der freiwilligen Armuth sich hingaben und für das Leben abstarben in enger Zelle. In den ersten Tagen des Pontifikats von Leo X vertheilten sich zwölf Mönche, die zu einem Leben äußerster Strenge sich verbunden hatten, über Italien, und ein jeder predigte in der ihm angewiesenen Provinz und verkündete die kommenden Dinge. Einer derselben, der noch sehr junge Bruder Francesco da Montepulciano, erschien in Santa Croce zu Florenz, wo er die Lasterhaften mit Schärfe tadelte und betheuerte, Gott wolle Italien und besonders Florenz und Rom züchtigen; seine Predigten flößten solchen Schrecken ein, daß die Anwesenden unter Seufzen und Weinen um Erbarmung schrieen. Alles Volk war trostlos, denn die ihn wegen des großen Zudrangs nicht hören konnten, ließen sich von Andern, mit nicht minderem Entsetzen, berichten, was er gesagt hatte. In Folge dieser Predigten standen nicht nur Mönche auf, um Neuerungen und Heimsuchungen der Kirche zu prophezeien, sondern das Gleiche thaten auch Nonnen, Bettlerinnen, junge Mädchen, Bauern ... Diese Dinge verwirrten die Gemüther dermaßen, flößten dem Volk eine solche Furcht ein, daß, um es einigermaßen zu zerstreuen, Giuliano und Lorenzo de Medici große Feste, Jagden, Prachtzüge und Lustgefechte veranstalteten, zu denen sechs Cardinäle verkleidet von Rom sich einfanden *). Man erinnerte sich auch der von Savonarola erzielten wunderbaren Wirkungen, der gerade gegen diese Wiederkehr des Heidenthums sich mit seiner ganzen Kraft erhoben hatte.

Im Geiste dieser Wiederkehr malte man die nur zu berühmten Trastevererinnen auf Altarbildern, benutzten die Maler ihre Geliebten zu Modellen für die Darstellung der reinsten Jungfrau, wie auch zu dieser Zeit in die Sakristei der Kathedrale von Siena die bekannten drei nakten Grazien kamen, und die Naktheit sich sogar in die päpstlichen Kapellen eindrängte. Alexander VI ließ sich im Vatican von Pinturicchio als einer der drei Könige, vor der heil. Jungfrau knieend, malen, welch letztere aber Giulia Farnese war. Und Card. Bembo schrieb an Sadoleto: leset die Briefe des heil. Paulus nicht, damit dieser barbarische Styl euren Geschmack nicht verderbe;

*) J. Pitti, Istorie fiorentine, 112.

kümmert euch nicht um diese eines ernsten Mannes unwürdigen Spielereien!

So gingen mit allen Begriffen von Schaam auch die der Gerechtigkeit verloren, und die Unsittlichkeit machte sich rücksichtslos breit in den Sitten, den Handlungen, den Büchern. Prälaten nahmen keinen Anstand ihre Kinder, bei sich zu haben; und die fürstlichen Höfe waren von Schranzen bevölkert, von denen man sagte, daß sie in der Jugend als Possenreißer, im Jünglingsalter als noch etwas Schlimmeres, im Alter als Kuppler oder als Teufel dienten*). Als Erinnerung an Aspasia ward in Rom die Courtisane Imperia nicht blos geduldet, sondern geehrt, „von sehr vornehmen und reichen Personen unendlich geliebt", ihr Haus war das Stelldichein der Liebe, der Anmuth und der Bildung. Als sie 1511 in der Blüthe der Jahre starb, erhielt ihr Grab in San Gregorio folgendes Epitaphium: Imperia, cortisana romana, quæ, digna tanto nomine, raræ inter homines formæ specimen dedit, vixit annos XXVI, dies XII, obiit MDXI, XV Augusti.**) Es ist überflüssig, an die Schandgeschichten der Vanozza und Lucrezia Borgia zu erinnern, denen Bianca Capello würdig nachfolgte. Es könnte auffallen, daß notorisch lüderliche Weiber Gemahlinnen von Fürsten wurden. Aber diese Fürsten, welche keine Autori-

---

*) Ein französischer Dichter dieser Zeit, Annibal d'Ortigues, entwirft folgendes Bild von den damaligen französischen Höflingen:

Valeter tout le jour de crainte en espérance:
Sans cesse caresser ceux que l'on voudrait morts;
Après se mouquer d'eux, et d'un rire retors
Demi-cillant les yeux, faire la révérence;
Se baiser à la joue en tendre contenance,
En promesses toujours prodiguer des trésors;
Dissimuler, flatter, encenser les mylords
Que l'on voit gouverner l'état en apparence;
Voiler ses cheveux blancs pour tromper Cupidon,
Se musquer, se friser, comme un brillant Adon;
Porter une houssine, et s'en frapper la botte;
Contrefaire les grands, bégayer quelquefois;
Dédaigner la décence et la traiter de sotte,
Sont les traits coutumiers de la cour de nos rois.

**) Lucca gewährte den fahrenden Frauen das Altbürgerrecht; in Venedig gab es 11,650 solcher Weiber.

tät, auch nicht die der öffentlichen Meinung, achteten, glaubten sich alles erlaubt.

Nicht blos Cesare Borgia und sein Vater machten Gebrauch von Dolch und Gift, sondern auch Andere, die im übrigen in gutem Rufe standen. Sogar Alessandro Farnese, der für mild und menschlich galt, bediente sich dieser Mittel. Meuchelmorde gehörten zur damaligen Taktik, und Vergiftungen waren überaus häufig in allen Ständen. Paolo Sarpi rieth der Signoria von Florenz, zur Unschädlichmachung gefährlicher Menschen Gift anzuwenden, was weniger gehässig und nützlicher als der Henker sei.

Eine Ferrareserin, die vom Cardinal Ippolito d'Este, dem Beschützer des Ariosto, geliebt wurde, verliebte sich in des Cardinals Bruder Giulio, und vertheidigte sich damit, daß sie dessen schönen Augen nicht widerstehen könne, worauf der Cardinal seinem Bruder diese Mittel der Verführung ausreißen ließ. In den handschriftlichen Tagebüchern des Sanuto liest man aus dem Jahre 1497: „Vor einigen Tagen beging Don Alfonso (später Gemahl der Borgia) in Ferrara eine überaus leichtfertige Handlung; denn am hellen Tage ging er in Begleitung einiger junger Leute ganz nackt durch die Straßen."

Die Schauerscenen am Hofe des Cosmo de Medici sind wohl vom Hasse der Verbannten übertrieben worden, gleichwie auch in Burkard's römischem Tagebuch unbezweifelt viel Uebertreibung ist. Aber auch dies in Anschlag gebracht, bleibt doch Entsetzliches genug übrig. Letzterer erzählt, in seiner Gegenwart habe der Procamerario, befragt, warum die gefangenen und überwiesenen Mörder nicht gerichtet, sondern für Geld freigelassen würden, geantwortet: „Weil Gott nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er bezahle und lebe." Es ist zu verwundern, daß inmitten all dieser Verderbtheit doch noch einige Erinnerung an die Ritterlichkeit sich erhalten hatte.

Es macht einen seltsamen Eindruck, in dieser Zeit hart neben übertriebenstem Luxus äußerstes Elend, inmitten der schwersten Heimsuchungen so viel Heiterkeit zu finden. Der Geschmack an materiellem Genuß, so gefährlich für die Freiheit, und denen, die auf deren Vernichtung ausgehen, so dienlich, war mit ungeheurer Schnelligkeit gewachsen; die Pracht der Künste, welche es nicht verschmähten, dem Gemeinsten zu dienen und mit ihrem Reiz das Schmutzigste zu bedecken, und die plötzlichen Reichthü-

mer der neuen Welt schienen sich vereinigt zu haben, um die Einbildungskraft zu überreizen und dieser Epoche einen Anblick des Glanzes zu verleihen, der sie vor allen auszeichnet.

Die Ueppigkeit und die Annehmlichkeiten des Lebens waren in den andern Ländern Europa's viel geringer als in Italien. Man war auch in Frankreich und Deutschland weit strenger gegen Verbrechen; Galgen und Rad waren fortwährend in Anwendung, aber Ordnung und Sicherheit waren darum doch nicht größer. Für Deutschland, namentlich Nord- und Niederdeutschland, war die Trunksucht ein eigenthümliches Laster; indeß herrschte doch in seinen Städten im Ganzen ein gesundes und blühendes Bürgerleben, auf dessen Schilderung wir unten zurückkommen werden.

Interessant ist, was uns Girolamo Negro*) von der „großen Armuth" seines Patrons, eines Cardinals, erzählt. „Er unterhält zwanzig Pferde, weil seine Mittel ihm nicht gestatten ihrer mehr zu halten, und vierzig Personen in seinem Dienste. Bei ihm lebt man nur mittelmäßig, und in der Weise von Mönchen, die keinen Luxus kennen. Der Papst hat ihm 200 römische Thaler monatlich für seinen Unterhalt ausgeworfen; dies, mit dem Einkommen des Hutes, genügt für die gewöhnlichen Ausgaben und damit müssen wir auskommen, bis Gott uns etwas anderes zuschickt." Heutzutage kann wohl der Reichthum nicht manchen Cardinals mit dieser Armuth sich messen!

In dieser Zeit wurden auch neue Nahrungsmittel und Gewürze eingeführt, wie Kaffee und Chokolade. Der Gebrauch des Zuckers ward allgemeiner, ebenso der des Tabaks, trotz der dawider erlassenen Verbote. Die Taschenuhren, Nürnberger Eier nach ihrer damaligen Form und dem Hauptort ihrer Verfertigung genannt, verbreiteten sich mehr und mehr. Der Diamant, den Berguem zu schleifen lehrte, ward zum kostbarsten Schmuck verwendet.

Auch die Straßen hatten sich verbessert und fiengen an mit Wegweisern versehen zu werden; jedoch bediente man sich noch vorzugsweise der Reitpferde oder Sänften, da die Wagen noch selten und unbequem waren. Die erste Kutsche mit hängendem Kasten, deren Erwähnung geschieht, diente der Königin Isabella bei ihrem Einzuge in Paris im Jahre 1405. Im Jahre

*) Lett. di Pr. III. 149.

1457 ward die Königin von Frankreich von Ladislaus von Ungarn überrascht durch das Geschenk eines „schwankenden und sehr reichen Wagens (chariot branlant et moult riche)"; über dieses Fahrzeug spotteten jedoch die vornehmen Herren und es ward nicht nachgeahmt. Im Jahre 1588 untersagte Julius v. Braunschweig seinen Vasallen den Gebrauch des Wagens, was minder männlich sei als das Reiten. Zur Zeit Franz I gab es zu Paris nur zwei Wagen, den einen für die Gemahlin, den andern für die Geliebte des Königs. Später ward einigen Damen des Hofes diese Auszeichnung gestattet, sowie dem René de Laval wegen seines außerordentlichen Körperumfanges. Als Karl IX Luxusverbote genehmigte, untersagte er, auf Antrag des Parlaments, bei strengen Strafen den Gebrauch der Wagen im Innern der Stadt. Unter Heinrich III fanden selbst die Damen nur zu Pferde bei Hofe sich ein. Heinrich IV hatte nur eine einzige Kutsche für sich und die Königin, und so schrieb er einst an Sully, er könne an diesem Tage nicht zu ihm kommen, da seine Frau sich des Wagens bediene. Derjenige, in welchem er ermordet wurde, bestand aus einem Kasten auf Axen mit vier hölzernen Stangen, die einen sogenannten Himmel trugen, von dem lederne Vorhänge herabhingen. Die Zahl der Kutschen nahm zu, als unter der Regentschaft der Maria von Medici die Herzoge und Großwürdenträger das Recht erhielten, in den Hof des Louvre hinein zu fahren; im Jahre 1653 gab es bereits 300 Kutschen in Paris. In London wurden die ersten Kutschen im Jahre 1564 von dem Holländer Boonen, Kutscher der Königin, eingeführt. Einige Damen erhielten das Vorrecht Kutschen zu besitzen und erregten damit in den Provinzen Aufsehen. Binnen dreißig Jahren nahm der Gebrauch der Kutschen dermaßen zu, daß eine Parlamentsbill Beschränkungen einführte, die jedoch nicht lange in Geltung blieben. — Selbst nachdem die Kasten in Ketten gehängt, dann mit Gurten und endlich mit Federn befestigt wurden und somit der Wagenbau sich sehr vervollkommnet hatte, blieb der obere Theil immer noch offen oder doch nur durch einen sogenannten Himmel und Vorhänge geschützt. Allmälig kam das Schirmleder, dann der vollständige Verschluß, aber ohne Thüren, auf, hierauf brachte man Thüren und Vorhänge an, und endlich setzte man statt der letztern Glasfenster ein. Diese Mode soll aus Italien nach Frankreich gekommen sein, wo Bassompierre unter Ludwig

XIII zuerst einen solchen Wagen besaß. Zu den bequemen Equipagen unserer Zeit hatte man jedoch noch gar weit! Die Wagen jener Periode waren solid gebaute schwerfällige Maschinen, dabei überaus kostspielig wegen den Vergoldungen, Malereien und Schnitzereien, womit sie überladen waren. Bei den schlechten Wegen war das Fahren darin nichts weniger als angenehm.

Luxusgesetze.

Dem stets wachsenden Luxus suchte man durch stets umgangene Verordnungen abzuhelfen. In der Republik Venedig waren alle Bürger zur schwarzen Tracht verpflichtet. Für diese Einfachheit entschädigte man sich aber im Carneval, wo man den Reichthum in prächtigen Stoffen und kostbaren Juwelen zur Schau trug. Auch in Frankreich glaubte man den übermäßigen Ausgaben und der übertriebenen Theuerung gewisser Gegenstände steuern zu können, nicht durch Steigerung der Fabrikation, sondern durch Verminderung des Verbrauchs. So gebot Karl IX, weil das Anfertigen eines Gewandes mehr kostete als der dazu verwendete Stoff, es dürfe für ein Manns- oder Frauenkleid nicht mehr bezahlt werden als 60 Sols, bei Strafe von 100 pariser Livres für jeden Uebertretungsfall; ferner durften die Frauen keine Reifröcke von mehr als einer Elle Weite tragen, durfte Niemand mehr als 20 Sols für das Machen der Kleider seiner Diener ausgeben; durften Schneider und Schuhmacher keine gesteppten Hosen machen, dieselben im Innern mit nichts anderem besetzen als mit dem Unterfutter, den Taschen nur zwei Drittel der Weite geben, bei Strafe von 200 Livres und der Konfiskation; wurde Kaufmannsfrauen und andern Leuten des Mittelstandes untersagt, Gold und Perlen zu tragen, jungen Mädchen und Frauen, diesen mit Ausnahme des ersten Jahres nach ihrer Verheirathung, irgend einen Goldschmuck in's Haar zu thun. Gestattet waren dagegen Ketten, Hals- und Armbänder, jedoch ohne Emaille.

Der Luxus mußte den Golddurst, die Habsucht, die Bestechlichkeit steigern. Karl V, der dieß wußte, ließ absichtlich einen werthvollen Ring zu den Füßen einer Geliebten Franz I hinrollen oder in das Waschbecken eines Prinzen fallen; Minister nahmen Jahrgelder von fremden Souveränen; der Cardinal d'Amboise hatte an Jahrgeldern 150,000 Dukaten von verschiedenen italienischen Fürsten und Republiken, darunter allein

von Florenz 30,000. Kostbare Geschenke zu geben und zu nehmen, gehörte gewissermaßen zur diplomatischen Kunst. Gegen mancherlei Aufwand, besonders in Kleidern, erließen insbesondere die deutschen Reichstage des 15ten und 16ten Jahrhunderts viele Verordnungen.

*) Von den Gebräuchen und Sitten in den deutschen Städten gewährt ein getreues Bild, was Sebastian Frank in seiner Chronik der Deutschen über Ulm und namentlich was der fleißige Alterthumsforscher Paul v. Stetten d. j. über Augsburg berichtet **). So erzählt der Letztere aus dem 15ten Jahrhundert: — — „Durch den Handel nach Italien wurde der Grund zu Wissenschaften, Künsten und feinen Sitten gelegt. Einige hatten außer Italien noch andere Länder bereist. Es wurde der Umgang freier und geselliger, man sah auf Zucht und Ehrbarkeit. Die Geschlechter gaben das Beispiel, und die Zünfte folgten ihnen nach ... Groß war der Reichthum zu jener Zeit in Augsburg, weit größer als man sich wohl denkt, ungeachtet der größern Seltenheit des Goldes, wodurch die anscheinend niedrigen Preise der Dinge herrühren, ehe durch die Entdeckung Amerika's und der reichen Silberminen in Peru sich die Menge des baaren Geldes vermehrte. Wer 2 bis 300 fl. jährlich einnahm, war ein reicher Mann, und dennoch gab es, wie gesagt, Leute, die selbst heutzutage reich heißen würden, denn es gab deren, die 2000 fl. jährlicher Einkünfte zogen, dessen sich damals kein Graf rühmen durfte. Der reichste Mann in Augsburg hatte 2600 fl. jährlich Einkommen, das war Peter v. Argon. Der Stifter der Fugger'schen Familie erwarb um diese Zeit durch seine Handlung ein Vermögen von 3000 fl., und das wird als etwas Großes angegeben und war es auch zu jener Zeit. Ein Gulden damals war wohl sechs heutige (1765) werth. Deshalb war es wohl nicht wohlfeiler zu leben als heutzutage. Einige Dinge zwar waren wirklich wohlfeiler, z. B. Holz und Wein, andere aber gewiß viel theurer ... Die durch vermehrte Handlung steigende Wohlhabenheit, welche sich in den Vergnügungen der Stadtbewohner äußerte, wirkte auch auf Künste und Wissenschaften vortheilhaft ein. Besonders litt die Baukunst ansehn-

---

*) Vom Bearbeiter.

**) Erläuterungen der in Kupfer gestochenen Vorstellungen aus der Geschichte der Reichsstadt Augsburg. Das., 1765.

liche Verbesserungen, und es wurden in diesem Zeitraum schon ansehnliche Privatgebäude aufgeführt, besonders von einigen der reichsten Familien, unter denen die Fugger wieder oben an stehen ... Man nannte ihre Schreibstube die goldene, wegen ihrer prächtigen Verzierungen. Außer dieser Familie bereicherte die Handlung dermalen noch mehrere andere, vornämlich die Welser, welche einst die Provinz Venezuela eigenthümlich besaßen." — Von 1500—1600: „Im 16ten Jahrhundert stiegen Pracht und Wohlleben, Laster und Tugenden, aber auch Wissenschaften und Künste am höchsten ... Man lernte Gutes und Böses aus dem Umgange mit den Welschen. Die reich gewordenen Geschlechter wollten den Fuggern nicht nachstehen, und die Stadt wurde mit prächtigen Gebäuden angefüllt ... Ambrosius Hochstetter hatte einen der kostbarsten Gärten angelegt, mit Bäumen, Kräutern, Lustgebäuden, Teichen und Bädern. Das Wasser sprang darin aus 200 Röhren und wurde durch ein eigenes Wasserwerk hineingetrieben. Es waren sogenannte Vexierwasser darin, welche als neue Erfindung damals (um 1500) angestaunt wurden. So war unter einem Zelt ein marmorner Tisch mit Bänken. Wenn man an einem der daran hängenden Ringe zog, so entsprang auf dem Tisch ein Bach, welcher den daran Spielenden Geld und Karten hinwegführte. Von Augsburg aus verbreiteten sich die Tulpen, welche ein Heinrich Herwert im Jahre 1557 aus Konstantinopel durch Saamen erhalten und in seinem Garten zuerst gezogen hatte. — Andere hatten Schlösser und Lusthäuser auf dem Lande, die nichts eintrugen, wo es aber oft lustig genug zuging, man nannte sie Freß-Gütlein. In allen diesen Gebäuden fand man große Säle zu Gastereien und Gesellschaften, wovon die schönsten al fresco gemalt und mit Kaminen nach welscher Art geziert waren. In die Saalfenster setzte man schöne gemalte Scheiben ... Bei der damals üblichen Sitte des oftmaligen Badens, welche, wegen der häufigen Hautkrankheiten und da man wegen Seltenheit der Leinwand wollene Hemden trug, sehr dienlich war, fand sich in den ordentlichen Wohnhäusern der Vermöglichen eine Badstube, oft ein prächtiges Zimmer. Das gemeine Volk besuchte die öffentlichen Bäder. — Im Hausrath war man um diese Zeit allerdings prächtig. Man hatte Silbergeschirr von großem Werth; an den Gläsern ist die Größe und die geschnittene Arbeit zu bewundern, denn Trinkgeschirre galten überhaupt viel. Man hielt

auch viel auf die sogenannte Majolica. In Teppichen trieb man auch nicht geringe Pracht; ferner hielt man auch viel auf künstliches Schnitzwerk von Holz. — In ihren Häusern hielten reiche Leute auch gerne Affen, Papageien, Pfauen und andere fremde und seltene Thiere. — Das Frauenzimmer kleidete sich prächtig und artig. Man brauchte schon Sammet und Seide, Schmuck und Edelsteine, besonders goldene Ketten, mit denen auch die Herren prangten, deren größte Pracht im Winter Pelzwerk, vornämlich Marderpelze, gewesen, die nicht Jedermann tragen durfte. Manches reiche Haus ist durch übertriebenen Luxus zu Grunde gegangen. Die Fugger, vielleicht auch andere Reiche, hielten schon Kutschen, und Knechte, welche die Livreen ihrer Herren trugen, waren schon gewöhnlich. — — — Auf diese Zeiten des Wohlstandes und des Wohllebens folgten nun zu Anfang des 17ten Jahrhunderts für Augsburg, sowie für ganz Deutschland, Zeiten des Elends und der Verwüstung während dem 30jährigen Kriege ... Alles Gewerbe lag darnieder, die mächtigsten Handlungen gingen zu Grunde und vermögliche Leute kamen an den Bettelstab. Noch konnte man sich der gewohnten Ueppigkeit nicht ganz entschlagen, selbst in diesen erbärmlichen Zeiten. Die Obrigkeit war gezwungen, die Pracht der Hochzeiten einzuschränken und das Zechen auf dem Lande zu verbieten ... Nach und nach erholte sich die Bürgerschaft wieder aus dem erlittenen Elend, die Stadt kam wieder empor, zwar war die Handlung kein Vergleich mehr gegen die der alten Zeiten, doch entstanden bald neue Häuser, welche die alten einigermaßen ersetzten ... Aber die Sitten hatten sich sehr verändert, man konnte sich lange nicht zusammengewöhnen. Beide Religionstheile behielten mit einiger Bitterkeit ein heimliches Andenken an vorige Zeiten ... Zur Kleidertracht liebte man um diese Zeit vornämlich die schwarze Farbe, zu Freud und Leid. Beide Geschlechter kamen von jeher selten zusammen, doch gaben die Hochzeiten dazu öfters Gelegenheit; dazu wurde gewöhnlich der ganze Rath und die Kaufmannschaft geladen, wenn z. B. ein Schuster oder Schneider eine Magd aus einem vornehmen Hause heirathete. Wie zu Hochzeiten, so wurde auch zu Leichenbegängnissen Alles aufgeboten. Im Hause ging es gewöhnlicher Weise nicht prächtig zu. Frau, Kinder und Mägde hielten sich in einer Stube, und die Mahlzeit wurde von ihnen, dem Herrn und Knechten an Einer Tafel oder doch in demselben Zimmer eingenommen. Wurde

eine Braut von ihrem Bräutigam besucht, so gab man ihnen einen eigenen Tisch im Winkel des Zimmers und stellte eine spanische Wand um sie her, damit sie allein waren. Die Herren hielten sich in ihren Schreib- oder Arbeitsstuben auf. In jedem guten Hause war eine Prangstube, zierlich geputzt, in der man Besuche annahm oder Kränzlein hielt. Das vornehmste Zimmer hernach war die Küche. Diese wurde mit glänzendem Geschirre, die man sonst zu nichts als zum Schmuck brauchen konnte, geziert und bei vielen so eingerichtet, daß Vorbeigehende ihren Glanz und Schönheit von der Straße herauf bewundern konnten ... Von öffentlichen Lustbarkeiten waren die Trink- und Schützengesellschaften die Hauptsache. Die Schauspiele der Meistersänger und Schüler, die Fechtschulen, Thierhetzen u. s. w. dauerten noch fort zu gewissen Zeiten, und die Kübel-Reiter belustigten den Pöbel durch lächerliche Nachahmung der Turniere. Zur Fastenzeit waren zuweilen Redouten, wurden aber wenig besucht; desto gröber trieb aber der Pöbel seine maskirten Umzüge zu Pferd, zu Fuß oder im Wagen, bis sie abgeschafft wurden. Bei den Lustbarkeiten der gesitteten Leute herrschte überhaupt eine Ernsthaftigkeit und ein steifes Wesen, welches den Fremden wenig gefiel."

Eine andere Tyrannei der Einbildungskraft und andere Wiederkehr des Heidenthums war der ebenso traurige wie allgemeine Glaube an einen unmittelbaren Verkehr des Menschen mit übernatürlichen Wesen. Diese Thorheit gab sich sowohl unter einer wissenschaftlichen wie unter einer gewöhnlichen Gestalt kund, die aber vereinigt furchtbare Wirkungen erzielten. Wir haben bereits gezeigt*), wie der Keim der theosophischen Künste in den Schooß der neuen Gesellschaft durch den Neuplatonismus gepflanzt wurde, nämlich jene halb poetische, halb philosophische Mischung von indischen, egyptischen, griechischen, hebräischen Lehren, welche die alexandrinische Schule glaubte dem Christenthum entgegen oder an dessen Stelle setzen zu können. Das Mittelalter hindurch sich erhaltend, neu belebt durch andere orientalische Ideen, welche die Berührung mit Asien in Europa einführte, entwickelten diese Lehren eine neue Kraft bei dem Wiederaufleben der Wissenschaften. Es war als wenn die auf die Denker des Alterthums

*) Gesch. des Mittelalters Bd. II. (Buch XI. des ganzen Werkes.) Kap. XXII.

gerichtete Forschung, statt gesunde und unabhängige Begriffe zu erzeugen, zu Glaubensmeinungen triebe, deren Wirkung die logische Entwicklung beklagenswerther Irrthümer aus falschen Prinzipien war. Die Erlangung der drei größten Güter dieser Welt, Gesundheit, Reichthum und Wahrheit, war auch das Ziel dieser Wissenschaften und ihrer Adepten, vielgenannter Männer dieser Zeit.

Paracelsus (1493 — 1547).

Philipp Aureolus Bombast v. Hohenheim (Theophrastus Paracelsus), geboren zu Marien-Einsiedlen, als Sohn eines Gelehrten und Arztes, außer dessen Unterricht er den des Abtes Tritheim in Sponheim in der Chemie und des Wundarztes Sigism. Fugger genoß, verbrachte seine Jugendzeit in der Weise eines fahrenden Schülers; er lernte und lehrte die Alchemie und kam sodann als Feldarzt auf vielen Reisen bis nach Rußland, vielleicht auch bis nach Asien und Afrika. Er erwarb sich ausgebreitete praktische Kenntnisse in der Heilkunde, allein gleichwie er Verbreiter von Chimären war, so bekämpfte er auch jede solide Kenntniß; er rühmte sich, seit zehn Jahren kein Buch geöffnet zu haben, selbst keine sechs Blätter zu besitzen, denn die innere Erleuchtung mache die Bücher und die Buchgelehrsamkeit überflüssig, und man brauche nur Kabbala zu treiben. Diese „göttliche Offenbarung" zu verbreiten setzte er sich als Lebenszweck. Glückliche Kuren verschafften ihm einen großen Ruf, Fürsten wollten ihn zum Leibarzte gewinnen und er rettete achtzehn hohe Herren, welche die gelehrtesten Aerzte dem Tode nahe gebracht und aufgegeben hatten. Daß er aber auch Arme ohne Vergütung behandelte, muß ihm zum Ruhme nachgesagt werden. Als Lehrer der Medizin in Basel (1526 – 27), war er der Erste, der in der Volkssprache lehrte, weil er das Lateinische vergessen hatte. Er machte ein gewaltiges Aufsehen und hatte einen großen Zulauf durch seine bis dahin unerhörte Lehrweise, namentlich durch die Sicherheit, das Selbstbewußtsein, womit er von den wunderbarsten Dingen redete und sich dabei handelnd einführte. Deßhalb nannte er sich auch Theophrastus, dessen Schuhriemen mehr wüßten als Galen und Avicenna.

Aber der Charlatanismus verschafft zwar Ruf, genügt jedoch nicht ihn zu befestigen. Bald mischten sich die Klagen vieler Opfer unter den Beifall der Anhänger und Bewunderer des

Paracelsus. Er zog daher das wandernde Leben einem längern Aufenthalte an einem Orte vor, und fand aller Orten Gläubige, bis er in Salzburg starb. Seine Schriften sind ein von vereinzelten Lichtblicken nur noch krauser gemachtes Gemisch von Widersprüchen und Unwissenheit, eingekleidet in eine Sprache voll maßlosem Dünkel und unverständlicher Formeln. Gleichwie der Mensch zum Theil körperlich und zum Theil geistig ist, ist auch alles im Weltall von Geistern belebt, von Feuern, Gnomen, Salamandern, Nymphen und Undinen, die mitunter den Menschen erscheinen. Seine Physiologie ist nichts als eine fortgeführte Vergleichung der Eigenschaften des Menschen (kleine Welt) mit dem Universum (große Welt); so ist die Epilepsie das Erdbeben des Mikrokosmos, entspricht die Apoplexie dem Blitz, sind die Sonnen- und Mondfinsternisse die Ungleichheiten der durch den Umlauf der sieben Planeten bewirkten sieben himmlischen Pulsschläge. In seiner Physiologie wie in seiner Therapie spielt die Chemie eine große Rolle; er erklärt die Verdauung durch die Thätigkeit eines Geistes Namens Arches, welcher im Magen die Speisen bereitet. In den Medikamenten sucht er die Quintessenz und erklärt sich dagegen, daß man die eine medizinische Substanz mit Hülfe der andern verbessere. Um uns kurz zu fassen, so ist nicht zu bestreiten, daß er neue Ideen entwickelt hat, aber eben so gewiß ist, daß er nichts aufstellt, wovon er nicht anderweitig das Gegentheil behauptet.

Rosenkreuzer.

Außerhalb Deutschlands zählte er nur etwa in England einige Anhänger, unter welchen Robert Fludd am bekanntesten ist; in Deutschland dagegen erhielten seine philosophischen Ideen eine große Verbreitung, und zwar durch die Rosenkreuzer*). Man kennt nur Bruchstücke von dieser, zu Anfang des 17ten Jahrhunderts entstandenen Gesellschaft, und was in mehr

*) Semler, Sammlungen zur Historie der Rosenkreuzer, Leipzig 1786—88. — Nicolai, Bemerkungen über den Ursprung und die Geschichte der Rosenkreuzer und Freimaurer, Berlin, 1804. — Buhla, Ueber Ursprung und die vornehmsten Schicksale der Rosenkreuzer und Freimaurer, Göttingen, 1804. — Die beiden Hauptschriften der Rosenkreuzer, die Fama und die Confession, kritisch geprüfter Text ꝛc., Frankf., 1827. — Confessio fraternitatis R. + C., et Fama fraternitatis R. + C., vel detectio fraternitatis ordinis Rosæ Crucis. Cassel, 1615.

als zweihundert Schriften über sie gesagt wird, steht mit einander im Widerspruch, oder beruht wegen ihres Strebens, an die Stelle klarer Vernunfteinsicht nebelhaften Mysticismus zu setzen, auf vagen Angaben. In der zweiten Vorrede von „Echo der von Gott hoch erleuchteten Fraternität des löblichen Ordens R. + C." wird gemeldet, daß schon 1597 Vorschläge zur Errichtung einer geheimen Gesellschaft gemacht worden, deren Zweck Ausbildung der Theologie und Kabbala war. Den Namen Rosenkreuz leiten alle Anhänger dieser Sekte, die zugleich Anhänger des Paracelsus sind, vom Kreuze Christi her, welches mit dem rosenfarbenen Blute desselben besprengt sei, ohne welches man kein Nachfolger Christi sein könne, mit welchem aber man alle Weisheit und Erkenntniß erlange. Vielleicht gab Johann Valentin Andreä — Stifter der württembergischen Kirchenverfassung nach der Darstellung in seiner Idea disciplinæ christianæ und Gegner des leeren und hölzernen theologischen Schulgezänkes seiner Zeit — durch die von ihm verfaßte Fama fraternitatis zu der Rosenkreuzerei die erste Veranlassung, obschon er selbst ausgesprochen hat, daß seine, in einer eigenthümlichen und seltsamen Sprache geschriebenen, Schriften gegen die Rosenkreuzer gerichtet seien; namentlich in der chemischen Hochzeit Christians Rosenkreuz (1603) spottet er über die Alchemisten und Theosophen seiner Zeit. Sich selbst nannte er allerdings Ritter vom Rosenkreuz, weil er ein Kreuz mit vier Rosen im Wappen führte. Wie wenig Ernst es aber dem Andreä mit Stiftung eines mystischen Ordens war, zeigt, daß er 1620 eine Fraternitas christiana stiftete, um die Kirchenzucht zu verbessern, die Theologen von den Schulzänkereien ab- und zur Herzensreligion hinzuführen und sorgfältig unterscheidet er in seinen Schriften mehrmals beide Fraternitäten und spottet über die theosophischen Rosenkreuzer, die durch ganz Deutschland Komödie spielten. Erst 1614 erschien zu Regensburg die „Allgemeine und General-Reformation der Welt", nebst der „Fama fraternitatis" der Rosenkreuzer. Hier wird angegeben, daß ein Deutscher, Christian Rosenkreuz, im 14ten Jahrhundert die Rosenkreuzer gestiftet, nachdem er in Aegypten und Fez die Weisheit des Orients erlernt habe; daß die Rosenkreuzer schon hundert Jahre im Verborgenen gewirkt hätten und große, Menschen beglückende Geheimnisse besäßen; daß der Zweck der Rosenkreuzer sei, mittelst geheimer Künste Schätze und Reichthümer zu erlangen, womit

man Könige und Fürsten unterstützen wolle, um der allgemeinen Umwandlung förderlich zu sein; das Ende der Welt sei nahe und in Kurzem würde eine allgemeine Reformation der Welt zu Stande kommen, die Gottlosen vertrieben werden, die Juden sich bekehren und die Lehre Christi sich in der ganzen Welt verbreiten. Wer sich mit den Geheimwissenschaften beschäftigte, betrachtete sich als einen Rosenkreuzer, und so kann man sagen, daß, wenn es auch wohl noch nie eine eigentliche Rosenkreuzer-Gesellschaft gab, die Theosophen, Alchemisten, Astrologen und Aerzte aus der Paracelsischen Schule dieselbe bildeten. Die Letzteren verpflichteten sich, ihre Kunst ohne Entgelt auszuüben, nahmen die Bibel zur Hauptquelle ihrer Erleuchtung und bekämpften die Krankheiten durch Glauben und Einbildungskraft. *)

Das Gold, diese immer stärker werdende Macht, nahm jedes Verlangen, jedes Streben für sich in Anspruch; die Alchemisten brüteten vor ihren Oefen und Destillirkolben, zogen nach dem Orient, um die große Kunst zu erlernen, oder nach den Magnetbergen Skandinaviens, um der Natur ihre Geheimnisse zu entreißen. Die Fürsten beschützten diese Wohlthäter der Menschheit und nach dem Tode Rudolph II fand man in seinem Laboratorium siebenzehn Goldbarren, die zu Experimenten verbraucht oder die Beute irgend eines Alchemisten werden sollten. — Der Cypriote Marco Bragadino, der sich für den Finder des Steines der Weisen ausgab, ließ sich Mammon, d. h. Goldgeist, nennen und führte zwei Hunde mit goldenen Halsbändern, die er als dienstbare Geister bezeichnete. Er fand Glauben in Europa. Heinrich IV und andere Fürsten bemühten sich sehr,

---

*) Rosenkreuzer des mittleren Systems entstanden 1622 im Haag; durch sie scheint erst eine Art von Halt unter die früher zerstreuten und alten Rosenkreuzer gebracht worden zu sein. Diese mittleren Rosenkreuzer hatten Verzweigungen in Amsterdam, Nürnberg, Hamburg, Danzig, Mantua, Venedig und Erfurt. Sie nannten sich wahre Rosenkreuzer und ihren Stifter Christian Rose. Sie trugen öffentlich einen schwarzen seidenen Schmuck, welchen sie bekommen, nachdem sie einige Exzesen gehabt hatten; in ihren Versammlungen aber hatten sie ein blaues Ordensband, an welchem ein goldenes Kreuz mit einer Rose hieng. — Der neuen Rosenkreuzer, welche 1756—68 zuerst in Süddeutschland erschienen und als Regeneratoren der Freimaurerei auftraten, wird später gedacht werden.

ihn zu gewinnen, er aber zog Venedig vor, wo er, glänzend aufgenommen, prächtig und hochgeehrt lebte. Indeß stieß er doch immer wieder auf einzelne Ungläubige und Spötter; und als er später der Einladung des Herzogs von Bayern folgte, ließ ihn dieser hängen und dann mit seinen Hunden verbrennen, weil die großen Schätze, die er von der Kunst des Goldmachers erwartete, ausblieben.

Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim.

Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, aus einem ritterlichen Geschlechte in Köln im Jahre 1487 geboren, ist eine der hervorragendsten und seltensten Erscheinungen unter den Adepten der Geheimwissenschaften. Schon von Jugend an ihnen ergeben, studirte er in der Vaterstadt und in Paris Jurisprudenz und Philosophie, wandte sich aber nachher der kabbalistischen Philosophie zu, für deren Zweck er auch in Paris eine geheime Gesellschaft gründete. Sein Leben war ein äußerst abenteuerliches. Bei einem zweiten Aufenthalte in Frankreich eroberte er die sogenannte schwarze Burg am Fuße der Pyrenäen, aus welcher die aufrührerischen Bauern den königlichen Befehlshaber vertrieben hatten, für diesen seinen Freund wieder; aber wegen seiner Grausamkeit gegen die Besatzung mußte er fliehen und trieb sich in Spanien, Italien und Frankreich umher. 1509 ward er zu Dole an der Akademie Lehrer der Theologie. Aber bald der Ketzerei beschuldigt, ging er nach England; von dort 1510 zurückgekehrt, lehrte er in Köln. Dann diente er als kaiserlicher Rath beim Bergwesen, und um 1512 zeichnete er sich als Hauptmann unter Kaiser Maximilian gegen die Venetianer so aus, daß er zum Ritter geschlagen ward. Seit 1515 hielt er sich wieder in Paris, dann in Metz, seit 1519 in Köln als Lehrer auf, 1524—27 war er in französischen Diensten, und ward dann Archivar und Historiograph bei der Regentin Margarethe von den Niederlanden. Ueberall wegen seiner ketzerischen Lehren und seines seltsamen Treibens vertrieben und verfolgt, schloß er sich endlich an die Reformatoren an, ohne jedoch damit Ruhe zu finden, bald in Bonn, bald in Lyon, wieder verhaftet und von seinen Freunden befreit, starb er im Jahr 1535 zu Grenoble.

Mit 23 Jahren hatte er sein Buch De occulta philosophia (Köln, 1533, wozu ein Ungenannter 1565 das 4. Buch fügte) geschrieben, wo er zu beweisen unternimmt, daß die Magie die

erhabenste der Wissenschaften sei, die vollkommene Philosophie, welche die Geheimnisse der Natur offenbart. Ihm zufolge gibt es drei Welten, die körperliche, die himmlische, die geistige; daher gibt es drei Magien, die natürliche, die himmlische, die religiöse, welch letztere in Ceremonien besteht. Die Elemente besitzen wunderbare Eigenschaften; das irdische Feuer ist ein Reflex des himmlischen; die Luft ist ein Spiegel, worin sich die Bilder der Dinge abspiegeln. Indem sie durch unwahrnehmbare Poren in den Körper der Thiere und Menschen eindringt, kann sie Träume, Vorahnungen, Voraussehungen, auch ohne die Beihülfe der Geister, hervorbringen; vermittelst derselben können die Ideen sich auf unermeßliche Entfernungen mittheilen, gleich wie man, indem man den Mondstrahlen Schriftzeichen oder andere Gegenstände aussetzt, deren Abbild auf die Oberfläche der Himmelskörper zu übertragen vermag, so daß ein Anderer sie da lesen oder zusammensetzen kann. Und weil die Elemente Bestandtheile von Allem, selbst von den Leidenschaften und Empfindungen, bilden, so ist jeder Gegenstand der Herrschaft desjenigen Elementes unterworfen, mit welchem er die meiste Aehnlichkeit hat. Die Gegenstände besitzen Attribute dreierlei Art; die einen stammen unmittelbar aus den Elementen, wie Wärme und Kälte, die andern aus verschiedenen Zusammensetzungen, wie die kräftigenden, auflösenden, verdauenden Kräfte; wieder andere endlich wirken auf bestimmte Theile und bringen die Milch, das Blut u. s. w. hervor. Neben diesen offenbaren Kräften aber bestehen andere verborgene, deren Ursache man vergebens aufsucht, so diejenige, welche das Eisen anzieht oder das Gift neutralisirt, sie unterscheiden sich von den elementaren Kräften, weil es davon einer kleinen Menge bedarf, um ungeheure Wirkungen zu erzielen. Durch die Mitwirkung der himmlischen Geister und unter dem Einfluß der Gestirne erhalten die irdischen Gegenstände gewisse geheime Eigenschaften der Weltseele, welche, an sich beweglich, mit dem todten und unbeweglichen Körper nur vermittelst eines Weltgeistes verbunden werden kann, mit dessen Hülfe die Eigenschaften der Weltseele auf alle Dinge im Weltall einwirken. Der Weltgeist wird geschöpft aus den Gestirnen, und durch denselben vermag man Alles, dessen er selbst fähig ist, zu erreichen, vorausgesetzt, man verstehe ihn von den Elementen zu trennen oder die Dinge zu gebrauchen, deren Substanz er durchdringt. So kann man, wenn man ihn von dem Golde und

dem Silber isolirt, diese Metalle hervorbringen. Agrippa hat dieser Operation beigewohnt, ja selbst sie vorgenommen, wie er angibt. Ebenso behauptet er, andere Metalle in Gold verwandelt zu haben, aber nur in einer Menge, welche derjenigen gleich war, aus welcher es gelang, den Weltgeist auszuziehen. Man braucht also Gold, um Gold zu machen — was allerdings die Alchemisten wußten.

Wer darnach strebt, große Wirkungen mit Hülfe der geheimen Eigenschaften zu erzielen, muß folgendes stets gegenwärtig haben: 1) daß alle Wesen sich angezogen fühlen zu denen der gleichen Art und andere sich zuzugesellen streben, so daß man mit gewissen Theilen der Thiere (die er angibt) die Liebe hervorbringen oder das Leben verlängern kann; 2) daß alle Wesen sich gegenseitig anziehen oder abstoßen. Der Magnet zieht das Eisen an, der Smaragd die Gunst der Großen, der Jaspis erleichtert die Entbindungen, der Agath macht beredtsam, der Saphir erregt die Wollust, der Amethist erleichtert das Bluten; 3) daß gewisse Eigenschaften der ganzen Gattung zukommen und gewisse andere nur einigen Individuen derselben, die einen der ganzen Substanz, die andern nur einzelnen Theilen. Diese werden von den Thieren besessen, so lange sie leben, jene verbleiben ihnen auch nach dem Tode. Es ist daher nicht gleichgültig, ob man, ihrer bedürfend, sie lebenden oder todten Objekten entnimmt. Alles ist im Ganzen und wirkt auf das Ganze. Die unter dem Monde lebenden Wesen unterliegen dem Einflusse der Gestirne, von denen sie ihre Eigenschaften und ihre Tugenden empfangen. Die Beziehungen der Dinge mit den Gestirnen können nach der Gestalt, der Bewegung, der Aehnlichkeit oder der Verschiedenheit von Strahlen, Farben, Gerüchen u. s. w. bestimmt werden. Das Feuer, das Blut, die Lebensgeister, die edlen Steine mit goldigen und glitzernden Punkten sind in Beziehung mit der Sonne und unterstehen deren Einfluß; ebenso ist es mit den andern Gestirnen; und da deren Zahl unendlich ist, so sind auch die Eigenschaften der Dinge unendlich mannigfaltig.

Die ganze Astrologie befindet sich noch in der Kindheit, denn die Gelehrten haben erst den geringsten Theil der in der Natur enthaltenen Eigenschaften und Beziehungen entdeckt. Die Verbindung der Anziehungskräfte des Weltalls macht das Wesen der Magie aus, welche die höheren Dinge den niedern näher bringt und auf diese die Eigenschaften jener überträgt. Agrippa,

welcher die Mittel hierzu kennen will, lehrt der Natur den Gebrauch des Weltgeistes entziehen, Todte erwecken, Geister bannen, die belebten und leblosen Wesen binden, d. h., um Beispiele anzuführen, Vögel verhindern zu fliegen, Schiffe im Hafen festhalten, Feuer nicht aufflammen lassen, ebenso Gifte, Liebestränke, Amulette bereiten, die Zukunft vorhersagen, magische Formeln entwerfen. Das vorzüglichste Auflösungsmittel ist Hyänen- oder Basilisken-Blut. Die besten Räuchungen werden bereitet aus Spermaceti, Alaun und Bisam; mit gewissen Mischungen sind sie zum Citiren von Geistern sehr geeignet. Der aus dem reinsten Blute gezogene Lebensgeist verursacht Bezauberung, indem er aus den Augen des Operators in die der Anwesenden übergeht und ihr Gemüth ganz durchdringt, mit Traurigkeit oder Freude erfüllt. Erstaunliche Wirkungen können erzielt werden durch Geberden, Blicke, Gestaltung des Körpers oder gewisser Glieder; und hierauf gründet sich die Physiognomik, Metoposkopie*) und Chiromancie. Aus allen Naturkörpern kann man Wahrsagungen ziehen, am besten aber aus den Thieren, deren Instinkt erhabener ist als die menschliche Vernunft und an Zukunftserkenntniß reicht.

Auch Worte, als Zeichen der Dinge, sind fähig, wunderbare Kräfte zu empfangen, sowohl durch das, was sie vorstellen, sowie durch denjenigen, der sie zu Zeichen der Dinge gemacht hat. Insbesondere besitzen die Eigennamen oder die Bezeichnungen der Gegenstände die Eigenschaften der Dinge, welche sie benennen. Auch verleiht die Gemüthsbewegung desjenigen, der sie vorträgt und mit seinem Geiste belebt, den Gesängen und Zauberformeln eine erhöhte Wirksamkeit. Vorzügliche Kraft ruht in den hebräischen Buchstaben, weil sie mit den Welt- und Himmelskörpern besondere Uebereinstimmung haben.

Die Magie beruht auf der Mathematik, weil die sublunarischen Dinge nach Zahl, Gewicht, Maß, Harmonie, Bewegung und Licht geordnet sind. Daraus folgt, daß die Wissenschaft von den Zahlen in enger Verwandtschaft mit der Magie steht. Die Zahlen sind vollkommenere, geistigere Substanzen als die körperlichen Wesen und stehen den himmlischen Substanzen näher, üben

*) Die Kunst, aus den Faltenlinien der Stirne die geistige und sittliche Natur eines Menschen, ja wohl selbst sein vergangenes oder künftiges Schicksal zu erkennen.

höhere Tugenden aus; Alles was ist und geschieht, ist und geschieht vermittelst der Zahlen oder ihrer Beziehungen. So heilt das Eisenkraut das dreitägige Wechselfieber; wenn man es am dritten, und das viertägige Wechselfieber, wenn man es am vierten Knoten abschneidet. Jede Zahl hat ihr eigenthümliche Eigenschaften und Tugenden. So ist die Einheit Prinzip und Wesen von Allem, und außer ihr besteht nichts. Sie umfaßt im Urtypus den Buchstaben A, in der intellectuellen Welt die Weltseele, in der himmlischen Welt die Sonne, in der elementaren Welt den Stein der Weisen, in dem Kleinen oder Mikrokosmos das Herz, in der Hölle Lucifer. Die Zweiheit umfaßt als Urtypus die Namen Gottes; in der intellectuellen Welt die Seele und die Engel, in der Himmelswelt Sonne und Mond, in der elementaren Welt Wasser und Erde, im Kleinen Herz und Gehirn, in der Hölle die Behemoth und den Leviathan. In solcher Weise verfolgt Agrippa die sieben ersten Zahlen.

Cardanus (1501—76.)

Neben diesen Enthusiasten und Zweifler zugleich stellen wir den Mailänder Girolamo Cardano v. Gallarate, einen der großen Meister in allen Geheimwissenschaften, welcher, nach Scaliger, seinem erklärten Feinde, jedem menschlichen Geiste in vielen Dingen überlegen war, in andern dagegen weniger Einsicht als ein Kind besaß. Von seinen zahlreichen Schriften*) lassen wir die vielen medizinischen, arithmetischen, physikalischen Abhandlungen unberührt, ebenso die Traktate über Würfeln und Kartenspiele, worin er sehr geschickt war, gleichwie die wunderlichen Panegyriken Nero's und des Podagra's. Wenn man ihm glauben darf, so konnte er sich, wenn es ihm beliebte, in Verzückung versetzen, in welchem Zustande er dann erschaute, was er wollte; sah er im Traume, sowie an gewissen Flecken an sei-

*) H. Cardani mediolanensis philosophi ac medici celeberrimi, opera omnia ... cura Caroli Sponii. Lugduni 1664. tom. X in-fol. Der Herausgeber sagt, belegt es aber auch mit vielen Zeugnissen von Zeitgenossen: Inter innumeros elapsi sæculi scriptores vix ullus occurrit, cujus monumenta majore omnium eruditorum applausu, admirationis assecla, fuerint hactenus excepta ac concelebrata, quam H. Cardani... idque merito quidem ... Quo factum, ut author ipse maximus literarum dictator a quibusdam magni nominis viris, ab aliis vir incomparabilis, ab aliis portentum ingenii audire meruerit...

nen Nägeln vorher, was ihm zustoßen sollte. Sein Leben, wie Alles was er geschrieben, ist voller Zauberdinge, Todten- und Gespenstergeschichten. Er redet von allen verborgenen Wissenschaften mit einer tiefen Ueberzeugtheit, indem er offen jene ungeschickten Lehrer tadelt, durch deren Schuld eine Wissenschaft in Verruf gerathen, in welcher die Gewißheit nicht geringer sei als in der Nautik oder der Medizin. Um sie gegen die Verunglimpfungen zu rechtfertigen und zu beweisen, „daß, was die Gestirne gebieten, in uns offenkundig sei", will er lediglich sich auf die Vernunft und die Erfahrung berufen. Er führt diesen Satz auf in sieben Abtheilungen zerfallende Aphorismen zurück, worin gezeigt wird, daß jede Farbe, jedes Land, jede Zahl unter dem Einfluß eines besondern Sterns stehen. Er stellte das Horoskop von hundert hervorragenden Personen, indem er nach dem Augenblick ihrer Geburt die Ursache ihrer Eigenschaften bestimmte; er trieb sogar die Kühnheit so weit, das Horoskop Jesu Christi zu stellen.

Nach ihm lehrt die natürliche Magie acht Dinge: 1) die Charaktere der Planeten, sowie die Anfertigung magischer Ringe und Siegel; 2) die Ausdeutung des Vogelfluges; 3) die d r Vögel- und anderer Thierstimmen; 4) die Eigenschaften der Kräuter; 5) den Stein der Weisen; 6) die Kenntniß der Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft, vermittelst eines dreifachen Gesichtes; 7) die sowohl zum Ausführen wie zum Erkennen nöthigen Experimente; 8) das Geheimniß der Lebensverlängerung auf mehrere Jahrhunderte hinaus.

Wenn wir auch nur Andeutungen geben wollten über die mannigfaltigen Vorschriften, die zur Erlangung dieser Kenntnisse aufgestellt werden, so würden wir doch die zäheste Geduld erschöpfen. Cardanus kannte sie alle, und er machte kein Geheimniß daraus; er lehrt sogar die Anfertigung von Siegeln, um Schlaf oder Liebe herbeizuführen, um sich unsichtbar zu machen, um nicht zu ermüden, um Glück zu machen; und dies geschah durch Verbindung von vier Dingen: Die Natur der Eigenschaften, der Materie, des Sternes und der handelnden Menschen. Zu dem Behufe untersucht er die Natur der verschiedenen Edelsteine und der ihnen entsprechenden Gestirne. Unter den Talismanen ist der mächtigste der Siegel Salomonis. Eine aus Menschenfett bereitete Kerze flackert, bis sie erlöscht, wenn man sie in die Nähe eines Schatzes bringt. Der Grund ist, daß Fett

oder Talg aus dem Blute gebildet ist, das Blut ist aber der Sitz der Seele und des Geistes, die während des ganzen Lebens des Menschen voll Verlangen nach Gold und Silber sind, und man kann gewiß sein, daß von demselben Verlangen das Blut auch nach dem Tode noch bewegt ist.

Cardano lehrt ferner, wie aus allen Künsten und natürlichen Zufällen Wahrsagungen zu ziehen, die Geheimnisse der Chiromancie, die Bedeutung der Flecken auf den Nägeln, die Auslegung der Träume, die Erlangung der gewünschten Antworten u. s. w. Die Vornehmsten wandten sich an ihn. Der h. Karl Borromeus schlug ihn zum Lehrer an der Universität von Bologna vor. Dieser berühmte Theosophe, der zugleich ein großer Gelehrter voll reichen Wissens und oft seltsamer, aber selbstständiger Ideen war, schwankt beständig zwischen richtigen und gesunden und verworrenen unhaltbaren Meinungen. Vergeblich sucht man nach einem System in seinen zehn Foliobänden; er gleicht weniger einem emsigen Forscher als einem Journalisten, der sein Blatt zu füllen weiß und nach der Länge seiner Arbeit bezahlt wird. Seine hinterlassenen Denkwürdigkeiten sind ein sehr schätzbarer Beitrag zu der kleinen Zahl von denen, in welchen das Gemüth sich mit Aufrichtigkeit ausspricht und merkwürdig als Gemälde aus dem Leben des 16ten Jahrhunderts, in welchem Magie und Kabbala der Welt eine so eigenthümlich poetische Färbung verliehen. Als Spieler und demzufolge in nicht geordneten Verhältnissen lebend, ließ er sich zu Dingen verleiten, die ihm keine Ehre machten. Sein ältester Sohn ward von seiner Frau vergiftet, die ihr Verbrechen mit dem Tode büßte. Dem zweiten Sohne hieb er, um ihn zu bessern oder zu züchtigen, ein Ohr ab. Im Laufe eines bewegten und an vielen Heimsuchungen reichen Lebens bekämpfte er die Magie und Astrologie, welche er doch selber trieb. War er wankelmüthig, neidisch, leichtsinnig, unzüchtig, lästersüchtig, so schrieb er die Schuld davon den seine Nativität beherrschenden Gestirnen zu. Er behauptete allen Ernstes, daß man bei jeder geistigen Thätigkeit auf die Sterne achten müsse, und daß die am 1. April, um 8 Uhr Morgens, an die heil. Jungfrau gerichteten Gebete unfehlbar erhört würden. Er war überzeugt, daß kaum in einem Jahrtausend ein ihm gleichkommender Arzt werde geboren werden, und er rühmt beständig seine glücklichen Kuren wie seine Geschicklichkeit im Wortkampfe. In gewissen Momen-

ten spottet er über die Chiromancie, Zauberei, Alchemie, Magie, und betrachtet die Phantome als Wirkungen einer gestörten Einbildungskraft. In andern Augenblicken dagegen glaubt er, daß die Kobolde Kinder erzeugen und daß die Hexen die Wahrheit aussagen in den peinlichen Prozessen, denen man sie unterwirft; gibt er genaue Regeln über die Chiromancie und behauptet er, zu Salamanca bestehe ein eigener Lehrstuhl für die Necromancie. Er berichtet, Gott habe mehreremale im Traume mit ihm gesprochen, sowie, daß er einen Schutzgeist habe, den ihm sein Vater hinterlassen. Er konnte in seinen Verzückungen sich von einem Orte nach dem andern versetzen und in die Zukunft schauen. Nach ihm ist das Vergnügen das Aufhören des Schmerzes und das Uebel darin nützlich, daß es lehrt, es zu vermeiden. Es war ihm sogar Bedürfniß zu leiden oder Leiden zu verursachen; er quälte die Andern, geißelte sich selbst, biß sich die Lippen blutig und brachte sich Stiche und Schnitte bei. Seine Physik beruht auf dem Satz von der allgemeinen Sympathie zwischen den Himmelskörpern und den Theilen des menschlichen Leibes. — Trotz alledem nimmt Cardanus eine hervorragende Stelle in der Wissenschaft ein durch seine Beobachtungen voll Feinheit und Scharfsinn und durch mehrere Entdeckungen, von denen die sogen. cardanische Formel und die Fingerzeige für den Unterricht der Taubstummen erwähnt seien.

Della Porta gründete in seinem Hause eine Akademie der Geheimnisse, deren Mitglieder alle irgend ein neues Heilmittel oder einen neuen Mechanismus entdeckt haben mußten. Er entwickelt in seiner „Natürlichen Magie" alle theosophischen Träume; und lehrt, daß die Körper ihre substantiellen Formen von den Intelligenzen, die ein Ausfluß der Gottheit, erhielten; daß es einen Weltgeist gebe, der sogar unsere Seelen erzeuge und uns fähig für die Magie mache, gleichwie durch diesen Geist die Gestirne Einfluß üben auf den menschlichen Körper. Es ist nicht zu verwundern, daß diese Ideen ihm eine Anklage auf Zauberei zuzogen, von welcher sich zu reinigen er nach Rom ging. Er offenbarte übrigens gewisse Verfahrungsweisen, die man sich bis dahin als übernatürlich betrachtet hatte; u. a. zeigte er, daß die sogen. Hexensalbe aus einer Zusammensetzung von Eisenhut und Belladonna bestehe, welche Substanzen auf natürlichem Wege die Ueberreizungen der Geisteskräfte zuwege bringen.

Der schon besprochene große französische Arzt Paré behauptete die Wirklichkeit einer Thätigkeit und Einwirkung des Teufels, obgleich das eben so schwierig zu erklären sei wie der Einfluß des Magnets auf das Eisen. Er erklärt, dämonische Krankheiten selbst beobachtet zu haben; dasselbe sagen Lang und Felix Plater, der die Hirnzerrütteten zu den Exorcisten schickte. — Jean Carvin von Mantalban stellte die Nothwendigkeit einer Verbindung der Astrologie mit der Medizin auf; dies versucht auch Willich und erntete dafür großes Lob von Melanchthon, dem Freunde des Hofastrologen und Wahrsagers Carion. Die „Centurien" von Michael Nostradamus, ähnlichen Inhalts, verschafften diesem den Ruf eines Propheten.

In seinem Buche De occultis naturæ miraculis sammelte Levin Lemnius aus Seeland Wundergeschichten aller Art; jede Erscheinung erklärt er durch die Sympathie und Antipathie der Ausdünstungen; so hat die Muskatnuß mehr Wirksamkeit, wenn sie von einem Manne als wenn sie von einem Weibe getragen wird; entstehen die Flöhe aus der Fäulniß; empfängt die Krähe durch das Sehen und das Aufsaugen der Thränen; gebärt der Seehund durch den Rachen und blutet die Wunde des Gemordeten in Gegenwart des Mörders; benutzen endlich die bösen Geister die Stimmung melancholischer Personen dazu, um sie durch Vorspiegelungen zu berücken.

Als zu Schweidnitz ein Kind mit einem goldenen Zahne geboren wurde, beschäftigte sich die ganze gelehrte Welt damit, dieses Phänomen durch die am 22. Oktober 1580, dem Datum seiner Geburt, herrschenden Constellationen zu erklären. Die Optimisten fanden darin eine Verkündigung des goldenen Zeitalters, das eintreten würde, sobald der Kaiser die Türken aus der Christenheit vertrieben haben werde; diese schönen Tage werden jedoch die letzten der Welt sein, gleichwie jenes Kind nach dem Wunderzahn keinen andern erhalten werde. Die Schwarzseher dagegen erkannten in dem Wunder die Verkündigung großer Unglücksfälle, weil — der Goldzahn im Unterkiefer zur linken Seite stand.

Der bekannte Jean Bodin, Rath des Herzogs v. Alençon, Arzt Heinrichs III und Staatsmann, war vom Vorhandensein diabolischer Einwirkungen überzeugt und war eifrig den after-kabbalistischen Träumereien ergeben. Obgleich er die Magie verachtete und dem della Porta entgegentrat, glaubte

er an Besessene, Kobolde, Wehrwölfe u. drgl. und trat als erbitterter Gegner des Wier auf, welcher die Verurtheilung von Hexen tadelte.

Man braucht nur selbst die vorurtheilsfreiesten Schriftsteller zu lesen, um sich zu überzeugen, daß man damals allgemein an die Astrologie, an Weissagungen und Traumdeutungen glaubte. Reuchlin, der große Gelehrte, wollte die kabbalistischen Ideen mit denen der Pythagoreer in Einklang setzen. Katarina de Medici war umgeben von Sterndeutern; jede ihrer Hofdamen hatte einen solchen, den sie den Baron nannte. Heinrich IV ließ seinem Sohne das Horoskop stellen. Mazarin und Richelieu fragten Jean Morin um Rath. Sogar Tycho Brahe glaubte an die Astrologie und wollte sich nicht verheirathen, weil die Sterne seinen Kindern ein trauriges Geschick verkündeten. Der große Mathematiker Cavalieri wollte in seiner „Planeten-Rede" aufdecken, was die Gestirne in ihren Sphären thun und wie sie im Guten und Bösen auf die irdischen Dinge einwirken. Borelli schrieb eine Vertheidigung der Astrologie für Christine von Schweden; Stöffler zu Tübingen sagte eine allgemeine Sündfluth für das Jahr 1554, in Folge der Conjunction der drei obern Planeten, voraus; die Furcht war allgemein und Augustin Nifo vermochte nicht den Kaiser Karl V zu beruhigen. Die gelehrten Kalendermacher verbreiteten regelmäßig solche Befürchtungen, indem sie bald eine Pest, bald das Erscheinen der Türken oder einen Mißwachs anzeigten; im Uebrigen gaben sie genau die Tage für das Aderlassen u. s. w. an; und gar mancher Leichtgläubige starb eher, als daß er an einem nicht vorgeschriebenen Tage sich einem Aderlaß unterworfen hätte.

Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß es auch Vernünftige gab, welche von Zeit zu Zeit gegen den herrschenden Unsinn ihre Stimme zu erheben wagten, Verfolgungen und, wozu mitunter noch mehr Muth gehört, Spöttereien nicht fürchteten.

Gleichwie die Gelehrten der ungebildeten Menge die Grundzüge des die Welt berückenden Wahnglaubens entlehnten, so fußte hinwieder das Volk auf der Gelehrten Zustimmung, um sich in diesen Irrthümern mehr und mehr zu befestigen; so entstand ein allgemeiner Wahnsinn, dessen Wirkungen schrecklich waren.

Hexen und Hexenprozesse.

Der Glaube an Hexen ist einer der zahlreichen Irrthümer, welche das Heidenthum auf die christlichen Zeiten vererbt hat. Man erzählt — übrigens in verschiedenen Formen — daß Lamia, eine sehr schöne und sehr grausame Königin, von Jupiter geliebt wurde und daß darum die eifersüchtige Juno ihre Kinder umbringen ließ, worauf Lamia in heftigem Grimm entbrennend allen Kindern in ihrem Lande den Tod zu geben befahl. Sie soll erblindet sein, aber ihre Augen in einem Beutel bei sich getragen und die ihr von Jupiter verliehene Macht besessen haben, beliebige Gestalten anzunehmen. So wurde der Name Lamia zum Schrecken für die Kinder*), und so entstand auch der Volksglaube an Erscheinungen, Verwandlungen, von liebestollen und dem Leben der Neugebornen nachstellenden Weibern**). Häufig wurden auch im Alterthum Weiber bösartiger Zaubereien angeschuldigt. Dieselben, sagten die Lateiner, saugen den Kindern das Blut aus oder flößen ihnen, indem sie sie stillen, tödtliches Siechthum ein; als Präservativ gebrauchte man den Knoblauch***) und gewisse Zauberformeln. Diese Weiber verwandeln sich in Eulen (daher der italienische Name streghe). †) Aus Lucian und Apulejus kennt man den alten Volksglauben über die thessalischen Zauberinnen, den Einfluß des Mondes und die verschiedenen Verwandlungen.

Der Talmud, in welchem so viel Falsches und Verkehrtes neben einigen Ueberresten der alten Weisheit gesammelt ist, spricht von Lilith, dem ersten Weibe Adams, der Mutter der Dämonen, den Neugebornen todbringend. Um diese gegen Lilith zu schützen, brachte man im Gemach der Gebärenden ein Dreieck an mit den Namen Jehova, Eva und Adam und den Worten: Fuis Llith.

---

*) *Διὰ τοῦτο καὶ τὰς τίτθας φοβούσας, τὰ βρέφη, καλεῖν ἐπ' αὐτοῖς τὴν λαμίαν.* Aristoph. Schol. i. d. Wespen V. 36.

**) Neu pransæ Lamiæ virum puerum extrahat alvo. Horat. Ars poet. 339.

***) Præterea si forte premit strivatra puellos, virosa immulgens exertis ubera labris. Alia præcepit Titini sententia necti. Serenus Samonicus, 39.

†) Striges aves nocturnas, Græci *στρίγας* appellant; a quo maleficis mulieribus nomen inditum est, quas volaticas etiam vocant. Fest.

Dieser Wahnglaube erhielt sich das Mittelalter hindurch, so daß die Legenden, in welchen der Mysticismus mit der Gottlosigkeit, das Schreckliche mit dem Grotesken sich mischt, davon voll sind. Verworfen von den Gesetzgebern und von den großen Gelehrten, blieb der Wahn festgewurzelt im Volke, bis die Phantastereien der Adepten der Geheimwissenschaften hinzutraten; die Nordländer fügten dazu die Mähren ihrer Sagas, Walkirien, Holden, Gnomen, Elementargeister, die Araber ihre Feenmärchen.

Man glaubte, daß die Hexen, Unholde oder böse Weiber in schnellem Lauf oder im Fluge sich an gewisse Versammlungsörter begäben und daselbst, unter der Anführung von Herodias oder Diana, Tänze aufführten oder abscheuliche Orgien hielten und zwar verwandelt in Katzen, Wölfe oder andere Thiere. *)

Dieser Aberglaube bemächtigte sich der Gemüther so tief und nachhaltig, daß man den angeblichen Hexen den Prozeß machte. Man ließ die Verdächtigen gemeiniglich vorher die Wasserprobe bestehen und erklärte diejenigen für unschuldig, welche untersanken; d. h. die Unglücklichen, die ertranken, waren keine Hexen, die nicht ertranken, verfielen dem Kriminalrecht.

Gottlosigkeit und Wollust galten für den Hauptzweck der Hexenversammlungen, die am Sonnabend gehalten und darum Hexensabbat genannt wurden. Es waren dies zugleich üppige Zechgelage zum Hohn auf die für diesen Tag vorgeschriebene

---

*) Im Bußbuch eines Bischofs vor dem Jahre 1000, Namens Burcard, ist viel von Magie die Rede. Der Priester soll den Büßer fragen: Credidisti unquam vel particeps fuisti illius perfidiæ, ut incantatores, et qui se dicunt tempestatum immissores esse, possint per incantationem dæmonum aut tempestates commovere, aut mentes hominum mutare? Si credidisti aut particeps fuisti, annum unum per legitimas ferias pœniteas. — Credidisti aut particeps fuisti illius credulitatis, ut aliqua fœmina sit, quæ per quædam maleficia et incantationes mentes hominum permutare possit, id est, aut de odio in amorem, aut de amore in odium, aut bona hominum in fascinationibus suis damnare aut surripere possit? Si credidisti aut p. f., unum annum, etc. Credidisti ut aliqua fœmina sit quæ hoc facere possit, quod quædam a diabolo deceptæ se affirmant necessario et ex præcepto facere debere, id est, cum dæmonum turba in similitudinem mulierum transformata, quam vulgaris stultitia Holdam vocat, certis noctibus equitare debere super quasdam bestias, et in eorum se consortio numeratam esse? Si p. f. illius credulitatis, annum etc.

Abstinenz; überhaupt geschah da in Allem das Gegentheil von dem, was die Kirche that, ward dasjenige verspottet, was sie am heiligsten hielt. Darum erhöhte auch die Berührung oder die bloße Gegenwart der heiligen und geweihten Gegenstände die Leiden der Besessenen. Der Geist des vom Teufel Eingenommenen leuchtet zuweilen in hellerer Klarheit, und in solchen Augenblicken ertheilt er die treffendsten Antworten, spricht lateinisch und hebräisch, sieht Entferntes und Zukünftiges. Hierauf beruhte die Wissenschaft des Exorcismus, welche in gewissen Fällen sogar ein diätetisches Verfahren war. Nach einem gewissen System mußte der Patient vierzig Tage und Nächte fasten; in der ersten Woche durfte er nur unter der Asche gebackenes trockenes Brod und Weihwasser genießen, in den fünf folgenden konnte er Speck und Wein zu sich nehmen, mußte sich aber vor dem Rausche hüten; Schleie und Aal waren besonders streng verbotene Speisen; er durfte sich nur mit Weihwasser waschen, nicht tödten oder tödten sehen, nicht seine Augen beflecken durch den Anblick von Leichen, und wenn der Priester im Exorciren begriffen war, mußte er Wermuth bis zum Erbrechen trinken.*)

Um das Jahr 1500 hatte mit der Ueberzeugung, daß der Mensch von dem Teufel die frevelhaften Genüsse, welche er von Gott nicht zu fordern wagt, erlangen könne, der Glaube an das Hexenwesen eine sehr große Verbreitung erlangt**). Die Geheimwissenschaften bildeten damals die mysteriöse Seite der menschlichen Erkenntnisse. In den Schriften der Adepten suchte man Aufschluß über Gegenwärtiges und Zukünftiges. Die Natur galt für eine Aufeinanderfolge von Wundererscheinungen, und eine jede derselben sollte die Magie erklären können. Eine Kinderkrankheit, die Schwindsucht eines Weibes, ein plötzliches Reichwerden, Stürme und Feuersbrünste, optische Täuschungen, nervöse Aufregungen und namentlich das Gewöhnlichste, Liebesleid und Eifersucht, alles das sollte Wirkung übernatürlicher Ursachen sein, und zwar bezeichnete man als diese Ursachen gemeiniglich Verträge mit dem Teufel, unterschrieben mit Blut, geschrieben

---

*) Martene, De antiq. Ecclesiæ ritibus, t. 2., 993.

**) Bernard v. Como sagt im Jahr 1584, daß es keine Hexen gebe, tempore quo compilatum fuit decretum per dominum Gratianum ... Strigiarum secta pullulare cœpit tantummodo a 150 annis citra, ut apparet ex processibus inquisitorum.

mit dem im Kelch geweihten Getränk. Wenn aber die Möglichkeit vorhanden war, solche Verträge mit einem übernatürlichen Wesen einzugehen, warum sollten nur Wenige dies thun? Es lag somit nahe zu glauben, daß Viele in solcher Weise ihre Seele verkauft hatten, insbesondere Frauenspersonen, und daß sie unter sich eine Art von Geheimbund bildeten mit Oberen und regelmäßigen Zusammenkünften.

Der Bruder Bernardo Rategno von Como, ein eifriger Inquisitor, hinterließ ein Buch De Strigiis*), worin er nicht bloß die moralische Gewißheit von der Existenz der Hexen darthut, sondern es auch als einen Frevel bezeichnet, daran zu zweifeln**). Sie heißen — sagt er — Masken (masche), versammeln sich vorzugsweise in der Nacht vor dem Freitag, und

*) Es bildet eine Folge zu Lucerna inquisitorum hæreticæ pravitatis R. P. F. Bernardi Comensis ordinis prædicatorum ac inquisitoris egregii, in qua summatim continetur quidquid desideratur ad hujusce inquisitionis sanctum munus exequendum. Mediolani, ap. Metios, 1566. Das Werk ward gedruckt auf Veranlassung des Paters Inquisitors zu Mailand, ad laudem dei, vielfältig wieder abgedruckt und commentirt von Francesco Pegna. Wir citiren einige der hier gegebenen Regeln: „Es genügen wenige Anzeichen, um zu vermuthen, daß eine Person ketzerisch sei (S. 60—61): ein leichter Verdacht (S. 74), der Ruf" (S. 39). — „Es ist nicht nothwendig, daß Aussagen der Zeugen übereinstimmend seien: sagen sie aus, daß sie diese Schändlichkeit vom Hörensagen wissen, so sind sie nicht gehalten es zu beweisen" (S. 79). — „Es verschlägt nichts, daß diese Zeugen im Banne oder vom Verbrechen befleckt seien" (S. 56). — Wer festen Fußes vorangehen will, muß folgendes beherzigen: „Steht jemand im Rufe der Ketzerei oder ist ihrer nur verdächtig, so muß er vorgeladen und verhört werden. Gesteht er? Bene quidem; wo nicht, so ist er gefangen zu setzen" (S. 3). — „Die Advokaten sollen den Ketzern keinen Beistand leisten oder Rath ertheilen; es braucht keines Advokaten-Spektakels, um ihnen den Prozeß zu machen. Die Berufung ist ihnen versagt" (S. 18). — Das Geständniß hebt die Mangelhaftigkeit der Prozedur auf. — „Der Inquisitor ist nicht verpflichtet, den Prozeß der weltlichen Behörde mitzutheilen, die bloß seine Anordnungen auszuführen hat" (S. 60). — „Der Prozeß ist nicht gefälscht, obgleich die Namen der Zeugen nicht veröffentlicht werden und dem Angeklagten keine Abschrift gegeben worden."

**) Der berühmte Logist Pomponazzi stellte in Abrede, daß Hexenkünste Teufelswerk seien, worauf sein Buch De Incantantione auf den Index kam.

verleugnen in Gegenwart des Teufels den Glauben, die Taufe, die heilige Jungfrau, treten das Kreuz mit Füßen, und versprechen dem Teufel Treue, indem sie seine Hand mit dem Rücken ihrer linken Hand berühren und ihm etwas geben zum Zeichen der Vasallenschaft. Kommen sie zum Spiele „der guten Gesellschaft", so machen sie dem Teufel, welcher in Menschengestalt gegenwärtig ist, eine Verbeugung. Sie erscheinen aber nicht in der Einbildung, wie gewisse Blinde am Geist behaupten, sondern körperlich und in wachem Zustande, zu Fuß, wenn der Zusammenkunftsort nahe ist, sonst auf der Schulter des Teufels, der sie aber zuweilen unterwegs zurückläßt, wie man denn auch schon solche Verirrte gefunden hat. Alle diese Dinge sind erwiesen durch ihre „freiwilligen" Aussagen in ganz Italien. „Um aber seinen Gegnern den Mund gänzlich zu schließen", führt er an, was ihm selbst im Veltlin widerfahren ist, wo er bei Führung solcher Prozesse Aussagen glaubwürdiger Leute erhielt, welche solche Versammlungen wirklich gesehen hatten. In Como war übrigens männiglich bekannt, was zu Mendrisio etwa 50 Jahre früher dem Podesta Concorezzo und einem gewissen Fossato widerfahren war. Diese hatten nämlich eine Hexe dazu vermocht, sie zum Sabbat zu führen, und sie sahen auch die vollzählige Gesellschaft; als aber der Teufel ihrer Gegenwart inne ward, ließ er sie mit tüchtigen Schlägen hinwegtreiben.*) — Der berühmte Bodin kann berichten, daß sich beim Sabbat ein großer schwarzer Bock befindet, um welchen die Versammelten tanzen, worauf sie, mit einem brennenden Licht in der Hand, denselben unter dem Schwanze küssen. Sodann wird der schwarze Bock von Flammen verzehrt, und jeder nimmt von der Asche, um sich ihrer zum Verderb von Vieh und Menschen zu bedienen. Der Teufel schreit ihnen mit schrecklicher Stimme zu: Rächt euch oder ihr seid des Todes!

Quis ergo — ruft Rategno aus — dicere velit hoc in fantasia, aut in somniis contigisse? Der evidente Beweis hiefür ist, daß so Viele verbrannt wurden, weil sie am Hexensabbat theilgenommen und daß die Päpste selbst diese Hinrichtungen billigten. Dieses Argument ward allerdings von großem Gewicht.

---

*) Diese Geschichte wird auch erzählt von Bodin in der Vorrede der Dæmonomania, und von Sylvestro Priero, dem ersten Gegner Luthers, in den Mirabili operazioni delle streghe e degli demoni.

Die zur Bekämpfung der Häresie eingesetzte Inquisition schritt auch gegen Hexen und Hexenmeister ein, und ganz Europa ward zum Schauplatz einer legalen Metzelei. Die Hexenfurcht hatte sich besonders in Deutschland verbreitet, und Innocenz VIII erließ gegen die Hexen eine sehr strenge Bulle, indem er zwei Inquisitoren, Heinrich Institor und Jakob Sprenger, mit besondern Vollmachten ausstattete, um den Teufeleien ein Ende zu machen. Diese Inquisitoren *), von Maximilian I besonders geschätzt, rühmten sich, allein im Bisthum Konstanz binnen 5 Jahren 48,000 Personen zu Tode gebracht zu haben. Möser berichtet, daß in wenigen Jahren 6500 Menschen allein im Kurfürstenthum Trier prozessirt wurden. Remigius **) erzählt, wie er als Richter in Lothringen innerhalb 15 Jahre mindestens 800 Hexen habe martern und verbrennen lassen, während eine gleiche Zahl durch die Flucht oder durch halsstarriges Erdulden der Folter sich seinem strafenden Arme entzogen habe. Wie ehrlich und überzeugt er übrigens handelte, beweist sein eigenes Ende. Zuletzt nämlich hielt er sich selbst für einen Zauberer, gab sich an und starb auf dem Scheiterhaufen. Im Braunschweig'schen, einem protestantischen Lande, gingen von 1590 an bis zum Ende des Jahrhunderts die Exekutionen so stark, daß oft auf einen Tag zehn, auch zwölf verbrannt wurden. In Schlesien wurden 200 Hexen im Jahre 1651, und zu Würzburg 158 Hexen und Zauberer, darunter 14 Pfarrer und Vicare und 15 Chorherren, zwischen 1627 und 1628 verbrannt. ***)

---

*) Die Verfasser des Hexenhammers, womit der Hexenprozeß in Deutschland einheimisch gemacht wurde. S. die Note weiterhin.

**) Dæmonolatreiæ libri tres Nicolai Remigii etc. Frankfurt, 1596 Auf dem Titel spricht er von 900 (DCCCC plus minus), hernach lib. I, pag. 108, cap. XV non minus octingentos ejus criminis manifesto compertos Duumviratus nostri sententia capitis esse damnatos præter totidem fere alios, qui vel fuga vel tormentorum pertinavi tolerantia vitæ suæ consuluerunt.

***) Der Bischof von Würzburg ließ in einer zusammenhängenden Kette von Untersuchungen 600 Zauberer und Hexen verbrennen. „Unter diesen waren sagt der von Bischof und Kapitel genehmigte offizielle Bericht — etliche Mägdlein von 7, 8, 9, 10 Jahren, deren 22 sind verbrannt worden, wie sie denn auch Zeter schreien über die Mütter, welche sie solche Teufelskünste gelehrt haben. Noch täglich werden ihrer viele eingelegt und verbrannt.“ In Würzburg wurden zur selben Zeit, um 1659, etwa 900 verbrannt. Der letzte der Brände mit sieben Opfern

Angesichts einer solchen Menge von Prozessen und Opfern, gegenüber der Thatsache, daß selbst Keplers klares Geistesauge sich dieses trüben Schleiers nicht erwehrte, daß Fischart, einer der begabtesten Geister deutscher Nation, sich berufen fühlte, das Werk des Franzosen Bodin für den Hexenprozeß zu übersetzen — muß sich die Vernunft entsetzt fragen, ob alles dies wirklich nur Täuschung und Wahn gewesen oder etwa gar eine entsetzliche Erfindung grausamer Theologen und Juristen? *)

---

geschah nach Lichtmeß 1629, der Bericht ist vom 16. Februar. In dieser Zeit, sagt der Verfasser derselben (Hauber, bibl. magn. III. CCLXVIII, p. 441, 807), also in 10 Tagen sind noch zwei Brände geschehen.

*) „So viel auch sonst die Theologen der drei Kirchenparteien mit einander haderten und zankten, in diesem einen Punkte waren sie alle einverstanden: Zauberer und Hexen dürfe man nicht leben lassen. Mit den lateinischen Theologen stimmten die lateinischen Juristen überein: auch sie schrieben dicke Bücher über die Gefahr der Zauberei, gaben lange Anweisungen zum kunstgerechten Verfahren, wie man mit Hülfe der Folter in allen Arten und Stufen die Wahrheit an's Licht bringe, und prägten ihr Wort und ihre Lehre in mark- und beinerschütternden Thaten aus. — Denn so entsetzlich auch das Wüthen der Söldner sich geberdete, welche in dreißigjähriger Kriegesnacht unsere Städte und Dörfer in Aschenhaufen, unsere blühenden, menschenbelebten Felder und Aecker in wüste Einöden verwandelten: so ist es doch die Frage, ob diese grausamen Würgerbanden, die von außen herannahten, nicht noch überboten wurden durch die Peiniger und Quäler, die Theologen und Juristen innerhalb der Städte und Länder. Die losgelassenen Söldner waren Heerden von Wölfen vergleichbar oder schlimmer als diese, weil sie Verstand hatten; aber der Krieg und die Herrschaft des Söldners waren ein Ausnahmezustand. Der Mord der Unglücklichen, die man Hexen nannte, geschah unter den Formen des Rechtes, unter der Aegide des Gesetzes. Die Armen, welche das Schwert und die Pest wegfraß, starben einmal, jene Hexen litten tausendfachen Tod. Bis den Augen der Schlachtopfer vergönnt ward, sich für immer zu schließen, wurden sie mit der genauesten Beobachtung aller Formen des Rechtes an Leib und Seele gebrochen und vernichtet. Ferner machte der Frieden nach dreißig Jahren dem Mordbrennen der Söldner ein Ende: für das Hexenbrennen war Friede und Stillstand noch nicht gefunden. Es hatte begonnen hundert und dreißig Jahre vor dem Kriege, es dauerte fort während desselben, und nach demselben noch hundert Jahre. Auch die Zahl der Opfer überstieg die gewöhnlichen Vorstellungen hundert- und tausendfach." Studien über Katholizismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit in Deutschland. Schaffhausen, 1859.

Daß die Verbrechen sich vermehren durch die gegen sie verhängten Strafen, diese Thatsache wird von denen zugestanden, welche die Krankheiten des menschlichen Herzens studirt haben. Die Erfahrung lehrt, daß es Menschen gibt, welche, indem sie fortwährend vernehmen, irgend etwas werde gethan, sich dadurch angetrieben fühlen, es gleichfalls zu thun. Sodann dürfte vielleicht nicht schwer sein, gewisse Erscheinungen, die in Betreff des Hexenwesens berichtet werden, durch den thierischen Magnetismus zu erklären, der aber selber für die Wissenschaft ein Geheimniß ist, welches schwieriger zu erforschen als zu leugnen ist. Wir lassen jene seltenen Fälle bei Seite, welche die medizinische Wissenschaft noch zu enträthseln sich bemüht, ohne ihnen auf den Grund zu kommen, namentlich in den Nervenkrankheiten; hieher gehören wohl auch jene Anfälle von Hysterie, die man damals dem Teufel zuschrieb. *)

Der Einfluß des Beispiels auf nervöse Frauen ist anerkannt. Sah man nun, daß eine solche ihr Uebel auf andere übertrug, so schrieb man diese plötzliche Ansteckung der Zauberei zu. Die Thatsache wiederholte sich; sie war außerhalb der natürlichen Ordnung; die Wissenschaft und die Meinungen der Zeit wußten keine natürliche Erklärung; und so wurde gemäß der Jurisprudenz der Epoche verfahren **). — Sogar die Salben, womit sich

---

*) Ohne Zweifel mögen zuweilen auch Verbrechen unter dieser Firma verübt oder versucht worden sein. So mag der boshafte oder krankhafte Hang verderbter Weiber zur Giftmischerei, der auch in neueren Zeiten in einigen schreckbaren Beispielen zum Vorscheine gekommen ist, im festen Glauben an die Wirksamkeit des Teufels sich schädlicher, vermeintlich von ihm erlangter Mittel zur Ausführung seiner Wünsche bedient haben. Doch verschmolzen sich auch in den Vorstellungen der Richter die römischen Strafgesetze für Giftmischerinnen mit den kirchlichen für Zauberinnen.

**) Der grausenhafte Wahn, den schon Karl der Große zu bekämpfen suchte, hatte am Ende des 15ten Jahrhunderts neue Wurzeln geschlagen und neue Kraft gewonnen durch den Hexenhammer. Dies mit Genehmigung der Päpste Innocenz VIII und Alexander VI verfaßte Werk zweier deutscher Dominikaner ist das abscheulichste Buch, das jemals gedruckt ist, einestheils an sich selbst, anderntheils durch seine Folgen. Was jemals der Aberglaube ersonnen, ward hier in ein System gebracht. Es lastete namentlich auf dem unglückseligen weiblichen Geschlechte. „Was ist ein Weib anders als eine Feindin der Freundschaft, eine unentrinnbare Strafe, ein nothwendiges Uebel, eine natürliche Versuchung, ein er-

die angeblichen Hexen einrieben, konnten auf ihre Einbildungskraft einwirken, denn nach Porta und Cardano waren Opium, Nachtschatten und Bilsenkraut Bestandtheile derselben. Gassendi versetzte damit mehrere Bauern in Schlaf, denen er vorher sagte, sie werden nun am Hexensabbat theilnehmen, und wirklich erzählten sie beim Erwachen ganz umständlich, wie es bei der Zusammenkunft hergegangen sei.

Die Wirklichkeit irgend einer solchen Thatsache genügte zur Einleitung einer Kriminalprozedur. Hiebei entwickelten die Juristen allen möglichen Scharfsinn, während ohnehin das geheime Verfahren den Unschuldigsten in seinen Schlingen fangen konnte. Wie sollten namentlich weibliche Personen, allen Schrecken der Einsamkeit und der kalten Grausamkeit von Richtern ausgesetzt, die keiner Regung des Mitleids zugängig waren, die ihren Ruhm darein setzten, den Delinquenten zu überführen, ihre Unschuld darthun? Ueberzeugt, daß sie jedenfalls verloren, daß sie im besten Falle einer Schmach verfallen seien, die schlimmer als der Tod, bekannten sich auch gar Manche freiwillig für schuldig, um ihre Leiden abzukürzen. Wie sehr mußte aber dergleichen den unglücklichen Wahn bestärken!

Die Richter waren selbst nicht minder abergläubisch als die Ankläger und Delinquenten. Ihre Vorschrift gebot ihnen, den Angeschuldigten hinterrücks in das Gerichtszimmer eintreten zu

---

sehntes Unheil, eine häusliche Gefahr, ein ergötzlicher Schaden, ein Uebel der Natur mit schönen Farben geschmückt!" (Malleus maleficarum Pars I. Quæst. 6. Sie berufen sich auf die Worte des Chrysostomus über Matth. 19.) Schon der lateinische Namen femina ist nach dem Verstande dieser Dominikaner unglückweissagend. Er ist entstanden aus fe, Glaube, und minus, weniger, und deutet mithin an, daß das Weib im Glauben schwach sei. — Dieser Grimm der beiden Dominikaner gegen das arme weibliche Geschlecht könnte allerdings komisch erscheinen, wenn er nicht so entsetzlich gewesen wäre. Der Papst und die Obrigkeiten des Reiches gestatteten Jenen und beauftragten sie, nach dem Unsinne des Buches, welches sie geschrieben, die Menschen zu martern, zu peinigen, zu strafen an Leib und Leben durch den Feuertod. Seit 1487 schwang der Würgengel des Wahnes über Deutschland die entsetzensvolle Geißel. Die peinliche Gesetzgebung Karls V, die Carolina, gab dem Hexenprozeß reichsrechtliche Gültigkeit; aber die Praxis, welche auf dem Hexenhammer ruhete, war schrecklicher, als es die Carolina zuließ oder gebot. Studien ꝛc. ꝛc.

lassen, damit sie ihn früher sehen könnten als er sie.*) Es ist ihnen gesagt, daß, wenn der Angeschuldigte den Geruch von Schwefel nicht ertragen könne, dies ein Zeichen seines Vertrages mit dem Teufel sei. Auch ließ man sie entkleiden, auf's Genaueste körperlich untersuchen und purgiren, damit er innerlich und äußerlich kein Zaubermittel zu seinem Schutz habe. Wie übrigens alle Gesetzgebungen Strafen gegen Zauberwesen enthielten, so wurden auch die Grundsätze, nach welchen man die Prozesse führte, keineswegs geheim gehalten, vielmehr vielfältig gedruckt.

Unter den vielen Schriftstellern, welche sich mit diesem Gegenstande beschäftigten und die Hexenprozesse vertheidigten, ist einer der überzeugtesten der Bruder Menghi von Viadana, dessen Werk wirklich „köstlich" zu lesen ist, wie das Titelblatt versichert**). Nicolas Remy, geheimer Rath des Herzogs von

---

*) Es galt indessen auch die Meinung, daß die Angeschuldigten keine Gewalt hätten über die Inquisitoren in ihrem Amte. „Diese Zauberinnen und Hexen, wiederholt aufgefordert zu sagen, warum sie den Richtern und Inquisitoren nichts Uebles zufügten, erklärten, dies mehreremale versucht, aber keinen Erfolg erzielt zu haben." Bruder Menghi, der so sich ausdrückt in seinem Compendio dell' arte esorcistica (Venedig, Bertano, 1605), räth indeß den Richtern immerhin auf ihrer Hut zu sein, sich nicht berühren zu lassen „und exorcisirtes Salz und geweihte Kräuter, wie Raute und ähnliche, bei sich zu tragen."

**) Compendio dell' arte esorcistica, e possibilità delle mirabili e stupende operazioni delli demoni e de' malefici, con li remedii opportuni alle infermità maleficiali ... Opera non mena giovevole agli esorcisti, che dilettevole ai lettori, e a commune utilità porta in luce. Das Buch ist sehr reich an merkwürdigen Anekdoten. Wir führen eine derselben an. „Zur Zeit als die Signoria von Venedig mit dem Herzog von Ferrara einen großen Krieg führte, befand sich der unbesiegliche Feldherr Alfonso von Aragonien, Herzog von Calauria, in der Stadt Mailand mit mehreren andern Herren. Es ergab sich unter ihnen ein langes Gespräche über Geister und Dämonen, und die Herren äußerten verschiedentlich ihre Meinungen darüber. Nachdem er lange ihnen zugehört, ließ endlich der Herzog sich folgendermaßen vernehmen: Wisset, ihr Herren, daß dieses eine sehr wahre Sache und daß keine menschliche Einbildung ist, was von den bösen Geistern gesagt wird. Er erzählte ihnen alsdann, daß, als er sich einst zu Carrona, einer Stadt in Calauria, befunden habe und er nach den Regierungssorgen und Staatsgeschäften sich irgend eine Erholung verschaffen wollte, ihm einer sagte, es befinde sich am Orte ein von unreinen

Lothringen, erlangte großen Beifall für seine Dæmonolatreia (1595), eine Zusammenstellung der Aussagen der in dieser Provinz verfolgten vielen Hexen. Philipp Louis Elichius

---

Geistern besessenes Weib. Darauf befahl er, daß sie vor ihn geführt werde, was auch sogleich geschah. Der Herzog begann sie anzureden, aber sie antwortete nichts, ja rührte sich nicht einmal, als wenn sie gänzlich besinnungslos gewesen wäre. Da er dieses sah, erinnerte er sich eines kleinen Kreuzes mit einigen Reliquien, welches er um den Hals trug und das ihm von Johann v. Capistrano gegeben worden. Das nahm er ab und befestigte es unvermerkt am Arme dieser besinnungslosen Frau, welche aber sofort anfing zu schreien, den Mund zu verziehen und schrecklich die Augen zu rollen. Er fragte, weshalb sie sich so gebärde, und sie entgegnete, er möge ihr vom Arme abthun, was er dahin gethan. Aber was soll ich hinwegnehmen? fragte der Herzog. — Das kleine Kreuz, antwortete die Frau, das du mir im Geheimen an den Arm gethan, denn es befindet sich darin Holz vom Kreuze, geweihte agnus, und ein von meinem argen Feinde consecrirtes wächsernes Kreuz. — Als nun der Herzog nach ihrem Wunsche that, sank die Frau auf's Neue in den todtenähnlichen Zustand zurück. Da in diesem Augenblicke der venetianische Gesandte erschien, um sich mit dem Herzog über wichtige Dinge zu besprechen, führte man die Frau hinweg. Als die Nacht kam und der Fürst sich niederlegen wollte, vernahm er plötzlich Geschrei und großen Lärm im Palaste und bis in sein Gemach, worüber er einigermaßen erschreckt war. Er ließ daher zu seiner Sicherheit einige Diener herbeirufen und hielt sie, ohne im Geringsten zu schlafen, bis zum Morgen bei sich. Am Tage ließ er jene Frau abermals vor sich bringen und sie fragte ihn lächelnd, ob er in der vorigen Nacht nicht einigen Schrecken gehabt habe. Darauf richtete der Herzog Vorwürfe an sie, als an einen der Ruhe der Sterblichen gefährlichen höllischen Geist und fragte, ob dieser Geist es sei, der seinen Schlaf durch seltsamen Lärm gestört habe, was sie bejahte. Wo warst du versteckt? sprach der Herzog zum Geiste. Ich kauerte, erwiederte dieser, in der Spitze des Baldachins, der dein Bett umgibt, und ich gestehe dir, daß, wenn du nicht heilige Dinge, die du am Halse verborgen trägst, bei dir gehabt hättest und die mich störten, so würde ich dich ergriffen und aus dem Bette geworfen haben. Ich sage dir überdem, daß ich Wort für Wort dir alles berichten könnte, was du gestern mit dem venetianischen Gesandten besprochen hast, da ich alles vernommen und verstanden habe ... Darauf hin rief der Herzog aus, dies sei nicht möglich; um sich aber völlig zu überzeugen, schickte er alle Anwesenden fort, sodann gebot er dem Geiste ihm alles zu erzählen, was zwischen dem Gesandten und ihm vorgegangen war. Nun wiederholte dieser, durch den Mund der Frau, ihm die ganze Unterredung Wort für Wort, als wäre er gegenwärtig gewesen,

(De dæmonomagia, sive de dæmonis cagurgia, cacomagorum et lamiarum energia, 1607) trat mit Lebhaftigkeit gegen diejenigen auf, welche die Zaubereien und das Hexenwesen in Zweifel zogen. Der Spanier Torreblanca verfaßte eine Abhandlung über diesen Gegenstand zum Gebrauche der Juristen (Epitomen delictorum, in quibus aperta vel occulta invocatio dæmonum intervenit); das Gleiche unternahm der Deutsche Hermann Gochhausen (Processus juridicus contra sagas et veneficos, una cum decisionibus quæstionum ad hanc materiam pertinentium, 1630).

Es wäre zu beschämend für den gesunden Menschenverstand, wenn, da sogar die Wahrheit so vielem Widerspruch begegnet, nicht auch der Wahn solchen gefunden hätte. So bezeugen aber eben die Schriften, welche die Existenz der Zauberer und Hexen vertheidigen, daß diese Meinung keineswegs unangefochten blieb. Indem die Kölner Theologen dem Malleus maleficarum ihre Approbation ertheilen, beklagen sie, „daß mehrere Seelsorger und Prediger nicht fürchten, in ihren Predigten dem Volke zu versichern, daß es keine Hexen gebe oder daß sie nicht schaden können, wodurch sie unklugerweise die weltliche Gewalt hindern, dieselben zu bestrafen." Namentlich traten dem Aberglauben entgegen der Franziskaner Spina (Fortalitium fidei), der Rechtsgelehrte Vignato, Edelmann aus Lodi (De hæresi), und mit mehr Kühnheit Ulrich Molitor oder Müller aus Konstanz, Doktor der geistlichen Rechte zu Bologna, welcher im Jahre 1489 ein Buch an den Herzog Siegmund von Tirol richtete, worin er den Glauben an die Macht des Teufels zur Bewerkstelligung der angeblichen Zaubereien widerlegt, und alles davon Erzählte für Erdichtungen oder für Erzeugnisse der Einbildungskraft erklärt, obwohl er zugibt, daß diejenigen Strafe verdienen, die, durch Armuth und Unglücksfälle vom Teufel versucht, sich wenigstens der Absicht nach seinem Dienste ergeben *). In

---

in der nämlichen Ordnung und Weise wie sie gehalten worden war. Darob war der Fürst dermaßen überrascht, daß er fortan fest glaubte, die bösen Geister irrten umher, sowohl in der Luft wie in den menschlichen Leibern."

*) Parergon juris. „Kaum (erzählt er, Bd. VIII., Kap. 22) war ich, bekleidet mit den Doktor-Insignien, nach Hause zurückgekehrt (1517), als sich mir die erste Sache darbot, in welcher ich ein Rechtsgutachten

demselben Sinne erklärten sich der Rechtsgelehrte Ponzinibio von Piacenza (De Lamiis et excellentia utriusque juris), Alciat*), Martin von Arles, ein spanischer Theologe (De superstitionibus). Der berühmte Reginald Scotus leugnet, daß der Teufel in den Lauf der Natur eingreifen könne.

Diese Verfechter der Vernunft beriefen sich hauptsächlich auf einen Canon des Papstes Damasus, jetzt übrigens als unächt anerkannt, worin die Luftfahrten der Zauberinnen für eine bloße Einbildung bezeichnet werden. Jedenfalls ist es merkwürdig, daß viele Theologen den Glauben an solche nächtliche Versammlungen für Ketzerei und Todsünde bezeichneten, andere dieselben wenigstens in Zweifel zogen. Ein Erzbischof von Pisa, Borboni, forderte ein Gutachten dieser Hochschule hinsichtlich gewisser Nonnen im Zustande des Besessenseins, ob nämlich diese Sache eine natürliche oder übernatürliche sei. Celso Cesalpino verfaßte als Antwort eine Abhandlung, worin er ausführlich die der Magie zugeschriebenen Wunder darlegt, sich jedoch enthält, darüber eine Kritik zu geben. Auf Aristoteles sich berufend, entwickelt er sodann, daß es zwischen Gott und dem Menschen vermittelnde Intelligenzen gebe, die aber, fügt er hinzu, nicht mit dem Menschen in Verkehr treten können**). Der Schluß seiner Beweisführung mußte offenbar sein, daß die Zaubereien, um die es sich handelte, Einbildungen seien; jedoch beschränkte er sich darauf, zu erklären — so sehr hielt er durch die Volksmeinung Vorsicht geboten —, daß diese Zaubereien nicht natürlich seien und die Heilmittel der Kirche dagegen in Anwendung kommen müßten.

---

abzugeben hatte. Ein Inquisitor der häretischen Verirrung in den subalpinischen Thälern war gekommen, um den Häretikern nachzuforschen, welche wir Ketzer nennen. Bereits hatte er ihrer mehr als hundert verbrannt, und fast täglich bot er deren neue als Brandopfer dem Vulkan dar, von denen manchem die Reinigung durch Nießwurz besser gewesen wäre als die durch Feuer. Endlich ergriffen die Einwohner des Landes die Waffen, widersetzten sich der Gewaltthat und brachten die Sache vor den Richterstuhl des Bischofs. Nun schickte mir dieser die Akten und verlangte meine Ansicht."

*) De Lamiis pythonicis mulieribus. Colon., 1489. Auch der Frankfurter Ausgabe des Hexenhammers von 1580 angehängt.

**) Dæmonum investigatio peripatetica, in qua explicatur locus Hippocratis, si quid divinum in morbis habeatur. Florenz, 1580.

Insbesondere war es Johann Wier, erster Arzt des Herzogs v. Cleve, welcher die Vorurtheile seines Jahrhunderts mit Unerschrockenheit angriff *), indem er den Trug enthüllte, die als Wunder betrachteten Thatsachen auf natürliche Art erklärte und den Kaiser anging, das unschuldige Blut irregeführter Menschen zu schonen. Er leugnet die künstliche Erzeugung von Thieren, die Heilung von Krankheiten durch magische Mittel, behauptet, daß der Alp nur von zu dick gewordenem Blut herrühre u. s. w. Es gebe wohl Verblendungen des Teufels, sagt er, aber wer ihnen unterliege, sei nicht dessen Genosse, sondern Opfer. Dieses Werk machte viel Aufsehen und fand mächtige Gegner, sowohl unter den Protestanten wie den Katholiken. Es sei von denselben nur König Jakob von England mit seiner „Dämonologie" und der bekannte Jean Bodin erwähnt. Dieser stellt 14 Klagepunkte auf, kraft welcher die Hexen zum Scheiterhaufen verdammt wurden: Gott verleugnen, ihn lästern, den Teufel anbeten, ihm Kinder opfern, ihm solche vor der Geburt weihen, ihm Anhänger versprechen, schwören im Namen des Teufels, Blutschande begehen, Menschen umbringen, um sie zu braten und zu verzehren, sich nähren von den Leichen Erhängter, Tödten durch Gift und Zaubereien, Früchte und Vieh verderben, Buhlschaft treiben mit dem Teufel. Schon das geringste dieser Verbrechen, sagt er, verdiene den grausamsten Tod. Ihm traten Joh. Georg Godelmann (De magis, veneficis et Lamiis) und Martin Biermann (Ἐξέτασις de magicis actionibus) entgegen; allein unter den Verfechtern des unseligen Wahnes trat als der Bedeutendste der flämische Jesuit Martin Delrio **) auf. Justus Lipsius nennt ihn das Wunder seines Jahrhunderts ***), und Manzoni sagt, seine

*) De præstigiis dæmonum et in cantationibus ac veneficiis, libr. VI. -- Liber apologeticus, Pseudomonarchia dæmonum. — De Lamiis. Basel, 1564.

**) Disquisitionum magicarum libri IV etc., quibus continetur accurata curiosarum artium et vanarum superstitionum confutatio, utilis theologis, juris consultis, medicis. philologis. Lyon, 1612, und andere Ausgaben.

***) Der nämliche sagt von diesem Werke: Hic pura et liquida omnia; hic venena. Nulla quæ timeas opinionum. In der Erlaubniß der Obern ist gesagt, daß diese Bücher sind gravium doctorum, theologorum judicio approbatos; und der Censor billigt sie, weil sie nichts enthalten, quod catholicæ fidei adversetur.

Forschungen hätten mehr Menschen das Leben gekostet, als die Thaten irgend welchen Eroberers. Sein Werk, woran er so viel Geist wandte und in dem die Früchte einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit niedergelegt sind, „wurde zum gewichtigsten Texte, zur unverbrüchlichsten Richtschnur, gab einen mächtigen Anstoß zu schrecklichen, ununterbrochenen Justizmorden."

Sieht man ab von dem Grundirrthum, der unheilvollen Verblendung der Grundanschauung, so muß man zugestehen, daß es vielleicht keine andere Abhandlung gibt, welche so vollständig ihren Gegenstand erschöpft und worin mit so umfassender Belesenheit alles gesammelt ist, was zu allen Zeiten über die Wunder der Natur und der Einbildungskraft geschrieben worden. Viele derselben werden durch Gründe erklärt, die damals ganz ungewöhnlich waren, andere mit gesunder Kritik verworfen, die meisten aber auf Aussagen von Ohrenzeugen oder anerkannten Gelehrten hin als wahr angenommen.

Wo die öffentliche Meinung nicht bloß, sondern auch die durch Macht, Stellung und Wissen Hervorragenden so gänzlich sich verblendet erwiesen, da dürfte es doch nicht zu verwundern sein, daß Bischöfe und Päpste einem Greuel, dessen Vorhandensein sie nicht bezweifelten, ein Ende zu machen suchten*). Unter

---

*) Am 15. Dezember 1588 erließ Valerio, Bischof von Verona und Cardinal, einen Hirtenbrief, worin beklagt wird, „daß es Menschen, wenn auch niedrigster Art, gibt, welche mit der Hölle, d. h. mit dem höllischen Satanas einen Bund geschlossen haben, und sich mit Superstitionen, Zaubereien, Hexereien und ähnlichen Greueln befassen." Als im Jahre 1494 Papst Alexander VI benachrichtigt worden, daß in provincia Lombardiæ diversas utriusque sexus personas incantationibus et diabolicis superstitionibus operam dare, suisque veneficiis et variis observationibus multa nefanda scelera procurare, homines et jumenta ac campos destruere, et diversos errores inducere — gebot er den Inquisitoren deren Verfolgung. — Im Jahre 1521 schreibt Leo X an die Inquisitoren zu Venedig: Quoddam hominum genus perniciosissimum ac damnatissimum labe hæretica, per quam suscepto renuntiabatur baptismatis sacramento, Dominum abnegabant, et Satanæ, cujus consilio seducebantur, corpora et animas conferebant, et ad illi rem gratam faciendam in necandis infantibus passim studebant, et alia maleficia et sortilegia exercere non verebantur. — Im Jahre 1523 schrieb Hadrian VI an die Inquisitoren von Como: Repertæ fuerunt quam plures utriusque sexus personæ ... diabolum in suum dominum et patronum assumentes, eique obedientiam et re-

den dieser Sache gewidmeten Bullen ist die berühmteste diejenige, welche Sixtus V im Januar 1585 erlassen (Cœli et terræ creator Deus). Er verdammt hier die Geomancie, die Hydromancie, Aëromancie, Pyromancie, Onomancie, Chiromancie, Necromancie, verbietet magische Künste mit Würfeln, Waizenkörnern oder Bohnen zu treiben, mit dem Tode oder der Hölle einen Bund zu machen, um Schätze zu heben oder irgend ein Verbrechen auszuführen, Bezauberungen zu vollbringen, dem Satan Wohlgerüche oder Kerzen zu verbrennen. Verdammt wird ferner die Befreiung der bösen Geister in den Besessenen wie in wassersüchtigen und fanatischen Weibern nach der Zukunft; verdammt werden die Frauen, welche einen Teufel im Fläschchen bei sich haben und Satan verehren durch Behandlung der Hände oder Nägel mit Wasser oder Oel; untersagt wird die Lesung astrologischer Bücher, das Horoskop zu stellen, Drudenfüße zu ziehen, überhaupt irgend eine der damals im Schwange befindlichen abergläubischen Dinge zu treiben.

Wier behauptet, daß die Protestanten sich noch überzeugter als die Katholiken von der Wirklichkeit der nächtlichen Zusammenkünfte der Hexen bezeugen, und Thomasius — der uns noch näher beschäftigen wird — sagt*), daß sie, die Protestan-

---

verentiam exhibentes, et suis incantationibus, carminibus, sortilegiis, aliisque nefandis superstitionibus jumenta et fructus terræ multipliciter lædentes, aliqua quam plurima nefanda, excessus et crimina, eodem diabolo instigante, committentes et perpetrantes, etc. — Im Jahre 1623 gebietet Gregor XVI, daß man durch Einmauern aus der Welt schaffe alle die Ausführer von Zauberkünsten, welche, wenn sie nicht tödten, Krankheiten, Ehetrennungen, Zeugungsunfähigkeit, große Verluste an Thieren, Früchten, Getreide u. s. w. hervorrufen. — Im Ganzen beriefen sich die Inquisitoren auf 103 päpstliche Bullen. — In seinem ersten Provinzialconzil sagte der heilige Karl: Magos et maleficos, qui se ligaturis, nodis, characteribus, verbis occultis mentes hominum perturbare, morbos inducere, ventis, tempestati, æri ac mari incantationibus imperare posse sibi persuadent aut aliis pollicentur, ceterosque omnes, qui quovis artis magicæ et veneficii genere pactiones et fædera expresse vel tacite cum demonibus faciunt, episcopi acriter puniant, et e societate fidelium exterminent. Act. 5.

*) De origine processus inquisitorii contra sagas, § 81. Ohne Grund schreibt er Innocenz VIII die Einsetzung des inquisitorischen Prozesses zu.

ten, dem Delrio nicht zu widersprechen wagen, obgleich er mit Luther in der Reformation sehr übel umspringt. In der That glaubte Luther an die Werke des Teufels nicht minder, fast wie irgend eine arme Bäuerin. Melanchthon vertheidigt die Astrologie wider Pico della Mirandola mit besonderem Eifer, was nicht wenig dazu beitrug, diesen Glauben unter den Protestanten zu verbreiten und zu befestigen. Beza bezüchtigte das Parlament von Paris der Ungläubigkeit, weil es Anstand nahm, die Hexen zum Tode zu verurtheilen, auf welche Beschuldigung aber der königliche Rath Florimond de Remundis in seinem „Antichrist" zu antworten sich beeilte: „Unsere Verzeichnisse bezeugen das Gegentheil!" Während also über unfruchtbare theologische Fragen Bewegungen im Staat und in der Kirche entstanden, fiel es den Theologen nicht ein, ihre Aufmerksamkeit auf die Frage zu wenden, ob das, was nicht sowohl die Kirche, als nur einige Päpste über das Zauber- und Hexenwesen angeordnet hatten, auf schriftgemäßem Grunde beruhe; vielmehr blieb diese Frage und das daran geknüpfte Loos unzähliger Schlachtopfer außer aller Untersuchung, und die Obrigkeiten in den protestantischen Ländern fuhren mit der größten Bereitwilligkeit fort, in dieser Beziehung den päpstlichen Bullen und dem Hexenhammer als untrüglichen Vorschriften Folge zu leisten*). Dagegen waren es katholische Priester, außer den schon früher Genannten im 16ten Jahrhundert Cornelius Loos zu Mainz († 1593, nachdem er seinen Angriff auf die Gerechtigkeit des Hexenverfahrens mit zweimaligem Gefängniß und Widerruf gebüßt hatte), und im 17ten Jahrhundert die Jesuiten Adam Tanner († 1632) und Friedrich Spee, welche gegen die Unvernunft und Unmenschlichkeit des Hexenprozesses mit Nachdruck ihre Stimme erhoben. Tanner, der als Polemiker bei den prote-

---

*) K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, Bd. VIII. — Nach Benedikt Carpzow in Leipzig († 1666), dessen Aussprüche im kirchlichen und peinlichen Rechte so viel galten, daß man ihn den Gesetzgeber Sachsens nannte, behauptete in der Praxis crimin. P. I, Quæst. 48. Nr. 12, daß nicht allein die Zauberei, sondern auch die Leugnung der Wirklichkeit teuflischer Bündnisse schwer bestraft werden müsse, und Joh. Heinr. Pott, ein berühmter Universitätslehrer zu Jena, ließ daselbst im Jahre 1689 eine Schrift drucken: De nefando Lamiarum cum Diabolo coitu.

stantischen Theologen gehaßt und gefürchtet war *), machte in einem theologischen Werke Vorschläge zur Milderung des Verfahrens, wofür von erbitterten Hexenrichtern ihm selbst, wenn sie seiner habhaft würden, die Tortur mit ihren Folgen zugedacht wurde. Spee, aus der jetzt gräflichen Familie der Spee v. Langenfeld in der Pfalz 1595 geboren, enthüllte in einem Werke, welches er im Jahre 1631 unter dem Titel: Cautio criminalis **) zu Rinteln, jedoch ohne seinen Namen drucken ließ, die volle Widersinnigkeit des Verfahrens mit solcher Klarheit, daß dieselbe auch dem verblendetsten Auge, wenn es nur sehen wollte, einleuchten mußte. Spee war im 20sten Lebensjahre in den Orden getreten und erhielt in Würzburg, wo er sich in den Jahren 1627 und 1628 befand, als, wie schon erwähnt, gegen 200 Personen, Geistliche, Adelige, Staatsbeamte, Bürger und sogar Kinder beiderlei Geschlechts, zum Scheiterhaufen geführt wurden, den Auftrag, sie zum Tode vorzubereiten. Die aus den Unterredungen mit den Unglücklichen geschöpfte Ueberzeugung, daß sie alle unschuldig seien, und daß nur die Qualen der Folter ihr Geständniß erpreßt hätten, erfüllte ihn bei der Unmöglichkeit, von diesen Mittheilungen Gebrauch zu machen, ohne die Armen von Neuem den Qualen preiszugeben, denen sie durch den Scheiterhaufen entgingen, mit solchem Kummer, daß sein Haar noch im jugendlichen Alter sich weiß färbte ***). Die von

---

*) In dem vom Herzoge Maximilian I von Bayern im Jahre 1601 veranstalteten Religionsgespräche zu Regensburg war er einer der katholischen Collocutoren.

**) Der vollständige Titel heißt: Cautio criminalis seu de processibus contra sagas liber ad Magistratus Germaniæ hoc tempore necessarius; tum autem consiliariis et confessariis principum, inquisitoribus, judicibus, advocatis, confessariis reorum, concionatoribus cæterisque lecto utilissimus. Auctore incerto Theologo Romano. In Haubers Bibliotheca magica III. 1 steht orthodoxo anstatt Romano.) Rinthelii typis exscripsit Petrus Lucius Typographus Academicus. 1631.

***) Joh. Philipp v. Schönborn, Bischof von Würzburg und Erzbischof von Mainz, erzählte später dem berühmten Leibnitz, daß er als junger Canonikus in Würzburg den Pater Spee gekannt und ihn einst um die Ursache seines frühzeitigen Ergrauens gefragt, worauf ihm derselbe geantwortet: das komme von den Hexen her, und auf seine geäußerte Verwunderung die Sache in obiger Art erklärt habe. Die Unglücklichen hätten sich anfangs in der Beichte als Zauberer und Hexen bekannt aus Furcht, von Neuem auf die Folter gebracht zu werden;

ihm gegebene, aus der unmittelbaren Erfahrung geschöpfte Darstellung des Verfahrens zeigt den ganzen damaligen Gesellschaftszustand in einer wahrhaft schauderhaften Gestalt. Die abergläubische Dummheit des Volkes, das frevelhafte Gebahren der Richter, und die Sorglosigkeit, mit welcher die Fürsten Eigenthum, Ehre und Leben ihrer Unterthanen der habsüchtigen Willkür untergeordneter Beamten und der Grausamkeit roher Schergen preisgaben, bilden ein entsetzliches Nachtstück in der Geschichte der Menschheit. Der Hergang war in der Regel folgender. Wenn in irgend einer Gegend oder Ortschaft irgend etwas Ungewöhnliches sich zutrug, langer Regen, heftige Gewitter, Dürre, Mißwachs, Krankheiten bei Menschen oder Thieren, plötzliche Todesfälle, Viehseuchen, Feuersbrünste und Aehnliches, so verfielen einzelne abergläubische und einfältige Menschen darauf, die Ursache in der Wirksamkeit am Orte vorhandener Hexen zu finden, und bald vereinigte sich die Menge der Bethörten zu dem Geschrei, daß dem öffentlichen Verderben durch Untersuchung und Bestrafung des Frevels gesteuert werden müsse, bis ein landesfürstlicher Befehl an die Räthe und Gerichtsbehörden erging, das Verfahren einzuleiten. In der Regel kam ein solcher Befehl den letzteren erwünscht, weil ihre Gehalte auf die Kosten angewiesen waren und von dem eingezogenen Vermögen der Verurtheilten ihnen bedeutende Antheile zufielen *); wenn sie aber zögerten, entweder aus abweichender Meinung, oder weil sie nicht wußten, bei wem sie anfangen sollten, und

---

als sie aber Vertrauen zu ihm gefaßt, das Gegentheil erklärt, und mit heißen Thränen ihre Unschuld betheuert. Schönborn, dem Spee sich endlich auch als Verfasser der Cautio criminalis genannt hatte, war nachmals der erste deutsche Fürst, welcher die Hexenprozesse sich selbst vorlegen ließ, und dieselben, nachdem er die Angaben des Spee'schen Buches als Wahrheit erkannt hatte, in seinem Gebiete abschaffte. Leibnitzii Opera edit. Dutens. t. I., p. 187. Hauber, Biblioth. mag. III., S. 15.

*) La Peyrère, Verfasser einer Geschichte von Grönland, den man fragte, warum es so viele Hexen im Norden gebe, antwortete: Weil das Vermögen derer, die man verurtheilt, eingezogen wird und ein Theil davon den Richtern zufällt. — Konnten wohlhabende Personen in die Prozesse gezogen werden, waren die Scheiterhaufen sehr einträglich; wie in der französischen Schreckenszeit die Guillotine für den besten Prägstock republikanischer Münzen galt.

das Volksgeschrei dessen ungeachtet fortfuhr, die Fürsten zu bestürmen, dann wurde, nach zwei- und dreimaliger Erinnerung, ein besonderer Inquisitor geschickt, welcher es sich zum Ehrenpunkte machte, den lässigen Eifer oder fehlenden Scharfsinn der ordentlichen Richter zu beschämen. Ein Inquisitor ließ sogar durch Leute, die er in den Dörfern umherschickte, die Bauern gegen die Hexen aufreizen und ihnen sagen, er wolle kommen und die Unholde verbrennen lassen, wenn ihm eine bestimmte Summe als Pfandschilling vorausbezahlt werde. Wenn die Bauern das Geld zusammengebracht hatten, veranstaltete er einen oder zwei Brände, und drohte dann mit seinem Weggange, wenn ihm jene Summe nicht von Neuem gezahlt werde. Dies geschah zuweilen zwei- oder dreimal, bis die Kräfte der Gemeinde erschöpft, oder die wohlhabendsten Frauen verbrannt waren. In der Regel wurde das erste beste Frauenzimmer, das durch irgend eine zufällige Veranlassung die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, am häufigsten wohlhabende Wittwen, auf welche die Bosheit eines geheimen Feindes, oder die Rache eines zurückgewiesenen Geldborgers eine Anzeige, vielleicht auch nur das Geschwätz einer Nachbarin irgend eine Hinweisung gemacht hatte, verhaftet. Stand die Verhaftete vorher schon in üblem Rufe, so galt derselbe als Anzeichen ihrer Schuld; hatte sie ein rechtschaffenes Leben geführt, so hieß es, sie habe dahinter ihren Teufelsverkehr zu verstecken getrachtet *).

Wir lassen nun Spee, den genauen Kenner, selber reden. Es ist hiebei seine Schlußabhandlung zu Grunde gelegt und nur einiges zur Erläuterung aus andern Theilen des Werkes hinzugefügt.

Es tritt also sofort ein Indicium aus folgendem Dilemma

---

*) Sehr merkwürdig ist die Angabe, daß auch auffallende Frömmigkeit einen Verdachtsgrund abgab. Wer zu eifrig den Rosenkranz betete, sich zu häufig mit Weihwasser besprengte, zu fleißig in die Kirche ging und sich darin zu andächtig bezeigte, gerieth leicht in den Verdacht der Hererei. Es hieß, der Teufel lasse ihm keine Ruhe. In einem Lande, welches Spee nicht näher bezeichnet, wahrscheinlich in Bamberg oder Würzburg, stellten daher Geistliche, die sonst täglich Messe gelesen hatten, das ein, oder lasen sie nur im Stillen, um nicht das Volk zu veranlassen, sie als Hexenmeister anzuklagen. Es waren dieß Fortschritte, welche die Dummheit unter dem Einflusse der allgemeinen Verwilderung gemacht hatte.

hervor. Entweder hat die bezeichnete Frau einen schlechten, unehrbaren Lebenswandel geführt, oder einen guten, rechtschaffenen. Ist es ein schlechter gewesen, so ruft alle Welt: Seht da, ein starkes Indicium; denn eine Schlechtigkeit steht mit der andern in nahem Verbande. Hat sie aber einen rechtschaffenen Lebenswandel geführt: so ist das nicht minder ein Indicium. Denn also, ruft man, pflegen die Hexen sich zu verhüllen und streben jederzeit den äußern Schein aufrecht zu erhalten.

Demgemäß ergeht der Befehl, jene Frau, die wir Gaja nennen wollen, in's Gefängniß zu bringen, und siehe da! es ergibt sich sofort ein neues Indicium. Denn entweder zeigt Gaja Furcht oder nicht. Fürchtet sie sich, denn es kann ja ihr nicht unbekannt sein, mit welchen grausamen Martern man bei solchen Angeklagten zu verfahren pflegt: so ist die Furcht das Indicium. Ihr Gewissen, heißt es, klagt sie an. Zeigt sie aber keine Furcht, weil sie auf ihre Unschuld vertraut, so ist auch das ein Indicium. Denn eben dieß, heißt es dann, ist ja allen Hexen ganz besonders eigen: sie berufen sich immerdar auf ihre Unschuld und leugnen frech.

Damit es nun auch ferner an Indicien nicht fehle, so hat der Inquisitor seine Leute, und zwar oft unehrenhafte und übel berüchtigte, welche das ganze Leben der Angeklagten erforschen. Dabei kann es nicht fehlen, daß ihnen nicht irgend ein Wort und eine That aufstoße, welche eine böswillige Auslegung der Menschen leicht zu einer Hexerei verkehren oder verdrehen kann. Oder auch, wenn die Gaja bis dahin mit diesem oder jenem in Feindschaft lebte: so bietet sich für diese Gegner eine treffliche Gelegenheit. Sie bringen herzu dieses und jenes, was ihnen beliebt und was nicht schwer zu finden ist. Und allmälig vernimmt man hier und da, daß Gaja durch schwere Indicien belastet werde.

Demgemäß wird nun zur peinlichen Frage geschritten, wenn nicht vielleicht, wie es auch häufig zu geschehen pflegt, die Angeklagte noch am selben Tage ihrer Einziehung auf die Folter gelegt ist. Denn ein Anwalt oder eine Selbstvertheidigung wird keinem Angeklagten dieser Art gestattet. Die Zauberei, heißt es zur Antwort auf eine solche Forderung, ist ein crimen exceptum. Die Verbrechen sind nämlich zweierlei: die gewöhnlichen, gemeinen, wie Diebstahl, Raub, Mord und ähnliche, dagegen andere, welche noch näher das Gemeinwohl betreffen, wie Ma-

jestätsverbrechen, Landesverrath, Ketzerei, Zauberei. Diese letztern Verbrechen sind ausgenommen von dem gewöhnlichen Rechtsverfahren: sie werden auf besondere Weise untersucht, d. h. dem Richter steht frei, dasjenige Verfahren anzuwenden, durch welches er die Wahrheit an's Licht zu bringen gedenkt. Aber selbst auch wenn es der Gaja gestattet wäre, einen Vertheidiger anzunehmen, so würde sie keinen finden, denn jeder Anwalt und Vertheidiger würde fürchten, sofort selber in den Verdacht der Zauberei zu gerathen. Dasselbe widerfährt überhaupt Allen, die in dieser Sache etwas zu reden und die Richter etwa zur Vorsicht zu ermahnen wagen. Deshalb ist Allen der Mund verschlossen, und die Federn sind stumpf, daß sie weder reden noch schreiben.

Gemeiniglich jedoch, damit der Angeklagten wenigstens einiger Raum zur Vertheidigung gestattet werde, führt man sie vor, verliest die Indicien und befragt sie darüber, wenn das ein Befragen genannt werden kann. Denn mag sie auch alle jene Punkte aufklären und jeden einzelnen Umstand zur Genüge angeben: es wird das weder bemerkt, noch beachtet. Mag sie auch durch ihre Antworten jedes Wölkchen zerstreuen: es behält Alles seinen Werth und seine Geltung. Die Angeklagte wird in den Kerker zurückgeführt, damit sie dort fleißiger überlege, ob sie noch ferner als halsstarrig beharren will; denn eben deshalb, weil sie sich vom Verdachte reinigt, gilt sie für halsstarrig. Oder vielmehr eben, daß sie sich reinigt von dem Verdachte, gilt als ein neues Indicium; denn, heißt es, wenn sie nicht eine Hexe wäre, so könnte sie nicht so beredt sein.

Nachdem sie überlegt hat, wird sie wieder an einem andern Tage vorgerufen, und es wird ihr die Verweisung zur Tortur vorgelesen, gleich als hätte sie auf alles gegen sie Vorgebrachte nichts erwidert und nichts davon hinweggeräumt. Bevor sie jedoch gemartert wird, führt der Henker sie bei Seite, und damit sie nicht durch irgend welches Zauberwerk sich gegen den Schmerz verwahre, wird der ganze Körper kahl geschoren und genau im Einzelnen untersucht. Dies geschieht fort und fort, trotzdem, daß man bis jetzt niemals dergleichen etwas gefunden hat.

Und warum sollte das mit einem Weib nicht geschehen? — Geschieht es ja doch auch mit geweihten Priestern und zwar auf Befehl geistlicher Richter im Dienste geistlicher Fürsten. Zwar droht eine Bulle des Papstes gegen alle diejenigen, welche ohne

besondere und ausdrückliche Erlaubniß des römischen Stuhles gegen Priester prozediren, die Strafe des Bannes an; aber bei den deutschen Richtern sind solche Bannblitze stumpf. Dazu tragen die Inquisitoren Sorge, daß auch die frömmsten, dem römischen Stuhle ergebenen Fürsten dieß nicht merken und demgemäß auch den Prozessen nicht Maß und Zügel anlegen.

Wenn dann Gaja also kahl geschoren und vom Büttel untersucht ist: so wird sie gemartert, die Wahrheit zu sagen. Das bedeutet: sich einfach als schuldig zu bekennen. Was sie sonst auch sagen mag, es ist nicht die Wahrheit und kann es nicht sein.

Diese Marter ist die der ersten Stufe, die leichtere. Dies ist so zu verstehen. Die Marter an sich ist schwer genug; doch nennt man sie leicht in Rücksicht auf die anderen, die folgenden. Wenn die Angeschuldigte nach der Marter der ersten Stufe bekennt: so heißt es, und wird öffentlich gesagt, daß sie ohne Folter bekannt habe. Welcher Fürst oder andere Mensch aber, der das hört, sollte nicht sofort ganz überzeugt sein, daß Jemand, der aus freien Stücken ohne Marter sich schuldig bekennt, auch wirklich schuldig sein müsse?

Demgemäß wird Gaja nach solchem Bekenntnisse ohne irgend ein Gewissensbedenken den Flammen überwiesen. Sie müßte freilich eben so sicher auch sterben, wenn sie nicht bekannt hätte. Denn, wenn einmal mit der Tortur ein Anfang gemacht ist, so ist der Würfel geworfen. Das Loos hat entschieden. Die Angeklagte kann nicht mehr entrinnen: sie muß sterben.

Mag sie also gestehen oder nicht: das, was ferner geschieht, bleibt im Wesentlichen dasselbe. Wenn sie gesteht, so wird sie getödtet. Jeglicher Widerruf ist umsonst. Wenn sie nicht gesteht, so wird die Folter wiederholt, zweimal, dreimal, viermal. Hier ist Alles erlaubt, was dem Richter beliebt *). Denn weder die Zeitdauer, noch die Heftigkeit, noch die Wiederholung

*) Wie oft kann man bei der Angeklagten die Tortur anwenden? fragt Pegna (Flores comm.). Antwort: Zwei- oder dreimal. — Rategno sagt: „Wenn nun der Angeklagte leugnet, nachdem er auf der Folter bekannt hat? Da antworte ich: der Angeklagte muß bei diesem Bekenntniß bleiben, wenn nicht, so wird die Folter bis zum drittenmale wiederholt.“ Delrio erwähnt eines westphälischen Edelmannes, welcher, vicies sævæ quæstioni subditus, nicht bekannte; da gab ihm der Henker ein berauschendes Getränk, und er gab nach.

der Folter wird bei einem Verbrechen dieser Art in Rechnung gebracht. Der Richter glaubt nicht etwas zu verüben, worüber ihm sein Gewissen Vorwürfe machen könnte.

Wenn dann Gaja unter den Schmerzen der Tortur die Augen vor Schmerz entweder rollt, oder fest heftet, so ist das eine wie das andere ein Indicium. Wenn sie die Augen rollt, so heißt es, warum anders thut sie das, als weil sie ihren Buhlen sucht? Wenn sie dagegen irgend wohin den festen Blick richtet, so ruft man: seht da, sie hat ihn gefunden, sie erkennt ihn. Wenn sie aber nach wiederholter Folter noch immer schweigt, wenn man ihrem Gesichte ansieht, daß sie die Schmerzen zu verbeißen sucht, wenn eine Ohnmacht sie überwältigt: so ruft man aus, daß sie während der Marter lache und schlafe, daß sie dem Zaubermittel des Schweigens vertraue, daß sie um so viel strafbarer sei, daß man sie dennoch nicht anders als lebendig verbrennen könne.

Und das nennen dann die Beichtväter, wenn sie auch sonst fromme Männer sind: Gaja sei halsstarrig und reuelos gestorben. Sie habe sich nicht bekehrt, sie habe ihren Buhlen, den Teufel, nicht verlassen, sie habe ihm Treue bewahren wollen.

Es ist die Aufgabe eines geschickten Henkers, in der Anwendung seiner Mittel bis an das äußerste Maß dessen zu gehen, was menschliche Sehnen und Gelenke aushalten können, ohne zu zersprengen und zu zerbrechen. Doch auch dem gewandtesten und erfahrensten Meister schlägt es wohl einmal fehl. Wenn es dann je zuweilen geschieht, daß eine Angeklagte unter der Marter stirbt: so heißt es, daß der Teufel ihr den Hals umgedreht habe. Dann wird nach Gebühr freilich, wie man es nennt, die Leiche der Gaja vom Henker hinausgeschleppt und unter dem Galgen verscharrt.

Wenn aber Gaja unter der Marter nicht stirbt, wenn ferner das Gewissensbedenken des Richters so groß ist, daß er ohne neue Indicien die Angeklagte weder abermals martern, noch auch, da sie nicht bekannt hat, dem Feuertode überweisen will: so wird sie im Gefängnisse zurückbehalten, und mit stärkeren Fesseln angethan. Also überläßt man sie bis zu einem vollen Jahre in der Einöde des Kerkers den Wirkungen ihres Zustandes an Leib und Seele.

Während der Zeit dieser Haft werden je dann und wann, wie auch schon vorher, zu der Angeschuldigten unerfahrene, un-

gestüme Geistliche hineingeschickt, die an Unverschämtheit selbst die Henker überbieten. Die Aufgabe derselben ist, die Unglückselige auf alle Weise hin und her zu zerren, bis sie endlich sich für schuldig bekennt. Wenn sie das nicht thut, sagt man ihr, könne sie nicht selig werden und die Sakramente nicht empfangen. Es wird ausdrückliche und genaue Sorgfalt getragen, daß nicht ruhige und einsichtige Geistliche, welche mit der Kenntniß des menschlichen Herzens ein entschlossenes Auftreten verbinden, zu der Angeklagten gelassen werden. Mit gleicher Klugheit wird jeder abgewehrt, der etwa dieselbe vertheidigen oder die Obrigkeiten belehren könnte. Daher kommt es, daß eine besondere Gesellschaft von Männern, denen die Fürsten nicht bloß die Jugend der Länder des Erdkreises, sondern selbst das eigene Gewissen anvertrauen, daß diese besondere Gesellschaft von den Richtern den Angeklagten fern gehalten wird*). Wenn die Angeklagten auch noch so sehr derselben begehren: der Zutritt wird diesen nicht vergönnt. Ja der Haß ist so groß, daß noch neulich von solchen Richtern an den Tafeln vornehmer Herren Reden des Inhalts geführt sind: jene Gesellschaft müsse als störend für die Gerechtigkeit aus dem Vaterlande hinweggewiesen werden.

Während nun Gaja im Kerker festgehalten und von denjenigen moralisch gequält wird, von welchen dies am allerwenigsten geschehen sollte: fehlt es den scharfsichtigen Richtern nicht an Gelegenheit, gegen Gaja neue Indicien aufzufinden, und mit Hülfe derselben die Angeklagte, wenn es vor Gott erlaubt ist, dies zu sagen, so in's Gesicht hinein zu überführen, daß sie nach dem Gutachten sehr gelehrter akademischer Doktoren lebendig verbrannt werden kann.

Einige jedoch befehlen zum Ueberflusse, daß Gaja exorcisirt und an einen andern Ort gebracht werde, um dort abermals die Tortur gegen sich anwenden zu lassen. Dies geschieht, wenn man der Meinung ist, daß eine solche Ortsveränderung und Teufelsaustreibung das Zaubermittel des Schweigens zunichte machen könne. Wenn auch das nicht helfen will, so schickt man sie lebendig auf den Holzstoß.

Da möchte ich doch um des allbarmherzigen Gottes willen wissen, welcher Weg, mag nun die Angeschuldigte mit oder ohne Bekenntniß sterben, welcher Weg sich hier zum Entrinnen eröffne,

---

*) Die Jesuiten.

wenn man auch noch so unschuldig ist! Unglückliche, worauf hast du gehofft? Warum hast du nicht beim ersten Schritt in den Kerker dich für schuldig bekannt? Thörichtes, unbesonnenes Weib, warum willst du vielmal sterben, wenn du mit Einem Male abkommen kannst? Folg' meinem Rathe: vor aller Pein bekenne dich für schuldig und stirb. Entrinnen kannst du ja doch nimmermehr; denn du weißt, was das Ziel des Gerechtigkeitseifers in Deutschland ist.

Und auch an euch, ihr Richter, wende ich mich mit einer andern Frage: warum doch habt ihr euch umgesehen, warum doch habt ihr gesucht nach Hexen und Zauberern? — Glaubt mir, ich will sofort euch zeigen, wo sie sind. Wohlan, nehmet den ersten besten Kapuziner, den ersten besten Jesuiten, den ersten besten Priester: schlagt ihn an die Folter und sofort wird er bekennen. Ist er dann noch halsstarrig, schützt er sich durch Zaubermittel, so fahrt fort: endlich werdet ihr ihn brechen. Wenn ihr noch mehr wollt: so nehmt die Prälaten, die Domherren, die Doktoren der Kirche. Ich versichere euch, sie werden schon bekennen. Habt ihr dann noch nicht genug, so verstattet mir, euch selber auf die Marterbank zu legen, und ihr wiederum sollt hernach ebenso mit mir thun. Was dann ihr bekannt habt, das will ich auch bekennen, und wir werden Hexen und Zauberer sein, alle mit einander, und unsern verdienten Lohn empfangen.

Doch kehren wir zu Gaja zurück. Es ist nicht bloß dies, daß sie selber nicht entrinnen kann: sie wird auch noch durch die Marter gezwungen andere anzugeben, welche sie nicht kennt, deren Namen entweder der Richter ihr in den Mund legt, oder der Henker ihr zuflüstert, oder welche sie schon vorher als übel berüchtigt und auch von Anderen angegeben kennt. Da diese wiederum Andere und die Anderen abermals Andere angeben müssen und so weiter immerfort: wer sieht da nicht ein, daß es gehen muß bis in das Unendliche? Hat der Hexenprozeß einmal begonnen, so dehnt er sich hinaus auf Jahre lang. Die Zahl derer, die zu bestrafen sind, wächst und wächst, bis ganze Dörfer veröden, und dann ist noch nichts Anderes erreicht, als daß die Protokolle voll sind und übervoll von neuen Namen von Angeschuldigten. Da kommt denn auch die Reihe an die Thoren, welche zu Anfang am lautesten schrieen, daß die Hexenbrände geschürt werden müßten. Und ferner geht es weiter an die An-

gehörigen der Richter und an sie selbst, und wenn nur die Tortur angewendet wird, so werden sie sich schon als schuldig erweisen. Dann freilich sind die Richter mit ihrem Witze zu Ende und müssen über ihre eigene Kunst das Verdammungsurtheil sprechen. Es wird ihnen klar, daß kein Ende des Verbrennens sein kann, bis die ganze Landschaft entvölkert ist. Darum ist noch niemals ein Fürst und eine Obrigkeit gefunden, die nicht zuletzt in die Nothwendigkeit gekommen wären, das Verfahren abzubrechen.*)

Ich ziehe daraus den Schluß: wenn die Hexenprozesse beständig und fest im Gange bleiben, so kann Niemand, welches Geschlechtes, welcher Glücksumstände er auch sei, welche Stellung er immer habe, welche Würden er trage: Niemand kann sicher sein, sobald er nur einen Feind und Verleumder hat, der die Beschuldigung der Hexerei auf ihn werfe. Wohin ich mich auch wende, der Zustand dieser Zeit ist der trostloseste, den es geben kann. Ich habe es gesagt und wiederhole es: dieses Verderben der Zauberei, wie und was es auch sein mag, kann durch Hexenbrände nicht vernichtet werden.**) Es könnte vielleicht

*) Dem Einwande, daß mittelst eines solchen Verfahrens jeder Unschuldige zum Schuldigen gemacht werden könne, wurde der Schluß entgegengestellt: da Gott durch die Errettung der drei Männer im feurigen Ofen gezeigt habe, daß er Unschuldige im Feuer nicht verbrennen lasse, so seien die, welche die Flamme verzehre, nicht für unschuldig zu achten. Und doch hätte auch jenes Wunder einen Verurtheilten nicht zu retten vermocht, weil sein Ausdauern im Feuer aus dem Beistande des Teufels erklärt worden sein und ihm nur eine andere Todesart zugezogen haben würde. Einmal wurde ein vornehmer Geistlicher, welcher an der Tafel seines Fürsten die Rechtsgültigkeit der auf der Folter erpreßten Angaben verfocht, von dem Fürsten durch die Erklärung überrascht, daß sein eigener Name auf dem so eben eingegangenen Verzeichnisse der zuletzt angegebenen Mitschuldigen stehe. Da ließ er den Kopf sinken und schwieg. In der Regel jedoch nahmen die Fürsten dieser Sache sich nicht an, sondern überließen dieselbe ihren Räthen und dazu bestellten Beamten; diese aber machten es sich zum angelegentlichen Geschäft, ihre Gebieter in der vorgefaßten Meinung von der Gefährlichkeit des Hexenunwesens und von der Nothwendigkeit strenger Maßregeln zur Unterdrückung desselben zu bestärken.

) Spee bestritt nicht geradezu die Möglichkeit der Zauberei, aber er zeigte, daß er nicht daran glaubte: **De tripudiis seu conventibus an unquam corporaliter fiant non parum dubitari potest: et utinam quis excutiat accuratius!

geschehen durch ein anderes Mittel. Aber wer wird dies wissen wollen, wer darnach fragen? — Und doch erbiete ich mich: wo mir ein Fürst oder eine Obrigkeit Schutz zusichert, da will ich Alles offenbaren, was ich weiß.

Mehr zu sagen übermannt mich der Schmerz. Ich kann weder meine Arbeit genau in's Einzelne vollenden, noch sie, was vielleicht nützlich wäre, in's Deutsche übertragen. Ich richte nur noch einmal meine Bitte an alle gelehrte, fromme, kluge, mäßige und besonnene Männer, ich beschwöre sie bei dem Richterstuhle des allmächtigen Richters, daß sie über das, was ich hier geschrieben, nicht allzu leicht hinweg eilen, sondern es erwägen mögen. Alle Obrigkeiten und Fürsten, welche nicht auf diesen Zustand der Dinge ihre Aufmerksamkeit richten, schweben in großer Gefahr ihres ewigen Heiles. Möge sich keiner verwundern, daß ich scharf und nachdrücklich mahne; denn es will mir nicht geziemen unter denen zu sein, welche der Prophet stumme Hunde nennt, die nicht bellen können. Mögen sie denn Alle aufmerken für sich und für die ganze Schaar, welche einst der allmächtige Gott fordern wird von ihrer Hand! —

Spee selbst scheint nur geringe Erwartungen vom Erfolge seines Buches gehegt zu haben. Er widmete dasselbe mit bitterer Ironie denen, die es nicht lesen werden, nämlich den Obrigkeiten von Deutschland. Dennoch ist das Buch im Jahre seines Erscheinens, 1631, also mitten im dreißigjährigen Kriege, wahrscheinlich zweimal gedruckt. Im folgenden Jahre war schon kein Exemplar mehr käuflich und ein Frankfurter Buchhändler veranstaltete eine neue Ausgabe, weil, wie er sagt, vom Reichskammergericht und vom kaiserlichen Hofe die Aufforderung dazu an ihn ergangen sei. Dieser Buchhändler behauptet, daß sofort nach dem Erscheinen des Buches einige Fürsten und Obrigkeiten in ihren Territorien die Einstellung des Hexenprozesses geboten hätten. In Wahrheit kann es ja nicht anders sein: das Buch kann nicht ohne Wirkung geblieben sein. Aber die vielen Fürsten und Obrigkeiten in den deutschen Reichsländern hielten zu zähe an ihrem hochnothpeinlichen Recht, nach eigenem Ermessen foltern und verbrennen zu lassen. Spee hatte als ein Mittel der Abhülfe vorgeschlagen, daß die Gleichgesinnten sich an den Kaiser wenden möchten. Indeß, hätte auch der Kaiser hiezu den Willen besessen, es würde ihm entweder die Berechtigung gefehlt haben, in den Gebieten der Reichsfürsten einen solchen

Befehl zu erlassen, oder die Macht, ihn zur Ausführung zu bringen.

Der edle und muthige Spee, der fromme Priester und Dichter, brach in die salomonische Klage aus: „Ich wandte mich und sahe Unrecht leiden unter der Sonnen, und Thränen derer, die keinen Tröster hatten, und Uebermacht derer, welche Unrecht thaten. Da pries ich die Todten mehr denn die Lebenden, und hielt den, der noch nicht ist, für glücklicher denn beide, daß er des Bösen nicht inne wird, das unter der Sonne geschieht."

So erlebte er denn auch nicht die volle Entfaltung des Saamenkorns, das er mit seinem Herzblute gepflanzt, wohl aber, daß eine Menge Gegner, insbesondere unter den Protestanten, wider sein Buch sich erhoben.*) Wie sollte es auch anders sein, da dieser Vertheidiger der Vernunft und Menschlichkeit, wie sein Vorgänger Tanner, dem Orden der Jesuiten angehörte! — Unter den erst nach seinem Tode geführten Prozessen können außer den überaus zahlreichen in England und Schottland, namentlich unter König Jakob, diesem grausamen Pedanten — als die scheußlichsten diejenigen zu Lindheim in der Wetterau zwischen 1650 und 1660, und im Fürstenthum Neiße nebst dem benachbarten mährischen Gebirgslande betrachtet werden.

Das pariser Parlament verurtheilte im Jahre 1617 die Marschallin d'Ancre als Hexe, unter welchem Prozeß sich jedoch eine politische Rache verbarg. Im Jahre 1634 ward Urbain Grandier, Pfarrer von Loudun, der Zauberei durch die Ursulinerinnen des Ortes angeklagt, und auf die Aussagen von Asmodeus, Astaroth, Cedo und anderen Teufeln, welche die Schwestern besessen hatten, wurde er lebendig verbrannt. Die Doktoren der Sorbonne erklärten indeß, dem Teufel dürfe nicht geglaubt werden, weil er ein Lügner sei. Aber das eigentliche Verbrechen des Pfarrers war, gegen Richelieu geschrieben zu haben. Auch das Parlament der Normandie verdammte eine Hexe zum Tode, allein Ludwig XIV hob diese Strafe auf. Als darob Klagen laut wurden, erließ der König im Jahre 1682 ein Edikt, worin als eine Vermessenheit bezeichnet wurde, zu

*) Spee starb schon im Jahre 1635 im 45sten Jahre zu Trier an einem Lazarethfieber, das er sich in Ausübung seines priesterlichen Berufes zugezogen hatte.

behaupten, es sei ein Mensch mit übernatürlichen Kräften ausgestattet. So mächtig war also noch der Wahn, daß selbst dieser unumschränkte Monarch die Sache der Vernunft nur mit Vorsicht vertreten konnte!

Am wenigsten sah sich die lutherische Orthodoxie veranlaßt, gegen den Hexenwahn aufzutreten, weil nicht blos ihre Weltanschauung dem Teufel, seiner Gewalt und seinen Verführungskünsten über die Seele des Menschen — Lehren, in welche Luther sich so tief eingelebt hatte — ein so weites Feld offen hielt, sondern auch der große Katechismus selbst die Verbrechen erwähnt, über welche die Angeklagten nach Anleitung des Hexenhammers peinlich befragt wurden. Es ist darum auch kein orthodoxer Lutheraner jener Zeiten zu bezeichnen, der gegen den Hexenprozeß aufgetreten wäre. Sogar der ehrliche Phil. Jak. Spener mahnte, mit Ernst das Laster der Zauberei zu bestrafen. Während daher die furchtbare Folgerung, daß Bündnisse mit dem Teufel geschlossen werden könnten, und als todeswürdige Verbrechen mit dem Feuer bestraft werden müßten, sich aus den Bekenntnißschriften der Lutheraner ergab, hatten die katholischen und reformirten Theologen den allerdings negativen, aber doch sehr großen Vortheil, daß ihre Bekenntnißschriften sie nicht abhalten konnten, jene Anschauungen fallen zu lassen, daß sie dies vermochten, ohne mit der kirchlichen Lehre in Widerspruch zu gerathen. Nach der katholischen Lehre gehört allerdings das Verbrechen eines Bundes mit dem Teufel (pactum cum dæmone) zu den päpstlichen Reservaten. Aber die Annahme der Möglichkeit zwingt nicht zum Glauben an die Wirklichkeit, sondern ließ der Bekämpfung derselben freien Spielraum. Damit soll indeß nur gesagt sein, daß es den Katholiken und Reformirten leichter war, sich von dem unseligen Irrthum loszuringen, als den Lutherischen, denn auch unter ihnen, obgleich wenigstens die deutschen Katholiken sich noch am ehesten frei machten von dem Wahne, war der Vernunft der Sieg nicht leicht gemacht. Leibnitz, der Universalgelehrte von europäischem Rufe, erneuerte zwar in seinem philosophischen Hauptwerke, der Theodicee, das Andenken Spee's; er hatte jedoch bei seinen, nach den Höhen und Fernen gerichteten Forschungen und Entwürfen keine Zeit, sich um die nahe liegenden Nachtheile der Kultur zu bekümmern, und ließ wenigstens seinen mächtigen Einfluß als Staatsmann und Denker unbenutzt gegen die trauri-

gen Erzeugnisse derselben. Ebenso wenig thaten die anderen Größen der spekulativen Philosophie des 17. Jahrhunderts, Descartes und Spinoza, etwas zur Vernichtung des Bannes, unter dessen Joch die Menschheit noch seufzte, obgleich sie in geistiger Bildung schon weit vorgeschritten war. Das verständige Denken, von den schöpferischen und bahnbrechenden Geistern abgewiesen, suchte sich aber andere Vertreter.

Im Jahre 1700 ließ Balthasar Bekker, ein Prediger zu Amsterdam, ein Buch: die bezauberte Welt, drucken, welches schon durch seinen Titel den Zauberglauben als eine große, der Welt beigebrachte Bezauberung oder Bethörung bezeichnete, und durch seinen Inhalt darzuthun bezweckte, daß dieser Glaube, wie er mit der Vernunft im entschiedensten Widerspruche stehe, eben so wenig mit der heil. Schrift sich vereinbaren lasse, weil dieselbe lehre, daß der Teufel, anstatt nach der Meinung der Theologen die Herrschaft über die Welt zu besitzen, in der Hölle liege mit Ketten der Finsterniß ewig gebunden, und daher nicht auf der Erde gegenwärtig sein könne. Was von der fortdauernden Wirksamkeit böser Geister in der heil. Schrift stehe, sei nicht buchstäblich, sondern bildlich zu nehmen, und theils auf böse Menschen, theils auf sündhafte Gedanken und Neigungen, theils auf Krankheiten, wie bei den Besessenen, zu beziehen. Zuletzt wurde die Unzuverlässigkeit aller Erzählungen von Hexereien und Gespenstern durch mehrere schlagende Beispiele von Irrthum und Täuschung dargethan, um die aus angeblichen Erfahrungen entnommenen Beweise für die Wirksamkeit des Teufels zu entkräften. Das in einer leichtfaßlichen Sprache geschriebene Werk, welches auch durch die zur Widerlegung eingeflochtenen Zauber- und Geistergeschichten eine angenehme Unterhaltung gewährte, machte ein unglaubliches Aufsehen und wurde in die meisten europäischen Sprachen übersetzt. Zum erstenmal vernahm die christliche Welt — was sie freilich von Spee weit früher hätte hören können, wäre dessen Stimme im Geräusche des Krieges nicht überhört worden und wäre sie nicht die Stimme eines Jesuiten gewesen — eine durchgeführte verständige Kritik einer biblischen Lehre, an welche die Juristen ebenso furchtbare Folgen für die diesseitige, als die Theologen für die jenseitige Welt geknüpft hatten. Aber allerdings wurde dem protestantischen Lehrgebäude dadurch einer seiner bedeutendsten Stützpunkte entzogen. Die Behauptung, daß keine Autorität der heiligen Schriftsteller für

die unter dem Christenthume noch fortdauernde Herrschaft des Teufels zeuge, stand überdieß mit den deutlichsten Aeußerungen des Apostels Paulus in ersichtlichem Widerspruche, und drohte der ganzen Lehre vom Wortsinne der Schrift, auf die im Protestantismus so großes Gewicht gelegt wird, einen höchst gefährlichen Durchbruch. Wenn daher schon Leibnitz, obwohl er es billigte, daß der Teufel sein zeitheriges Ansehen, welches ihn Gott beinahe gleichgestellt habe, verlöre, die Folgerungen Bekkers zu weitgreifend fand*), so hob die Geistlichkeit in Holland eine förmliche Anklage wider den Leugner des Teufels, sprach in Synoden das Verdammungsurtheil über das Buch und erklärte den Verfasser, als er den ihm auferlegten Widerruf nicht leisten wollte, seines Amtes verlustig, ja das Konsistorium zu Amsterdam schloß ihn von der Kirchengemeinschaft aus, wogegen der Magistrat dieser Hauptstadt sich ihm günstig erwies, seine Stelle nicht wieder besetzte, und ihm bis an seinen Tod (1698) deren Einkünfte ließ **).

In Deutschland war es Christian Thomasius (geb. zu Leipzig 1655, † 1728, als Vorstand der auf seine Veranlassung gegründeten Universität Halle), der die Aufmerksamkeit auf das Buch des Holländers lenkte. Ihm kommt ferner das große Verdienst des Strebens zu, die deutsche Wissenschaftlichkeit aus der gelehrten Zunftbeschränkung, in welcher sie auf den deutschen Hochschulen gefangen lag, in's freie Leben des Volks zurückgeleitet, zuerst gelehrte Gegenstände in der Muttersprache behandelt zu haben; zugleich hat er aber auch die seichte Aufklärerei in Deutschland eingeführt. — Obgleich nun er sich nicht wenig auf seinen Kampf gegen Vorurtheile aller Art zu Gute that, hielt er doch so wenig den Glauben an Zauberei für ein solches, daß, als im Jahre 1694 ein Hexenprozeß an die hallische Juristenfakultät zur Entscheidung geschickt und ihm das Referat darüber zugetheilt wurde, er ganz nach den Vorschriften von Carpzow zu Werke ging, nach welchen so viele Tausende von Hexen auf den Scheiterhaufen gebracht worden waren, und beantragte, daß die Angeklagte mit der Folter zu belegen sei. Zufällig waren aber einige andere Fakultätsmitglieder der Meinung, daß die von einer inzwischen verbrannten Hexe herrüh-

*) Opera I, pag. 244.
**) K. A. Menzel, Bd. IX.

rende Inzicht auf die Angeschuldigte zur Begründung des Antrags nicht hinreiche, und setzten auch an der Gültigkeit der anderen Zeugen manches aus, so daß jener Antrag nicht durchging. Nun erst fand sich Thomasius bewogen, tiefer in dieses ganze Gebiet einzudringen, und anstatt, wie viele Andere an seiner Stelle gethan haben würden, nun seine Meinung um so hitziger zu vertheidigen, gelangte er durch das Studium der dahin einschlagenden Bücher von Dale, Spee*), Gabriel Naudé und Bekker zu einer seinen früheren Ansichten gerade entgegengesetzten Ueberzeugung. In Folge dessen ließ er im Jahre 1701 unter seinem Vorsitze eine lateinische Abhandlung vom Verbrechen der Zauberei vertheidigen und dieselbe im folgenden Jahre unter dem Titel: Kurze Lehrsätze vom Laster der Zauberei, verdeutscht drucken, was später mit Erläuterungen und Zusätzen wiederholt geschehen ist*). Er pflichtete darin zwar nicht allen Ansichten Bekkers bei, erklärte sich vielmehr für das Dasein des Teufels, und bestritt nur die über dessen Wirksamkeit angenommene Vorstellung, besonders die eines zwischen dem Teufel und einem Menschen zu errichtenden Bündnisses, da derjenige, der ein solches würde schließen wollen, jenem schon gehöre. Obgleich er sogar bald darauf etwas einlenkte und zugab,

---

*) Daß Katholiken, zumal Jesuiten, schon im 17. Jahrhundert den Glauben an Zauber- und Hexenwesen bestritten haben könnten, hielten aufgeklärte Protestanten für unmöglich. So versichert auch Thomasius, die von ihm mit großem Lob angeführte Cautio criminalis, deren Verfasser ihm übrigens unbekannt, könne nicht das Werk eines katholischen Schriftstellers sein, vielmehr habe ohne Zweifel ein protestantischer Rechtsgelehrter sich nur für einen Katholiken ausgegeben, um die Protestanten zu bestimmen, sich desto williger den Nebel von den Augen zu wischen, wenn sie sähen, daß mitten aus dem Papstthum Jemand aufgestanden sei, um der durch die päpstliche Geistlichkeit verunstalteten Rechtsgelehrsamkeit ihr natürliches Ansehen wieder zu verschaffen! — Ja, so lange bei den Protestanten die Wahrheit des Hexenwesens als Glaubensartikel galt, wurde von ihnen den Jesuiten eine besondere Betheiligung an Teufelskünsten zur Last gelegt. Im Jahre 1601 nahm ein Prediger Waldschmitt zu Frankfurt a. M. den Schutz des sächsischen Oberhofpredigers Weller gegen die Jesuiten in Anspruch, die eine Injurienklage beim Reichshofrath wider ihn erhoben hatten, weil er in einer nachher gedruckten Predigt gesagt hatte, daß durch sie die Kinder zum Zauberwesen verleitet würden. Unschuldige Nachrichten a. a. 1711.

daß Zauberer und Hexen den Menschen auf verborgene Weise Schaden zufügen, auch Kristallseher und Beschwörer allerlei wunderliche Dinge verrichten könnten, brachen doch die Wächter des lutherischen Zions in Dresden in ein lautes Wuth- und Wehegeschrei aus. Das holländische Samaria, klagten sie, müsse fromm genannt werden gegen das evangelische deutsche Jerusalem, die lichtscheuen Kinder der Finsterniß in Deutschland seien ärger als die in Holland *). Der Anruf an den Arm der weltlichen Obrigkeit blieb übrigens jetzt ohne Erfolg, und Thomasius wirkte unbehindert fort, die Grundvesten des Wahnes zu unterhöhlen. Doch hatten auch seine Worte nicht unmittelbare praktische Folgen. Das allmälige Absterben des Hexenwahnes dauerte noch Jahrzehnte hindurch. Im Jahre 1739 wurden zu Szegedin in Ungarn 13 Personen verbrannt. Im Jahre 1749 ward die Subpriorin des Klosters Unterzell bei Würzburg nach vorgängiger Enthauptung als Hexe verbrannt. Sie war in der That nicht völlig unschuldig, da sie durch Bereitung sinnbetäubender Getränke viel Unheil angerichtet hatte. Aber ob der grausamen Strafe ging ein Schrei des Entsetzens durch Deutschland. Die Geschichte weiß fortan nur noch von Einer Hexenhinrichtung, und zwar in der reformirten Schweiz. Ein achtjähriges Kind zu Glarus gab im Jahre 1782, wie man sagt, Stecknadeln und eiserne Nägel von sich. Es behauptete, daß es von der Magd behext sei. Das Gutachten der Sachverständigen ging dahin, daß der Teufel seine Hand dabei im Spiele habe. Demgemäß ward die Angeklagte gefoltert, schuldig befunden und durch das Schwert hingerichtet.

Kriegswesen.

Für das Kriegswesen dieser Zeit, zu dessen Schilderung es nur einer Vergleichung des kaiserlichen und schwedischen Heeres aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges bedarf, war Gustav Adolf der schöpferische Geist. Er füllt die Lücke zwischen der Blüthezeit römischer Kriegskunst und dem 17. Jahrhundert aus und schließt sich, der Erste unter den Neuerern, an Julius

*) Als Organ dieser starren Orthodoxie entstand die Zeitschrift: „Unschuldige Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen.“ (Der erste Jahrgang 1700 führte den Titel: Altes und Neues aus dem Schatze der theologischen Wissenschaften.) Diese Zeitschrift kämpfte noch lange beharrlich gegen den einreißenden Unglauben an das Hexenwesen.

Cäsar an. — Als er in Deutschland einrückte, bestand die kaiserliche Reiterei aus Küraſſiren, Schützen zu Pferde oder Karabiniren, Dragonern und Kroaten. Die Küraſſire, als schwere Reiter, waren noch vollständig gepanzert, führten ein langes und breites Schwert und zwei lange Piſtolen. Die Karabinire, im Halbküraß und eisernem Helm, führten eine Büchse, zwei Piſtolen und einen Degen. Die Dragoner sollten zu Pferde wie zu Fuß fechten und bildeten eigentlich ein leichtes Fußvolk, das vor dem Feind von den Pferden stieg. Sie führten Muskete und Schwert. Die Kroaten hatten den Karabiner und ein Hackmesser an der Seite. Alle Feuergewehre der Reiterei hatten deutsche Radschlösser. Beim Angriff auf Reiterei rückte das erste Glied bis auf Piſtolenschußweite an den Feind und gab sein Feuer ab. Hatte dies gewirkt, so brachen die Reiter ein; hielt der Feind Stand, so schwenkte das vorderste Glied, nachdem es abgeschossen, zu beiden Seiten ab und galloppirte, um dem zweiten Glied Raum zu geben, hinter die Fronte, um von Neuem zu laden. Dieser langsame Kampf mit dem Feuergewehr dauerte geraume Zeit, ehe man zur blanken Waffe griff. — Das kaiserliche Fußvolk bestand aus zwei an Zahl gleichen Waffengattungen: Musketieren und Pikenierern. Letztere, ein Ueberbleibsel des Mittelalters, waren wie die Küraſſire vollständig gepanzert und führten eine 15 bis 18 Fuß lange Lanze oder Pike, sowie ein zum Stoß wie zum Hiebe geeignetes Schwert. Bei einem Angriffe der Reiterei setzten sie den linken Fuß vor, hielten die Lanze mit dem linken Arm, stemmten deren Ende gegen den zurückgeschobenen rechten Fuß, in der rechten Hand hatten sie das gezogene Schwert. Die Musketiere, die zum Schutz nur die eiserne Pikelhaube hatten, führten den Degen und eine lange schwere Muskete, welche beim Abfeuern auf einen Gabelstock gestützt und mit der Lunte abgebrannt wurde. Der Mann trug über die Schulter ein Bandelier, auf welchem an Schnüren eilf hölzerne oder blecherne, mit Leder überzogene, vorn mit einem Deckel versehene Käpselchen hiengen. Zehn derselben enthielten eine Ladung, im letzten befand sich das Pulver für die Zündpfanne. Am untersten Theile des Bandeliers war noch das Pulverhorn und ein Beutel voll Kugeln befestigt, damit der Musketier die Kapseln, wenn der Inhalt verschossen war, von Neuem füllen konnte. Beim Gefechte schüttete er die Ladung aus der Kapsel in das Feuerrohr, preßte die Kugel mit dem Ladstock darauf,

brachte Pulver auf die Zündpfanne und zündete es dann mit der brennenden Lunte, die er aus der linken Hand herübernahm, an. Wie wenig sicher das Feuer war, ergibt sich aus dieser mühseligen Art des Ladens und Schießens.

Diesen alten Systemen gegenüber richtete Gustav Adolf sein Augenmerk vorzugsweise darauf, durch Einfachheit und Schnelligkeit zu ersetzen, was ihm an Masse abging. Um seine Reiterei beweglicher zu machen, brauchte er nun Kürassire und Dragoner, diese noch mehr als die Kaiserlichen, auch zu Fuß, ließ jenen nur den Halbküraß und leichten Helm, bewaffnete sie mit zwei Radpistolen, einem leichten Karabiner, gleichfalls mit Radschloß, und einem langen Degen. Die Dragoner, ohne alle Schutzwaffe, führten nur die Luntenflinte, kurze Säbel und ein Beil zum Fällen von Bäumen oder Umhauen von Pallisaden. Beim Angriff auf Reiterei ward nahe beim Feind gefeuert und alsbald zur blanken Waffe gegriffen. Beim Fußvolk vermehrte er die Musketiere bis auf zwei Dritttheile des ganzen Bestandes; den Rest bildeten die Pikenierer, die aber statt der Lanze eine 11 Fuß lange Partisane mit scharfer Stahlspitze führten; allen nahm er den Harnisch. Das Gewehr seiner Musketiere war viel leichter als das kaiserliche; sie brauchten weder Gabelstock noch Bandelier, sondern führten eine lederne Patrontasche für die Patronen aus starkem Papier. Einige Regimenter hatten das Radschloß statt der Lunte.

In der Regel bestand ein kaiserliches Reiterregiment aus fünf Schwadronen zu 100 bis 150 Mann, befehligt von einem Obersten oder auch Generale, mit einem Oberstlieutenant als Stellvertreter, drei Offizieren — Rittmeister, Lieutenant, Kornet, als Standartenträger — und vier Unteroffizieren — Wachtmeister, Quartiermeister, zwei Korporale — für die Schwadron. Die Sollstärke des Fußregiments war 300 Mann für jede der 10 Kompagnien oder Fahnen, in Wirklichkeit hatte es aber selten mehr als 1500 bis 2000 Mann. Die Oberoffiziere waren ein General oder Oberst, ein Oberstlieutenant, ein Oberstwachtmeister, dann für jede Kompagnie ein Hauptmann, ein Lieutenant, ein Fähndrich. Hiezu kommen als Unteroffiziere ein Feldwebel, ein Quartiermeister, ein Führer, ein Rostmeister, der die Aufsicht über die Gewehre führte, und eine unbestimmte Anzahl von Korporalen, Rottmeistern und Gefreiten. Jedes Regiment hatte seinen Feldprediger, seinen Generalgewaltigen mit den Profoßen,

seinen Schreiber, jede Kompagnie ihren Kaplan, Feldscheerer, zwei Trommler und zwei Pfeifer.

Die schwedischen Regimenter waren schwächer. Eine Schwadron bestand in der Regel aus zwei Zügen zu 33 Reitern. Die Zahl der Schwadronen schwankte zwischen 4, was übrigens die Regel war, und 12. Die Schwadron hatte einen Rittmeister, Lieutenant, Kornet, Wachtmeister, mehrere Korporale, zwei Trompeter. Den Regimentsstab bildeten Oberst, Oberstlieutenant, Oberstwachtmeister, Quartiermeister, zwei Geistliche, vier Wundärzte, vier Profoße, ein Regimentsschreiber, ein Gerichtsschreiber, zwei Gerichtsbüttel, ein Henker. Die Kompagnie des Fußvolks zählte den Hauptmann, Lieutenant, Fähndrich, 18 Rottenmeister, 6 Feldweibel oder Korporale — von denen der sechste, der Führer hieß, die Fahne, welche der Fähndrich im Gefecht trug, auf dem Marsche zu tragen und die Aufsicht über die Kranken zu führen hatte —, 120 Mann, drei Trommler. Wie die Zahl der Schwadronen, wechselte auch die der Kompagnien sehr, doch bildeten gewöhnlich ihrer 8 ein Regiment, dessen Stab bei beiden Waffen der gleiche war. Der Hauptmann mußte die Abgänge ersetzen, wofür er für 10 dienstthuende Soldaten den Sold von 11 erhielt. Zwei Regimenter bildeten, jedoch meist etwas später, eine Brigade. Zur Verkleinerung der Regimenter trug auch bei, daß der König für gefährliche Unternehmungen Freiwillige aus ihnen herauszuziehen pflegte, welche in eine Abtheilung formirt und Kommandirte genannt wurden.

Von den Schweizern, die den Gebrauch des Fußvolkes im Mittelalter wieder eingeführt hatten, ging die Aufstellung in Vierecken auf die deutschen Landsknechte über. Sie leistete gute Dienste, bis die Artillerie auch im offenen Felde angewendet zu werden begann, dessen ungeachtet behielten die deutschen Heere sie noch lange bei. Nach der Kriegsordnung Karls V, die noch unter Maximilian II galt, wurde ein Fußregiment, das damals aus 2500 Pikenierern und 1500 Musketieren bestand, in folgender Weise aufgestellt *): man nahm die Quadratwurzel von der Zahl der Pikenierer, d. h. 50, und stellte nun die 2500 Mann 50 tief und 50 hoch im vollen Viereck auf. Von den 1500

*) Franchevillo, Hist. des dernières campagnes de Gustave Adolphe. Berlin 1772. Mit Bemerkungen eines ungenannten preußischen Offiziers.

Musketieren wurden 1036 in vier Parallelogrammen, jedes 37 Mann tief und 7 Mann hoch, zur Seite des großen Vierecks aufgestellt. Man nannte diese Nebenfiguren, die wie Trabanten den Gewalthaufen umgaben, die Aermel des Vierecks. Noch blieben 464 Musketiere übrig. 416 derselben erhielten ihren Platz in Gestalt eines doppelten Saums in zwei Gliedern rings um das Viereck der Pikenierer. Die übrigen 48 Mann wurden vor die bedrohte Fronte gestellt, so daß diese drei Glieder Musketiere tief war. Während der niederländischen Kriege ging man von dieser Stellung, weil der überhandnehmende Gebrauch des groben Geschützes täglich mehr ihre Fehlerhaftigkeit aufdeckte, wieder ab, jedoch ohne den Grundsatz, aus welchem sie hervorgegangen war, ganz zu verlassen. Das dichte Viereck wurde nun allmälig in drei Parallelogramme zerlegt, deren jedes 10 bis 16 Mann tief stand. Terzien oder Drittel nannte man dieselben, weil drei zusammen ein volles Quadrat nach alter Ordnung ausmachten. Diese Aufstellungsweise befolgte Tilly in der Schlacht bei Breitenfeld. In Brigaden von 1500 bis 1600 Mann zertheilte er daselbst sein Fußvolk. Jede dieser Brigaden wurde wiederum 10 Mann tief, also in einer Fronte von 160 Mann aufgestellt, und zwar Pikenierer und Musketiere abgesondert und durch kleine Zwischenräume von einander getrennt. Alle zehn Glieder der Pikenierer streckten ihre Lanzen vor; von den Musketieren dagegen feuerte nur das erste Glied. Dann schwenkte es, um dem zweiten Glied Raum zum Schießen zu geben, zur Hälfte rechts und links ab, marschirte um die Fronte, oder die neun hintern Glieder herum, trat wieder hinten in eine Reihe und lud von Neuem. Diese Bewegung mußte nachtheilig sein, weil ein Glied von 150 Mann nothwendig viel Zeit verliert, um hinter 1350 Mann herumzuziehen. Es ist einleuchtend, daß ein einziges Glied von 150 Mann, unter der Voraussetzung, daß es ein ununterbrochenes Feuer unterhalten könnte, so viel ausrichten müßte, als eine ganze Tilly'sche Musketierbrigade, die in 10 Gliedern von je 150 Mann eine Masse von 1500 Schützen darstellte. Die Schweden konnten nun aber, weil sie besser aufgestellt und mit besseren Gewehren versehen waren, drei- bis viermal so schnell feuern als die kaiserlichen Musketiere; von jenen konnten daher 500 so viel ausrichten als 1500 von diesen. Das gleiche Verhältniß gilt auch für die Pikenierer. Ihrer 10 hinter einander aufgestellt richteten nicht mehr aus als 6, aus

dem einfachen Grunde, weil die Lanzen der vier hintersten Glieder nicht mehr auf die Fronte hinausreichen, also auch gar nicht gebraucht werden können.

Noch fehlerhafter als Tilly's Aufstellungsweise war diejenige, welche Wallenstein in der Schlacht bei Lützen befolgte. In der Meinung, daß Tilly durch falsche taktische Anordnung die Schlacht von Breitenfeld verloren habe, kehrte er zur alten oben beschriebenen Aufstellung zurück, machte sie aber noch fehlerhafter. Aus 25 Kompagnien Fußvolk, jede von 200 Mann, zu gleichen Theilen aus Musketieren und Pikenierern bestehend, bildete er ein Viereck von folgender Einrichtung: je 100 Pikenierer, die Hälfte der Kompagnie, wurden 10 Mann tief und 10 hoch aufgestellt, und dann 25 dieser kleineren Vierecke in ein großes enggeschlossenes Quadrat zusammengezogen, dessen Breite und Tiefe 5 solcher Abtheilungen von 100 Mann jede, also im Ganzen 25, betrug. Diesen Kern umschloß er mit einem Saum von 24 ähnlichen, ebenfalls aus je 10 Mann in der Tiefe und Höhe gebildeten Vierecken von Musketieren, so daß nun ein großes, aus siebenmal sieben gleichartigen Theilen zusammengesetztes Quadrat dastand, welches 4900 dicht aneinanderstehende Soldaten umfaßte. 100 Musketiere blieben übrig; aus diesen bildete er abermals vier kleine Vierecke von fünfmal fünf Mann jedes, und stellte dieselben an die vier Ecken des großen Quadrats. Das ganze Gebilde war einem viereckigen gothischen Thurm nachgemacht, dessen Winkel durch vier kleinere Thürme vertheidigt werden. Zwei Fehler fallen dieser Aufstellung zur Last. Erstens stand schon der äußere Saum von Musketieren zu tief, denn 10 Mann konnten hintereinander nicht schießen, und den vorderen Gliedern blieb, nachdem sie abgefeuert hatten, kaum ein Raum übrig, um nach damaliger Sitte hinter die andern zurückzuweichen und wieder zu laden. Zweitens waren die in eine Rahme von 25 Centurien eingekeilten 2500 Pikenierer ganz unnütz und für das Gefecht verloren. Kein einziger von diesen konnte seine Pike gebrauchen, denn wie mochte dieselbe durch eine zehnfache Reihe von Musketieren durchgesteckt werden. Namhafte ältere und neuere Taktiker, namentlich Folard, schreiben den Verlust der Lützener Schlacht hauptsächlich auf Rechnung dieser verfehlten Quadrate. Uebrigens begingen damals alle Nationen, die Schweden ausgenommen, ähnliche oder noch größere Verstöße in der Aufstellung der Streitkräfte. Dem Genie Gu-

stav Adolfs war es vorbehalten, die wahren Grundsätze des neueren auf die Feuerwaffen gegründeten Kriegs zu lehren *).

Auch bei der Reiterei war die tiefe Stellung gebräuchlich. Tilly stellte die schweren Reiter 10, die leichten 6, Wallenstein jene 8, diese 5 Mann tief. Demungeachtet war eine solche Aufstellung nicht, wie es scheinen sollte, auf einen gewaltigen, massenhaften Choc berechnet, was die oben schon beschriebene Fechtart dieser Cavallerie zeigt.

Gustav Adolf dagegen stellte, nach dem Grundsatz, daß keine Kraft verloren gehen müsse, sein ganzes Fußvolk nur 6 Mann hoch auf. Die Pikenierer standen in der Schlachtlinie gedrängt, bei den Musketieren dagegen war zwischen jede Rotte von 4 bis 5 Mann unter einem Rottmeister ein Zwischenraum von 2 bis 3 Fuß gelassen, durch welchen sich das erste Glied zur Hälfte rechts, zur Hälfte links zurückzog, um hinter der Fronte zu laden und dem Feuer des nächsten Gliedes Platz zu machen. Der Grundsatz war demnach derselbe, wie bei den kaiserlichen Musketieren, aber die Ausführung sehr verschieden. Denn bei den Schweden wurde fast gar keine Zeit darüber verloren, weil hier nur je 2 oder 3 Mann sich durch den offen gelassenen Raum zwischen jeder Rotte von 4 bis 5 Mann hinter 5 Glieder zurückzogen, während dort 50 und mehr einen Umkreis um 9 volle Glieder machen mußten. Das zweite Grundgesetz, welches Gustav Adolf befolgte, war, daß jede Waffe die andere unterstützen müsse. Die Schlachtordnung sollte einem wohlgeordneten Körper gleichen, von dessen Gliedern jeglicher nicht nur sich selbst, sondern auch die andern gleichzeitig schützte. So stellte er kleine Abtheilungen von Musketieren neben den Schlachthaufen der Pikenierer, und mischte wieder erstere unter die Reiterei, indem zwischen den Schwadronen leere Räume zur Aufnahme von 150 bis 200 Musketieren gelassen wurden. Pike, Muskete, Säbel und die Wucht des Schlachtrosses mußten sich gegenseitig unterstützen. Endlich wurde die erste Schlachtlinie durch eine zweite gedeckt, welche jedem leidenden Theile sogleich Hülfe bringen und die Flanken, wenn sie bedroht waren, vertheidigen konnte. — Der Engländer Harte hat in seinem „Leben Gustav Adolfs" die Aussagen eines vornehmen Augenzeugen aufbewahrt, der seine Bewunderung des schwedischen Heeres in folgenden

*) A. F. Gfrörer, Gustav Adolf.

Worten ausspricht: „Die Schlachtreihe Gustav Adolfs ist, wie eine wohlgebaute Festung, im Stande, den Feind überall bestens zu empfangen, auf welcher Seite derselbe den Angriff wage. Nicht nur zieht der König den größtmöglichen Vortheil aus seinem Geschütz, sondern jeder schwedische Musketier erfüllt seine Aufgabe. Letzteres ist bei der Aufstellung des kaiserlichen Fußvolkes unmöglich, denn aus großen unförmigen Vierecken können nur zwei, höchstens drei Glieder Feuer geben, die übrigen sind für nichts da. Hiezu kommt noch, daß ein solcher Menschenklumpen leicht durchbrochen und in Unordnung gebracht werden kann. Dies steht bei der schwedischen Aufstellung nie zu befürchten; denn ehe die feindliche Reiterei zum Angriff auf die schwedischen Musketiere vorrücken kann, sind diese durch die Pikenierer und auf beiden Flügeln durch Reiterei gedeckt, welche letztere gleichsam die Basteien der schwedischen Schlachtordnung bildet. Außerdem haben die Musketiere mehrere Rückhalte hinter sich, auf welche sie sich zurückziehen können. Endlich muß die feindliche Reiterei vorher die so trefflich gegliederte erste Schlachtreihe durchbrechen, bevor sie das zweite Treffen über den Haufen werfen kann. Da die Stärke jeder Schlachtordnung darin besteht, daß alle Glieder untereinander verbunden sind und sich gegenseitig unterstützen, so sehe ich nicht, wie die schwedische Ordnung umgestoßen werden könnte, es müßte denn durch einen schnellen Ueberfall geschehen, der den Truppen des Königs nicht Zeit ließe, sich aufzustellen."

Bei der Reiterei schaffte der König die großen Haufen und die sonderbare Angriffsweise durch Hin- und Zurückreiten mit dem damit verbundenen mißlichen Aufschließen der Glieder ab. Keine Reiterei griff schwadronsweise an, jede Schwadron 15 bis 16 Mann in der Fronte und 4 Mann tief. Glied schloß an Glied, Reihe an Reihe. Sobald man auf Schußweite war, setzten die Reiter ihre Thiere in Galopp, erst wenn man das Weiße im Auge des Feindes erkennen konnte, schoß das erste und zweite Glied seine Pistolen ab, warf das Pistol in den Halfter und griff zum Degen. Der erste Stoß wurde nach dem Visire der feindlichen Kürassire geführt, dann nach dem Kopfe des Pferdes gehauen; die zwei hinteren Glieder drängten nach, um mit der Wucht ihrer Rosse und unterstützt von den Säbeln der beiden ersten Reihen den Feind über den Haufen zu rennen. Das Pistol sollte, nach des Königs Ansicht, nur dazu dienen, eine Lücke

in den feindlichen Linien hervorzubringen und den Einbruch zu erleichtern, die blanke Waffe war die Hauptsache. Gelang der erste Anprall nicht, so wandten die schwedischen Reiter um, was bei der geringen Stärke der Schwadronen leicht auszuführen war, und zogen sich in die Zwischenräume zwischen den Musketieren zurück, wo sie ihre ursprüngliche Stellung hatten. Nun kam es den Musketieren zu, mit ihren Feuerröhren und mit den bisher verdeckten und hinter der Fronte aufgestellten kleinen Regimentsstücken die nachsetzenden Kürassiere des Feindes zu zerschmettern*).

Ganz besonders wichtig und eingreifend waren die Reformen Gustav Adolfs im Geschützwesen jener Zeit. Man hatte bis dahin nur lange, unbehülfliche und schwere Geschütze. Zwanzig und noch mehr Pferde mußten einen 24pfünder schleppen, weitere zwölf brauchte man, um den dazu gehörigen Vorrath von Pulver und Kugeln zu transportiren. Viele Geschütze hatten aber einen Kaliber von 36—48. Es gab große und kleine Falken, Singerinnen, Schlangen, Nothschlangen, 8½ Fuß lang, Falkaunen oder Karthaunen, 8 Fuß lang, Sperber u. s. w. Nur wenn sie in der Batterie aufgestellt waren, ruhten diese schweren Kanonen auf ihren Laffetten, bei Märschen wurden sie auf Karren nachgeführt. Wie sie einmal aufgestellt waren, so mußten sie bleiben; sie wurden daher unnütz, veränderte sich die Stellung des Heeres. Entsprechend ungeschickt war die Art der Ladung. Die Pulvertonne stand neben dem Konstabler, welcher mit einer krummen Schaufel daraus das Pulver schöpfte und in die Kanone führte, wo es sich in der ganzen Röhre verbreitete und so dem Schuß seine beste Kraft entzog. Die Kugel wurde dann aufgesetzt und mit der Lunte gezündet. Tilly führte nie mehr als 28 Kanonen, weil die schweren Geschütze einen ungeheuren Zug erforderten. Wallenstein vermehrte zur Zeit seines zweiten Oberbefehls seine Artillerie bis auf 80 Stücke. Ein Oberstzeugmeister führte das Kommando über das ganze Geschütz, unter ihm standen Artillerie-Hauptleute und Lieutenante. Eine Feldschlange, die 15 Pfund schoß, wurde bedient von zwei Büchsenmeistern und zehn Schnellern oder Kanoniren, eine Falkaune von einem Büchsenmeister und sechs Schnellern u. s. w. Der Zug, die Geschützwagen und die nöthigen Zimmerleute standen

*) Gfrörer, a. a. O.

unter der Aufsicht von Wagen- und Geschirrmeistern. Das kaiserliche grobe Geschütz hatte keine regelmäßige Bespannung, sondern requirirte die auf den Märschen nöthigen Pferde.

Im Jahre 1624 brachte ein deutscher Geschützoberst, der in schwedische Dienste getreten war, die Lehre nach Schweden, daß eine Verkleinerung der Kanonen ohne Nachtheil für ihre Wirkung möglich sei. Gustav Adolf wollte es Anfangs nicht glauben und wettete mit dem Deutschen; viele Versuche wurden angestellt; die Erfahrung rechtfertigte aber dies neue System und der König ließ nun die alten Stücke umgießen. Es war der erste Anfang einer fliegenden Artillerie*). Ein weiterer Schritt geschah durch Einführung der ledernen Kanonen, eine Erfindung des in schwedische Dienste getretenen Oesterreichers Melchior v. Wurmbrand. Sie bestanden aus kupfernen pergamentdicken Röhren, die mit eisernen Bändern und darüber mit Stricken und Leinwandstreifen so dicht umwunden wurden, bis sie die Form einer gewöhnlichen Kanone erhielten. Das Ganze wurde mit Leder überzogen, welches gefärbt, manchmal auch vergoldet war. Der Hauptwerth der neuen Waffe, welche die Schweden im preußischen, dann auch im deutschen Kriege anwandten, bestand in ihrer Leichtigkeit; sie wog kaum einen Centner und zwei Soldaten konnten ein Stück sammt der Laffette fortbringen. Diese Kanonen sind aber später wieder abgekommen, weil sie nicht so gut schossen wie die metallenen und weil sie sich zu schnell erhitzten. Dann führte der König die vom Engländer Hamilton erdachten Geschütze aus Eisen von 4 Fuß Länge und im Gewicht von 625 Pfund ausschließlich bei seinem Heere ein. Sie wurden nicht aus freier Hand geladen, sondern mit einer Patrone, welche $1\frac{1}{3}$ Pfund Pulver enthielt und an deren oberes Ende die vierpfündige Kugel durch Eisendraht befestigt war. Zwei Pferde zogen sie mit Leichtigkeit, ein Pferd genügte für den Munitionswagen. Jedes Regiment führte deren mehrere, bis zu sechs und acht. Dem Feinde unsichtbar standen sie zu Anfang des Treffen hinter den Linien der Musketiere. Wollte der Feind einbrechen, so öffneten sich die Reihen und ließen dieser fliegenden Artillerie, die sehr rasch bedient und darum bald eine furchtbare Waffe wurde, freien Spielraum. Auch die Musketiere wurden auf den Geschützdienst eingeübt,

*) Fr. Rühs, Geschichte Schwedens.

damit es nie an Kanonieren fehlen sollte. Diese Hamilton'sche Kanone ging auch in die andern Heere über, und die Franzosen führten sie als schwedische Stücke bis zum Jahre 1756. — Außer diesem leichten Geschütz hatte Gustav Adolf 24- bis 48pfünder als grobes Positionsgeschütz, die jedoch gleichfalls mit Patronen geladen wurden. Die Schweden hatten überhaupt weit mehr Artillerie als alle damaligen Heere. In der Schlacht von Breitenfeld hatten sie 100, bei der Belagerung von Frankfurt an der Oder 200, im Lager von Nürnberg 300, bei Lützen nahe an 100 Geschütze.

Es ist zu erstaunen, daß die Kaiserlichen einem durch schöpferischen Geist und kluge Einrichtungen so überlegenen Feind dennoch mit solcher Ausdauer die Spitze boten. Aber diese Soldaten Tilly's und Wallensteins standen an sittlicher Kraft den Schweden nicht nach. Der lange Krieg hatte nicht nur eine große Erfahrung, sondern auch hohes Selbstgefühl in den katholischen deutschen Heeren hervorgebracht. Diese Soldaten wußten, was es heiße, die Besieger Deutschlands und des Kaisers eherner Arm zu sein. Gewohnt, in Deutschland den Herrn zu spielen, und stolz auf die erfochtenen Triumphe, traten sie dem Feinde mit keckem Trotze entgegen. Freilich waren sie bei Breitenfeld und noch mehr bei Lützen fehlerhaft aufgestellt, freilich wütheten die schwedischen Kanonen mörderisch in ihren Reihen, aber die gelichteten Glieder schlossen, folgsam der Stimme ihrer Offiziere, sich von Neuem, die alten Banden Tilly's hielten bis zum letzten Manne Stand, und aus der Lützener Schlacht ging beinahe kein Wallenstein'scher Soldat unverwundet hervor. Diese Entschlossenheit ist am Ende die Hauptsache, und macht taktische Fehler wieder gut; denn der Muth überwindet Alles, selbst den Tod *).

Um die kaiserlichen Soldaten an die Fahne zu fesseln, erhielten sie hohes Handgeld und sehr guten Sold; was übrigens auch bei den Schweden der Fall war und sein mußte, denn die geworbenen Deutschen — die schwedischen Truppen wurden ausgehoben — dienten ja vorzugsweise nur um des Soldes und der Beute willen. Bei der kaiserlichen Reiterei bekam monatlich ein Oberster 400, der Rittmeister 125, der Lieutenant 40, der Kornet 30, jeder Kürassier 24 Gulden; dagegen hatte aber jeder Reiter

*) Gfrörer, a. a. O.

für Roß und Bewaffnung selbst zu sorgen. Die Reiter — meist zum kleinen Adel gehörend — konnten auch eines oder zwei Handpferde mit sich führen, welche ihre Troßbuben ritten. Beim Fußvolk erhielt der Musketier monatlich 6, der Pikenierer 9 Gulden. Die Ausbezahlung war zwar unregelmäßig und oft mußten die Truppen lange auf ihren Sold warten, dagegen konnten sie für jede Auszeichnung auf außerordentliche Belohnungen rechnen. Soldaten wurden mit Geldsummen und höheren Graden, Offiziere mit goldenen Ketten, mit konfiszirten Gütern, mit Vorrücken im Heere bedacht. Wallenstein belohnte und bestrafte bekanntlich gleich überschwänglich. Wie die Belohnungen waren aber auch die Strafen groß, und bestanden in Stockprügeln, Spießruthen, Galgen und Rad. Auf den Abbildungen der kaiserlichen Heere jener Zeit sieht man in deren Rücken fast stets Galgen und Rad. Für die Strenge des Dienstes ward freilich den Soldaten die größte Ungebundenheit außer demselben nachgesehen, und der Troß der fahrenden Frauen und anderen Gesindels, das den Heeren folgte, war oft ebenso zahlreich, wie diese selbst.

Ein besseres System der Mannszucht befolgte Anfangs Gustav Adolf, und seine Kriegsartikel sind auf Weckung des Ehr- und Selbstgefühls, sowie auf Religiosität vorzugsweise berechnet. Allein, wie schon bemerkt wurde, übten die schwedischen Regimenter bald nicht geringere Ausschweifungen wie die Gegner, ja in der letzten Periode des Krieges trieben es die schwedischen Truppen weit ärger als die Kaiserlichen.

Rückblick.

Mit dieser an großartigen Begebenheiten reichen Epoche haben wir uns vorzugsweise lange beschäftigt. Indessen schmeicheln wir uns keineswegs, daß es uns gelungen ist, unsern Lesern ein genügendes Bild von so vielen bedeutenden Personen und Ereignissen vorgeführt zu haben, geschweige denn ein Bild, welches die gewaltige Bewegung jenes Jahrhunderts mit vollständiger Treue abspiegelt.

Welchen Eindruck nun sollen wir von einem Zeitalter in uns aufnehmen, wo alles im Entstehen und Werden begriffen ist, nichts einen Abschluß findet; von einem Zeitalter, welches eine besondere Anziehungskraft auf uns ausübt, weil in demselben, wie wieder in der Gegenwart, Alles in Bewegung ist, und wir aus demselben Beispiele, Lehren, Tröstungen und Hoffnungen schöpfen können?

Sein Charakter sind die Entdeckungen: Colon schreibt an Isabella: die bekannte Welt ist zu klein; und allseitig scheint eine ähnliche Ueberzeugung hinsichtlich der moralischen Welt durchzudringen. In keiner andern Periode hatte sich der Kreis der auf die äußere Welt bezüglichen Ideen so erweitert, oder hatte der Mensch ein so lebhaftes Bedürfniß gefühlt, die Natur zu erforschen; in keiner andern war eine solche Menge und Mannigfaltigkeit von neuen Ideen in Bewegung gesetzt worden, als in der Zeit von Colon und Gama, von Dürer und Raphael, von Luther und Baco. Im Laufe einiger Jahre tritt eine neue Welt an's Licht, ebenso ausgedehnt als die alte; im Verlaufe von wenigen Jahren weisen Copernicus und Keppler dem Systeme des Weltalls seine Gesetze an; Rodio und Harvey entdecken die des Lebens im Blutumlaufe; Vieta und Harriot vervollkommnen die Sprache der mathematischen Analysis; Cesalpino und Geßner klassifiziren die eroberte Natur; Galilei und Stevin lehren das Gleichgewicht der Körper und die Bedeutung der Mechanik; Galilei mit seinen Instrumenten und Napier mit seinen Logarithmen setzen den Menschen in Stand, mit unfehlbarer

Genauigkeit die Bahnen der Gestirne zu messen. Wie einst in Griechenland Plato, Aristoteles und Phidias, so wirken in Italien Ficino, Michelangelo und Fallopio zusammen, die menschliche Natur unter dem dreifachen Gesichtspunkte der Intelligenz, der Kunst und der Materie zu enthüllen. Es gibt keine Bahn, auf welcher der menschliche Geist nicht seine Größe entwickelt. Wir begegnen neben dem ruhigen Erforschen des Alten dem heißen Verschlingen des Neuen, neben den Blitzen des Genie's der unermüdlichen Geduld des Gelehrten; neben der Poesie der kühlen Berechnung, und alle menschlichen Fähigkeiten finden sich in den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten vertreten. Vor der Beharrlichkeit des Einen tritt eine neue Welt aus dem Meere; ein Anderer rüttelt an den Dogmen von fünfzehnhundert Jahren; dieser erschüttert die Unbeweglichkeit des Erdkörpers; jener vergleicht dessen Bahnen mit denen anderer Gestirne; ein Dritter befreit die Wissenschaft von der Autorität und stürzt die Götzen der Schule. Es bildet sich die Diplomatie; die Kriegskunst vervollkommnet sich mit den stehenden Heeren, den Befestigungen, der Artillerie, und es bildet sich eine militärische Literatur. Endlich, damit der Flug der Phantasie nicht von den Gesetzen der kalten Vernunft gelähmt werde, ersteht die Größe eines Ariosto, Camoens, Calderon, Shakespeare; fast zu derselben Zeit blühen Künstler, deren Gleichen die Welt nicht wieder gesehen: Leonardo da Vinci, Michelangelo, Raphael, Fra Bartolomeo, Correggio, Tizian, Andrea del Sarto, Dürer, Holbein u. A.

Niemals sah man zu gleicher Zeit so große Fürsten auf den Thronen: Karl V, Leo X, Franz I, Heinrich VIII, Andrea Gritti, Andrea Doria, Soliman II, Sigismund I in Polen, Gustav Wasa in Schweden, Basil Iwanowitsch, welcher den Grund zu Rußlands künftiger Größe legte; Schach Ismael, welcher in Persien die Herrschaft der Sophis stiftete, Schach Akbar, der größte der Mongolen in Indien.

Und welcher Ausdruck, welcher Charakter prägt sich in allen Physiognomien aus! Haben wir einmal, ich meine nicht nur die Könige, sondern Männer wie Cellini, Pietro Aretino, Savonarola, Zwingli, den h. Carl Boromeo, den Herzog von Valentino, Medeghino, die Strozzi, Wilhelm von Oranien, Catarina de Medici u. s. w. kennen gelernt, so werden sie nie mehr unserem Gedächtnisse entschwinden, noch werden wir sie mit den Gestalten anderer Zeiten und Länder verwechseln.

Zu gleicher Zeit welche Pracht in den Kleidern, an den Höfen, in den Ceremonien! Jeden Tag wetteifern Occident und Orient, unsere Sinne mit ihren ausgesuchtesten Produkten zu reizen. Die klassischen Theater und die Darstellungen des Mittelalters kämpfen um den Preis des Glanzes; Könige und Päpste buhlen um das Lob nicht nur eines Paolo Giovio, sondern eines Aretino und Franco; so groß ist die Macht der Wissenschaft! Heute hört Brescia beim Schalle der Trompete laut auf den Straßen verkünden, daß einer seiner Söhne, Tartaglia, ein neues mathematisches Theorem gefunden habe; morgen läuft ganz Pisa zusammen, um an einer von der Höhe des schiefen Thurmes fallenden Kugel das Gesetz des freien Falles bewiesen zu sehen; ein anderer Tag hört nur von dem neuen Gesange des rasenden Roland, welchen heute Ariosto am Hofe von Ferrara vorgelesen; an einem andern künden Reden, Sonette, Glockengeläute und festliche Beleuchtungen an, daß der Laokoon ausgegraben ist, oder daß Michelangelo die Sixtinische Kapelle geöffnet, oder Gian Bologna seine Sabina ausgestellt hat.

Sollte man beim Anblicke eines so herrlichen Gemäldes nicht ausrufen: Dies ist das glücklichste Jahrhundert?

Aber wenden wir das Blatt, und wir schauen Kriege, die mit denen der Barbaren an Grausamkeit wetteifern, Kriege, in denen sich zur thierischen Blutgier die Kunst gesellt, mit Geschick zu schaden, deren Metzeleien uns mit um so größerem Abscheu erfüllen, als gemeine Verräthereien sie begleiten oder vollenden. Die Sittenlosigkeit erstreckt sich mit unerhörter Schamlosigkeit von den Palästen der Könige und Prälaten bis zu den Gefilden, auf welchen die Horden des Herzogs von Bourbon und Wallenstein lagern. Treulosigkeit und Verrath erscheinen nicht bloß in der Praxis, sondern man führt sie sogar auf Regeln und Vorschriften zurück; und wenn Machiavelli jedes Bubenstück durch den Zweck adelt, wenn von den Kathedern und Kanzeln der Meuchelmord gelehrt wird, so haben die Höfe ihm schon einen Platz unter den Hülfsmitteln der Politik angewiesen; schon wird der Dolch für den Fanatismus eines Poltrot und Ravaillac oder für die Leidenschaften eines Lorenzino und Benvenuto geschliffen. Gift ist ein gewöhnliches Mittel, und vertritt gewissermaßen den Dolch da, wo mit der Neigung nicht der Muth zur offenen Gewaltthat sich paarte. Durch Meuchelmord wird ein Cardinal Martinuzzi, ein Wallenstein aus dem Wege geräumt. Jacques

Clement, der Mörder eines katholischen Königs, wird gefeiert; Balthasar Gerard, Mörder eines protestantischen Fürsten, erhält von Spanien eine große Summe Geldes und von Frankreichs Königen den Adel *). Die Letzten der Guisen und Coligny fallen durch Meuchelmord. Ein Fischer sieht den Leichnam des Herzogs von Gandia in die Tiber werfen, und als man ihn zur Rede stellte, daß er es nicht angezeigt hätte, antwortete er: „Schon hundert habe ich auf diese Weise hineinwerfen sehen und ich glaubte nicht, daß dieser von größerer Bedeutung wäre als die Andern." Maria Stuart sieht den Rizio in ihren Armen ermorden, ihren Gatten in die Luft sprengen, ihre treuesten Anhänger tödten, ihren Oheim erwürgen, bis die Stunde schlägt, wo auch sie auf Befehl ihrer Schwester das Blutgerüst besteigen muß. Louise von Coligny verliert in der Bartholomäusnacht ihren Vater und ihren Gatten Teligny; sie wird die Gemahlin Wilhelms von Oranien; aber auch dieser wird ihr gemordet. Lucrezia und Cesare Borgia, die Cenci, Don Garzia de Medici, Don Carlos von Spanien sind die Helden blutiger Tragödien. Durch Mörderhand fallen Fra Paolo, Fulvio Testi, Molza, Castelvetro, Gabor, Wallenstein, Heinrich III und Heinrich IV.

In diesem Sensualismus, wo kein Sittengesetz mehr zu bestehen scheint, ist das Gold die höchste Macht, und die Alchemie sucht es auf dem Boden des Schmelztigels, Spanien und Portugal in den Eingeweiden von Millionen hingeschlachteter Indianer, die Könige in neuen Finanzkünsten, die nicht selten ein kecker Betrug auf Kosten der Völker waren, die Gelehrten in Betteleien, die Soldaten in Plünderungen, die Priester in dem Verkaufe der Heiligthümer, die Ketzer in der widerrechtlichen Besitznahme der Kirchengüter.

Der herrschende aristokratische Geist sucht in den Entdeckungen vielmehr Ruhm und Versorgung für den Adel, als Erhebung des Volkes und Verbesserung seines Looses. Eine selbstsüchtige Politik, welche ein größeres Verdienst in Verschmitztheit als in innere Kraft setzt, eine mächtig gewordene Unfähigkeit, ein Gewirr von Ränken streiten und verbinden sich mit einer bald gleißnerisch, bald frech auftretenden Schlechtigkeit und mit dem Mißbrauche der Gewalt, welche seit der großen Völkerwanderung ihre moralische Allmacht nie so unverschämt verkündet

*) Vander Wrickt, Troubles des Pays-Bas, p. 403.

hatte, als in den Kriegen um Mailand und Böhmen, in der Plünderung Roms und in den Belagerungen von Florenz, Siena und Nürnberg. Damals schrieb ein Greis von anerkannt sehr gemäßigten Gesinnungen: „Seit der Plünderung Karls V sind aus Anlaß der Kriege zwischen ihm und Franz I mit Anschluß derjenigen, welche der Sultan Soliman, theils von ihnen aufgehetzt, theils aus eigenem Antriebe gegen die Christen unternahm, zweimal hunderttausend Menschen getödtet, mehr als hundert Städte und feste Plätze von Bedeutung geplündert, eingeäschert und zerstört worden. So viele Tausend unschuldige Männer und Weiber sind außerdem durch Hunger und Pest umgekommen, daß es nicht thunlich ist, deren Zahl anzugeben, ohne der Entehrungen edler Frauen zu gedenken, der Schändungen von Jungfrauen, unter denen man selbst der Gottgeweihten nicht schonte, und der abscheulichsten und fluchwürdigsten Handlungen der Unzucht an Kindern: Verbrechen voll Gottlosigkeit, Grausamkeit und Unmenschlichkeit, gegen jedes menschliche und göttliche Gesetz, verübt zum größten Theile von Christen gegen Christen, aus keinem andern Grunde, als um den Ehrgeiz zweier Menschen zu befriedigen, welche sich schon in der Wiege ewigen Haß und ewige Feindschaft geschworen und dieselben bis in ihr Greisenalter genährt haben, und nie müde das Blut Anderer zu vergießen, sich noch bekämpfen und bekämpfen werden, so lange sie leben. Daher haben die bedrängten Völker, um einmal zur Ruhe zu kommen, kein größeres Verlangen, als daß Gott sie auf ihre Bitten vertilge, oder sie der Herrschaft des Großsultans unterwerfe, damit die Welt unter Einem, wenngleich barbarischen und unserem Gesetze feindlichen Monarchen mit einiger Ruhe ihre Söhne nähren, und obschon arm, doch ohne so großes Elend, die Bürde ihres unglücklichen Lebens tragen könne." *)

Ist das nicht das schlimmste aller Jahrhunderte, welches uns die Geschichte bietet? Sind wir nicht zur Barbarei des Jahres 1000 zurückgekehrt, ohne zugleich dessen Ersatz zu haben?

Dazu nehme man noch den Aberglauben, welcher bis zum entsetzlichen Hexenwesen gesteigert, die Begriffe von Religion, Gerechtigkeit und Tugend verwirrt, und sich bald der Folter bedient, um die widersinnigsten Geständnisse zu entreißen, bald des Dolches und des Galgens, um Andersgläubige auszurotten,

*) Segni, Storie fiorentine, L. XI.

bald alberner Phantome, um die Menschheit durch unsinnige Prophezeiungen und Furcht vor unsichtbaren Mächten in Schrecken zu setzen. Machiavelli widmet in seiner Abhandlung über die Zehnzahl ein ganzes Kapitel der Angabe der himmlischen Zeichen, welche dem Umsturze der Regierungen vorangehen, indem er den Sternen die Ursachen zuschreibt, welche er so gründlich in der Schlechtigkeit der Menschen gesucht hatte, mit dem trostlosen Gedanken der fortwährenden Verschlechterung des menschlichen Geschlechtes; Cardano, der bedeutende Algebraist, hat einen vertrauten Geist und läßt sich, um die Wahrheit einer Vorbedeutung zu beweisen, durch Hunger sterben; della Porta schöpft seine Kenntnisse aus den Geheimnissen der Natur; Agrippa zweifelt an Allem, nur nicht an den geheimen Wissenschaften; Paracelsus stellt die Herrschaft der Alchemie wieder her; Luther und Benvenuto Cellini sehen überall Teufel; Vanini, ein nicht minder kühner Bekämpfer der Autorität als jener, bereitet sich Kröten zu Zaubereien; Keppler setzt uns ebenso sehr in Erstaunen durch seine erhabenen Entdeckungen, wie durch die Traumgebilde, mit denen er sie vermischte; Giordano Bruno und Campanella lassen uns zweifelhaft, ob wir in ihnen Genies oder Narren erblicken sollen. Ein solches Gemisch von Irrthümern berechtigt uns zu der Frage, ob dieses Jahrhundert mehr ein Jahrhundert der Dummheit oder der Schlechtigkeit zu nennen sei?

Und dennoch war es ein großes Jahrhundert, welches die Vermischung des Alten mit dem Neuen empfand, indem es die Vortheile des Einen verloren hatte, ohne schon die des Andern zu genießen. Von der Vergangenheit hatte es die Kraft und den Ungestüm geerbt, aber dessen Glauben und Empfänglichkeit eingebüßt, mit Verständniß drängte es zur Zukunft hin, besaß aber noch nicht deren abgeglätteten und geregelten Charakter. Die Kenntnisse und die Freiheit, welche es sich errungen hatte, standen noch im Dienste der Leidenschaften; noch paarte sich die Inspiration mit den Erinnerungen, das Genie mit der Pedanterie, heidnischer Unglaube mit den Regungen der Andacht, Heiligkeit mit Gottlosigkeit, das thätige mit dem beschaulichen Leben, die Sittlichkeit mit dem Machiavellismus.

Die Zustände des Mittelalters ragen noch in bizarrem Gegensatz herein. Alte Entwicklungen des Republikanismus stehen neben denjenigen der Monarchie da; während aber die Re-

publiken verfallen, befestigt sich diese immer mehr; die Bandenführer greifen noch störend ein in die geschlossene Ordnung der stehenden Heere und wollen die Rüstungen einer alten Zeit den Feuerschlünden entgegenstellen; Hauptleute fallen zu Ravenna, weil sie ihren Geliebten das Gelübde gethan haben, ihre Brust nicht durch Panzer zu decken; Fürsten der Neuzeit wagen noch in den Turniren ihr Leben, während schon das Trauerspiel auf der Bühne uns zu Klagen über das erdichtete Unglück der Alten auffordert. Die geheimen Anschläge der Kabinete stehen noch den Regungen eines ritterlichen Edelmuthes gegenüber; und in den heimtückischen Gefahren der von der neuern Artillerie gelegten Minen zeigt man denselben Muth, womit man einst den bezauberten Hainen und Fallthüren der Burgen die Stirne bot.

So auch im gewöhnlichen Leben, neben den Traditionen der Biederkeit ein offen bekannter Epikureismus, neben einem Alles vernichtenden Fanatismus ein verderblicher Sceptieismus; Enthusiasmus und Ironie; die kalte Regelmäßigkeit Trissino's und die geistreichen Phantasien Ariosto's; das freche Hohnlachen Aretino's und die Seufzer der Petrarchisten; die ländliche Einfalt der Eklogendichter und die unersättlichen Betteleien eines Paolo Giovio; Bayard ohne Furcht und Tadel und Ferdinand der Katholische; Montaigne und der h. Ignatius, Machiavelli und Philippus Neri, Calvin und die h. Theresia, Leo X und Hadrian VI, Karl V und Franz I; der Sarkasmus eines Fra Paolo und die Ueberzeugung eines Baronius; die Orgien einer Lucrezia Borgia und die Scheiterhaufen eines Torquemada. Daher denn auch die gewaltige Schwierigkeit, über den sittlichen Werth der Handlungen und die Größe der Persönlichkeiten zu urtheilen, welche wir nur durch ihre Leidenschaften und ihren Parteigeist kennen gelernt und unter dem Eindrucke so verschiedener Ideen, unmenschlicher und knechtischer Vorurtheile, der unwiderstehlichen Macht der Beispiele und dessen, was man Zeitgeist nennt, erblickt haben.

In dieser Uebersprudelung des Genies, der Tugend und der Verbrechen erschien die Kirchenspaltung, welche man Reformation nennt. Mittelbegriff zwischen Glauben und Zweifel, bezeichnet sie eine neue Epoche in der Geschichte und bestimmt den Charakter der neuern Zeit. Sie durchdringt die geistige Entwicklung des Einzelnen, indem sie derselben Maß und Ziel gibt, und das ganze öffentliche Leben, indem sie die Meinungen zer-

stört und an dem Glauben rüttelt, auf dem die Gesellschaft gebaut war. Aufrecht erhalten in Deutschland durch den Eigensinn oder die Habsucht der Fürsten, in Frankreich durch den Haß und die Abneigung gegen das Lehenwesen, in England durch die Rasereien der Könige, in Widerspruch mit sich selbst und im Dienste der Leidenschaften der Mächtigen, wie derer der Völker, ruft sie bald eine anarchische Freiheit, bald eine zügellose Tyrannei zu Hülfe.

Das einzige und wesentlichste Bestreben, über welches in so großer Verschiedenheit von Erscheinungen und Ereignissen Einigkeit und Uebereinstimmung herrscht, ist die Vernichtung der Einheit des Papstthums und die Unterordnung der kirchlichen Macht unter die weltliche; eine Verwirrung und Selbstverblendung, welche sich zuletzt überall kund gibt, indem man nämlich das Gewissen der Handlung, die Freiheit der Erlaubniß, den innern Richter dem äußern, das Göttliche dem Menschlichen unterwirft. Luther greift vom Anfange an nur schwach das Dogma an, wohl aber die Disciplin, und in dieser gerade dasjenige, was die priesterliche Unabhängigkeit sichert, den Cölibat und die Ohrenbeichte. Selbst die katholisch gebliebenen Fürsten streben darnach, die Kirche volksthümlich zu machen, zu nationalisiren. Die Kritik ist in ihrer Bewegung noch frei und ohne den entscheidenden Einfluß irgend einer systematischen Lehre. Die Freiheit des Urtheils und des Gewissens, das, was wir heute Rationalismus nennen, wollten die Protestanten nicht; aber an die Stelle der Auctorität des Papstes setzten sie die Auctorität der h. Schrift: und da diese ohne Ausleger keinen allgemein geltenden Werth hat, kam man auf die allgemeine Auslegung, welche sich schnell auf neue Symbole und die Entscheidung der Fürsten beschränkte.

Nachdem einmal in Glaubenssachen die höhere Auctorität geleugnet und die individuelle auf den Leuchter gestellt war, mußte sich ein Heer von Meinungen aufthun, für jeden Kopf, welcher denken wollte, eine besondere; von der Bekämpfung der Unfehlbarkeit des Papstes und der Ablässe kam man endlich zur Leugnung der Gottheit Christi und zur Behauptung, das Evangelium habe kein Dogma offenbart, sondern nur das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele behauptet; der Deismus führte Andere zu mystischen Schwärmereien; Alle fanden sich endlich hin- und hergezerrt zwischen den Zweifeln des Verstandes und den Skrupeln des Gewissens.

So strebt die Reformation in der That dahin, das menschliche Leben, so viel wie möglich, in ein vom Dogma unabhängiges System zu bringen. An die Stelle des alten Herrschers, der ihr für abgethan und verdorben gilt, will sie keinen neuen durch das Recht geheiligten Herrscher stellen, sondern überläßt die Gesellschaft der verhängnißvollen Herrschaft der zeitlichen Macht als der durch die That eingesetzten Herrscherin: eine trügerische Ordnung der Dinge, wo das Thatsächliche regiert, ohne sich auf das Recht zu stützen. Denn der Protestantismus zerreißt in der religiösen und socialen Oekonomie der Menschheit jene zwei Bande, auf welchen der höchste Begriff des Rechts und die Grundlage einer jeden Kirche oder jeden Staates, welcher Bestehen haben will, beruhen; das innere Band, welches den Menschen vermittelst des Gewissens in Ewigkeit an Gott fesselt, und das gebieterische allgemeine Band, welches ihm einem objectiven Gesetze, einer äußerlichen Auctorität in der Zeit unterwirft. Nachdem also die Auctorität, welche den Verstand überzeugte, gestürzt war, trat an deren Stelle eine Macht, welche den Willen beherrschte, an die Stelle eines kirchlichen Papstthums ein politisches; und die Unfehlbarkeit ging von der Erkenntniß und der Offenbarung auf die Gewalt und das Scepter über.

Seitdem aus dem Fortschritt die Geduld und die Ehrfurcht für die Tradition sich verloren, seitdem man dem Geiste des Menschen die freie Auslegung eingeräumt hat, während man seinem Gewissen das freie Urtheil abspricht und das Pflichtgefühl mit dem Rechtsgefühle in Einklang zu erhalten versäumt, drohet auch der Kirche selbst, gelähmt hinsichtlich der erhabensten socialen Beziehungen und immer mehr auf das individuelle Leben, auf das Bedürfniß sich zu erhalten beschränkt, durch den Bund mit Machthabern der Verlust ihres volksthümlichen Charakters.

Wenn die Reformation die Vernunft des Einzelnen zur Schiedsrichterin in Glaubenssachen erhob, so mußte sie derselben um so mehr die Entscheidung in der Politik, in der Wissenschaft und in den aus der Ueberzeugung entspringenden Handlungen überlassen. So nehmen die büreaukratischen Regierungen ihren Anfang: schon erheben die Unterthanen den Ruf nach Entfernung jener neuen Menge von Schreibern und Rechtsgelehrten; Herzöge und Kurfürsten bilden Collegien von geheimen Räthen für ihre kleinen Staaten; ein unvermeidliches Uebel

freilich, seitdem sie auch die Gewissen zu leiten haben. Diese büreaukratische Tyrannei erstreckt sich aber auch auf die Katholiken, weil die Geistlichkeit sie für ein geeignetes Mittel hielt, das Volk zu zügeln; so dehnt sich die weltliche Diktatur mehr und mehr aus, bis die Revolution und die Philosophie sie in ihre Schranken wies.

In dieser Zeit offenbart sich überall ein Geist der Intoleranz und der Absonderung; das Christenthum hat nicht mehr die Ungläubigen zu Feinden, sondern trennt sich in zwei feindliche Lager, welche sich gegenseitig bekriegen. Die bürgerliche Freiheit ist verloren, die Denkfreiheit unter die Füße getreten; den Verfassern so vieler freier Schriften, welche schon in Italien und Deutschland erschienen, wurde Stillschweigen geboten oder Strafe auferlegt. Die der Reformation feindlichen Fürsten sahen in den Gönnern derselben die Feinde ihres Thrones, und hielten deshalb Ketzerei und Aufruhr für gleichbedeutend. Die Anhänger der Reformation hingegen, welche alle Kräfte der Katholiken gegen sich gerichtet sahen, verschrieen ihren Bund als eine Stütze des Absolutismus; und in diesem Lichte mußten sie sich gegenseitig erscheinen, so lange die Religionsparteien zugleich politische Parteien waren. Bald indeß stellte sich das Gegentheil heraus, und die Untersuchungen der Staatsmänner und Moralisten in beiden Heerlagern überzeugen uns davon. Damals nur war die Tyrannei Heinrichs VIII, Philipps II und Cromwells möglich, weil diese als Häupter einer Revolution oder einer Reaktion alle Kräfte gebrauchen und mißbrauchen konnten. Aber sogar die Regierungen vermögen nicht mehr die sociale Bewegung zu leiten, sondern müssen sich darauf beschränken, die äußerliche Ordnung aufrecht zu erhalten.

Jenem Zeitalter fremd war die Toleranz, eine vorzugsweise bürgerliche Tugend, die in dem Andersgläubigen uns nur den Bruder und Mitbürger erblicken läßt, welche Gott allein das Richteramt über die Gewissen einräumt, welche alle Kinder desselben Gottes, was für ein Zeichen sie auch auf der Stirne tragen mögen, zu Einer großen Familie vereinigt. Luther und Calvin verfolgten wie Torquemada; Philipp II wie Heinrich VIII, der 72,000 Todesurtheile unterzeichnet haben soll; Elisabeth wie ihre Schwester Maria; während der Papst Paul einen Index der verbotenen Bücher verfaßt, spricht Elisabeth das Todesurtheil über denjenigen aus, der ihn in's Land bringt. Im Jahre 1574

wird in Sachsen einem Gelehrten wegen heimlichem Calvinismus der Prozeß gemacht, und im Jahre 1601 ein angesehener Staatsmann wegen ähnlicher Schuld enthauptet. Grotius und Thomas Morus schmachten im Kerker der protestantischen Inquisition, wie Bruno und Carnesecchi in dem der katholischen; und als ob diese Pest sich über die Grenzen der Christenheit hinaus verbreiten sollte, läßt Suliman den Ulema Cabiz verbrennen, weil derselbe behauptet hatte, Christus sei größer als Muhammed *). In diesem ganzen Streite handelte es sich nur darum, wer das Henkeramt auszuüben hatte; und wenn wir deshalb die Mörder verdammen, so dürfen wir nicht vergessen, daß, wer nicht tödtete, selbst würde getödtet worden sein.

Dieser feindselige Geist säet seinen verderblichen Saamen sogar auf die häuslichen Heerde, und hemmt den Gang der Civilisation, welche, wie ein Riese, der sich von seinem Lager erhoben, mächtig voranschritt. Die Kriege werden unvermeidlich, sowohl wegen des engern Verbandes zwischen Kirche und Staat, als auch deshalb, weil die neuen Lehren die Regierungen in eine ungewohnte Bahn drängen; die Puritaner in England, die Calvinisten in Frankreich, die Protestanten in Deutschland lösen sich in eigentliche politische Parteien auf; aus der Politik schwindet jedes Sittengesetz und die Feinde des Staates finden ihre Gönner im Staate selbst.

Zuerst werden die Länder einzeln von der Bewegung ergriffen, bald aber lodert ein allgemeiner Brand auf, in welchem es sich nicht mehr darum handelt, wie man glauben oder wie man anbeten soll, sondern, wem die Herrschaft gebührt, der unbeschränkten Gewalt oder der unbeschränkten Meinung. Die Fragen über das Unbeschränkte aber lösen sich zuletzt immer in eine Ausgleichung auf, wie der Zug zweier Kräfte der Diagonale ihres Parallelogramms folgt. So verfolgen auch wir dieses Zeitalter bis zu dem Punkte, auf welchem die letzte Lehre der Völker und Könige, die Nothwendigkeit, zu einem Vergleiche führt, welcher zwar den einzelnen Menschen und Nationen keine wahre Ruhe gewährt, ihnen aber die Wege vorzeichnet, auf welchen sie ihre Bahn zu verfolgen haben, ohne aufeinander zu stoßen.

In Zukunft ist also die Christenheit in Katholiken und Protestanten geschieden; in solche, welche entweder an die Unfehl-

*) Hammer, XXVI.

barkeit der Kirche oder an die Unfehlbarkeit des Einzelnen glauben, welche entweder auf die Autorität oder auf die freie Forschung, auf die Geschichte oder den persönlichen Eindruck sich berufen. Beide Parteien überwachen sich gegenseitig, woraus eine Förderung des Guten in moralischer und politischer Beziehung sich ergibt; die Streitigkeiten in Holland und endlich das Bündniß Anna's von England mit Oesterreich tragen wesentlich zur Einführung einer allgemeinen Toleranz bei. Die eine oder die andere der großen Religionsparteien setzt sich in den verschiedenen Ländern fest, ohne von da an ihre Gestaltung zu ändern: im Allgemeinen bleiben die Völker romanischen Stammes katholisch, diejenigen deutschen Stammes protestantisch, die Slaven griechisch; und nachdem das religiöse System vor dem politischen zurückgetreten, wird künftig Jedes wohl seine eigene Religion bewahren, ohne die des Andern zu zerstören.

Das ist übrigens keineswegs Indifferenz; im Gegentheil der religiöse Geist belebte sich wieder. Im Anfange des 15ten Jahrhunderts sahen wir das Papstthum seiner hierarchischen Bedeutung uneingedenk werden, die kirchlichen Bande sich lockern, überall einen dem Katholischen feindlichen Geist hervortreten und eine durchaus heidnische Richtung in Kunst, Philosophie und Wissenschaft das Uebergewicht erlangen; eine Richtung, welche dann bei der Kirchenspaltung in der Vergötterung des todten Wortes, dadurch, daß man den Menschen an die Stelle Gottes, die Ueberzeugung des Einzelnen an die der allgemeinen setzte, sich ausprägte. Gegen das Ende dieses Zeitalters gab es gewissermaßen nur noch religiöse Interessen; im Namen des Glaubens werden Kriege geführt, wird getödtet, und geheiligt, werden neue religiöse Orden gegründet, wird jeder Punkt der Lehre mit Leidenschaft bestritten und vertheidigt. Die hervorragenden theologischen Größen nehmen Platz in dem Rathe der Könige und lenken deren Herzen und Handlungen; der Beichtvater wird das Haupttriebrad in der Staatsmaschine, und es ist, als ob die Päpste, deren Kraft bereits geschwunden schien, wieder zur Macht Gregors VII gelangt, eine ganze Welt in Waffen durch eine Schaar von Priestern in Schranken setzen, während sie sich zugleich durch die Gewinnung einer neuen Welt von ihren Verlusten erholen.

Die Reformation, welche sich ganz auf religiösem Gebiete zu bewegen schien, gewann eine politische Bedeutung durch den

Antheil, welchen die Fürsten daran nahmen oder zu nehmen gezwungen waren; sie förderte die Konsolidirung der Staaten und ihre Ausbildung zu Monarchien. Unschwer mochten die Fürsten erkennen, wie sehr die Reformation dazu angethan sei, die Regierungsgewalt und besonders die Finanzen fast unbeschränkt in ihre Hand zu spielen. Deshalb war die Einziehung der Güter der sogenannten Todtenhand ein für das Loos derjenigen Länder, welche gegen die Autorität sich erhoben hatten, entscheidender Vorgang. Aber auch in den andern Ländernb enutzten die Könige die Reformation als ein Schreckbild gegen den Papst, und Franz I drohte ihm, er möge wohl zusehen, was er thue, sonst könne man das Spiel Heinrich VIII wiederholen. Als der Papst zögerte, in die Heirath der Schwester Karls IX mit dem Bearner zu willigen, äußerte der König: Wenn er sich weigert, so werde ich Margarethe bei der Hand nehmen und sie in voller Predigt heirathen lassen. Emanuel Philibert antwortete auf die Drohungen des Papstes, daß, wenn er ihn excommunizire, er sich wenig daraus mache, und vielleicht würde er es ihn bereuen lassen; selbst Philipp II hörte man in die Worte ausbrechen: Der Papst möge sich wohl hüten, einen großen König zum Aeußersten zu treiben.

Diese Geringschätzung des römischen Einflusses förderte das Werk der damaligen Politik, nämlich den Uebergang von der Zerstückelung der Macht zur einheitlichen Monarchie und von der christlichen Einheit zu der geschiedenen Nationalität. Anfänglich waren blutige Kriege die Folge davon, in denen die Fürsten, gezwungen ihre eigenen Kräfte zu gebrauchen, dieselben kennen lernten und sich eine besondere unabhängige Stellung zu erringen und geltend zu machen trachteten; indem sie die Kirchengüter einzogen und sich zum Mittelpunkt und Ausfluß der Gerichtsbarkeit machten, gewannen sie an Macht, und endlich schüttelten sie jede Furcht vor einer einschränkenden oder mäßigenden Gewalt ab, vor deren Waffen sie die ihrigen hätten strecken müssen.

Man sollte meinen, daß die Fürsten mit der politischen Monarchie die durch Luther gestürzte katholische hätten ersetzen wollen. Denn sogar die theologischen Wortkämpfe verwandeln sich in Debatten über Umfang und Bedeutung der landesherrlichen Macht. Auch wird das Völkerrecht für ganz Europa zur Norm, und es gelangt die Politik zu einer so gewaltigen Bedeutung und Ausdehnung, daß sie fortan an allem was geschieht wesentlichen An-

theil hat. Vom Protestantismus ausgegangen, glaubt sie nicht an Einen Willen oder an ein allgemeines, über dem persönlichen stehendes Gewissen; sie erkennt keinen Herrscher von Rechtswegen, sondern nur unabhängige Einzelwesen; die Bildung der Staaten statuirt sie nur auf dem Wege des Vertrags, in welchem die Einzelnen freiwillig einem Theile ihrer Freiheit entsagen; ein Kontrakt, eine Verfassungsurkunde, ein Grundgesetz, über welches die thatsächlich bestehenden socialen Mächte übereingekommen, macht den politischen Körper aus. So ist die Freiheit auf den Raum eines geschriebenen Textes beschränkt, wie der Glaube auf die Syllaben; anstatt auf der Bahn des Fortschrittes rasch vorwärts zu streben, wird sie ihre Vollkommenheit darin setzen, daß sie die Souveränität gleichmäßig unter die thatsächlich bestehenden Mächte vertheilt und sie gegeneinander in Gleichgewicht hält; nicht darin, daß die Untergebenen einzig von einem rechtmäßigen Herrscher regiert werden, sondern, daß sie ein gesondertes, vom socialen möglichst unabhängiges Leben führen.

Diese Theorien des Liberalismus sind es eben, welche in unsern Tagen zur Anerkennung der thatsächlich bestehenden Regierungen, der Nothwendigkeit, der vollendeten Thatsachen und der Quasi-Legitimitäten geführt haben. Das zu glauben, daß die Reformation den Anstoß zur Freiheit gegeben habe, ist demnach sehr weit davon, wahr zu sein. In jener Zeit offenbarten sich zwei, zwar nicht verschiedene, aber doch deutlich von einander zu unterscheidende Bewegungen, eine religiöse und eine philosophische. Jene war damals überwiegend, diese aber, einer spätern Zeit aufbehalten, ward so wenig verstanden, daß die freien Denker katholischer Länder für Protestanten galten. Gleichwohl waren Campanella, Galileo, Bossuet, Pascal Katholiken, und die Geschichtswerke eines Machiavelli, eines Guicciardini, eines de Thou, eines Maffei, eines Mariano und eines Fra Paolo flossen aus katholischen Federn. In katholischen Ländern wurde zuerst die Tortur und die Todesstrafe abgeschafft, um von Künstlern zu schweigen, denen die Reformation fast keinen einzigen Namen entgegenzustellen hat.

Während Anfangs die einzelnen Staaten, mit innern Händeln beschäftigt, nur geringen Einfluß auf einander ausübten, machte sich damals ihre Wechselwirkung fühlbar. Nach der Schlacht von Pavia kann man das neue Zeitalter als geboren betrachten. Schon mußten die unabhängigen und regellosen

Kräfte, welche so viele Jahrhunderte lang gerungen hatten, einer mehr ruhig und beständig wirkenden Kraft weichen. Die Idee, Europa zu einer einzigen Familie zu vereinigen, hatte sich von Rom auf die Kirche vererbt; aber die durch das Lehenwesen bewirkte Zersplitterung verhinderte deren Verwirklichung. Das vorhergehende Jahrhundert hatte sich bemüht, die nationale Einheit herbeizuführen, und war in diesem Streben glücklich gewesen. In dem nun gefeierten Triumphe griffen die Könige die Möglichkeit einer europäischen Einheit wieder auf, und Franz I schien einen Augenblick dieselbe erreichen zu wollen. Aber die Kaiserkrone, nach welcher er trachtete, ward einem Andern gegeben, und er sah sich selbst in die Nothwendigkeit versetzt, seine eigene Unabhängigkeit zu vertheidigen. Zur Zeit Karls V hatten die Völker, welche einzeln unter dem Einflusse ihrer Abstammung, des Ritterthums, der Kreuzzüge gereift waren, den Gipfelpunkt erreicht, so daß ein allgemeiner Rückschlag eintreten mußte. Karl V widersetzt sich demselben überall mit all' seiner Macht und hält die Idee einer europäischen Einheit fest; mit Hülfe einer Nation besiegt er eine andere, und benutzt ihre gegenseitige Eifersucht, um sie alle in Knechtschaft zu erhalten. Aber da tritt ihm die Reformation hemmend in den Weg und nöthigt ihn, diesen neuen von ihr gemachten Riß anzuerkennen. Philipp II indeß verzweifelt noch nicht daran, die Welt zur idealen Einheit zu führen und die Freiheit der Reformation zu ersticken, welche diese Einheit unmöglich machte; aber Wilhelm von Oranien, Heinrich IV und Elisabeth hindern ihn daran, indem sie die nationale Unabhängigkeit mit Hülfe des Protestantismus aufrecht erhalten.

Nachdem einmal die Welt politisch in zwei Heerlager geschieden ist, bleibt die Universalmonarchie ein für den Ehrgeiz unausführbares Problem, und selbst die unverhältnißmäßige Vergrößerung der Macht auf Kosten der Unabhängigkeit der Einzelnen eine Unmöglichkeit. Moralisch fühlt man fortwährend das Bedürfniß der Einheit und sucht sie auf den verschiedensten Wegen, indeß ohne Dauer und Glück. In unsern Tagen ist man dahin gekommen, sie vom Geiste der Association, welche sich auf das Interesse und den Eigennutz gründet, zu erwarten.

Deutschland, welches die erste und heftigste Erschütterung empfunden, verliert die Einheit, die ihm bis dahin den ersten Rang in Europa gesichert hatte, und bleibt in einem fortwäh-

renden Interim, welches ihm auf immer seine Lebensnerven durchschneidet, aber ihm eine ununterbrochene Ruhe sichert.

Die Bewegung dringt hier tiefer und richtet größere Verwüstung an, eben weil kein vollständiger, sondern nur ein theilweiser Bruch mit der Vergangenheit stattgefunden hat; der Geist der Reformation durchdringt die noch erhaltenen katholischen Formen und säet dort den Saamen zu den künftigen Umwälzungen in Meinung und Wissenschaft, sogar im praktischen Leben und im Staate.

In Frankreich war die Reformation nicht aus dem Bedürfnisse, der Ueberzeugung und der Bedrängniß des Volkes hervorgegangen, sondern war von der Schweiz als Resultat der Wissenschaft und sodann als ein politisches Mittel dorthin verpflanzt worden. In Folge dessen konnte kein dauerhafter Friede mehr festen Fuß fassen, sondern an die Stelle eines solchen traten nur zweifelhafte und unbestimmte Vergleiche, die man der Zukunft anheim gab. Der Sieg eines Protestanten, welcher den Katholiken den Sieg sicherte, war für einen unnatürlichen, beiden Parteien gleich verhaßten Zustand charakteristisch. Das Edikt von Nantes gewährte den Protestanten die bürgerliche Existenz, aber nur als Privilegium; und als Ludwig XIV es widerrief, konnten die Katholiken nur einen Triumph feiern, der in sich ungerecht, äußerlich bloß scheinbar war. Weit entfernt, das Uebel im Keime zu ersticken, wüthet sein Gift in dem innern Kampfe fort, welcher zuerst im Jansenismus Spaltungen und später erklärte Feindseligkeit in der Revolution zur Folge hatte.

Spanien vertritt beharrlich das katholische Prinzip, so daß es jedes demselben fremdartige Element von sich auszurotten sucht. Freilich bedenkt man dabei nicht, daß es immer unklug ist, dasjenige zu vernichten, was Jahrhunderte überliefert, die Bedeutung und Lage eines Landes als historisches Resultat hingestellt haben. Aber daß so viele Hindernisse den Drang zur Vervollkommnung nicht unterdrückt hatten, zeigte sich später, als es mit mehr Kühnheit als sogar weiter fortgeschrittene Völker sich in die Bahn einer gänzlichen Verjüngung warf.

In Italien ging die Furcht vor dem Mißbrauche, der doch nicht so drohend war, so weit, daß sie selbst den Fortschritt der wahren Wissenschaft aufhielt. Dieses Land und Spanien, welche ehedem durch ihre geistige Bildung alle andern Länder überragten, mußten das Gebiet der Verstandesthätigkeit verlassen und

sich auf das der Phantasie werfen, deren Schöpfungen aber eben deshalb Reichthum und Harmonie vermissen ließen, und das freie geistige Leben verfiel neben dem geknechteten praktischen in Anarchie. Im Papstthum, welches die ersten Familien stets als das Ziel ihres ehrgeizigen Strebens betrachteten, spielte der Landesfürst eine höhere Rolle als der Hohepriester; und selbst die ausgezeichnetsten unter ihnen, welche der Tiara mit ihren Talenten, ihrer feinen Politik und ihrer geschickten Vertheidigung in den schwierigsten Lagen Glanz verliehen, verwechselten ihre kirchliche Stellung mit der eines Staatsmannes.

In Scandinavien war es nicht die Stimme des Volkes, sondern das Gebot und das Beispiel der Fürsten, welche der Reformation Eingang verschafften. Daher war ihr Erscheinen auch nicht von solchen bedeutenden Umwälzungen begleitet wie in andern Ländern; indem sie jedoch mit dem Anfang neuer Dynastien und dem Wechsel der politischen Einrichtungen zusammenfiel, ging sie zuletzt in den Volkscharakter über. Norwegen duldet keine andere Religion als die herrschende, selbst nicht den jüdischen Cultus. Schweden, bis dahin fast unbekannt zu nennen, gewinnt durch die Persönlichkeit Gustav Adolfs auf kurze Zeit Bedeutung nach Außen hin; und wie Venedig in den Kreuzzügen und die Schweiz zur Zeit Karls des Kühnen, so scheint es das von der Vorsehung ausgewählte Werkzeug zu sein, zu vielen Umwälzungen den entscheidenden Anstoß zu geben, sonst möchte man sagen, um den Beweis zu liefern, daß die göttliche Weltleitung sich bei großartigen Veränderungen vielmehr der Schwachen als der Starken bedient.

In Polen verirrt sich die Reformation, welcher Fremde den Eingang verschafft hatten, in Extreme, und geht selbst so weit, die Offenbarung zu leugnen; zugleich führt sie den mehr als zu großen Uneinigkeiten, welche des Reiches Theilung vorbereiteten, neue Nahrung zu.

Ungarn kommt frühzeitig wieder zum Frieden, und die religiöse Duldung wird ein Grundzug seiner Verfassung.

In Böhmen im Gegentheil hat die religiöse Spaltung die Folge, daß dem Lande die bis dahin so heiß verfochtenen Freiheiten entrissen werden; leider ist man genöthigt, es wie einen Rasenden zu behandeln, den man nur dadurch zur Ruhe bringen kann, daß man ihn in Ketten schließt.

In Holland scheint die Reformation mit den Vertheidigern

der Nationalität Hand in Hand zu gehen; aber in der That ist sie weniger die Ursache als der Stachel der Freiheit; lange Zeit hindurch dient sie den Feindschaften zum Deckmantel, welche von den Communen gegen die Städte, von den Eingebornen gegen die Fremden gehegt wurden.

Rußland blieb von den Folgen der Reformation unberührt. — In der Schweiz ist sie auf Vertheidigung und Verbindung ihrer Anhänger unter einander angewiesen, und da beide Parteien sich gegenseitig fast das Gleichgewicht halten, kommt es zu Vergleichen.

Ein Zug dieser Zeit ist auch, daß man sich mit einem großen Aufwande von Kraft brüstet, während doch eine schmähliche Politik, die sich der Treulosigkeit und des Dolches als ihrer Mittel bedient, die unter dem Scheine von Stärke verborgene wirkliche Schwäche offenbart; darum scheitern auch jene großen Potentaten an der Aufgabe, welche die kleinen Lehenträger gelöst hatten; nämlich den Islam zurückzudrängen.

Die Osmanen hatten ihre Kraft aus dem Feudalwesen, der Sklavenorganisation, den Glaubenssätzen und dem Despotismus geschöpft, der dort eine Nothwendigkeit wird, wo die Regierung nicht von einem herrschenden Stamme, von der Verbindung oder der Verschmelzung verschiedener Völker begründet worden, sondern einzig in der Herrschaft über Sklaven ihren Grund hat. Demzufolge war ihnen der Krieg auch eine Unvermeidlichkeit; und als daher Selim in Verweichlichung versank, und das Gesetz in Vergeßlichkeit gerieth, welches gebot, eine jede Regierung mit einem glänzenden Unternehmen zu eröffnen, da sank Alles in eine gänzliche Erschlaffung; das Verderbniß verbreitete sich sogar unter den Janitscharen, welche ihre bis dahin auf dem Schlachtfelde geübte Thatkraft gegen den Herrscher wandten und in eine solche Feigheit verfielen, daß sie die Augen abwandten, wenn sie die Kanonen losbrannten. Diese Türken somit, welche im Anfange dieses Zeitalters Europa mit einer schonungslosen Unterjochung, mit einem ungezügelten Uebergewichte bedrohten, sanken, ohne daß sich sagen ließ, welcher große Streich sie getroffen. Die neue Gesellschaft machte eben die Tyrannei des einen Volkes über das andere, wenigstens auf die Dauer, unmöglich; nun waren es verschiedene Nationen, welche im Gefühle der erlangten Freiheit und in der Befestigung des neuen

Bandes der Verbrüderung einzeln an der eigenen innern Kräftigung und dem äußern Gleichgewichte arbeiteten.

In der That gehen die kleinen Staaten in die größern auf; schon sind überall die Freiheiten und Privilegien des Mittelalters gefallen, ausgenommen in Dänemark und Polen; jenes aber holte dies nach, indem es im Jahre 1660 den Absolutismus zu Hülfe rief, während das letztere in seiner eigenen Unordnung zu Grunde ging.

In Spanien wandte sich die souveräne Macht gänzlich gegen die Interessen der Provinzen, die der nationalen Einheit widerstrebten; ein Kampf, welcher heute noch nicht beendet ist und in dem die Machthaber sich hinter die Inquisition versteckten, um den Reichen ihre Schätze, den Großen ihr Ansehen, den Andersglaubenden das Leben, Allen die Freiheit des Gedankens zu rauben. Zugleich ward aber Spanien hiedurch vor den Stürmen der Reformation geschützt, und was dies heißen will, ergibt sich klar aus der Thatsache, daß durch die Reformation Deutschland, die Niederlande, Frankreich, England, Schottland, Liefland, Preußen, ihre Verfassung änderten.

In England machten sich die Folgen der Reformation noch fühlbarer, und aus einem Kampfe, der von der Reformation an sich über die von uns so eben beschriebene Epoche hinauszog, entwickelte sich seine so bewunderte Verfassung. Dort erscheint die Reformation unter einer doppelten Gestalt, nämlich in der episkopalen und in der puritanischen Form. Die daraus entstehenden Bürgerkriege, in welchen der Protestantismus mit dem Prinzen von Oranien triumphirt, führen ihn zu einer systematischern und geschlossenern Ausbildung als anderswo, und erheben ihn in wahrem Sinne des Wortes zur Staatsreligion. Deshalb herrscht dort kein Religionsfriede, sondern von der einen Partei werden die andern fortwährend unterdrückt, besonders die Katholiken, welche zuletzt gezwungen sind, sich fortwährend in einem gesetzlichen oder ungesetzlichen Aufstande zu erhalten. So blieb bis heute ein Drittheil des Landes in dem Verhältnisse eines besiegten Volkes; daher Besorgniß und Eifersucht beim herrschenden Theile, Verwicklungen und Wirren in der Verfassung sowohl, wie in Gewissenssachen. Beachtet man ferner, daß die größten bürgerlichen Freiheiten sich bei den Engländern befestigten, ohne daß sie in den kirchlichen Verhältnissen erhebliche Veränderungen einführten, so erkennt man immer mehr, mit welch' großem Un-

rechte man den Katholicismus und die Sklaverei, den Protestantismus und die Freiheit für identische Begriffe erklärt.

Deutschland hatte seit der großen Völkerwanderung ununterbrochene Fortschritte gemacht; aber inmitten der traurigsten und trostlosesten Verhältnisse hört es auf, an der Spitze der Welt zu schreiten; die Fürsten, theils katholisch, theils protestantisch, sind Feinde unter einander, unfähig nach Außen hin Etwas zu unternehmen, im Innern ein Spielball der Ränke Anderer; ein fürstliches Haus hebt sich über den ganzen Bund empor, ein anderes bereitet sich aus den Fetzen einer Priesterkleidung einen Mantel, welcher die am meisten Gefürchteten durch seinen Glanz blendet. Dem Hause Oesterreich war der hohe Beruf beschieden, alle Kräfte der Christenheit gegen die Türken zu vereinigen und das Streben nach eigener Vergrößerung der Aufrechthaltung des Friedens zwischen den christlichen Mächten unterzuordnen; und von Albrecht bis auf Karl V blieb es im Ganzen diesem Berufe treu. Von da an aber betrat es ebenfalls die Bahn des Ehrgeizes, und während die andern Fürsten ihre eigene Macht selbstsüchtig zu vergrößern trachteten, gebrauchte es den Titel eines römischen Bruderstaates, das einzige Ueberbleibsel eines christlichen Staates als Mittel zur Vergrößerung seiner Macht und seines häuslichen Glanzes.

Das Vordringen der Türken zu hemmen, bleibt nunmehr den slavischen Völkern überlassen. Dadurch hebt sich die Bedeutung, welche sie sich bereits durch die Besiegung der Tartaren, worin im Grunde ihre ganze Geschichte besteht, erworben hatten.

Unter einem andern Gesichtspunkte wirkte hierzu noch ein Ueberrest aus den Schöpfungen des Mittelalters mit. Venedig meinen wir, das trotz der Verschwörung sämmtlicher neuen Mächte ungefährdet sich erhielt und den Verlust der Meeresherrschaft überlebte, welche, ihm durch die neuen Entdeckungen entrissen, auf die Engländer und Holländer überging und in deren Händen zu einer in der Geschichte Europa's noch nie gesehenen Größe heranwuchs.

Allein nur diejenige Macht findet ihren Untergang, welche anfänglich den ersten Rang behauptete, und auf ihre Kosten erstarken die Mächtigen, denen sie zuletzt Spielball und Kampfpreis ist. Die Schönheit Italiens reizt die unheilbringende Liebe der Fremden, welche aus fernen Ländern ihre Banden ausschicken, um Florenz oder Siena zu zerstören, Rom oder

Mantua zu brandschatzen, oder die Neapolitaner, welche nach Brod schreien, zu erschießen*). Mit den Fremden in Berührung gekommen, fürchtet Italien mehr den Verlust seiner Unabhängigkeit als den seiner Freiheit; und während jeder Staat sich die erstere zu erhalten sucht, kümmert sich keiner um das Wohl der gesammten Nation, wähnt jeder sich selbst vertheidigen zu können, und den Fremden ebenso an Kraft überlegen zu sein, wie er sie an Bildung übertrifft. Ohne Zweifel hat Italien seinen Untergang selbst verschuldet; aber sehr leicht läßt sich derjenige zu einem zu scharfen Tadel verleiten, der es nicht als Opfer bemitleiden will. Und in welcher Größe zeigt es sich nicht im letzten Augenblicke! Gegen das ganze verbündete Europa hält Venedig Stand und treibt zu fünf vom Hundert die ihm nöthigen ungeheuren Summen auf, während Frankreich nicht für vierzig Geld bekommen kann, ja es vermag zu Lepanto noch den Halbmond zu demüthigen. Die Kräfte von Frankreich, Spanien und Deutschland, bald mit einander verbündet, bald feindlich sich gegenüberstehend, wollen eine Freiheit ersticken, durch deren Fortbestehen sie sich in dem Streben nach einer Universalmonarchie gehemmt fühlen; und Italien, als ob es den verlornen Ruhm durch andere Lorbeeren ersetzen will, Italien singt, malt, meiselt vorzüglicher als je zuvor.

Aber das Opfer wird vollbracht; und während die andern Völker im Fortschritte begriffen sind, bleibt Italien, früher unter allen das erste, stehen; seine Zersplitterung wird immer dauernder, seine Literatur beschränkt sich wieder auf die Nachahmung, seine Kolonien werden ihm entrissen, selbst die schönen Künste, vordem sein Stolz, bilden nur das Bild einer äußerlich prunkvollen, im Wesen aber traurigen Entartung.

Die amerikanischen Kolonien, die Reformation, die Eroberungen, die Zerstückelung Italiens, die mehr und mehr hervortretenden dynastischen Interessen schaffen der Diplomatie eine bis jetzt unerhörte Bedeutung. Mit Thätigkeit und Wachsamkeit beansprucht sie die Regelung der Welt, obgleich ihre ganze Aufgabe im Grunde sich darauf zurückführt, die Veränderungen anzuerkennen, sobald sie als unvermeidlich und vollendete Thatsachen dastehen. So erkennt sie die Schweiz an, Preußen, Holland, die Protestanten, weil sie ihr Aufkommen nicht hat hindern können.

---

*) Es dürfte zu erinnern sein, daß ein Italiener hier spricht. D. B.

Auf diese Weise entsteht eine neue Art von Größen, die Diplomaten, welche zu wachen haben über die Wahlen des Kaisers, des Königs von Polen, des Papstes, über die Unzufriedenheit der Völker, über die Vermählungen der Großen.

Auch auf die Wichtigkeit der Staatsökonomie wurde man aufmerksam. Sully führte sie in Frankreich ein, Elisabeth ahmte dieses Beispiel in England nach, die Holländer brachten sie gleichfalls in Anwendung, und die von ihnen eingeführte direkte Besteuerung reichte zur Deckung der Kosten ihres langen Krieges aus; bei andern Staaten fand dies Nachahmung; und in der That bietet diese Quelle gesicherten Einkommens zugleich eine treffliche Ausgleichung mit dem Steigen der Bedürfnisse, des Luxus und der Betriebsamkeit.

Kriegerische Tüchtigkeit blieb in Italien fortwährend in hohem Ansehen, aber vorzüglich bei dem Adel, und deshalb schlug sie hier nur zum Vortheile der Fremden aus. Als ausgezeichnete Feldherrn bewähren sich Giovan, der Führer der schwarzen Banden, Prospero, Fabrizio, Antonio Colonna, Gian Paolo Baglione, Medeghino, Guido Rangoni, dann die Herzoge von Urbino und Parma, welche sich von ausländischen Königen gegen die Freiheit Anderer besolden ließen; aber ein noch größeres Verdienst erwarben sich die Schöpfer der Kriegsbaukunst, Martini, Lantieri, Cattaneo, Maggi, Sanmicheli, Marchi. Der langwierige Krieg Hollands, welcher fortwährend zwischen Vertheidigung und Angriff wechselte, führte großartige Fortschritte in der Kriegskunst herbei, so daß es in Zukunft nur noch der geschickten Anwendung von Taktikern, wie Turenne und Montecuculi bedarf.

Indem zugleich die öffentliche Meinung von Tag zu Tag mehr an Bedeutung gewann, vermehrte sich hiedurch die Macht der Presse, welche von den philosophischen und kritischen Spekulationen einem volksthümlicheren Gebiete sich zuwendet, erst Luther seine Bahn eröffnet, und dann im dreißigjährigen Kriege den Parteien zur Kriegsposaune dient; bald schürt sie das Kriegsfeuer der Fronde, gleichsam zum Vorspiele der Allmacht, die sie in den Revolutionen unserer Tage offenbaren wird. Schon beginnt man ihre Macht zu fühlen in jenem allgemeinen Streben, sich vom Althergebrachten loszumachen, ein neues Zeitalter der Ideen, des Glaubens, der Einrichtungen, der Gewohnheiten herbeizuführen und sich auf jene neue Bahn zu stürzen, die sich

der unruhigen Forschbegierde des menschlichen Geistes geöffnet hatte.

Dennoch blieb inmitten all dieser Erschütterungen, die einen vollständigen Bruch mit der Vergangenheit herbeizuführen drohten, fortwährend das Bedürfniß bestehen, sich an die Stimmen Anderer zu halten und sich auf die Autorität entweder der Vorfahren oder der Zeitgenossen zu berufen. Die Satyre, philosophisch in ihrem Wesen, ist pedantisch in der Form bei Hutten, bei Erasmus in der Menippe; Copernikus sucht zu beweisen, daß sein System den Alten bekannt gewesen, Colon sammelt die Stellen, in denen die alten Schriftsteller seine Entdeckung zu ahnen scheinen, die Protestanten knüpfen ihre eigenen Aufstellungen an die erste Kirche, wobei die Waldenser und ihre Abzweigungen ihnen zur Vermittlung dienen; Grotius stellt nach dem Vorbilde der Alten das neue Völkerrecht auf.

Selbst das Volk wird als Schiedsrichter berufen, indem man dasselbe durch Vernunftgründe zu überzeugen oder durch eine Autorität, der es Vertrauen schenkt, hinter's Licht zu führen sucht. Karl IX, die beiden Heinriche, die Liga, die Sechszehn verlangen stets die Ansicht oder das Gutheißen der Sorbonne, der Concilien, des Papstes. Karl V eifert für seine Unschuld an der Haft Clemens VII; die Holländer erlassen Manifeste, um sich zu rechtfertigen; Alle glauben sich vor jenen Richterstuhl stellen zu müssen, über den sich Ferdinand der Katholische und der Herzog von Valentinois ungescheut lustig machten.

Unter diesem Einflusse konnten die großen Moralisten und Rechtsgelehrten sich geltend machen, ein l'Hopital, der das Blutbad der Bartholomäusnacht sah, ein Grotius und Mariana, die zur Zeit Philipps II lebten; sowie jene Vertreter des gesunden Menschenverstandes, welche die Menschheit von ihren Verirrungen zur Mittelstraße verwiesen, und jene starken Geister, die aus einem gegebenen Grundsatze die strengen Folgerungen zogen, oder auf dem Boden der Vernunft neue Rechtsprinzipien und neue Symbole des Glaubens gründen wollten.

Aus demselben Grunde wurden auch die Gelehrten und Künstler begünstigt. Hadrian VI, seiner Zeit als Barbar verschrieen, bittet Paolo Giovio, Gutes von ihm zu berichten. Dieser willfahrt ihm in seiner Geschichte, tadelt ihn aber in seinem Werke über die Fische, als er von ihm Nichts mehr zu hoffen oder zu verlieren hat. Der schändliche Pietro Aretino

wird von den Fürsten mit Schmeicheleien und Geschenken überhäuft und sogar der Göttliche genannt; Machiavelli, Erasmus, Bellarmin, Grotius erwerben sich durch die Feder eine wahre Macht, und die von Franz I und Leo X Künstlern geschenkte Gunst verblendet nicht nur die Zeitgenossen, sondern selbst die Nachwelt.

Welchen Nutzen haben die Wissenschaften dem Wohle der Völker gebracht? Bis zu welchem Grade hat die Gunst der Großen auf sie eingewirkt? Wir haben uns bemüht, darüber im Verlaufe dieses Buches Nachweisungen zu geben, und brauchen nicht noch einmal darauf zurückzukommen, vorausgesetzt, daß es uns gelungen ist, unsere Leser an eine richtige Unterscheidung der Form von der Idee zu gewöhnen.

Einzig in Rücksicht auf die Form betrachten diejenigen die Kunst, welche sie in die Fußstapfen der Alten zurückleiten wollten; wäre dies nicht der Fall, so würden sie vom Künstler verlangen, sich so in die heidnische Auffassungsweise hineinzuversetzen, daß er wirklich nach der Mode jenes Zeitalters gekleidet zu sein, im Geiste desselben zu handeln, zu denken, zu fühlen glaubte. Und bis zu solchen Folgerungen schienen die Lehrer der Kunst wirklich gehen zu wollen, als Fra Savonarola ihrem verwegenen Beginnen einen Damm entgegenzusetzen wagte. Allein er unterlag, und in Folge dessen ging die Umgestaltung der Kunst in Italien nicht von der Idee aus, wie in Deutschland, sondern von der Form und dem plastisch Schönen. Obgleich dort gleichfalls mit dem christlichen Spiritualismus neubelebt, protestirte die Kunst im Namen des Alterthums gegen das Mittelalter, und wenn sie anfänglich ihr neues Ideal mit dem Reize der Schönheit zu bekleiden trachtete, verwechselte sie bald das Wesen mit dem Scheine und begnügte sich mit dem Geschmacke statt der Begeisterung. Auch die Baukunst wandte sich in Italien, nachdem die große Einheit des Papstthums aufgelöst und die Baugesellschaften mit ihren Geheimnissen zu Grunde gegangen waren, der leichtern Form des Antiken wieder zu. Der Künstler lebt nicht mehr für das Volk und unter demselben, sondern ist genöthigt, die Geschenke und die Gunstbezeugungen der Höfe und der Großen zu suchen, zu deren Schmeichler er sich erniedrigt; und so verlieren die Künste ihre historische Bedeutung, weil die glücklichen Verhältnisse aufgehört, unter denen ihre Wiedergeburt sich vollzogen hatte. Bei den Protestanten

beschränkt sich die Kunst nur auf die Ausschmückung von Galerien und Gemächern und auf die Porträtmalerei.

In Zukunft ist die Aufmerksamkeit mehr von der Presse und dem Papier als von der Baukunst und dem Marmor in Anspruch genommen. Der Anfang des Jahrhunderts war reich an großen Gelehrten und scharfsinnigen Männern, aber arm an tüchtigen Kritikern. Die Reformation verschaffte den Studien neues Ansehen; die alten Sprachen erwiesen sich als nothwendig, nicht blos für das Interesse der Religion, sondern auch für die historische Zuverlässigkeit. Die schöne Literatur aber fand in dem Gewirre der damals angeregten Streitfragen ihren Untergang. Der Verdacht erstickte die Kultur in einigen Ländern, in denen sie große Fortschritte gemacht hatte, wie in Italien; anderswo verwarf man Alles, was einen mittelalterlichen Anstrich hatte, ein Vorurtheil, welches keine Originalität aufkommen ließ. Das Alterthum betrachtete man nicht mehr in seinen Beziehungen zur ganzen Weltgeschichte, sondern man wandte die dem Mittelalter, als dessen unwürdig, obgleich es das Kindheits- und Jünglingsalter der neueren Gesellschaften, entzogene Aufmerksamkeit ausschließlich auf das Griechische und Lateinische. Die Phantasie, erstorben bei den klassischen Völkern, die sich nur mit Nachahmungen und Compilationen begnügten, wieder aufgelebt zu den Zeiten der Kreuzzüge und der Communen, und durch das Christenthum verjüngt, so daß sie auf den Flügeln des Glaubens erhabenen Aufschwung nahm — mußte jetzt der Vernunft das Feld räumen, welche sowohl die Erinnerungen kaum vergangener Zeiten als die Mittel zur Verschönerung des Lebens verwarf, den Gedanken als erhaltende und zerstörende Kraft proklamirte und sich in unendliche Controversen stürzte. So wurde die Philosophie vom Glauben ausgeschieden und hiedurch zwar der Irrthum unterdrückt, aber gleichwohl kein besserer Weg zur Verbreitung der Wahrheit angebahnt. Die Folgen davon waren gewaltig. Rückwirkungen, die Knechtung des Gedankens trotz seiner erklärten Freiheit und die Nothwendigkeit anderer Umwälzungen.

Und in Wahrheit, wer zur Zeit der Reformation jene hochmüthige Verwerfung alles Alten wahrnimmt, wie Alles als Vorurtheil erklärt ward, was den eigenen Vorurtheilen widersprach, wie ein Gefühl des persönlichen Werthes sich brüstet, mit welchem selbst die Unwissendsten ihrer eigenen Ansicht vertrauen, jenes Vertrauen auf die Verbesserung der Welt, jenes eitle

Drängen nach einem erhabenen Ziele hin, ohne den Weg abzumessen; der wird hier mit wenig entfernten Zeiten Aehnlichkeiten genug entdecken. Der Revolution, welche im 16ten Jahrhundert ihren Anfang genommen, gab im 17ten Jahrhunderte die Alles regelnde Ordnung des großen französischen Königs und dessen überwältigendes Ansehen einen kurzen Stillstand. Im achtzehnten aber nahm sie ihre Bahn wieder auf, wenn sie auch wenig weiter kam. Montesquieu ließ in seinen Werken Bodin wieder aufleben, Mably trat in die Fußstapfen Hotmans, Rousseau schöpfte seine Begeisterung aus Montaigne; Grotius fand keine Nebenbuhler; schon hatte La Boetie die Freiheit proklamirt und hatten Almain und Jurieu die Volkssouveränität als System aufgestellt; auch konnten die Soupers des Baron von Holbach dem Zweifel keine größere Tragweite verleihen, als es schon Socin gethan hatte. So ist also jenes Jahrhundert der Vater und Vorläufer des unsrigen; alle jene Fragen, welche heutzutage Europa erschüttern, wurden damals angeregt und erörtert; die Logik zog unerbittlich die Konsequenzen, gegen welche in unsern Tagen die Geschichte und das Gefühl in heißem Kampfe begriffen sind, und wer weiß, ob uns nicht noch jetzt ein neuer dreißigjähriger Krieg erwartet, und ob nicht, wie damals, die Gräuel erst mit der gänzlichen Erlahmung der Kräfte ihr Ende finden werden!

Inhaltsverzeichniß.

Fünfzehntes Buch.

Dritte Abtheilung.

Seite.

Erstes Kapitel. Deutschland und der dreißigjährige Krieg 3

Ferdinand I. — Maximilian II. — Rudolf II. — Union. — Katholische Liga. — Jülicher Erbstreit. — Matthias. — Ferdinand II. — Ulmer Vertrag. — Schlacht am weißen Berge. — Die Gegenreformation. — Maximilian von Bayern, Kurfürst. — Oberösterreichischer Bauernkrieg. — Bethlen Gabor. — Fürstliche Abenteurer und Freibeuter. — Pfälzischer Krieg. — Wallenstein. — Der Kaiser und die Hansestädte. — Mantuaner Erbfolgekrieg. — Friedensschluß mit Dänemark. — Restitutions-Edikt.

Zweites Kapitel. Der dreißigjährige Krieg. Zweite Hälfte 112

Regensburger Fürstentag und Wallensteins Sturz. — Gustav Adolfs Einfall in Deutschland. - Magdeburgs Erstürmung. Schlacht bei Breitenfeld. — Tilly's Tod. — Wiedereinsetzung Wallensteins. — Schlacht bei Lützen. — Tod Gustav Adolfs. — Französische Politik. — Wallensteins Ermordung. — Schlacht bei Nördlingen. — Prager Frieden. — Tod Ferdinand II. Sein Charakter. — Ferdinand III. — Der westfälische Friede.

Drittes Kapitel. Päpste nach dem Trientner Concil . 199

Pius V. — Gregor XIII. — Kalenderverbesserung. — Sixtus V. — Paul V. — Bulle In coena Domini. — Gregor XV. — Urban VIII.

Seite.

Viertes Kapitel. Skandinavien 219

Christian II. — Das Stockholmer Blutbad. — Gustav I, Wasa. Dänemark. Friedrich I. — Christian III. — Grafenfehde. — Schweden. — Erich XIV. — Johann III. — Karl IX. — Gustav Adolf. — Friedrich II von Dänemark. — Christian IV.

Fünftes Kapitel. Polen. Lithauen. Lievland . . . 252

Alexander I. — Sigismund I. — Kosaken. — Sigismund II. August. — Lievland. — Zwischenregierung. — Heinrich von Valois. — Stephan Bathori. — Sigismund III. — Wladislaus VII.

Sechstes Kapitel. Französische, spanische und portugiesische, englische, deutsche und nordische Literatur . . . 267

Französische Literatur. — Amyot. — Marot. — Villon. — Margaretha von Novarra. — Die Plejade der antikisirenden Formkünstler. — Ronsard. — Jodelle. — Desportes. — Malherbe. — Die Satyriker. — D'Aubigné. — Der komische Sittenroman. Rabelais. — Kanzelredner. — Juristen. — Spanische Literatur. — Mendoza. — Cervantes. — Lope de Vega. — Quevedo. — Calderon. — De Solis. — Portugiesische Literatur. — Saa de Miranda. — Camoens. — Barros. — Englische Literatur. — Spencer. — Euphuismus. — William Shakspeare. — Deutsche und nordische Literatur. — Hans Sachs. — J. Fischart. — Thomas Murner. — Ulrich v. Hutten. — Thierdichtungen und Volksbücher. — Niederländische Literatur. — Nordische Literatur. — Lateinische Poeten der Gesellschaft Jesu.

Siebentes Kapitel. Juridische, politische, moralisch-philosophische, theologische, spekulative, historische und gelehrte Literatur 372

Politische Philosophie. — Politische Oekonomie. — Jurisprudenz. — Völkerrecht. — Hugo Grotius. — Theologie. — Bellarmin. — Casuistik. — Moralisten. — Michael Montaigne. — Spekulative Philosophie. — Peripatetiker. — Vanini. — Petrus Ramus. — Patrizi. — Jakob Böhme. — Giordano Bruno. — Thomas Campanella. — Francis Bacon. — Philologie und Geschichte. — Carlo Sigonio. — Matthias Flacius Illyricus. — Baronius.

Achtes Kapitel. Exakte Wissenschaften 481

Mathematik. — Astronomie. — Johann Keppler. — Galileo Galilei. — Mechanik. — Hydrostatik. — Hydraulik. — Optik. — Naturwissenschaft und Heilkunde. — Konrad Geßner. — Aldrovando. — Botanik. — Mineralogie. — Chemie. — Anatomie. — William Harvey. — Heilkunst.

Seite.
Neuntes Kapitel. Zur Kulturgeschichte 571
Luxusgesetze. — Paracelsus. — Rosenkreuzer. — Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim. — Cardanus. — Hexen und Hexenprozesse. — Kriegswesen.
Rückblick 642

Zentralbibliothek Zürich
ZM03018644